

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Zwölfter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

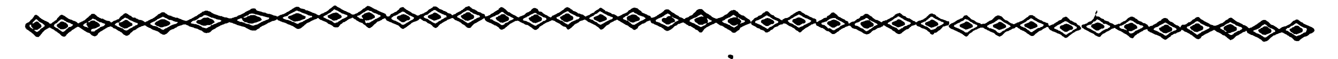
Januar bis Juny.

1841.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Mythe und Sage. Versuch einer wissenschaftlichen Entwickelung dieser Begriffe und ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben. Von Dr. George. Berlin 1837. Verlag von Schröder.

Zu keiner Zeit hat man so sehr das Bedürfniß gefühlt, sich über das Wesen und die Natur der Mythologie zu verständigen, als in der unsrigen. Ein inneres, wenn auch nicht immer klares Gefühl von der Nothwendigkeit, auf diesem Gebiet sich Aufklärung zu verschaffen, treibt zu dieser Untersuchung und zeigt immer deutlicher, daß ohne Aufschluß über die innern Verhältnisse dieser Wissenschaft die wichtigsten Seiten des menschlichen Geistes in Dunkelheit gehüllt bleiben werden. Vielfache Forschungen auf andern Gebieten haben nachdrücklich auf die Nothwendigkeit eines innern Verständnisses der Mythologie hingewiesen und es wurde auch hier die Forderung immer lauter, an die Stelle der bloß äußerlichen Schulgelehrsamkeit ein tieferes, in die innern Verhältnisse des Gegenstandes wirklich eingehendes Forschen zu setzen und den Zusammenhang, in welchem diese Untersuchungen mit den großen Hauptfragen des menschlichen Geistes stehn, aufzuzeigen und von hier aus ein wirkliches Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten.

Eine äußere Nöthigung drängt oft den Geist des Menschen viel weiter zu gehen, als er es beabsichtigte, und ohne es gewollt zu haben, gelangt er zu Fragen, ohne deren Lösung an ein Weiterkommen nicht zu denken ist, und welche den eigentlichen Grund aller Wissenschaften berühren. Die nothwendige Folge davon ist, daß alle Wissenschaften mehr und mehr auf einen Mittelpunkt hinarbeiten müssen und wir sehen, wie bey der einen Forschung über das Wesen der Mythologie die wichtigsten Gebiete des menschlichen Geistes aufs innerlichste betheiligt sind.

Allein hier kann nur ein inneres, dynamisches Erkennen, welches nicht mit äußerlichen Begriffen und Reflexionen sich blos an der Oberfläche der Sache hin und her bewegt, sondern das wirkliche Wesen der Sache und den tiefern Zusammenhang eines Gebietes mit den höchsten Regionen nachzuweisen im Stande ist — nur ein solches Erkennen kann hier Etwas helfen, sonst bleibt es nur bey einem Schein- und Schattenwerk von Wissen, das mit seinen subjectiven Imaginationen und Abstractionen nicht an die großen Tiefen, um die es sich hier handelt, an die innern Verhältnisse des menschlichen Bewußtseyns und an sein Gebundenseyn an Gott hinankommen kann. Mit den ersten besten Einfällen, die unbegründet in der Luft schweben, die aber für diese oder jene Denkconstitution zufällig etwas Plausibles haben, unternimmt man nicht selten ohne Weiteres Gott und die Welt zu construiren und die merkwürdigsten und tiefsten Erscheinungen des menschlichen Bewußtseyns nach diesem Maaßstab zu beurtheilen. Von dem großen innern Entwicklungsproceß, der durch die ganze Entfaltung der Schöpfung und der Weltgeschichte hindurchgeht, von dem, was diesen ganzen Proceß veranlaßt, und was die darin ringenden Gewalten sind, von den Erscheinungen und Vorgängen, durch die er sich in Natur und Geist kund gibt — von allem diesen ist im Innern und Wesentlichen auf den wissenschaftlichen Gebieten, die dabey betheiligt sind, oft gar wenig zu vernehmen. Mit einem mechanischen, äußerlichen Denken wird man nie die tiefen innern Gründe jener Verhältnisse aufschließen.

zufällige Möglichkeiten und eingebildete Nothwendigkeiten, wie sie sich die willkührliche Reflexion schafft, lassen in das innere Wesen jenes großen Weltprocesses keinen Blick thun. Wie viel weiß man sich z. B. heut zu Tage mit der Redensart, daß derselbe Inhalt, den der Glaube in der Weise der Vorstellung besitze, in der Philosophie in der Form des Begriffs gewußt werde, und doch weiß der letztere trotz allem Begreifen über die Tiefen jenes Inhaltes gar nichts vorzubringen, als eben wieder diesen Begriff, und wenn man fragt, welche Schätze dieser vielgerühmte Schlüssel aufschließt, so wird versichert, dieser Schlüssel sey eben der gesuchte köstliche Schatz selbst. In allen Mythologieen und der ganzen Offenbarung findet diese Denkweise nichts anders, als diesen nichts aufschließenden Schlüssel. All die kleinlichen Denkbestimmungen und abstrakten Formen, all die willkührlichen Einfälle und Fiktionen, welche nach dem Maaß der jedesmaligen Denkfähigkeit sich bestimmen, haben sich jetzt das Gebiet der Mythologie ganz nach ihrer Bequemlichkeit zurecht gemacht und legen alle ihre Subjectivitäten in den weichen und geduldigen Stoff der Mythologie hinein. Aber gerade in der Mythologie sind alle solche willkührlich untergelegte Gedanken von Haus aus todtgeboren und eine jede solche Subjectivität ganz unmächtig, mag man noch so sehr versichern und es erzwingen wollen, daß sie nur aus der innern objectiven Natur der Sache von selbst hervorgegangen sey.

Ehe indeß Ref. sich über diesen Gegenstand weiter verbreitet, hält er es für seine Pflicht, zu erklären, daß seiner Darstellung und Beurtheilung die Ideen des Herrn Geheimenraths v. Schelling über Mythologie zu Grunde liegen; er nahm um so weniger Anstand, sich hiebey auf dieselben zu stützen, als sie durch die öffentlichen Vorträge ihres Urhebers über Philosophie der Mythologie ohnedieß schon eine große Verbreitung erhalten haben und in andern Artikeln dieser Gelehrten Anzeigen selbst schon durchgeschienen haben, ohne daß ihr Ursprung bezeichnet war.

Es sind nun vielmehr die mythologischen Gestalten nichts Gemachtes, Erdichtetes, aus einem äußerlichen Zustand Hervorgegangenes, sind keine Gedanken, die man in eine Hülle nachher eingeschlossen, sind nichts von äußerlichen Ursachen Abhängendes, nichts nach dem Verlauf einer Geschichte erst später einer Idee gemäß Ausgesonnenes, sondern sie sind etwas im Bewußtseyn der Menschen unfreywillig Erlebtes und Erfahrnes, etwas sich von selbst Aufdringendes, sie sind die Substanz und das Seyn der alten Völker selbst, die Schöpfer und Hervorbringer der alten Welt, ohne deren Erkenntniß und Enthüllung das ganze Alterthum eine unaufgelöste Hieroglyphe des Geistes bleibt, zu deren Enträthselung alle äußerlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der Kunst, Sprache, Geschichte und Antiquitäten allein nichts helfen, wenn nicht die Einsicht in diejenigen Grundverhältnisse und Tiefen hinzukommt, welche mit dem innersten Seyn und Wesen des menschlichen Bewußtseyns auf das engste verknüpft auch durch alle andere wissenschaftliche Gebiete, welche die höchsten und wichtigsten Fragen untersuchen, mit gleicher Geltung und Wichtigkeit sich hindurch ziehen und in ihrer innern Natur und Bedeutung dargestellt, auch allen andern den tiefsten Aufschluß gewähren. Die mythologischen Gestalten wurden nicht durch äußerliche geschichtliche Einflüsse und Ursachen hervorgebracht, sie sind keine am Tage des geschichtlichen Lebens producirte Anschauungen, keine bloßen Volksmeynungen und Vorstellungen, wie sie in jeder Zeit vorkommen können, sondern sie sind längst vor allen diesen vorhanden gewesen, unabhängig von aller Absichtlichkeit, Zufälligkeit und subjektiver Willkühr. Alle solche Aeusserlichkeiten, woraus man die mythologischen Erscheinungen gewöhnlich hervorgehen läßt, haben nichts zu ihrer ursprünglichen Entstehung und Fortentwicklung beygetragen.

Hiemit ist im Grund schon das ganze Unwesen, was man besonders jetzt mit Mythologie auf biblischem Boden treibt, abgethan und der ganze Versuch auf Gebieten, bey deren Erforschung alle reellen Gedanken ausgegangen sind, mit mythologischen Maschinerien und künstlichen Behülfen den Mangel tiefer und wahrer Einsicht zu ersetzen, auf seinen wahren Werth reducirt. Alle alten Völker stehen durch die innere Entwickelung der Mythologie in einem großen, nothwendigen Zusammenhang,

sie alle zusammen machen nur ein Ganzes in dieser Beziehung aus. Ihr ganzes Daseyn und Wesen, alle ihre Eigenthümlichkeiten können ohne das innere Verständniß der mythologischen Entwickelungen gar nicht erfaßt werden, da ihr ganzes Leben in allen seinen Aeusserungen und Erscheinungsweisen nach seinem innersten Grund von dem Standpunct abhängt, auf dem sie in der mythologischen Entwickelungsreihe stehen. Die ganze Natur des Alterthums wurzelt im religiösen Bewußtseyn der Völker — die Religion oder das eigenthümliche Gottesbewußtseyn jeder Stufe ist es, welches jedem Land und jedem Volk von Innen heraus die äußere Signatur aufdrückt.

Wenn ein jedes Gebiet des menschlichen Wissens nur dann in seinem wahren Lichte betrachtet wird, so fern das Centrum, in dem es wurzelt, in seinem innern Wesen erkannt ist und die Lebenskräfte, die in den einzelnen Organen wirken, auf ihre rechte Quelle zurückgeführt werden; so wird auch nur dann eine innerliche und Aufschlußgebende Betrachtung des ganzen Alterthums möglich seyn, wenn diejenigen Grundentwickelungen, durch welche das ganze damalige Bewußtseyn der Menschen in seinen innersten Tiefen bewegt wurde, durch eine eingehende Forschung aufgezeigt und ihre Entstehung, die innern Gesetze ihrer Entfaltung und die daraus hervorgehenden, mannichfaltigen mythologischen Erscheinungen als nothwendige Folgen eines großen Vorganges, als Fixirungen einer unaufhaltsam fortschreitenden Bewegung, als Producte einer im Innern vernünftig schaffenden und den großen Zusammenhang des Ganzen dynamisch wirkenden Gewalt dargestellt werden. Wird von dieser Seite die ganze Wissenschaft des Alterthums erfaßt und so der innerste Grund der alten Welt, dem alles Andere entwachsen ist und durch den alle ihre Gestaltungen bedingt sind, nachgewiesen, so tritt die tiefe innere Beziehung des ganzen Alterthums auf die christliche Welt erst in das rechte Licht, und die Alterthumswissenschaft hat dann nicht mehr bloß ein sprachliches, künstlerisches, geschichtliches 2c. Interesse, sondern diese ganze Seite der Geistesentwickelung der Menschheit erscheint als die eine große Hemisphäre in dem geschichtlichen Weltproceß, welche

als die nothwendige Voraussetzung der christlichen Welt prophetisch vorausging und das Verständniß dieser erst vollständig eröffnet, wenn sie selbst in ihrer wahren Natur erkannt ist. Die alte Welt erscheint dann nicht bloß als äußerlich geschichtliche, sondern auch als innere nothwendige Grundlage der christlichen Welt und giebt dann den Schlüssel zum Verständniß vieler Seiten der letzteren, wenn die Kräfte und Gewalten, die in beyden wirken, innerlich erkannt und in die gehörige Beziehung auf einander gesetzt werden. Es dient dieß zum Beleg dessen, was wir oben andeuteten, daß durch eine universelle und tiefe Betrachtung der Wissenschaften die innern Gründe derselben zuletzt auf einige große Hauptverhältnisse und Fundamentalgewalten zurückgehen und in diesen sich einigen. Wenn überhaupt die Wissenschaften einen wahrhaft tiefen und göttlichen Gehalt und Werth besitzen und im Höchsten ihre Wurzeln zu haben sich nicht mit Unrecht rühmen wollen, so müssen die großen Einheitspuncte und Grundmächte aufgezeigt werden, von welchen sie alle gehalten und durchdrungen den Einen großen Weltproceß nach seinen verschiedenen Seiten und Manifestationen, jede auf ihrem Standpunct, nachweisen, und die Natur und Art seiner Erscheinung auf den verschiedenen Gebieten zur Erkenntniß bringen sollen.

Denn gleichwie wir in der Weltgeschichte sehen, daß zuerst die einzelnen Völker und Staaten mehr abgesondert und scheinbar fast beziehungslos oder nur in ganz äußerlichen Verhältnissen sich neben einander bewegen, während doch innerlich schon alle Fäden zu einem großen gemeinschaftlichen Hauptplan angelegt sind und alle unsichtbar in einer großen Grundbasis wurzeln — wie wir dann sehen, daß die gegenseitigen Beziehungen immer enger und eingreifender, die Völker immer mehr an Ein Interesse gekettet und ihre Verbindungen mit einander immer welthistorischer und verschlungener werden, und alle Kräfte und Bestrebungen mehr und mehr nach einigen großen Hauptrichtungen sich vertheilen, die selbst bey der scheinbar größten Entgegensetzung doch nur Einem Zweck dienen müssen — wie wir dann zuletzt sich alle Mächte zu gewaltigen geistigen Massen schaaren und alle einzelnen

Kräfte auf dieser und auf jener Seite in einem Hauptpuncte sich concentriren sehen, um je näher der Entscheidung und den großen Momenten eines Hauptumschwungs, die Sache im Ganzen und Großen weiterzuführen — eben so erblicken wir denselben großartigen Entwicklungsgang in der innern Fortbewegung der einzelnen Wissenschaften, solcher wenigstens, die nicht bloß aus gelehrtem Tand und in einem geistlosen Aggregat äußerlicher Kenntnisse bestehen, sondern damit beschäftigt sind, auch eine Seite der Entwicklung des großen Weltprocesses innerlich darzustellen — sehen hier ebenso, daß auch sie alle sich an die großen Hauptfragen, um die es sich hier eigentlich handelt, anschließen, und in den centralen Gang der Hauptrichtungen mit eingehen und eingreifen wollen, um dadurch eine Würde und Geltung zu erlangen, die ihnen einen wahren Werth verleiht. So ist auch der Mythologie jetzt eine wichtige und entscheidende Stimme in den großen Lebensfragen der Wissenschaften zu Theil geworden und ihr Gebiet ist es, auf welchem große Grundrichtungen, die fast auf allen Gebieten ihre Macht entwickeln, einen nicht unbedeutenden Kampf mit einander auszufechten im Begriff sind. Es ist schon viel gewonnen, wenn nur die typhonische Gewalt einer falschen Grundrichtung einmal recht offen herausgeht aus ihren Schlupfwinkeln und sich ganz und unverhüllt, wie sie ist, in ihrem eigentlichen Wesen zeigt; die Wahrheit wird sie dann wohl, gleich einem Herakles, von ihrer Mutter trennen und mit starken Armen zu bändigen wissen.

Es ist dieß das eigenthümliche Verdienst des deutschen denkenden Geistes und seiner nach dem Tiefsten strebenden Natur, daß er erst gezeigt hat, was der eigentliche Sinn und Zweck aller Wissenschaften seyn müsse und worauf es beym Forschen und Ringen auf allen geistigen Gebieten eigentlich abgesehen sey; er hat dargethan, daß die Wissenschaften nicht ein eitles Schaugepränge geistreicher Rednerey, nicht ein die Interessen des Nützlichen und Bequemen förderndes Handwerk, keine bloße Sammlung äußerlicher Kenntnisse oder nur ein Beförderungsmittel für feinere Weltpolitur — auch keine bloße Aufklärung des Verstandes oder ein langweiliges System logischer und mathematischer Vernunft seyn sollen — sondern zur Befriedigung des unvertilgbaren Sehnens und Verlangens, alle Dinge in Gott zu sehen und zu der von dem menschlichen Geiste von jeher versuchten Durchführung dieses Strebens auf dem Weg eines wahrhaften und reellen Denkens führen sollen, welches mit einer wahren Erkenntniß und Aneignung der Tiefen des Christenthums zusammenfallen muß, wenn es zu einer wirklichen Lösung kommen soll. — Soll nun auch die Behandlung der Mythologie auf einem wahrhaft wissenschaftlichen Standpuncte stehen, so muß auch sie an den höchsten Puncten anknüpfen, und hauptsächlich müssen hier die großen, dem menschlichen Geist zu Grund liegenden Principien bey der ganzen Entwicklung als in ihr wirkend und sie hervorbringend aufgezeigt und dargelegt werden.

Der Herr Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich nun auch vorgesetzt, die ganze Frage über die Natur und das Wesen des Mythus und der Sage wissenschaftlich zu beleuchten und mittelst der bey dieser Untersuchung aufgefundenen Bestimmungen höchst schwierige Fragen zu lösen. Er geht dabey von der Ansicht aus, es müsse, um jede historische Erscheinung, der immer eine Idee zu Grunde liege, genau und vollständig aufzufassen, die äußere Erscheinung mit den Sinnen und dem Verstand erfaßt, und die innere Idee von dem Gefühl ergriffen und angeschaut werden.

Keines von beyden könne aber auf eine absolute Weise geschehen, daher zeige sich hier immer ein Mangel oder eine Beschränkung, wodurch immer ein Mehr oder Minder gesetzt werde, und die Wahrheit nur als eine relative erscheine. — Von allem andern hier noch abgesehen, ist es unstatthaft und gegen die Wirklichkeit, die Functionen des Geistes auf solche Weise zu trennen und so zu vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Mythe und Sage. Versuch einer wissenschaftlichen Entwickelung dieser Begriffe und ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben. Von Dr. George.

(Fortsetzung.)

Will man einmal eine solche Vertheilung vornehmen, so ist gar nicht abzusehen, warum nicht bey der Auffassung der äußerlichen Erscheinungen und Eindrücke das Gefühl eben so sehr wie der Verstand betheiligt seyn soll, warum die Ideen gerade dem Gefühl allein zukommen sollen, und nicht eben so gut dem Verstand und der Vernunft. Es wäre eine solche Eintheilung überhaupt ganz anders zu bestimmen. Ein solches einseitiges Hervorheben *einer einzelnen* Seelenkraft, nach welcher, während die eine Geistesfunktion wirkt, die andern im tiefen Schlaf liegen sollen, ist überhaupt etwas Unwirkliches und Unnatürliches. Die Natur des Geistes mit seiner innern Freyheit und Spontaneität ist etwas ganz anderes und ruht auf einer viel tieferen, in allen einzelnen Funktionen herrschenden Grundkraft, als daß er mit solchen äußerlichen psychologischen und phänomenologischen Bestimmungen ins rechte Licht gesetzt würde, bey welchen, trotz allen Versicherungen wissenschaftlicher Schärfe und speculativer Begriffsentwicklung, doch Alles höchst mechanisch und äußerlich von Statten oder vielmehr nicht von Statten geht. Um die Natur des menschlichen Geistes wahrhaft entwickeln zu können, müßten erst höhere Regionen aufgeschlossen seyn.

S. 5. werden jene Gedanken weiter fortgeführt: die relative Wahrheit müsse immer eine subjective seyn, weil der eine mehr die Idee, oder die Seele, der andere mehr die Erscheinung ins Auge fasse und zu erkennen fähig sey. Die absolute Wahrheit müsse aber immer der Maaßstab bleiben, wenn gleich stets in der Wirklichkeit als das unbekannte Glied = X. Der Irrthum sey deßwegen bald mehr auf der Seite einer falschen Auffassung der Erscheinung im Verstand, bald mehr auf Seiten einer falschen Auffassung der Ideen im Gefühl. Bey diesen Bestimmungen, die es nur mit der gewöhnlichsten Betrachtungsweise alltäglicher Erscheinungen zu thun haben, ohne auf tiefere Verhältnisse irgend einzugehen, ist die Natur der Ideen auf eine sehr vage, oberflächliche und untergeordnete Weise aufgefaßt. Es werden hier zufällige Gedanken aller Art darunter verstanden, sie mögen nun sonst beschaffen seyn, wie sie wollen; jeder innere Sinn, der in etwas Aeußerlichem sich ausdrückt, wird hier Idee genannt. Damit ist natürlich aller Zufälligkeit und subjectiven Willkühr Thür und Thor geöffnet, und wir werden im weiteren Verlauf sehen, welch eine merkwürdige Rolle solche Ideen in der mythologischen Welt spielen müssen. Die Ideen, und in Beziehung auf den hier behandelten Gegenstand die mythologischen Ideen sind ganz andere reelle Mächte und Grundgewalten, welche im tiefsten Innern des menschlichen Bewußtseyns herrschend mit Nothwendigkeit sich im großen Entwicklungsgang der Mythologie entfalten und die ganze Eigenthümlichkeit und Natur der alten Welt hervorbringen. Der Verf. scheint sich über die Natur der Ideen überhaupt bey den großen Denkern der Menschheit keinen Rath erholt zu haben. Sogar im 3ten Theil von Hegels Logik hätte er schon solidere Bestimmungen darüber, als die seinigen, in logischer Beziehung wenigstens, finden können.

Der Irrthum in der Auffassung von Ideen und Erscheinungen wird nur ganz äußerlich zufälligen Umständen und der subjectiven Fähigkeit des Einzelnen zugeschrieben, je nachdem jemand der

Thatsache näher oder ferner steht, ein feineres und genaueres Gefühl hat u. dgl. Aber in der Wissenschaft kann von solchen subjectiven Zufälligkeiten keine Rede seyn, auf diese Weise eröffnet sich bloß das unendliche Feld des Zufalls und der Willkühr, aber kein Gebiet, auf dem mit objectiven Gründen und vernünftiger Nothwendigkeit etwas aus nachgewiesenen Principien entwickelt würde. Wollte aber der Verf. auf die Natur und die Macht des Irrthums oder der relativen Wahrheit in Beziehung auf Mythologie sich einlassen und nachweisen, welches das Wesen jenes Irrthums sey und woher der Grundirrthum, der die ganze Mythologie veranlaßte, stamme, so hätte er sich auf ein Gebiet einlassen müssen, das ihm freylich ganz unbekannt geblieben ist. Er hätte den Ursprung und Grund jenes großen Risses nachweisen müssen, wodurch das menschliche Bewußtseyn aus seinem primitiven Zustand gesetzt wurde. Aber der Verfasser hat weder eine Vorstellung von einem solchen ursprünglichen Zustand, noch von jenem großen, alles bestimmenden Vorgang. Die subjectiven Irrthümer, die der Verfasser in mythologischen Erscheinungen sieht, sind ungefähr von der Art, wie wenn irgend eine Begebenheit von zwey verschiedenen Seiten aufgefaßt wird oder abweichende Berichte über dieselben Vorgänge gegeben werden, denen er aber gar nicht jene interessante Seite abzugewinnen, noch über den innern Grund solcher Verschiedenheit etwas Gedachtes vorzubringen versteht, wie z. B. Niebuhr in seiner Römischen Geschichte es einmal über zwey ganz verschiedene Ansichten von dem Resultat der Schlacht bey Lützen in ein und demselben Lager so belehrend zu thun weiß oder Luden in der Vorrede zu einem Bande seiner deutschen Geschichte über verschiedene Auffaßungen einiger Vorgänge i. J. 1806 so geistreich und gehaltvoll spricht.

Bey den mythologischen Gestalten handelt sichs aber um ganz andere Dinge, um die großen Evolutionen und totalen Veränderungen in den Grundanschauungen ganzer Völker, die weit außer dem Bereich des einzelnen Willens und des subjectiven Auffassens und Anschauens liegen.

Der Unterschied zwischen Sage und Mythus bestimmt sich nun nach dem Verf. (S. 10.) auf folgende Weise: in Beziehung auf die geschichtliche Wahrheit könne eine Thatsache von Seiten ihrer äußern Erscheinung ziemlich gleich und wahr fortgepflanzt werden (so weit nicht die Schwäche der Sinneswerkzeuge und des Gedächtnisses hindernd eintrete), während dabey die rechte Auffassung der Idee leide. Dieß sey das Gebiet der Sage. Werde hingegen (S. 11) die Idee, welche einer Thatsache zu Grunde liege, und in dieser ihren Ausdruck erhalte, auf eine hinreichend wahre Weise gefühlt, so ersetze in Ermanglung einer vollständigen Erkenntniß der Thatsache, die Idee selbst durch eigne Thätigkeit und Anschauung diesen Mangel. Das sey der Begriff des Mythus d. h. die Bildung einer geschichtlichen Thatsache aus einer Idee heraus. Der Verf. hat einen sehr unrichtigen Begriff von dem innern Wesen der Mythologie, wenn er glaubt, die mythologischen Ideen (die freylich bey ihm gar keine solchen sind) hätten zum Hauptgeschäft solche äußerlich historisch scheinende Thatsachen zu bilden und zu ersinnen; sie schaffen freylich aber ganz andere Vorgänge und Gebilde, die in einem Element leben, von dessen Eigenthümlichkeit der Verfasser gar keine Ahnung hat.

Doch wir wollen ihn erst seine Hauptgedanken entwickeln lassen; S. 12 wird weiter gesagt: bey der Sage sey die Erscheinung gegeben und aus dieser würde auf die Idee zurückgeschlossen, bey dem Mythus sey umgekehrt die Idee gegeben und daraus bilde sich die Erscheinung. Da bey der Sage die Idee, bey dem Mythus die Erscheinung gesucht werde, so liege in diesem Gesuchten die Möglichkeit des Irrthums. Bey der Sage vergrößere sich daher der Irrthum auf Seiten der Idee immer mehr, je weiter sich die Sage vom Anfangspuncte entferne und vorwärts schreite, da hingegen bey dem Mythus die früheren Zustände, unter denen sich die der Idee entsprechende Erscheinung bilde, immer unbekannter würde, je weiter man zurückgehe, so müsse der Irrthum nach dieser Richtung immer zunehmen; wegen der falschen Auffassung der Idee kommen aber durch die Länge der Zeit auch Unwahrheit in die Sage, indem sich durch die falsch aufgefaßte Idee neue Elemente bilden; diese Elemente seyen aber dann Producte der Idee und

tragen jetzt den Charakter des Mythus an sich und so fließen hier Mythus und Sage zusammen, doch unter der Potenz der Sage. Dasselbe finde auch auf der andern Seite beym Mythus umgekehrt Statt, indem sich die durch die Idee gebildete Erscheinung ja auch durch Tradition fortpflanze. Daher werde der Unterschied der Sage und des Mythus nur ein relativer.

Dieß Alles sind nur kleinliche, unbedeutende Nebensachen und Bestimmungen, die keinen Aufschluß gewähren. Vorher müßten erst die Hauptbegriffe gehörig entwickelt werden. Aber diese Hauptbegriffe, die hier hinter die Ausdrücke Idee, Erscheinung rc. versteckt werden, sind nirgends berührt. Jene Ausdrücke sind nur leere Bezeichnungen, die man unentwickelt stehen läßt, ohne ihnen die rechte Bedeutung geben zu können. Wer über diese Dinge mit Erfolg sprechen will, der muß vorher ganz andere Fragen berühren. Vor allem müßte untersucht werden, wenn auf diesem Gebiet etwas geliefert werden soll, was einen wirklichen, wissenschaftlichen Werth hat, wie denn die Menschheit überhaupt zu einer Mythologie kommt, wie es zugegangen, daß sich mythologische Vorgänge und Gestalten im menschlichen Bewußtseyn entwickelt haben und worin das Wesen eines mythologischen Vorgangs im Allgemeinen besteht. Das setzt aber nothwendigerweise eine genaue, auf eine innere Entwicklung der Grundgewalten alles Seyns basirte Einsicht in den ursprünglichen Zustand des Bewußtseyns, in seine Grundverhältnisse und innerlichen Beziehungen zum Wesen und der Natur Gottes voraus, ferner eine Darstellung der großen Umänderung, durch welche das menschliche Bewußtseyn aus seiner primitiven Beschaffenheit heraustrat und nach Aufhebung des richtigen Verhältnisses der in ihm ruhenden Grundkräfte zu einer nothwendigen Bewegung und einem unfreywilligen Kampf in seinem Innersten fortgerissen wurde. Alles dieß, hier nur in möglichster Kürze angedeutet, müßte vorausgehen, ehe man sich in solche Einzelnheiten und Nebendinge mit Erfolg einlassen könnte. Ohne jene Grundbestimmungen entwickeln zu können, wird jeder Versuch, in der Mythologie einen reellen Aufschluß zu geben, vergeblich seyn, weil er der rechten Basis ermangelt, und ohne diese bleibt jede Untersuchung ein leeres, das innere Wesen der Sache gar nicht berührendes Räsonnement. Man mag sich noch so vornehmer Ausdrücke in solchen und andern philosophischen Forschungen bedienen, mag von wissenschaftlichem Geist, künstlerischer Architektonik, innerer Entwicklung der Natur der Sache in Form des Begriffs rc. sprechen, so viel man will, so lange man die großen Hauptfragen, um die es sich bey den gewaltigen Vorgängen des Geistes, welche die Geschicke der Völker bestimmten, handelt, gar nicht kennt, geschweige denn berührt und lößt, kann von Aufschluß auf diesen Gebieten keine Rede seyn.

S. 15 heißt es: da der Irrthum durch die Schwierigkeit der Auffassung und die nicht zu vermeidende Befangenheit bey der Darstellung entstehe, so sey er dadurch durchaus ein unbewußter. Der Begriff des Unbewußten bey dem Entstehen der mythologischen Erscheinungen ist allerdings ein nothwendiger und unerläßlicher, allein wie er hier gefaßt und dargestellt wird, zeigt er sich nur als eine ganz gewöhnliche psychologische Alltäglichkeit, deren zufälliges Mehr oder Minder rein subjectiv und willkührlich ist. Es ist hier keine Rede von einer vernünftigen, innern Nothwendigkeit dieses Unbewußten, dessen Grund gar nicht in einer subjectiven Auffassung oder Befangenheit zu suchen ist. Das ist gerade das große Räthsel in der ganzen Mythologie, nachzuweisen, von welcher Art die Gewalt ist, welche sich des menschlichen Bewußtseyns so bemächtigt, daß es in die unabweisliche Nothwendigkeit versetzt wird, gerade jetzt solche Vorgänge und Anschauungen in seinem Innern zu empfinden und gerade diese mythologischen Gestalten und Götter zu schaffen und als wahr anzuerkennen, ohne alles subjective Dazuthun und ohne alle reflectirende Absichtlichkeit. Darum vermochten die meisten bisherigen Versuche über Mythologie nichts aufzuschließen, weil sie von den im menschlichen Bewußtseyn bey diesen Vorgängen wirkenden Grundgewalten und der Ursache ihres Kampfes im Gemüth nichts wissen, sondern alle Erscheinungen kleinlichen, in der Hauptsache gar nichts wirkenden Nebenumständen zuschreiben z. B. dem Klima, der örtlichen Lage, Sümpfen, Winden, Jahreszeiten, dem Thierkreise, Gewittern, Bergen, Flüssen rc. und den Eindrücken dieser Dinge und sonstiger Naturkräfte aufs Gemüthe.

Das ist kaum die Schale an der Sache, geschweige denn der Kern. Die alten Völker hatten selbst über solche Dinge viel tiefsinnigere und natürlichere Ansichten, als daß es ihnen begegnen konnte, das Innere ihrer religiösen Anschauungen in solchen Trivialitäten aufgehen zu lassen.

Wenn S. 16 gesagt wird, daß der wissenschaftliche Forscher aus der Erscheinung die Idee erkennen und für die Idee die nothwendige Erscheinung finden soll, wobey er freylich nur zur höchsten Wahrscheinlichkeit allenfalls gelangen könne, so ist hier, abgesehen von der vagen Unbestimmtheit, mit der diese Gedanken hingestellt werden, zu bemerken, daß ein Forscher, der die innere Natur und Genesis der mythologischen Vorgänge und Gestaltungen wahrhaft erkannt hätte, wohl im Stande seyn möchte, die Grundentwickelungen nach ihrer innern vernünftigen Nothwendigkeit fest und entschieden hinzustellen, ohne sich bloß aufs Rathen und Hypothetische beschränken zu müssen, was gewöhnlich da seine Stelle hat, wo man ohne feste Grundgedanken es nur mit empirischen Einzelnheiten zu thun hat. Es handelt sich hier nicht um einige Combinationen und Vermuthungen, sondern um das Verständniß und die Einsicht in das Alles Einzelne beherrschende Wesen und Innere der Grundverhältnisse, welche hiebey wirken und ihrer Manifestation. Es liegt der ganzen Ansicht des Verf. der Irrthum zu Grunde, als ob die Mythologien zufällige, wenn auch zum Theil unwillkührlich im Volk entstandene Einbildungen und ein Aggregat von irrthümlichen, halbwahren Berichten und Ansichten seyen.

Wenn man, wie hier geschieht, die Gebilde der Mythologie nach dem Maaßstab eines historischen Zustandes mißt, und ihr Aeußeres als eine Entstellung und Abweichung von wirklich dagewesenen historischen Zeitumständen ansieht, die man auf eine irrthümliche Weise später nachmacht, um eine Idee bequem in die Vorzeit verlegen zu können, oder wenn man glaubt eine später ersonnene sogenannte Idee sey wirklichen Begebenheiten untergelegt worden, so ist man freylich auf dem schlechtesten Standpunct, den man für die Mythologie finden kann. Die Mythologie ist dann nichts, als eine Erdichtung früherer Zustände für später aufgekommene Ideen oder ein Hineinlegen von Ideen in Begebenheiten, deren innern Ursprung und Veranlassung man nicht mehr recht kennt; auf diese Weise wird die ganze mythologische Welt zu einer sehr geistlosen Sammlung von subjectiven Einfällen, Plattheiten und Entstellungen an sich schon sehr dürftiger Gedanken gemacht, welche die frühere Zeit gehabt und die spätere noch dazu verdreht und verfälscht haben soll; von einer innern Tiefe, von einem unbewußt zu Grund liegenden System, von einer vernünftigen Nothwendigkeit der Entwicklung kann dann natürlich keine Rede mehr seyn.

Das Wesen der Sage hat nun nach dem Verfasser (S. 20) den Ursprung, daß der Sohn immer das, was der Vater ihm erzählte, noch mehr entstellt und verschlechtert. Damit ist aller tiefere Gehalt der Sagen vernichtet und ihr Ursprung der allerdürftigste, den es giebt, und ihr Gehalt wird dadurch gar nicht gehoben, daß ihnen später untergelegte, erdichtete Ideen einen höhern Sinn geben sollen.

Die Sagen beginnen nach dem Verfasser mit dem Heldenzeitalter, (S. 22) wo nach langer Einförmigkeit die Kräfte zuerst in großen Erscheinungen sich regen bis zur Fixirung derselben durch die schriftliche Aufzeichnung. Die großartigen Begebenheiten jener Zeit würden alsdann, fährt der Verf. fort, durch die Sage fortgepflanzt, was dagegen die Sage leergelassen, z. B. der Ursprung der Institutionen, Sitten, Gesetze rc. würde Gegenstand des Mythus, welcher in der unbewußten Bildung von Thatsachen aus der Idee heraus bestehe (S. 23). Der leere Raum vor der Sagenbildung, die Urzeit vor dem Heldenalter, sey also der Ort, an welchen der Mythus anknüpfe; wenn das Volk später zu einem höheren Bewußtseyn erwache, so fülle die bildende Thätigkeit der Idee dieses weite Feld mit einem Reichthum von Mythen aus. Der Mythus habe daher seinen Ursprung in der Unbekanntschaft mit den Thatsachen der Vorzeit und in dem Interesse an denselben, er bilde sich also weit entfernt von der Zeit seines Gegenstandes nach dem Interesse in verschiedenen Zeiten.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Mythe und Sage. Versuch einer wissenschaftlichen Entwickelung dieser Begriffe und ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben. Von Dr. George.

(Fortsetzung.)

(S. 24) Die mythenbildende Thätigkeit trete daher in ganz historischen Zeiten auf, da hier keine Kenntniß jener frühesten Thatsachen vorhanden sey, gerade diese Unkenntniß wolle die Mythenbildung aufheben, da man über die frühesten Zustände, den Ursprung der Institutionen rc. keine Ueberlieferung habe. (Seite 25) Ideen, die erst viel später sich entwickelt hätten, würden jetzt in jene Zeiten hineingetragen. Bey den Gebildeten entständen so die Mythen, während die Sage mehr im Volk sich fortpflanze. Gerathe dann die Geschichtschreibung und die Wissenschaft in Verfall, dann stelle sich das Mythische erst recht ein, wie bey den Produktionen des Mittelalters und seiner Geschichtsbearbeitung; hier sey die Zeit, die der Mythus darstellt, und seine Entstehung sehr nahe beysammen. (S. 26, 27.)

Der Verf. zeigt in dieser Auseinandersetzung deutlich, daß er den Gegenstand der Mythologie eben so wenig kennt, als die Art und Weise ihres Entstehens. Von solchen späten Reflexionen über den Ursprung der Institutionen eines Volkes, von solchen Bestrebungen eine unbekannte Vorzeit mit irgend einem Inhalt zu versehen, und von solchen Meynungen, die in historischen Zeiten sich über die Urgeschichte bilden, ist in der wahren Mythologie gar keine Rede. Die Zeit erwachter Reflexion kann nicht die Geburtsstätte der Mythen seyn; wenn solche Erfindungen, Mährchen und Einbildungen entstehen, wie sie der Verf. für Mythen hält, ist die Zeit der eigentlichen Mythenbildung längst abgelaufen; diese späteren Fiktionen sind entweder künstliche Spielereyen der Phantasie mit poetischer Ausschmückung, oder spätere Volksmeynungen ohne alle mythenbildende Kraft, oder Mährchen einer unhistorischen Zeit. Daß aber die Mythen aus Vorgängen und Prozessen entstehen, welche nach der großen Zerreißung und Versetzung des menschlichen Bewußtseyns aus seinem Urzustand mit unwiderstehlicher Gewalt sich desselben bemächtigten und hier in successiver Entwicklung die verschiedenen Gestalten der Religionen vor aller Reflexion und allem Zusichselbstkommen herausbildeten, ehe es das Bewußtseyn selbst noch inne ward, — daß durch die auf das menschliche Bewußtseyn ausgeübte Wirkung der göttlichen Grundgewalten, in denen alle Dinge ihre Wurzel haben, auf eine innerlich nothwendige Weise gerade jedesmal solche Erscheinungen, solche Anschauungen im Bewußtseyn und solche Göttergestalten hervorgehen mußten — daß durch jede solche Stufe der Entwicklung ein ganzes Völkerbewußtseyn sich bildete — daß Volk, Mythologie und Sprache durch Einen Vorgang mit einander und zugleich entstanden, dessen sich das Volk dann freylich nicht mehr mit Bewußtseyn erinnern konnte, eben weil er ihm den Ursprung gab — von allem diesen und den nothwendigen Folgen davon, hat der Verfasser nicht die allerentfernteste Ahnung. Weiter kann aber die Verkennung auf diesem Gebiet kaum gehen, als die Mythenbildungen der alten Welt mit den Mährchenerfindungen der Chroniken des Mittelalters zusammen zu stellen und die alte Mythenbildung dann anfangen zu lassen, wann in spätern Zeiten die Gebildeten einen leeren Raum in der Urzeit finden, und nun mit ihren Zeitideen denselben auszufüllen beflissen sind.

Von den innern Vorgängen dieses großen, die ganze Weltgeschichte bestimmenden Lebens der alten Welt und von der Lösung der großen Bestimmung und Aufgabe, die den Völkern in der Mythologie gesetzt war, von allen solchen Dingen, die auf diesem Gebiet zur Sprache kommen müßten, ist in dieser Schrift auch nicht die geringste Spur zu finden.

Jene Ansichten des Verfassers, deren Unzulänglichkeit und Unwahrheit aus dem Bisherigen deutlich genug ist und von selbst in die Augen springt, sollen nun an dem Inhalt des alten Testamentes veranschaulicht werden. Der Erfolg entspricht auch ganz jener gänzlichen Verkennung. — Der Pentateuch und der größere Theil des Buches Josua fallen nach dem Verf. ganz dem Mythus anheim; die Sage dagegen beginnt mit dem Heldenzeitalter, dem Buche der Richter, geht durch die Bücher Samuelis und das erste Buch der Könige, zur historischen Wahrheit kommt es erst im zweyten Buche der Könige. Die Genesis ist der eigentliche Ort des Mythus, die Befreyung aus Aegypten ist in einer Reihe mythologischer Erzählungen veranschaulicht; auf die große Persönlichkeit des Moses werde die Aeußerung der Kräfte aller folgenden Zeiten zurückverlegt, ebenso umfasse seine Gesetzgebung alles, was die spätere Zeit überhaupt hierin hervorgebracht habe. Nach dem zweyten Buch der Könige, wo das Gebiet der eigentlichen Geschichtsdarstellung beginne, sey aber später das Mythische wieder eingedrungen in den Büchern der Chronik; auf einer niedrigen Stufe sey dasselbe der Fall in den apokryphischen Büchern; während also die Sage nur einen kleinen Zeitraum einnehme, gehe so das Mythische durch die ganze Geschichte hindurch.

Mit großer Ueberwindung referiren wir solche Dinge; doch es ist dieß nothwendig, damit man vollständig sieht, wozu es eine solche Ansicht bringt. Es zeigt sich bey dieser Schrift abermals deutlich, wie die Seichtheit der Einsichten und der Mangel an gründlichem Denken Hand in Hand geht mit der Verkennung des wahrhaft Göttlichen im Menschen, und des wirklichen Christenthums, das sich nur mit einem wahren Denken verträgt.

Im weitern Verlauf (S. 32) charakterisirt nun der Verfasser, seinem Standpunkt gemäß Mythus und Sage noch näher also: bey dem Mythus herrsche die Poesie vor, bey der Sage die Prosa; doch sey auf jeder Seite beydes vereinigt, die Poesie des Mythus sey epischer, die der Sage lyrischer Natur; im Mythus falle Poesie und Prosa zusammen, in ihm herrsche mehr das Plastische, in der Sage die Empfindung. Die einzelnen Theile des alten Testamentes werden nun auseinandergerissen und an beyde Richtungen nach Willkühr- und Gutbefinden vertheilt. Die Art und Weise, wie der Verf. von seinem Standpunkte aus die einzelnen Mythen entstehen läßt, entspricht natürlich überall jenem ganz verkehrten Grundbegriff von Mythen überhaupt.

Die große Verblendung, mit welcher der Verf. z. B. die Genesis, das Leben der Erzväter 2c. auffaßt, äußert sich auf eine sehr merkwürdige Weise. Gerade das, was all dieß Gerede von Mythen (das ganze Leben der Väter ist dem Verfasser ein episches, ein ersonnenes Gedicht) auf den ersten Blick widerlegen muß, dient ihm zur Hauptstütze seiner Ansicht. Die wunderbare Erhabenheit und die Einfachheit, die selbst jener feinfühlende Heide als das Höchste dieser Art anstaunte, jene Genauigkeit und Natürlichkeit im Leben der Erzväter, die das Gepräg der einfachen Wahrheit an der Stirn trägt, gerade als schlagendsten Beweis dafür geltend zu machen, daß dieß lauter Mährchen und Fictionen seyen, geht gegen alles gesunde Denken. Jene gewichtigen Worte „daß die Schrift doch nicht gebrochen werden kann" scheinen dem Verf. nie gegenwärtig gewesen zu seyn. Das ganz mechanische und atomistische Verfahren, mit welchem vom Verfasser alsdann (S. 37) der Zusammenhang des Ganzen in der Genesis gesucht und dargestellt wird, entspricht vollkommen seinem ganzen Standpunkte und der Art seiner Betrachtung überhaupt, der das Innerliche und Tiefe nur gar zu oft ferne liegt.

Aus diesem gänzlichen Verkennen der innern Natur der Mythologie kommt nun ebenfalls der Alles verwirrende Irrthum, daß der Verfasser gewöhnliche Ansichten, Vorstellungen und Meynungen eines Volks in spätern Zeiten, die er auch Ideen

nennt, mit den mythenbildenden Ideen verwechselt — hingegen wahrhaft mythische Gestalten oder Bildungen gar nicht kennt. Welche Früchte jene Verwechslung trägt, werden wir nachher sehen.

Die Begriffe von Mythus und Sage werden nun bey den einzelnen Theilen des alten Testamentes angewendet und geltend gemacht (S. 44); hier läuft dann alles darauf hinaus, daß bald der Mythus, bald die Sage die Oberhand habe, wobey ein Element sich nach dem andern richten und modificiren muß. Die Begriffe des Verfassers, welche schon für die heidnische Mythologie grundfalsch sind, verfahren mit dem alttestamentlichen Inhalt wie mit den allergewöhnlichsten heidnischen Erdichtungen der spätesten Zeit, und kennen gar keinen Unterschied zwischen Heidenthum und Offenbarung, was freylich sehr natürlich ist, da der Verf. weder von der Natur des einen, noch der andern die geringste Erkenntniß hat. — Damit man nun doch weiß, was denn bey dem Verfasser mythologische Ideen sind, so zeigt er uns endlich (S. 44) in dem von ihm sogenannten Sagenkreis eine solche: das ist die Idee der Treue und des Abfalls des israelitischen Volkes in seinem Verhältniß zu Gott, die durch das Buch der Richter hindurchgehe. Dieß *soll eine mythologische* Idee seyn! Aber auch diese meynt der Verf. habe erst eine spätere Anschauungsweise diesen Geschichten untergelegt und sey vom Anfang gar nicht darin gewesen.

Nachdem der Verfasser (S. 45) den Unterschied und die Kennzeichen des Mythus und der Sage ferner dahin bestimmt hat, daß uns im Mythus rein die Thatsache berichtet, die Idee aber nicht anschaulich dargestellt werde, daher hier diese erst aufgesucht werden müsse; daß hingegen bey der Sage der Darsteller uns die Idee, unter welcher er die Begebenheit auffaße, schon mitgebe, ja die ganze Darstellung schon durch dieselbe bestimmt sey, daß deßwegen die mythischen Erzählungen sich durchaus in Ideen auflösen müssen, so weit wir es zu erkennen vermöchten, so bekommen wir (S. 46) nun auch eine solche glücklich aus den Erzählungen herausgezogene mythische Idee, in welche die Thatsachen sich ganz auflösen, an der Schöpfungsgeschichte zu sehen. Diese Idee, in welche die Erscheinung sich auflöse, sey die Idee des Verhältnisses der Dinge zu Gott als Schöpfer; weil es ferner eine Zeit gebe, (welche dem jüdischen Bewußtseyn gerade immer in Abschnitten von sieben Tagen erscheine) so sey die Zeit hineingetragen, und weil ein Nacheinander der Dinge, wo eines das andere voraussetze, sich in der Welt zeige, so sey auch eine solche Auseinanderfolge der Dinge in die Schöpfung hineingetragen worden. Das ist sammt und sonders Alles was im sogenannten Schöpfungsmythus an Ideen vorher verschleyert und verborgen lag. — Es ist nicht nöthig die Leerheit solcher Gedanken weitläufiger nachzuweisen.

Das Tiefste zum Gehaltlosesten, das Erhabenste zum Gemeinsten herabsetzen — kann nur ein solches Denken. Und diese Tiefen, welche vom Verfasser zu ärmlichen Mährchen und alltäglichen Gemeinplätzen herabgewürdigt werden, enthalten die wichtigsten Aufschlüße, welche über ihre Urverhältnisse je der Menschheit zu Theil wurden, deren größte und tiefste Denker keine höhere Aufgabe kannten, als das darin Enthaltene zu fassen und zu verstehen und als den Kern und Mittelpunkt aller Untersuchungen hinzustellen. Eine subjective Einbildung, eine zufällige Volksmeynung soll das Tiefste und Innerste des ganzen Weltprocesses blind zutappend gefunden und ans Tageslicht gebracht haben! Doch es ist gut, daß eine solche Richtung ganz und unverholen hervorkommt; da weiß man doch, woran man ist, und die Sache ist leichter abgethan, als wenn man dieselben Ansichten hinter täuschenden Redensarten und furchtsamen Winkelzügen versteckt antrifft.

Im ferneren Verlauf wird die Unwahrheit des Mythus (S. 60.) besonders darein gesetzt, daß die Umgebung, in welche die von der Idee geschaffene Erscheinung verlegt wird, nicht zu ihr passe. So besteht also die ganze Mythologie in schalen Gedanken in ein unpassendes Aeußeres gehüllt. Der Menschheit des Alterthums ist aber dergleichen nie begegnet, nichtssagende Trivialitäten obendrein in unpassende, verkehrte Formen gekleidet als Mythen aus sich zu bilden und hinzustellen. Diese Kunst ist ganz das Verdienst solcher Erklärer der neuen Zeit, und sie sind es eigentlich, die dergleichen mit

ihrer Einbildung erst hervorbringen. Es ist wahrhaft lächerlich, die Enstehung mancher Mythen sich so zu denken, daß der Bildner derselben in spätern Zeiten irgend eine Idee absichtlich in eine frühere Zeit versetzt, zu der sie nicht hinpaßt und deren Beschaffenheit das Aeußere des Mythus widerspricht. Der wahre Mythus ist mit seiner Zeit zugleich geboren, und mit dem Bewußtseyn des Volkes in der Zeit, in welcher er entsteht, so verwachsen, daß nichts so sehr zu dieser Zeit paßt, als seine eigenthümliche Gestalt. Vielmehr ist die mythische Gewalt die Schöpferin der ganzen Zeit-Physiognomie, durch sie werden die Völker geboren mit allen ihren Eigenthümlichkeiten; und ohne sie gäbe es gar keine Völker in der Welt. Auch in dieser Hinsicht ist das Heidenthum der alten Völker die Grundlage der neuen Welt und ihrer ganzen Völkerentwicklung. Die ganze Weltgeschichte hat hier ihren Ausgangspunkt erhalten und alle Fäden zum großen geschichtlichen Weltprozeß sind hier angelegt worden, diese gewaltigen weltbestimmenden Vorgänge werden natürlich durch solche kleinliche Combinationen und Fictionen dürftiger, subjectiver Einfälle gar nicht berührt. Es ist gänzlich unstatthaft, anzunehmen, ein antiker Mythus sey in spätern Zeiten ausgesonnen und einer frühern Zeit in einem unpassenden Gewand aufgedrungen worden, um einen leeren Raum auszufüllen; so ist kein wahrer Mythus enstanden, der Verfasser verwechselt Mythen mit Fabeln und Mährchen, mit Legenden des Mittelalters, wie die bekannte Sage von der Niederlage, welche die Sueven den Römern in Augsburg beygebracht hätten (aus den alten Chroniken kürzlich auch von Grimm in seiner deutschen Mythologie mitgetheilt) wobey der Name des Dorfes Pfersee entstand, indem der berüchtigte Verres dort in einem Sumpf ertrank, der Name des Ortes Kriegshaber, weil dort ein Römischer Anführer Namens Graecus Avarus fiel und der Name Perlach in Augsburg, weil auf diesem Platz die Legion vollends aufgerieben wurde — quasi perdita ibi legione) — das ist das Feld, wo der Scharfsinn und die Intelligenz solcher Erklärer hingehört und einen ihrem Mythenbegriff adäquaten Gegenstand findet.

In das Einzelne hier näher einzugehen, verlohnt sich nach dem bisher Gesagten weiter nicht. Wir bemerken nur, daß der Verfasser auch den schon früher und erst kürzlich so gründlich widerlegten Irrthum wieder vorbringt, daß die übrigen Bücher des alten Testaments, besonders die Propheten, keine Spuren vom Daseyn des Pentateuchs enthielten, ferner machen wir auf den merkwürdigen Scharfsinn aufmerksam, mit welchem der Verf. Mythen zu entdecken weiß; so ist es ihm z. B. ein Kennzeichen des Mythischen, wenn an Einem Ort Vieles vorgeht z. B. in Canaan, Aegypten rc., wenn von den wichtigsten Personen so viel erzählt wird rc. (S. 67). Mehr anzuführen, wäre überflüßig.

Die Ansicht des Verfassers, daß der ganze entwickelte Zustand des israelitischen Gottesdienstes, der Einrichtungen, Gesetze rc. sich erst nach dem Exil ausgebildet habe, und dann von der mythenbildenden Phantasie in die Urzeiten des Volkes versetzt worden sey, verdient natürlich bey einem solchen außerordentlichen Mangel an aller historischen Einsicht keine Widerlegung. Wir wollen nur im Allgemeinen so viel bemerken, daß in den Zeiten nach dem Exil die mythenbildende Kraft in ihrer eigentlichen Natur schon längst bey den alten Völkern erloschen war. Wenn der Verf. (S. 69) den Charakter des Mythus vorzüglich darin findet, daß durch diesen die spätesten Zustände auf die frühesten Zeiten übergetragen würden, so zeigt er hier einen großen Mangel an Fähigkeit in die innere Natur der Mythen einzudringen. Es zeigt sich im Gegentheil, wie die großen, innern Vorgänge im Bewußtseyn der frühern Menschheit bey den darauf folgenden Völkern z. B. bey den Griechen, wie ein ferner Donner fortbraußen und tönen und von neuem der Erinnerung unbewußt auftauchen, wie gerade umgekehrt die Mythologie mitten in ihrem bildenden Schaffen eine wirkende Macht viel später in einer bestimmten Gestalt auftreten läßt, während diese schon längst unerkannt das Innere des Bewußtseyns ganz beherrschte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Mythe und Sage. Versuch einer wissenschaftlichen Entwickelung dieser Begriffe und ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben. Von Dr. George.

(Schluß.)

Doch von solchen Vorgängen hat der Verfasser nicht die entfernteste Ahnung und doch glaubt er die Natur des Mythus aufgeschlossen zu haben. Seine Ansicht von Mythologie und Offenbarung verhält sich zur richtigen ungefähr gerade so, wie M. Behaims Ansicht und Kenntniß von Amerika oder der Insel Zipango, wo es Menschen mit Hundsköpfen, Schwänzen und dergleichen giebt, zu den Anschauungen und Einsichten, mit welchen uns ein Humboldt die Natur jenes Welttheiles enthüllt. Die Veränderungen der Ideen bey den Sagen bestehen nach dem Verfasser (S. 69) darin, daß verschiedene Berichte und Ansichten über Schlachten, Größe der Beute rc. mit der Zeit entstehen. Auf diese Weise wird der Inhalt der Sage den allergewöhnlichsten Ereignissen der Geschichte und des Lebens, und die Ideen darin den verschiedenen Ansichten und Berichten darüber gleichgestellt und wir können so täglich Schöpfungen neuer Sagen und neuer Mythen erleben, es handelt sich bloß darum, ob etwas mehr oder weniger dazu gedichtet und gefabelt wird oder sich zuletzt Alles in Unwahrheit auflöst. Die Kritik soll dann in jenen alten Sagen das beneidenswerthe Geschäft haben, alles dazu Gedichtete wegzuschneiden, damit zuletzt ein nacktes Gerippe ohne Interesse, Gehalt und Leben, allenfalls ein paar Orts- und Personennamen übrig bleiben. Dieß ist die Perle, um die sich der tief kritische Sinn dieser wissenschaftlichen Forscher so lange abmüht. Wir sehen hier im Einzelnen (S. 72) dann ein Verfahren, zu welchem so oft die subjective Willkühr auf allen wissenschaftlichen Gebieten ihre Zuflucht nimmt: man legt sich von vornen herein irgend eine bestimmte Ansicht zurecht, die ganz der Stufe der Denkfähigkeit, auf der man steht, entspricht, und nun findet man überall diese dürftigen Ansichten in dem Gegenstand, den man behandelt, als lägen sie von selbst darin und was nicht hineinpassen will, dessen entledigt man sich durch irgend ein künstliches Mittel. Die Willkühr, mit welcher auf diese Weise der Inhalt des alten Testaments hier im Einzelnen behandelt wird, ist wirklich gränzenlos. Da nun nach dem Verf. (S. 73) bey den Mythen die Erscheinung willkührlich geschaffen wird, bey den Sagen aber die Ideen, da ferner auch bey den Mythen der Idee das Moment der Nothwendigkeit fehlt, indem sie als vereinzelte aus dem Zusammenhang der Ideen jedesmal herausgerissen ist (S. 59) und der Aeußerlichkeit der Sage ohnedem der Charakter der Zufälligkeit anhängt, so ist also nach des Verfassers eigenen Worten das Ganze nichts weiter, als ein bloßes Spiel der Willkühr und des Zufalls; vernünftige Entwicklung und innerer Zusammenhang wird dadurch von selbst ausgeschlossen und der ganze Gegenstand vernichtet alle innere Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Bedeutung durch seine eigene Natur. Von Wissenschaft kann bey solchen Umständen keine Rede mehr seyn, zumal da aller innerer Zusammenhang und eine nothwendige Verbindung den Mythologischen Gestalten (S. 75) vollends abgesprochen wird. Aber gerade der innere Zusammenhang in den freylich tief liegenden Grundverhältnissen und Beziehungen ist in der heidnischen Mythologie das wahrhaft Bewunderungswürdige.

Dem Verfasser fehlen aber zu solchen Forschungen alle nothwendigen Dispositionen und Beziehungen. Das Herrlichste und eigentlich Charakteristische im alten Testament, das unmittelbare Eingreifen Jehovahs in die ganze Geschichte, von dessen Natur und Ursachen freylich hier gar nichts geahnt wird, schreibt der Verfasser der Schwäche der Auffassungsgabe und der Unbekanntschaft mit den Mittelursachen zu. Wir führen dieß Beyspiel unter vielen andern nur als Beleg für den Standpunkt des Verfassers an. Gerade da, wo das Wichtigste und Tiefste des alten Testaments berührt wird, zeigt sich auch, wie zu erwarten, am meisten der Mangel an Einsicht in diese Verhältnisse. Die Natur und Eigenthümlichkeit der Offenbarung im alten Testament, über die der Verf. so viel spricht, liegt für ihn im gänzlichen Dunkel. Mythisch ist dem Verfasser sogar (S. 76) daß im alten Testament die Schöpfung als ein im Raum und Zeit sich bewegender Vorgang dargestellt wird. Für ein solches Denken muß freylich die Wahrnehmung, daß Gott im alten Testament „als Mensch auftritt und in der Analogie des Menschen wirkt," etwas Erschreckliches seyn. Uns über seine sonstigen Begriffe auf diesem Gebiet z. B. das Wunder ꝛc. näher einzulassen, ist hier nicht der Ort; nur das wollen wir der Merkwürdigkeit willen anführen, daß er das Wunder für dasselbe auf diesem Gebiet erklärt, was der Zufall auf dem Gebiet der gemeinen Wirklichkeit sey. Der Verf. steht überhaupt in Beziehung auf Naturbetrachtung und Geistesentwicklung noch auf dem niedrigen Standpunkt des rein mechanischen und atomistischen Denkens und dieses Jahrhundert mit allen seinen tiefen Forschungen ist für ihn so wenig da, als die dynamischen Anschauungen und Entwicklungen der großen Alten. Platons Sophistes, Philebus, Timäus und Parmenides haben längst nicht bloß ein solch mechanisches Denken vernichtet, sondern auch schon die Grundtiefen eines wahren Denkens aufgeschlossen und die Urverhältnisse und Grundmächte alles Seyns angedeutet.

Doch glaubt der Verf. (S. 89), daß man aus den Mythen, die den Geist, und aus den Sagen, welche die Thatsachen liefern — zwar nach langer Mühe und Anstrengung — ein Resultat erzielen könne, das eine historische Darstellung unmittelbar

darbiete. So will der Verf. heut zu Tage noch aus den Mythen und Sagen eine wirkliche Geschichte herausklauben. Sehr naiv ist es im ferneren Verlauf, wenn der Verfasser der Zeit ihren Unglauben vorwirft, daß sie den Inhalt des alten Testaments als Fiction hingestellt und nur Täuschung darin gesehen habe, es sey doch der Inhalt d. h. die schalen Fiktionen und leeren Gemeinplätze, die der Verf. Mythen nennt — seyen doch vollkommen wahr. Das heißt Irrthümer vertreiben wollen durch einen noch größeren Grundirrthum.

Von S. 9 an, wo über die Kriterien des Mythus und der Sage gesprochen wird, finden wir die bisherigen Gedanken guten Theils noch einmal wiederholt. Hier wird auch die Weltgeschichte zu derselben Leerheit und Flachheit herabgezogen, wie die Mythologie, indem auch sie in ähnliche Ideen wie die Mythologie, nur in objective aufgelöst werden soll. (S. 97).

Wenn dann S. 94 ꝛc. behauptet wird, bey dem Mythus sey die Erscheinung das Unwahre, bey der Sage die Idee, so ist hier zu entgegnen, daß bey dem wahren Mythus weder Idee noch Form falsch, sondern beyde in ihrer Art und auf ihrem Standpunct ganz richtig und wahr sind d. h. der Entwicklungsstufe, worauf sich das Bewußtseyn gerade befindet, ganz angemessen. Jene Behauptung kommt bloß von der gänzlichen Verkennung und Verdrehung des Wesens der Mythologie überhaupt her. Einen wirklichen Mythus in irgend einer Beziehung falsch zu nennen ist eben so absurd, als wenn man dieß von einem Kunstprodukte sagen wollte auf einer bestimmten Stufe des großen Entwicklungsganges, den die Kunst zu durchlaufen hat, oder von irgend einem Produkte der Natur, welche letztere überhaupt im Stufengang ihrer Entwicklung die beste Analogie zu den mythologischen Entwicklungen gewährt.

Zuletzt (S. 97) wird in diesem Abschnitt die Hauptentscheidung zwar einer spekulativen Betrachtung zugeschoben, welche den Zusammenhang einer Idee mit der absoluten Idee begreifen und unter dieser Voraussetzung eine einzelne Idee als zufällig erkennen soll. Aber gerade von einer solchen

Grund- und Hauptuntersuchung, welche, wenn sie auf die rechte, von der Denk- und Anschauungsweise des Verfassers total verschiedene Art geführt würde, Alles erst ins rechte Licht setzen könnte, ist ja im ganzen Buch nichts zu finden.

Nachdem der Verfasser (S. 98) über die Etymologie der Worte μῦθος und λόγος gesprochen und als Grundbedeutung von μῦθος den Gedankengehalt, der sich in der Rede äußert, wobey also der Gedanke das primäre sey, sowie als Grundbedeutung von λόγος die Rede, aus welcher die Vernunft uns anspricht, wobey das Geredete, die Erzählung die Hauptsache sey, bezeichnet hat — macht er es den frühern Ansichten und Bestimmungen über das Wesen des Mythus und der Sage hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie den Charakter des Unbewußten nicht genug hervorgehoben und den Begriff der Erdichtung nicht fern gehalten hätten. Obgleich der Verfasser diesen Irrthum selbst vermieden zu haben glaubt, so ist er ihm doch nur mit Versicherungen entgangen, in der That aber theilt er ihn ganz, wie seine getadelten Vorgänger. Der Verf. hat eben so wenig nachgewiesen, wie es möglich sey, daß eine mythologische Entwicklung im menschlichen Bewußtseyn, diesem selbst ganz unbewußt, *entstehen* könne und wie dadurch nicht *Erdichtungen*, sondern wirkliche Vorgänge, die das Bewußtseyn erleidet, sich als Mythen gestalten. Damit hängt auch genau zusammen, daß der Verfasser ganz und gar nichts von der innern Beziehung und dem wahren Verhältniß zu wissen scheint, welches die Poesie, die ja in Griechenland mit der Mythologie zugleich entstand (wie Herodot bezeugt II. 53) und ihr erst eine feste Gestaltung verlieh, aufs innigste mit der innern Genesis der Mythologie verbindet. Es wird vom Verfasser in allen diesen Beziehungen über den Charakter der Unbewußtheit und Absichtslosigkeit, dessen Entdeckung als der große Fortschritt bey der Betrachtung der Mythologie in dieser Schrift hervorgehoben wird, ja nicht der geringste Aufschluß gegeben, und man sieht im Gegentheil, daß hier eine ganz andere Absichtslosigkeit gemeynt sey, als die von uns oben bezeichnete. Die Unbewußtheit, die der Verf. meynt, kommt zu allen Zeiten in den verschiedenen Gestaltungen des allgemeinen Volksbewußtseyns vor und ist von jener eigenthümlichen, welche die nothwendige Begleiterin der wahren Mythenbildung ist, ganz verschieden. Dieß ist schon daraus klar, daß der Verfasser auch hier wieder die Unabsichtlichkeit der Legende des Mittelalters jener Unbewußtheit der wahren mythischen Schöpfungen ganz gleich setzt. Im weitern Verlauf (S. 102) rechtet dann der Verf. mit den früheren mythologischen Erklärungen (Gablers, Müllers, Bauers, Strauß rc.) über einige kleinliche Bestimmungen, die all die Sache gar nicht berühren, mit denen man aber in Ermanglung einer wahren Einsicht sehr wichtig thut, um doch etwas zu sagen.

S. 105. wird der Mythus von Allegorie, Symbol, Fabel und Mährchen eben durch das Unterscheidungszeichen des Unbewußten gesondert, und das Wesen der letztern Arten ziemlich gut, doch nicht ganz erschöpfend angegeben. Die letzten Abschnitte über das Verhältniß des Mythus und der Sage zum christlichen Glauben von S. 108 an bewegen sich ganz auf dem Gebiet der seichtesten Aufklärerey, Unwissenschaftlichkeit und Gedankenlosigkeit, daß es kaum der Mühe werth ist ihnen weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Da hier auch jeder Schein von einigem Gehalt schwindet, so ist das Geschäft einer wissenschaftlichen Beurtheilung hier zu Ende. Ueber die Natur vom Wissen und Glauben werden im Anfang die gewöhnlichsten Erklärungen gegeben, ohne alle Tiefe und innern Aufschluß. Selbst wenn der Verfasser nur Hegels Schriften studirt hätte, müßte er Besseres noch vorbringen; ein in die todten Formeln noch nicht ganz versunkener Hegelianer weiß noch Erträglicheres darüber zu sagen.

Dann stoßen wir im ferneren Verlauf auf die widersinnigsten Sätze, z. B. für den Glauben sey die Lebensgeschichte Christi ganz gleichgültig, es könne einer die Idee Christi ganz richtig, seine Geschichte aber ganz falsch auffassen rc. Andere Sätze die hier vorkommen, wogegen die eben angeführten eine Kleinigkeit sind, empören das Gefühl in einem solchen Grad, wie es nicht leicht, auch bey einem Werke von ähnlicher Tendenz, der Fall seyn wird. Das Wesen und die innere Natur des Christenthums sind hier ganz vernichtet, ohngeachtet beständig versichert wird, man wolle den eigentlichen

Kern und die Idee des Christenthums retten. Nur die widerlichsten Truggestalten einer stumpfen Sophistik und die verzerrtesten Caricaturen des Christenthums treiben in diesen letzten Abschnitten ihr Wesen. Einem gesunden Denken, — und nur mit dem Denken haben wir es hier zu thun, sonst würden wir noch ganz andere Seiten hervorheben — einem gesunden Denken wird hier auf jeder Seite ins Angesicht geschlagen. Für solche Ansichten, wie die hier geäußerten, ist die ganze Weltgeschichte, in welcher doch der reine Strahl der göttlichen Kraft aus jeder Verdunklung immer herrlicher wieder hervordringt, nichts als ein übertünchtes Grab voller Moder und Todtengebeine. Dieser Mangel an Einsicht geht so weit, daß es der Verfasser unbegreiflich findet, wie das alte Testament und seine Weissagungen in einer Verbindung mit der Idee Christi stehen könne. Mehr brauchen wir nicht anzuführen. Wenn man die Offenbarung so betrachtet, wie es hier geschieht und Nichts weiter darin sehen kann, so hätte das Heidenthum mit seinen Mysterien und tieferen Mythen einen viel geistigeren Gehalt im Vergleich mit den leeren Plattheiten, die der Verfasser und Seinesgleichen der Offenbarung unterlegen und in ihren Augen müßte, wenn sie die tiefe Bedeutung der Mysterien rc. zu erkennen vermöchten, Julianus Apostata vollkommen gerechtfertigt dastehen. Diese neuen julianischen Geister können freylich in Beziehung auf Kraft, Originalität und dämonischen Tiefsinn in keinen noch so entfernten Vergleich mit ihrem Meister gesetzt werden; bey ihm war ein reller Kampf zwischen zwey gewaltigen Principien — bey diesen modernen Apostaten ist aber Alles matt, flau, herz- und gedankenlos. Könnte das Evangelium, wie diese Geister es unternehmen, in seinen Grundfesten erschüttert werden — was, wie sich von selbst versteht, unmöglich ist, — so gäbe es auf Erden für den Menschen keinen Halt irgend einer Art mehr und der politische Boden würde stärker schwanken, als der von Caraccas beym Erdbeben von 1812. Die Furie der französischen Revolution gab ja einen deutlichen Vorgeschmack davon, wo es freylich sehr natürlich war, daß (wie ein berühmter Augenzeuge sagte) weil man keine Menschen hatte erziehen wollen, man nachher von Bestien zerrißen wurde. Wenn zu letzt der Verf. sein Verfahren mit dem des Apostels Paulus rechtfertigen zu können sich einbildet, so entspricht dieß dem bezeichneten Geist des ganzen Buches vollständig.

Carl Dorfmüller.

Gesetz-Statistik von Mittelfranken und den vom vormaligen Rezatkreise getrennten Gerichten. Aus historischen Notizen und aus den Acten des k. Appellations-Gerichts von Mittelfranken bearbeitet von Dr. Franz Kumpf, Accessisten am k. Appellations-Gerichte von Mittelfranken. 1839, im Selbstverlage des Verfassers. XVI und 241 S. 8.

Eine ungemein fleißige Arbeit, die auch dann noch einen praktischen Werth behalten dürfte, wenn einmal das Soll des §. 7. Tit. VIII. der Verfassungs-Urkunde zur Ausführung gelangt seyn wird. Das Landgericht Eichstädt ist das einzige, in dessen ganzem Umfange nur Ein bürgerliches Recht gilt. In den übrigen sind zwey-, dreyerley, in einem (Heilbronn) sogar achterley Normen geltend. Am buntesten nimmt sich das kleine Landgericht Nürnberg aus. Da ist, mit Einer Ausnahme (Stein), in allen ansehnlicheren und in vielen kleinen Orten, mehr als Ein Gesetz oder gesetzlicher Brauch. Das Dorf Poppenreuth z. B. steht im Allgemeinen unter dem Ansbacher Provincial-Rechte und dem allgemeinen preußischen Landrechte; daneben gilt aber für 18 unter den 43 Häusern die Nürnbergische Reformation und für 19 die Observanz der ehemaligen Domprobstey Bamberg. Das Uebel dieser Verschiedenheit ist scheinbar groß und gleichwohl unerheblich; denn die besonderen Rechte schränken sich auf sehr wenige Verhältnisse, wie Erbfolge im Grundbesitze, Handlohnbarkeit rc. ein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nr. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung. 2 Bde. 1840.

Der Verfasser, Professor in Sct. Gallen, fühlte in sich von seiner frühesten Kindheit an einen ganz besondern Zug zur Thierwelt. Schon als Knabe hegte und pflegte er in und bey seiner Wohnung eine Menge lebendiger Thiere aus allen Klassen, beschaute und beobachtete sie mit inniger Lust; die dankbare Zuneigung der Pfleglinge zu ihrem Pfleger brachte jene diesem näher als wohl sonst die Thiere den meisten Menschen stehen; er bildete sich allmählig zu einem Biographen und zu einem Anwalt der Thierwelt aus, gegen den grausamen Mißbrauch des Herrscher-Rechtes des Menschen. Und in dieser doppelten Function, als Biograph und als Kämpfer für ein besonderes Naturrecht des Thierreiches tritt unser V. auch in dem vor uns liegenden Werke auf, zugleich giebt dieses die Literatur seines Gegenstandes in solcher Vollständigkeit, ist an Thatsachen so reichhaltig, an Anwendungen öfters so neu, daß es uns einer besondern Beachtung und Anerkennung werth scheint.

Der erste Band beschäftigt sich zum großen Theil mit einer Geschichte der Thierseelenlehre bey den verschiedenen Völkern des Alterthums und der neueren Zeit.

Das eigentliche Wesen der thierischen Seele, vom Infusionsgewürme an bis hinan zum Säugethier bestehet nach unserm V. in der Unterscheidungsgabe. Von innen, durch Gesetze aufgefodert bildet sich die Krystallgestalt der Mineralien. Ein ordnender Geist ist hierbey wirksam; er kommt, ohne erzeugt zu seyn und erzeugt auch nicht, was die Pflanze, wie das Thier nach ihrer Anlage sollen und können. Die Anziehung und Abstossung, bildlich Freundschaft und Feindschaft, wirken bey der Entstehung des Krystalles allerdings wie Seelen. Derselbe entsteht chemisch-mathematisch, wie die Stöchiometrie zeigt. Es ist in ihm eine bildende Kraft (vis plastica). Bey dem Entstehen der Pflanze wie bey dem des Thieres wirkt eine Bildungstrieb (nisus formativus) der Lebenskraft, dieser ist es auch, durch welchen beyde fortwährend sich erhalten, indem sie Nahrungsmittel von außen aufnehmen und sich verähnlichen; er ist es durch welchen beyde sich mittelst der Ausscheidung stets zersetzen und wieder erneuern, ihres Gleichen erzeugen, zum Gipfel ihrer Vollendung sich erheben und bey dessen endlichem Nachlassen sie verwelken und absterben. Was aber nun zuletzt das Thier abgränzt von der Pflanze, dieses ist, wie der Verlauf des ganzen Werkes zu erweisen sucht, das Analogon des Erkennens: die Unterscheidungsgabe, deren Beschreibung eben das bilden soll, was unser Verf. unter Thierseelenkunde verstehet.

Die Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren religiösen Urkunden bildet den Inhalt des dritten Hauptstückes des ersten Bandes. Auch das Alte und Bekannte hat in der hier gewählten Darstellung den Charakter des Neuen und ein besonderes psychologisches Interesse gewonnen. Namentlich sind die tiefen Blicke in die Bedeutung und den Charakter der einzelnen Thierarten, welche das Buch Hiob enthält, gut erkannt und gewürdigt. Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Aegyptier empfängt ihre Verschiedenheit von jener der Juden, Christen und Mohamedaner vornämlich dadurch, daß jene den Begriff des Göttlichen in das sichtbare Wesen selber legen, während diese Gott außer Raum und Zeit, außer

und über der Welt setzen. Die Religion der ersteren war deßhalb, wenigstens in späterer Zeit, Naturdienst, durch welchen das Thierreich in den Augen jener Völker eine ganz andere Bedeutung erhielt. Denn wenn auch ein früheres Weltalter in den Thieren nur Symbole der einzelnen Kräfte und Eigenschaften des Weltenschöpfers erkennen wollte, so verehrte dennoch ein nachgebornes Geschlecht in den Thieren selber ein Göttliches. Darum legte namentlich der indische Naturdienst dem Thiere eine größere Beachtung und Verehrung bey als dem Menschen, dem Sünder, und es gewann hiebey in vieler Hinsicht den Anschein, als sey der Mensch mehr um des Thieres, als dieses um seinetwillen da, jener z. B. ein Diener der unverletzlich heiligen Kuh, statt ein Herr derselben. Hatten doch selbst die Götter, wenn sie zur irdischen Verleiblichung sich herabließen, die Gestalt der Thiere angenommen und in solcher dem Menschen als Retter sich genaht. Bey den Aegyptern war das ganze Land im Großen, so wie jedes einzelne Haus im Kleinen ein Thiertempel; war doch durch ihre Sternbilder selbst jedes Himmelsrevier ein Haus für die Götterthiere, wie jedes Revier des Landes ein großer Tempel für seine besonderen Provinzial- wie für die allgemein verehrten Thiere. Man kann allerdings sagen, daß die Aegypter bey den Thieren wohnten, ihre Häuser in Ställe verwandelten. Ja, wenn man berechnet, was dem Aegypter die verschwenderisch prachtvolle Verpflegung seiner vergötterten Thiere während ihres Lebens, und noch mehr die Bestattung derselben nach ihrem Tode kostete (wie ja einst bey dem Absterben eines Apisstieres in Memphis der ganze Tempelschatz und noch 50 Talente darüber hiezu verwendet worden), dann muß man die Thiere mehr als einen Quell der Armuth denn des Reichthumes für die alten Bewohner des Nilthales betrachten.

In ganz anderer Form als bey den zuletzt erwähnten Völkern tritt der Götterdienst bey den Griechen auf; Götter wie Heroen werden in der idealisch verschönten Menschengestalt verehrt; ihnen opfert man in reichlicher Menge die Thiere; diese sind, so weit ihre Natur es erlaubt, nur zum Genuß und Dienst des Menschen da. Gewisse Thiere werden als Begleiter den Göttergestalten zugesellt; sie können Träger und Boten der höheren Kräfte seyn, niemals legt man ihnen jedoch unmittelbar göttliche Ehre bey; die Götter können auf Momente in Thiere sich gestalten, ohne daß die Mythologie jenes Volkes das Thier selber in Götter verwandelt. Dennoch wurden auch von den Griechen wie von den Römern die Thiere, eben als Träger der höheren Kräfte, vor allem die Vögel wie Inhaber einer tiefeindringenden Erkenntniß des Gegenwärtigen und der Voraussicht des Künftigen betrachtet und als solche zum Theil gepflegt und geehrt, gleichwie Gesellen der Orakel gebenden Priester und Priesterinnen.

Von den Stellen aus dem Talmud, welche von dem Verhältniß des Menschen zu der Thierwelt handeln, führen wir nur jene sinnvolle Aeußerung des Rami, des Sohnes Hamas an, nach welcher kein wildes Thier über einen Menschen Gewalt haben würde, wenn ihm dieser nicht thierisch (als ein Thier) erschiene.

Aus dem Gebiete des Mythologischen und der Dichtkunst tritt unser Verf. im weitern Verlaufe seiner Geschichte der Thierseelenkunde in das Gebiet der wissenschaftlichen Anschauung bey den Völkern der alten wie der neuen Zeit. Namentlich auch aus den Schriftstellern des Mittelalters und jenen der letztvergangenen Jahrhunderte findet sich hier mancher interessante Zug hervorgehoben. Nach Buonaventura, dem tiefen Denker des 13ten Jahrhunderts sind die Thierseelen unablöslich, die Menschenseelen ablöslich an die Materie gebunden; die ersteren haben statt Freyheit nur Willkühr, durch welche alle ihre Handlungen mit Nothwendigkeit bestimmt sind. Picus von Mirandola erkennt in jenen Thieren, welche einer menschlichen Belehrung fähig sind, eben deßhalb auch eine vernunftähnliche Fähigkeit an, und behauptet, daß im menschlichen Körper eine belebende Pflanzenseele, eine unvernünftige Thierseele, menschliche Vernunftseele, Seele des Engels und Gottes Ebenbild zugleich innewohnten. Porta (1555) war der Verfasser des 1590 gedruckten Buches über die menschliche Physiognomie, worin auf die Aehnlichkeit des Gesichtsumrisses mancher Menschen mit dem gewisser Thiere aufmerksam gemacht wird. So wollte er namentlich an Plato's Büste Aehnlichkeit

mit einem scharfsinnigen Spürhunde, an der des Sokrates mit einem Hirsche, an Corregio's Bildniß mit einem Schaafe, an dem des Michel Angelo mit einem Löwen bemerken. Rorarius, Nuntius Clemens VII. an Ferdinands Hofe, stellte in seiner erst 1654 gedruckten Schrift den Satz auf, daß in den Thieren nicht bloß ein Maaß von Vernunft (ratio) wohne, sondern daß dieselben diese Vernunft besser gebrauchen als der Mensch. Diesem grell entgegengesetzt war die Ansicht des spanischen Arztes Pereira, daß die Thiere gar nicht einmal eine Seele, mithin auch keine Fähigkeit des Empfindens und noch weniger des Denkens haben, ja daß sie nichts seyen, als Maschinen, welche nicht einmal sehen oder hören, sondern nur durch die Objecte allein, ohne Sinnen, obwohl nicht ohne Sinnorgan bestimmt werden. Ein Landsmann des Pereira, Huart, machte etwa um das Jahr 1540 in einer freylich sehr rohen, materialistischen Art einen Versuch, die Köpfe nach ihrem Bau für die Befähigung zur Wissenschaft zu prüfen; einen Versuch, der in etwas an die Gall'sche Schädellehre erinnert. Die verschiedenen psychischen Eigenschaften der Thiere ja selbst der Menschen, will er aus der Verschiedenheit ihrer Nahrungsmittel herleiten. Das Fleisch von Rebhühnern und jungen Ziegen soll durch seinen Genuß das Gehirn und mit ihm auch die Geisteskräfte eines Menschen vortrefflich machen, dagegen mache der Genuß des Rindfleisches dumm. „Hätte," sagt er, „Christus beständig Rindfleisch gegessen, so hätte er ein übeltemperirtes Gehirn bekommen, und er hätte das Böse nicht verwerfen und das Gute nicht erwählen können. Er aß aber immer, laut der Weissagung des Jesajas Butter und Honig, daß er wisse Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen."

Näher denn alle seine Vorgänger trat Chauet, in seiner Abhandlung über den Geist des Menschen den Grundansichten der Gall'schen Schädellehre, indem er für jedes Seelenvermögen, z. B. Gedächtniß, Verstand, ein eigenes Organ, einen eigenen Wohnsitz im Gehirn annahm. Unter den späteren Schriftstellern über die Seelenlehre der Thiere erwähnt unser V. außer Cartesius, dessen System den Thieren den Besitz der eigenen selbstständigen Seele gänzlich abspricht, des Willis, Gassendi, Mare, auf welche, seitdem Leibnitz der Betrachtung des Gegenstandes eine neue Richtung gegeben, die tiefer eingehenden Arbeiten von Jenkin-Thomasius, Verno, Canz u. a. folgten. Im Jahre 1742 gründete sich eine eigenthümliche Gesellschaft von Freunden der Thierseelenkunde, welche sich die Beantwortung der wichtigsten Fragen über den Gegenstand zu ihrer Aufgabe machte. Ihre Abhandlungen, unter denen sich die von Ribow, H. A. Heren und Dr. H. Richter auszeichnen, erschienen, jedesmal in einen Band zusammengefaßt, 3 Jahre hinter einander. Mehr denn alle seine Vorgänger gab jedoch G. F. Meier in seinem Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere (Halle 1750). Er stellt namentlich die Thiere rücksichtlich des Zustandes ihrer Seele den Kindern gleich, welche vor dem Gebrauch ihrer Vernunft sterben. So wie für die Seelen von diesen dürfe man auch für jene der Thiere die Hoffnung hegen, daß ihnen nach dem Tode des Leibes eine Steigerung der Kräfte des Erkennens zukommen werde. Denn alle Seelen der unvernünftigen Thiere wissen in ihrem jetzigen leiblichen Zustande nichts von Gott, geniessen und empfinden jedoch seine Wohlthaten und mögen hiedurch allmählig erzogen werden zu dem Erkennen jener Hand, aus der ihnen die Wohlthaten kommen. Meier, obwohl er die Thiere im Vergleich mit dem Menschen unvernünftig nennt, schreibt dennoch der thierischen Seele eine Vernunft des ersten (niederen) Grades, d. h. ein Vermögen, den Zusammenhang einzelner Dinge zu erkennen, zu, während die eigentliche, menschliche Vernunft, die Vernunft des 2ten Grades ein Vermögen der Schlüße oder der Erkennung des Zusammenhanges allgemeiner Sätze sey. Auch die (vollkommenen) Thiere könnten deshalb in psychische Krankheiten (Vernunftlosigkeit) verfallen, ähnlich dem Wahnsinn des Menschen. Beachtenswerthe Verdienste um die Thierseelenkunde erwarben sich hierauf Büffon, Bonnet (in seinen Betrachtungen der Natur), vor Allen Reimarus in seinen bekannten Werken über die Kunsttriebe der Thiere, dann auch Henning in seiner Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere, und Segnitz, über Naturtrieb und Denkkraft der Thiere (Leipzig 1790): ein sehr gehalt-

reiches Werk, in welchem namentlich auch auf das gegenseitig sich ausschliessende Verhältniß der Entwicklung der Sprache und des (thierischen) Kunsttriebes hingedeutet ist. Während L. Smith in seinem Lehrgebäude der Natur und Bestimmung der Thiere (1793) große Belesenheit und einen Reichthum eigner Gedanken entwickelt, giebt Le Roy in seinen Briefen über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere die eigenen, interessanten Beobachtungen eines vielgeübten Jägers, zunächst über die jagdbaren Säugthiere. Nur einen geringen Werth legt unser Verf. Bingleys Thierseelenkunde, nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Berger bey, desto größeren den charakteristischen Thierzeichnungen von R. Meyer (1833) „obgleich jener Werth mehr von naturgeschichtlicher als psychologischer Bedeutung sey.“

Einer ganz besondern Beachtung sind im Gebiet der Thierseelenkunde die Beyspiele von jener Attractiva werth, welche der Mensch im Allgemeinen, vorzugsweise aber manche Menschen auf gewisse Thiere haben. Mit ihr in Verbindung steht dann die (bildende) Macht, welche solche Menschen über einzelne Thiere, die sie in ihren nähern Umgang ziehen, besitzen. Das vor uns liegende Werk führt am Schluß des 11. Hauptstückes seines ersten Bandes ein Beyspiel dieser Art von dem Bierbrauer Lang zu Augsburg an, welcher in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lebte. Derselbe hatte von früher Jugend an eine besondere Vorliebe für Thiere, (so wie diese für ihn). Ein Papier, dessen schriftlicher Inhalt vom Abrichten der Thiere handelte, war einst zufällig, als Umschlag um ein Stück Käse, in einem Wirthshaus in seine Hände gekommen; es hatte in ihm den unwiderstehlichen Drang erregt, auch selber dergleichen Versuche zu machen. Diese gelangen ihm auf eine bewundernswürdige Weise; der Augsburger Bürgersmann mit seinen abgerichteten Hunden war ein Gegenstand des Tagsgespräches und des allgemeinen Interesses in den meisten europäischen Ländern. An alle Höfe, sogar nach Konstantinopel wurde der Mann, dessen Künste einer Zauberey glichen, eingeladen. Nur nicht an den türkischen Hof, sonst überall hin folgte er der Einladung und sahe mit Vergnügen, wie seinen Hunden fast mehr Ehre widerfuhr als ihm selber. Denn diese zur menschlichen Höflichkeit erzogenen Thiere konnten nicht nur aufrecht stehen, gehen und so wie wir auf Stühlen sitzen, sondern nach ihrem Geschlecht auf französische Weise sich neigen oder verbeugen, und benahmen sich selbst beym Essen mit solchen Anstand, daß man sie öfter an die Tafel der Großen einlud, zu denen damals nur Leute von höherem Stande Zulaß hatten. Zum Lohn dafür belustigten sie dann auch die Gäste mit den Beweisen ihrer Gelehrsamkeit und der Hund Mosche setzte vor Karl VI. aus mehr den siebenzig ihm vereinzelt hingelegten Buchstaben den Satz zusammen: „es lebe Karl der Sechste,“ ja der noch gelehrtere Hund Hanswurst wählte, als man ihm in Nürnberg in einer großen Gesellschaft 100 Buchstaben auf vereinzelnten Blättern hingelegt hatte, 38 derselben heraus und setzte dann den Knittelreim aus ihnen zusammen: „Ewiges Wohlergehen laß der Herr Euch alle sehen.“ Außer diesem wußten Langs Hunde jede Karte und jede Münzsorte zu unterscheiden und eine ihnen genannte aus vielen andern herauszufinden, sie gaben an, auf welche Stunde der Zeiger einer Uhr deute, konnten zusammenrechnend anzeigen, wie viel Augen drey Würfel, von drey verschiedenen Personen geworfen zusammen betrugen, konnten auf 2 Füßen den Gang eines Blinden, so wie auf dreyen den Gang eines vernagelten Pferdes nachäffen, ja selbst auf 2 Füßen einer Seite gehen, angeben, wenn man ihnen die Augen verbunden hatte, wer sie geschlagen habe? und überhaupt dergleichen Kunststücke gegen 59 üben. Obgleich Lang in seinem Büchlein die Weise angegeben hat, nach welcher er seine Hunde, unter denen er die Neufoundländer, Spartaner und Dachse für die erziehungsfähigsten hält, abrichtete, so möchten doch nur Wenige, wenn sie die angeführten Regeln auch noch so sorgfältig befolgten, etwas Gleiches zu leisten vermögen, denn es gehört zum glücklichen Gelingen nicht bloß eine Anlage des Thieres, sondern noch vielmehr eine Attractiva und Mittheilungsfähigkeit des Menschen, der dasselbe erziehen will.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nr. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung. 2 Bde. 1840.

(Fortsetzung.)

Es wäre zu wünschen, daß unser Verf. noch öfter und mehr auf die Betrachtung der anziehenden, so wie der bildenden Herrscherkraft der Seele des Menschen über die des Thieres eingegangen wäre. Die bekannte, wahrhaft magisch erscheinende Attrativa des Filippo Neri, auch gegen Thiere, so wie jene interessanten, hieher gehörigen Züge, welche J. M. Sailer in Heggelins Lebensbeschreibung aus dem Umgang des Letzteren mit seinen Hausthieren erzählt und noch eine Menge ähnlicher Thatsachen erscheinen für das Gebiet der Thierseelenkunde von hoher Wichtigkeit. Nach jenem wahren Satze, daß nur ein Gleichartiges das Gleichartige erkennen und verstehen kann, mußte selbst Heggelins Eichhörnchen, das seines Herrn ihm ein für allemal ertheilten Befehl von nun an so treu befolgte, nach seinem Maaße einer psychischen Annahbarkeit an die Willensmeinung der Menschenseele fähig seyn, und jener frey aus- und einfliegende, beständig aber ins Zimmer und in seinen offenen Käfig zurückkehrende Finke, der noch in seinen letzten Augenblicken auf Heggelins Schulter flog und hier mit Tönen des Gesanges starb, wäre dieser Aeußerung von Zuneigung nicht fähig gewesen, wenn nicht in ihm ein Etwas gewohnt hätte, das der menschlichen Seele seinem Wesen nach verwandt und befreundet ist. Nur auf eine solche Attrativa des Verwandten zum Verwandten: der Seele des Menschen zu der des Thieres gründen sich alle Künste der Schlangenbeschwörer so wie der wahren Beherrscher und Bewältiger der Thierwelt; sie sind die Ueberreste eines uralten, später verloren gegangenen Vorrechtes des Menschen über die Welt der Lebendigen der Erde.

In dem 13. Abschnitt, welcher sich mit den Andeutungen aus der praktischen Thierpsychologie beschäftigt, werden die verschiedenen Weisen, in denen der Mensch die Thiere gebraucht und mißbraucht, behandelt und mißhandelt, kurz erwähnt. Es ist ein Mangel der neueren Zeit, daß sich nicht selbst die öffentlichen Gesetze der Thiere gegen die Grausamkeit der Menschen annehmen. Bey den edleren Völkern des Alterthums war dieses anders. Namentlich ermahnte das dem Volk Israel gegebene Gesetz in vielen seiner einzelnen Züge zur Milde und Menschlichkeit gegen die Thiere. In Athen wurden einem Knaben, welcher jungen lebenden Wachteln die Augen ausgestochen hatte, zur Strafe ebenfalls seine Augen ausgestochen, damit er nicht künftig der Republik als grausamer Tyrann schädlich werde; selbst ein Richter wurde zum Tode verurtheilt, weil er einem kleinen Vogel, welcher von einem Raubvogel verfolgt, hülfesuchend in seinen Busen sich geflüchtet, den Kopf eingedrückt hatte. Dagegen wurden jene Lastthiere, die beym Baue eines Tempels in beständiger Anstrengung gewesen, auf Kosten des Staats lebenslänglich verpflegt und jeder Arbeit entbunden, und das eine von ihnen, welches aus Gewohnheit sich von selber wieder zur täglichen Arbeit stellen wollte, wurde mit vorzüglicher Auszeichnung behandelt. Mit einer gleichen Dankbarkeit beachteten die Korinther jenen treuen Hund, der ihre Akropolis von dem nächtlichen Ueberfall der Feinde gerettet. Selbst die Bekenner des Islam sind durch Gesetz und feststehende Sitte zur Milde und Freundlichkeit gegen die Thiere ver-

pflichtet, nur den Christen ist hierüber kein äußeres Gesetz gegeben, weil ein inneres in seinem Gemüth vorausgesetzt wird, das ihm auch Erbarmen gegen die mitgeschaffene Welt der Lebendigen gebeut. Uebrigens ist die Pflicht des Menschen gegen die Thiere selbst ein Gegenstand der ernsten Betrachtung für einzelne Kirchen-Concilien gewesen (so zu Kanut in Northumberland i. J. 787) und in einigen Kantonen der Schweiz wird die Grausamkeit der Thiere von den Vorstehern der Kirche geahndet.

Von den Centralpunkten, aus denen im thierischen Organismus der Impuls des Lebens und Bewegens ausgeht, ist namentlich auch im 15. Kapitel, welches von der Psyche der Thiere im Besondern handelt, die Rede. Abgesehen von den niedersten Thierformen so erscheint selbst bey manchen vollkommneren Thierarten die Lebensäußerung der Seele noch nicht so wesentlich und unumgänglich nothwendig an das Vorhandenseyn des Gehirns und Hauptes gebunden als bey dem Menschen. Eine Stubenfliege, welcher der Kopf entnommen worden, steht einige Augenblicke still, dann bewegt sie beyde Vorderfüße, als wollte sie nach ihrer Gewohnheit sich den Kopf streichen, nach der Stelle des verlorenen Organs hin, hüpft, freylich unbeholfner als gewöhnlich hin und her, fliegt dann auf, prallt jedoch als erblindet an Wände und andre Gegenstände an, und setzt auf diese Weise, auch ohne Kopf noch einige Zeit die Verrichtung der Theile ihres Rumpfes fort. Eben so sticht der abgeschnittene Rumpf der Wespen und Bienen noch lange nach seiner Ablösung. Schmetterlinge fliegen, Käfer laufen auch im enthaupteten Zustand und der abgetrennte Kopf eines Hirschkäfers wurde noch 48 Stunden nach seiner Verstümmlung am Sonnenstrahl so neu belebt, daß er den Beobachter (Mortier) sehr stark mit seinen Mandibeln (sogenannten Geweihen) zwickte. Aehnliches weiß man von den abgeschnittenen Köpfen der Vipern; bey einem Thiere dieser Art kroch der kopflose Rumpf noch hinweg und verbarg sich in seinem gewöhnlichen Schlupfwinkel unter einem Steinhaufen; Schildkröten können bekanntlich noch länger ohne Gehirn und selbst ohne Kopf leben. Ja selbst bey Vögeln findet noch, wenn auch in geringerem Maße und auf kürzere Zeit hin etwas Aehnliches statt, denn nicht bloß jene Strauße,

welche Kaiser Commodus mitten in ihrem Laufe köpfte, liefen noch bis ans Ende der Rennbahn sondern auch Gänse, denen man im Laufen den Kopf abhauet, setzen ihren Lauf durch eine ganze lange Gasse in gerader Linie fort, bis sie am Ende, da wo die Straße eine andere Wendung macht, oder an einer sie durchschneidenden aufhört, an die Wand sich stoßen. Ein hungernder Haushahn wurde nach Boerhave, als er eben nach den vorgeschütteten Körnern rannte, geköpft; das enthauptete Thier setzte dennoch, in gleich schnellem Laufe seinen Weg nach dem gegen 20 Schritte weit entfernten Fütterungplatz fort und beugte, bey ihm angelangt, den Stumpf des Halses nach ihm hinab. Zuweilen erscheint es bey solcher Gelegenheit, als sey die Seele noch einer Wandrung oder Versetzung aus dem Kopf nach dem Rumpfe fähig, denn bey einem enthaupteten Welschhahn regten sich zuerst bis 1 1/2 Minuten nach der Hinrichtung die Theile des Hauptes, dann, als dieses Bewegen aufhörte, stand plötzlich der Rumpf wieder auf seine Beine, schlug mit den Flügeln um sich, und suchte den einen Fuß, als wollte er hiemit die Ursache des Schmerzens entfernen, nach der Stelle der Verstümmelung am Halse hin zu bewegen. Man muß sich hiebey an das Verhältniß der Dicke des Rückmarkes und der Nervenstämme zur Größe des Gehirns erinnern, auf welches Sömmering aufmerksam machte. Wenn die psychische Bedeutung eines thierischen Organismus bloß nach dem Verhältniß der Größe oder Gewichtsmasse des Gehirns zur Masse des übrigen Gesammtkörpers ermessen werden sollte, dann müßte man den Singvogel für höher gestellt achten als den Menschen, wenn man jedoch die Größe des Gehirns mit der Dicke der aus ihm hervorgehenden Nerven vergleicht, dann erkennt man bald, daß vom Menschen abwärts ein immer zunehmendes Uebergewicht in das untergeordnete Nervensystem, aufwärts aber nach dem Menschen in das Gehirn gelegt sey.

In Folge seiner psychologischen Prinzipien ordnet unser Verf. das Thierreich nach dem Maaße seiner Unterscheidungsgabe an. Von unten herauf treten immer mehrere Fähigkeiten zu unterscheiden, neue Richtungen auf neue Stoffe hervor. Der Eingeweidewurm unterscheidet nur Nahrung und Nicht-

nahrung, der **Schmetterling** auch Farben, der Vogel Menschen und **Thiere** und Töne, der Mensch erkennt selbst **Unsichtbares**, unterscheidet **Vergangenheit**, **Gegenwart**, **Zukunft** — und streckt seine Organe oder **Sinne** in alle Richtungen der leiblichen Schöpfung **aus**.

Alle Thiere **stehen** auf einer gewissen Stufe, auf welche die Natur sie gesetzt hat. Keines kann über sich selbst hinauf, aber alle können sie unter sich herunter. Alle Samen, jedes Ey schläft; Schlaf ist der erste Zustand, in dem man ist, in den man zurücksinken, in welchem man bleiben kann. Auch im Schlaf ist schon Unterscheidung, wenn auch nicht nach gedachten Vorstellungen, so doch nach Empfindungen. Schlafende Menschen wie Thiere strecken sich, wenn sie frieren, nach der Wärme oder suchen, umgekehrt, Abkühlung. Der Säugling, am Busen der Mutter entschlummernd fährt noch halb im Schlafe fort Nahrung zu nehmen. So bleibt ein Theil der Thierwelt, verglichen mit den höhern Stufen, während seines ganzen Lebens in einem Schlaf-, ein anderer Theil in einem Traumzustand, wobey die Erregtheit der Phantasie das Vorherrschende ist, ein dritter in einem Zustand, welcher dem Schlafwandeln gleicht, während der einer vierten Stufe dem Schlafwachen, endlich jener einer fünften dem vollkommnen Wachen entsprechend ist. Die Stufen des tiefen Schlafes, des thätigen Nachtwandelns und des Wachens sind die drey verschiedensten; Traum und Schlafwachen sind Mittelstufen. Im Menschen treten alle fünf, oder vielmehr er tritt in ihnen auf; er durchläuft während seines Schlafens und Wachens ihren Hauptumrissen nach sie alle täglich. Dem Thiere, das auf einer der niederern Stufen steht, ohne sich auf die höheren emporschwingen zu können, giebt seine Stufe zugleich das eigenthümliche Maaß die Welt anzuschauen, und durch das Angeschaute sich zu Handlungen bestimmen zu lassen. Die Thier- und Menschenseelen sind sich übrigens gleich in Beziehung auf ihren gemeinsamen Ursprung, ungleich in Beziehung auf ihre ein- oder vielseitigere Richtung. Aehnliche Richtungen bedingen ähnliche, gleiche Richtungen gleiche Seelen. Die Stärke der Richtung bedingt das, was wir Naturell und Charakter nennen. Auch unter ähnlichen Seelen wird die Verschiedenheit groß erscheinen, wenn die Vielseitigkeit ihrer Richtung auf das Unterscheidbare groß ist; die Seele des einen Menschen kann verschiedener von der eines andern seyn, als ganze Familien und Ordnungen der niedern Thierklassen von einander sind.

Obgleich die niedersten Thierklassen, an deren unterstes Ende Scheitlin die Eingeweidewürmer setzt, nur erst ein Leben des Schlafes führen, welches gänzlich im Werk der Leibesbildung und Erhaltung daraufgeht, so erinnert dennoch das Bewegen und Benehmen mancher vorzüglich munterer oder auffallend träger Infusorien an das Vorhandenseyn eines Temperament-Unterschiedes, dessen frühester Gegensatz jener zwischen sanguinisch und phlegmatisch ist. Die Quallen sind durch ihr öfters sich wiederholendes Klappen die ersten Anfänger im Hervorbringen eines Tones; in den Fortbewegungen der Kammquallen über weite Räume des Meeres äußert sich das erste, niederste Vorbild einer Wanderlust. Unter den Schaalthieren wird, namentlich in dem Fädenspinnen der Miesmuschel die erste Aeußerung eines Kunsttriebes bemerkt; die Zweyschaaligen, denen das feine Gefühl den Mangel des Gesichtssinnes ersetzt, schützen sich gegen feindliche Angriffe durch kräftiges Zuklappen ihrer Schaale; den Schnecken ist zu ihrer Vertheidigung und zur Abwehr der Gefahr zum Theil der starke muskulöse Fuß gegeben. Noch findet sich jedoch selbst bey den ziemlich hoch stehenden Landschnecken die Oberherrschaft und Standesverschiedenheit des Hauptes über die und von den andern Theilen des Leibes so wenig entschieden, daß ein solches Thier, wenn man ihm den Kopf ohne Quetschung mit einem scharfen Messer abgeschnitten hat, nicht bloß fortlebt, sondern daß selbst das abgeschnittene Haupt sammt den Fühlfäden sich vollkommen wieder erzeugt. Im Ganzen, so kann man sagen, erhebt sich das Thierreich in den zuletzt erwähnten Ordnungen aus dem Zustand des tiefen Schlafes zu dem des Traumes.

In der Hauptordnung der gegliederten Thiere stellt unser Verf. die Milben als das unterste Glied hin. Die gebährenden Mütter bilden bey einigen Arten schon ein Nestchen für die Jungen, zeigen mithin schon die ersten Spuren einer mütterlichen

Vorsorge; die schädlichen Folgen des Bisses einiger andern Arten hält er für eine Wirkung des Zornes, der einem Wahnsinn von ansteckender Kraft gleicht, indem er in dem wunden Organismus eine ihm selber verwandte Reaktion erregt. Während eine Art von Springassel ihre Jungen mütterlich vorsorgend mit sich herumträgt, frißt die Schnurassel dieselben bey Gelegenheit auf. So erscheint neben dem höheren Besseren zugleich das höhere Schlimmere. Bey einer Art von Baumwanzen (der grauen) zeigen sich jene schroffen Gegensätze der älterlichen Zärtlichkeit und der älterlichen Mordlust an die beyden Geschlechter einer und derselben Thierart vertheilt. Denn das Weibchen führt seine Jungen, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein, von Blatt zu Blatt und schützt dieselben muthig gegen die Angriffe des Männchens, welches bey jeder Gelegenheit die Jungen zu erhaschen und aufzufressen sucht. So nahe und geschlechtsverwandt sind sich in der thierischen Seele Liebe und Haß.

Ein geselliges Zusammenwirken ganzer Schaaren von Einzelwesen zum Hervorbringen eines Kunstwerkes, nicht der Gebäude, sondern der gemeinsamen Bewegungen findet sich bey manchen Gattungen der Zweyflügler. Nur ein sehr niederer Anfang hinzu sind die schlangenartigen, breiten Bänder, welche der Heerwurm, die Larve einer Schnakenart mit vielen Tausenden seiner Individuen bildet; etwas ungleich Höheres sind die Tänze der Mückenschwärme, bey denen die Einzelnen ein solches Gewebe ihrer auf und nieder, hin und her, vor und rückwärts gehenden Bewegungen bilden, bey welchen kunstreich das eine dem andern ausweicht oder bis zu gewisser Entfernung sich nähert; es sind lebendige Bausteine einer Pyramide oder Säule, welche nach idealischer Form sich zusammenfügen und trennen; ein Abbild im Kleinen der Tänze der Sphären unter den Himmelskörpern, in denen ein Geist der höhern Ordnung waltet.

(Fortsetzung folgt.)

Erd- und Süßwasser-Gasteropoden. Beschrieben und abgebildet von J. D. W. Hartmann. St. Gallen 1840. Heft 1. XX. und 36 S. mit 12 Kupfertafeln, gr. 8.

Wenn man von einer neuen Bearbeitung unserer einheimischen Mollusken hört, so möchte man anfänglich dieselbe wohl für eine ziemlich überflüßige Bemühung halten, da wir gerade über diesen Theil der Zoologie mehrere ausgezeichnete Arbeiten besitzen, und namentlich Roßmäßler's Werk ganz geeignet scheint, alle andern entbehrlich zu machen. Nimmt man jedoch die Arbeit von Hartmann selbst zur Hand, so wird der Naturforscher, zumal wenn er selbst Sammler von Conchilien ist, bald von ihr sich angezogen fühlen, und sie, obgleich so viele andere treffliche Werke über diesen Gegenstand vorhanden sind, dennoch für unentbehrlich finden. Dieser Werth beruht sowohl auf dem Text als auf den Abbildungen. Hartmann ist den Conchyliologen schon seit längerer Zeit durch seine Beyträge zu Sturm's Fauna von Deutschland bekannt. Mit Enthusiasmus hat er sich dem Studium der einheimischen Mollusken gewidmet, dieselben gesammelt, beobachtet und abgebildet. In der vorliegenden Arbeit zeigt er sich nicht als ein müßiger spielender Dilettant, wie es unter den Sammlern so viele giebt, sondern als ein scharfer und origineller Beobachter, der nicht bloß an den Schalen sich erfreut, sondern die Gesetze ihrer Bildungsformen zu ergründen sich bestrebt, deßhalb auch krankhaften und abnormen Bildungen eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, und über dem Gehäuse seinen Bewohner nicht vergißt. Jede Art wird in einer ausführlichen Schilderung abgehandelt und ihren Abänderungen eine besondere Rücksicht zugewendet. Freylich wird hiedurch das Werk eine große Ausdehnung gewinnen, dennoch möchten wir nicht anrathen, dasselbe in größerer Kürze zusammen zu fassen.

In dem vorliegenden ersten Hefte sind Pupula lineata und polita, Helicophanta rufa und brevipes, Trigonostoma angigyrum, obvolutum und holosericeum, Stagnicola vulgaris und Tachea (Helix) hortensis beschrieben und in vortrefflichen und höchst genauen Abbildungen dargestellt. Anfänglich wolle sich der Verfasser bloß auf die schweizerischen Land- und Süßwasser-Mollusken beschränken, später aber hat er diesem Plane eine größere Ausdehnung gegeben und wird nun wohl alle europäischen Arten aufnehmen. Zu bemerken ist noch, daß Hartmann die Bezeichnung Gasteropoden nicht in der engern Begrenzung von Cuvier nimmt, sondern darunter auch die bauchfüßigen Muscheln begriffen wissen will.

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nr. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung. 2 Bde. 1840.

(Fortsetzung.)

Ein Trieb der Zusammengesellung führt die verderblichen Wolken der Heuschrecken weit über die Länder hin, öfters auch, zu ihrem eigenen Untergang hinaus in's Meer. Laute und hiebey grelle Töne, z. B. das Klingeln mit Sensen sollen sie vertreiben können; die Empfindlichkeit für Töne, fällt in dieser Klasse, mit der Fähigkeit selber laute Töne hervorzubringen, zusammen. In ähnlichen großen Gesellschaften zieht auch die Wanderkrabbe nach den drey verschiedenen Wohnstätten, deren eine nahe am Meere, die andere tiefer im ebenen Lande, die dritte (für den Winter bestimmte) auf Hügeln ist; in jedem dieser Reviere finden sich die zahlreichen Wohnungen der Erdlöcher, die zur bestimmten Zeit bezogen dann wieder verlassen werden.

Jene drey Zustände, welche der Schmetterling als Raupe, Puppe, zuletzt als buntes nur zum Genießen bestimmtes Geflügel durchläuft, gleichen dem Schlafwandeln, dem Schlafe und dem Traumleben. Jener Kunsttrieb, den die Raupe bey der Fertigung ihrer Gespinnste übt, ist im Schmetterling meist so ganz verschwunden, daß dieser wie ein anderes, von jener ganz verschiedenes Ich erscheint. Statt des äußerlich sich kund gebenden Triebes zum Bilden und Gestalten ist ein inneres Vermögen, zum Hervorbringen (Erzeugen und Ausgebähren) der jungen Brut erwacht. An einigen Raupen, welche mehrmalen vor ihrem Verpuppen Gespinnste machen, in denen sie bey der Häutung und gegen Kälte sich bergen, will man bemerkt haben, daß die jüngeren, wenn man ihnen das Gewebe zerstörte und Fäden von verschiedener Farbe zum Einflicken und Ausbessern hinlegte, sich die heller farbigen, die alten aber die dunkleren auswählten. An verletzten Raupen stirbt der Kopf, an verletzten Schmetterlingen der Hinterleib am spätesten.

Man hat durch „Menschenkunst und Menschenwitz" die Arbeiten mancher spinnenden Raupen so geleitet, daß sie Gewebe von gewisser Gestalt, ja selbst stickereienartige Gewirke hervorbrachten. Die Ordnung der gegliederte Thiere hat noch ganz andere, merkwürdigere Beyspiele von einer Attrativa des Menschen und seines bewegenden Willens aufzuweisen. Die Kreuzspinne, welche des gefangenen Grafen Lauzun Stimme kannte, auf ihren Ruf hervorkam, und Fliegen aus seiner Hand nahm, gab ein solches Beyspiel. Ein merkwürdigeres noch geben öfters die von Menschen gezähmten Bienenschwärme.

Auch die Beyspiele von einem Zug der Zusammengesellung, ja von einem gleichsam magnetischen Rapport, welcher Sympathie und Zuneigung begründet, zwischen Insekten von ganz verschiedenen Gattungen, ja selbst Ordnungen, verdienen Beachtung. So die Schonung, welche die Ameisen der Larve des Goldkäfers, noch mehr aber jene, wenn auch nicht ganz uneigennützige Zärtlichkeit, die sie dem Keulenträger (Claviger) in seinen Zuständen der Larve, der Puppe und des Käfers erweisen.

Die Klasse der Fische scheint, obgleich ihr Bau sie dem Menschen ungleich näher stellt, auf den ersten Blick, rücksichtlich der psychischen Kräfte und Befähigungen, tief unter den Insekten zu ste-

hen. Denn was ist die Geschicklichkeit des Spritz- oder des Schützenfisches im Treffen der Fliegen mit einem Wasserstrahl nur im Vergleich mit dem ungleich zusammengesetzteren Verfahren des Ameisenlöwen; was sind die Wanderungen und geselligen Verrichtungen der Fische gegen ähnliche Erscheinungen bey den Insekten. Doch giebt es in jener Klasse der Wasserthiere schon sehr auffallende Beyspiele von dem bändigenden Einfluße, mithin von psychischem Rapport des Menschen, wie denn neuerdings ein Italiener eine Anzahl von Fischen von ganz verschiedener Art so gezähmt und abgerichtet hatte, daß sie auf sein Geheiß sich miteinander herumtummelten, ja daß der gefräßige Hecht einen andern Fisch packte, und auf sein Geheiß ihn wieder losließ, oder ihn gegen seinen Bändiger hintrug, wie ein Hund die apportirte Beute.

Noch allgemeiner bekannt und seit uralten Zeiten oft erprobt ist die Zähmbarkeit mancher Amphibien, selbst der Kröten, noch mehr der Schlangen durch den Menschen. Beachtenswerth erscheint es auch, daß jene Thiere, die man gewöhnlich den Riesenschlangen unserer Menagerien zum Raube giebt, z. B. Tauben, Enten, so wenig Furcht oder Scheu vor jenen ihnen todesgefährlichen Thieren äußern; die alte Sage von der bezaubernden Kraft der Klapperschlange gegen kleinere Thiere und selbst Menschen, hat sich noch manchmal in Reiseberichten der neueren Zeit wiederholt. Zur Erklärung der auffallenden Wirksamkeit der Schlangenbeschwörer, alter wie neuer Zeit, erinnert unser Verf. an jene natürliche Magie, welche der feste Blick des Auges, vor allem des menschlichen, auf alle sehenden, entgegenblickenden Wesen ausübt.

Daß auch die Thiere fühlen, welche Kraft im Auge liege, zeigt sich in vielen Fällen. Kann doch selbst der mächtige Löwe den stark und mit Willenskraft auf ihn gerichteten Blick des Menschen nicht vertragen, sondern wendet nach einiger Zeit ausweichend seinen Gegenblick hinweg; eines der ohnmächtigsten Thierlein: der Kolibri fährt mit Heftigkeit nicht gegen die Hand des Menschen, der ihm sein Nestchen mit den Jungen rauben will, sondern gerade gegen die Augen desselben, eben so schnell ausweichend als wiederkehrend und so anhaltend mit den Flügeln und Schnabel in diese hinein, daß er öfter den Räuber nöthigt von seinem Vorhaben abzustehen.

Wenn man von den psychischen Lebensäußerungen den Maßstab entnimmt, dann scheinen allerdings die niedrigsten Entwicklungsstufen der Klasse der Vögel auf einen Theil jener Arten zu fallen, welche als Schwimmvögel auf dem Wasser leben, namentlich auf die Arten der Pinguinen. Doch stehen sich überall in der Natur, und so auch hier die Klassen als wahrhafte Gegensätze, gleich jenen des Geschlechtes polarisch entschieden, gegenüber; der Vogel ist alsbald Vogel, wie die Schildkröte oder Eidechse kaltblütiges Amphibion; das vermeyntliche Daseyn von zwitterhaften Wesen (sogenannten Uebergangsformen) gründet sich höchstens auf schnellvergängliche, gleichsam krankhafte Erscheinungen in der Bildungsgeschichte der Natur.

Einzig in ihrer Eigenthümlichkeit, rücksichtlich des Verhaltens gegen die eigne Brut, stehen unser gemeiner Kukuk und der Kuhfink mitten unter den nahe verwandten Arten ihres Geschlechtes und ihrer Familie da. Auf unerklärbare Weise überträgt die Seele des Kukukweibchens der brütenden und pflegenden Grasmücke mit dem fremden Ey zugleich den Zug der Mutterliebe, welcher, wie durch einen übermächtigen, geistigen Impuls in die neue Bahn verschlagen, die natürliche Bahn verläßt und über der Neigung zu der fremden seine eigne Brut vergißt. Sonderbare Züge, auch der Gastfreundschaft giebt es unter manchen Thieren. So lebt die Steintaube sammt ihrer Brut in nachbarlichem Frieden neben dem räuberischen Thurmfalken in den Löchern alter Thürme oder Burgen und das Waldhuhn, wenn es sein Nest in unmittelbarer Nähe des Baues eines Fuchses anlegte, darf vor dem Angriff desselben sicher seyn. Die Höhleneule des nördlichen Amerika's schlägt ihre Wohnung fast ausschließend nur in der Höhle eines Nagethieres auf, das zu der Familie der Murmelthiere gehört (Cynomys ludoviciana) und lebt hier mit dem eigentlichen Bewohner, dessen Stimme und Geschrey dem ihrigen sehr ähnlich klingt, friedlich beysammen. Eine Sympathie besonderer Art scheint auch die Wiesenschnarre oder den Wachtelkönig auf ihrer Wanderung zu den Wachteln zu gesellen.

Eben so unwiderstehlich hinreissend wie in einigen Fällen die Sympathie, wirkt auf die Lebensbewegungen einiger Arten von Thieren die Antipathie. So namentlich die der meisten Zugvögel gegen die Eulen, welche von jenen nicht bloß wie unheimliche, nächtliche Erscheinungen mit höchstem Interesse beachtet, sondern zugleich mit so blinder Leidenschaftlichkeit verfolgt werden, daß die Schüsse des Jägers, der so eben einen Theil der Krähenschaar niederstreckte, die unverletzt enflohenen nicht abhalten können, nach einer kurzen Pause sich abermals auf das gespenstige Thier zu stürzen. Die katzenartigen Manieren und eigenthümlichen Bewegungen der Eulen erscheinen auch allerdings wie ein Hinaustreten aus dem Kreise der Natur des Vogels.

In solcher psychisch entfalteter, vielseitiger Form als bey den Haushühnern kommt die Gatten- und Mutterliebe bey wenig Thieren vor. Die Zärtlichkeit des ritterlich kampflustigen Hahnes gegen seine Hennen, so wie die Sorgsamkeit der letzteren gegen ihre Küchlein zeigt sich einer Selbstverläugnung und eines Mitgefühles von fast menschlicher Weise fähig. Eine solche Lebendigkeit der Gefühle giebt zugleich der Stimme jener Thiere eine Modulation und Ausdrücklichkeit, welche wie eine Art von Sprache erscheint. Einigermaßen schon bey dem nächtlichen Krähen unserer Hähne, noch mehr bey denen des Orients wird ein so regelmäßiges Gebundenseyn an gewisse Stunden der Nacht bemerkt, daß man sich auf ihre Zeitangaben fast eben so sicher als auf die der Uhren verlassen kann. Die Küchelchen, auch wenn die Bruten mehrerer Mütter untereinander gemischt sind, unterscheiden und kennen genau die Lockstimme der eignen Mutter, zu der sie alsbald, wenn sie ruft, hineilen.

Wie sich schon in der Kindheit die künftig vorherrschende Richtung des Begehrungsvermögens kund gebe, das lehrt uns abbildlich die Beobachtung einiger Arten von Vögeln. Der junge aus dem Nest genommene Taubenhabicht blickt, wenn er noch mit Flaum bedeckt kaum zu stehen, noch weniger aber zu fliegen vermag, schon mit ungemeiner Begierde den an seinem Aufenthaltsort vorüberfliegenden Tauben nach, deren Fleisch er doch in der Gefangenschaft vielleicht noch niemals gekostet hat. Die älteren Vögel seines Geschlechtes treibt ihre heftige Begierde nach Tauben bis in die Mitte unserer Höfe und zum Eingang der Taubenschläge.

Die Tagraubvögel, vor allen die Falken und Lämmergeyer zeichnen sich überhaupt unter allen Vögeln durch das Seelenvolle ihres Auges aus. Unser Verf. rühmt das Auge des Lämmergeyers, den er lebend beobachtete, als das schönste und sprechendste im ganzen Thierreiche; die Zähmbarkeit der Tagraubvögel durch den Menschen, ihre, sonst in natürlichem Widerspruch mit ihrem Wesen stehende Anhänglichkeit an den Pfleger und Herrn ist aus vielen, alten wie neuen Beobachtungen bekannt. Besonders wird in dieser Hinsicht der (brasilianische) Urubu gerühmt.

Die Kunst des Nesterbauens wie des Singens werden vereint bey den Singvögeln gefunden. Beyde Anlagen sind an die beyden Geschlechter vertheilt, denn das Weibchen übt in vorherrschendem Maaße die Baukunst, das Männlein den Gesang. Namentlich bey den Lerchen hat man beobachtet, daß die alten Weibchen gleich den Männchen zu singen anfangen. Uebrigens ist auch der Gesang der Vögel nicht bloß ein Ausdruck der Zuneigung der verschiedenartigen Geschlechter, sondern eben so auch der Abneigung der gleichnamigen, wie dieß in dem Wettkampf der singenden Männchen, namentlich der Nachtigalen erkannt wird, welche, durch ihre Gefangenschaft am gewöhnlichen Kampf gehindert, statt der äußeren Vertheidigungswaffen sich der Stimme bedienen, um den Feind zu besiegen. — Amerika hat im Ganzen ungleich weniger singende Vögel als die Länder der östlichen Halbkugel, dagegen sind unter seinen wenigen etliche durch die Beugsamkeit ihres Stimmorgans vorzüglich ausgezeichnete Arten.

An vielen Vögeln hat man eine große Empfindlichkeit gegen elektromagnetische Einflüße bemerkt. Namentlich wird auch der Kreutzschnabel vor dem Ausbruch der Gewitter sehr unruhig und eben dieser wird auch durch die Nähe von Menschen, welche an krampfhaften Zufällen, an Gicht so wie Augenentzündungen leiden, stark affizirt.

Das, was der vorhin erwähnte Augsburger Lang seinen Hunden lehrte, hat man, wenn auch

nur zum kleinen Theil, selbst Canarienvögeln gelehrt. So das Zusammensetzen von mehrsylbigen Worten, wie Constantinopel, aus einer Anzahl verstreut herumliegender Buchstaben; ein solcher Vogel legt Zahlen, die man ihm jedoch einzeln nennt, zusammen, wählt aus einer Spielkarte die zu einem glücklichen Spiel zusammengehörigen aus; er setzt aus Noten einen kleinen Gesang zusammen und macht noch manche ähnliche Künste.

Nicht bloß einer Abrichtung zu dergleichen Künsten, sondern eines wirklichen sinnigen Eingehens in menschliche Verhältnisse, menschlich erscheinende Gefühle der Zuneigung und Abneigung, der Furcht und Erwartung des Künftigen aus einem schon vorhandenen Gegenwärtigen, der Liebe zur Zucht und Ordnung unter den Thieren des Hofes und der zu ihm gehörigen Heerde sind jene Vögel fähig, welche zur Familie der Kraniche und Störche gerechnet werden. Unser Verf. verweilt hier bey der von Schauroth erzählten Geschichte eines gezähmten Kraniches. Mit einigem Recht kann man die Störche als die Elephanten unter der Klasse der Gefiederten betrachten, in psychischer Hinsicht stehen sie höher als die meisten andern Vögel.

(Schluß folgt.)

---

1. l'Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon, par M. Capefigue. T. 1. Paris 1840. XVI und 456 Seiten. gr. 8.

Unter den historischen Schriftstellern unserer Zeit hat bey weitem keiner so viele Bände geliefert wie Hr. Capefigue. Hier beginnt er wieder ein Werk, in welchem er viel Neues verspricht.

Wie dieser Bearbeiter der europäischen Geschichte Deutschland kennt, verräth sich schon S. 29, 30, 31, wo er das in Preussen regierende Haus das Haus Braunschweig nennt; (und so durch das ganze Buch, z. B. S. 328). Aus der Schilderung: le peuple Allemand 1794 — 1799, will Ref. nur eine Stelle ausheben, die auch von dem Vortrage des Verf. als Probe dienen kann.

„In Wieland, Klopsroth, *) Kotzebue, überall findet man Erregungen jenes revolutionären Geistes, welcher, nach dieser früh angehenden Vorbereitung, später in den geheimen Gesellschaften zum Ausbruche kam; es herrscht ich weiß nicht was mystisches in allen diesen Werken; sie verkündigen eine nahe Wiedergeburt der Gesellschaft. Man merkt daß alles gährt; die altgewordene Gesellschaft tritt ab; das Stück ist aus für das deutsche Geschlecht; dieses träumt von einer bessern Zeit, einer reineren Luft in mitten dieser erschöpften Seelen; und mußte nicht dieser Geist der Aenderung den neuen Ideen, der deutschen Freyheit und Nationalität förderlich seyn? Nur war diese Freyheit nicht eine entlehnte wie in Frankreich, wo man Brutus und Cassius nachmachte; sie fand ihren Trieb in der vaterländischen Erinnerung, in dem Bilde des Arminius, der die Altäre des alten Germaniens, die freyen Städte, und die düstern Bewohner der heiligen Wälder vertheidigte.“ S. 93.

In den Anmerkungen ist, neben Bekanntem, allerley aus ungedruckten Briefschaften (agent prussien, agent anglais) beygebracht, die sich in der Polizeyregistratur wohl finden mögen, die aber, nach diesen Proben, ganz ohne Bedeutung sind. Auf Mittheilungen von Augenzeugen bezieht sich der Verf., ohne diese näher zu bezeichnen, bey seiner, von den amtlichen Berichten sehr abweichenden, Erzählung der Begebenheiten am 18. Brumaire 1799. Sie ist das Beste in dem Buche, wenn man sich anders darauf verlassen darf. Nach der Darstellung des Verfs. würde der Staatsstreich, durch welchen Bonaparte erster Consul wurde, ganz mißlungen seyn, hätte nicht Lucian die Soldaten, die gar nicht entschlossen waren, sich gegen die Volks-Repräsentanten gebrauchen zu lassen, durch den frechsten Trug dazu vermocht, indem er, der Wahrheit zuwider, von Dolchen sprach, die in der Versammlung gezückt worden wären und die wohlgesinnte Mehrheit darniederhielten.

*) Damit ist offenbar Klopstock gemeynt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nr. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung. 2 Bde. 1840.

(Schluß.)

An den wandernden Säugethieren, wie den Wanderratten, Lemmingen und Wurzelmäusen erscheint es bemerkenswerth, daß ihre Züge nicht wie bey den Vögeln vorherrschend die Richtung nach einem wärmeren Lande, oder aus kalten, nordischen Gegenden nach Süden, sondern wenigstens eben so oft nach Osten und Westen, in Länder von gleicher Temperatur nehmen. Die Wanderungen der Lemminge, *wie ein* irre gehender Naturtrieb, endigen *oft im Meere*, mit dem Untergang der ganzen Schaar. Der Tod des Verhungerns wird hier mit einem andern vertauscht; die in den übervölkerten Distrikten Zurückgebliebenen oder dahin Zurückkehrenden werden vor ihm bewahrt.

An keiner andern Klasse des Thierreiches zeigt sich die gewältigende und psychisch erziehende Uebermacht des Menschen so häufig und deutlich als an jener der Säugthiere. Hat man doch unter den Raubthieren selbst die so unbändig scheinende Hyäne zur zahmen Erduldung von mancherley Mißhandlungen und zu mancherley Kunststücken, z. B. zum Apportiren der Reitpeitsche, womit der Mensch ihr so eben wehe that, abgerichtet. Eben so hat man durch Esel, denen viele Geschicklichkeiten und körperliche Fertigkeiten gelehrt waren, die mit ihrer Natur im Widerspruch zu stehen schienen, den Beweis geführt, für das fast unbegränzte Erziehungstalent des Menschen.

Was in freylich ungleich eminenterem Maaße der Einfluß des Menschen bewirkt, das bringt in einigen Fällen bey bildungsfähigen Thieren der gesellige Umgang mit ihres Gleichen hervor. So scheint es wirklich, daß der Elephant jene Entfaltung psychischer Fähigkeiten, die man selbst im wilden Zustande an ihm bemerkt, dem Zusammenleben mit andern Elephanten verdanke, und es ist eine den ostindischen Jägern sehr wohl bekannte Thatsache, daß die sogenannten Eenloopers, d. h. solche Elephanten, die sich von der Heerde der Ihrigen absondern, oder, als zur Zusammengesellung untauglich von jener ausgestoßen werden, nicht nur für Menschen, die sich ihnen nahen, die gefährlichsten, sondern wenn man etwa einen lebendig fängt, zur Zähmung und Abrichtung die unfähigsten, dümmsten sind. Abgesehen von diesen Ausnahmen übertrifft kaum ein anderes Thier den Elephanten an Gelehrigkeit und Behülflichkeit für den Menschen. Jener Umstand, daß bey ihm das Bewegungsorgan, mit welchem er seine meisten Handlungen verrichtet, mit dem Organe jenes Sinnes, der den innigsten Rapport mit andern lebendigen Wesen begründet: mit dem des Geruches so nahe zusammenfällt, mag dem bildenden Einfluß des Menschen auf jenes riesenhafte Thier und dem Verkehr mit ihm besonders förderlich seyn, und die lange Lebensdauer des Elephanten giebt Gelegenheit zu einer Einübung und Angewöhnung des Gelernten, wie dieselbe kaum bey einem andern Thier gefunden wird. Auch ist bey der Abrichtung der Elephanten zu menschlichen Diensten und Geschäften der mitbildende Einfluß nicht zu übersehen, den andre, schon abgerichtete Thiere derselben Art auf den aus der Wildniß eingefangenen Neuling haben.

Zum Beschluß seiner Betrachtung der Seelenlehre der Säugthiere giebt unser Verf. noch eine Schilderung der bekanntesten Hausthiere dieser Klasse,

in Beziehung auf ihre psychischen Anlagen und ihre Abrichtbarkeit durch den Menschen. Selbst das Schwein hat dieser nicht nur zum Trüffelnsuchen, sondern sogar zur Rebhühnerjagd abgerichtet, wobey es merkwürdig ist, daß diese Vögel, wenn das Schwein vor ihnen, gleich einem Hühnerhund sich stellt, nicht wegfliegen, sondern wie angefesselt an ihrem Orte bleiben. Auch zum Aufrechtstehen auf den Hinterfüßen, und zum Tanzen in dieser Stellung, nach dem Takt der Musik, hat man die Schweine abgerichtet, eine Kunst, welche selbst den kranken, an tiefer Schwermuth leidenden Prinzen Cosmus zum herzlichen Lachen bewegte, als auf einmal 6 solche grunzende Tänzer, wohl angekleidet wie menschliche Tänzer und Tänzerinnen in sein Schlafzimmer traten. Die Schaafe ahmen gern die Bewegungen des Leithammels nach, so daß Stephan Schulz im Orient eine Art von Tänzen ganzer Heerden beobachtete, weil sich die taktmäßigen Sprünge des Anführers den diesem folgenden Thieren allen mittheilten. Aegypten hat seine gelehrten Kälber, die man namentlich in den Gassen von Kairo noch jetzt ihre Künste machen sieht. An den Kühen bemerkt man gegenseitige Anhänglichkeit der einen an die andern zur Heerde gehörigen, so wie Abneigung und Widerwillen der einen gegen die andern. Eine weißfarbige, die man zu einer fremden Heerde von braunen Kühen bringt, wird von diesen wenigstens anfangs verfolgt, noch gehässiger benehmen sich alle andre gegen eine rothfarbige Kuh. Dagegen kennen sich die zu einer Alpenheerde gehörigen Stücke sehr gut und brüllen laut vor Freude, gehen sich selbst entgegen, wenn ein auf etliche Tage getrennter Theil der Heerde mit dem andern auf gemeinsamer Weide wieder vereint wird. Den Weg nach den Alpen, so wie im Herbst zurück nach den Ställen, kennen sie alle; sie warten im Frühling mit Ungeduld auf das Hinausführen zur Weide. Die mit besonderer Schonung und abgöttischer Ehrfurcht behandelten Kühe der Banianen gehen wie Almosen begehrend von einem Fruchtverkäufer des Marktes zum andern, und scheinen in ihrer thierischen Weise die Macht zu ahnden, welche ihnen der abergläubische Wahn über die Menschen giebt.

Einen auffallenden Contrast bildet die muthwillige, zur Einsamkeit auf den Plätzen der Weide geneigte Ziege zu dem übergeselligen, stillen Schaafe. Dieses tritt, auf die Weide ziehend, immer in die Fußtapfen des Vorgängers, bey den Ziegen schlägt jede einzelne, selbstständig ihren eigenen Pfad ein. Gegenseitige Anhänglichkeit, außer etwa der mütterlichen gegen die Jungen wird kaum an den Ziegen bemerkt, doch hat man beobachtet, daß ein solches Thier, wenn es von seiner Heerde sich verirrt hatte und unter die Gemsen gerathen war, nach mehrjähriger Trennung sich auf einmal wieder zu seiner mit Schellengeklingel vorbeyziehenden Heerde herabbegab und selbst zu dem vormals bewohnten Stalle zurückkehrte. Während die Schaafe (wie die Tauben) bey Feuersbrünsten unaufhaltsam in die Flammen ihres brennenden Stalles sich hineinstürzen, entfliehen im Gegentheil die Ziegen aus brennenden Gebäuden und ihrer Nachbarschaft.

An der Katze ist die zuweilen vorkommende, sonderbare Befreundung mit gewissen Hunden, ja die von Menschen ihnen anerzogene Duldung gegen Vögel und Mäuse beachtenswerth, mit denen sie aus einem und demselben Gefäß fressen. Die Katzen sind eines hülfreichen Mitgefühls, namentlich gegen ihres Gleichen fähig, sogar einem Haushund, den man auf eine ihm ungewohnte Weise mit einem Strick gefesselt hatte, biß ein solches gefälliges Thier den Strick los und setzte ihn in Freyheit. Aeußerungen von Mitleid gegen einen kranken Kanarienvogel, der in diesem Zustand dem Angriff einer Katze ausgesetzt war, wollte man an dieser bemerkt haben; vielleicht war jedoch das vermeyntliche Mitleid nichts weiter als eine Scheu vor dem Kranken.

Im Pferd so wie im Maulthier regt sich schon eine Art von Ehrgefühl, ein Wohlgefallen an menschlicher Anerkennung seiner Vorzüge, an Schmuck und andern Ehrenbezeugungen. Das Pferd ist eines ganz besondern Rapports zum Menschen fähig; dieser kann mit ansteckender Gewalt seine Leidenschaften auf dasselbe übertragen; der von Kampfslust und Zornmuth durchdrungene Streiter entflammt auch, ohne sich dessen bewußt zu seyn, mit gleichem Drange sein edles Roß; aber auch die Furcht des fliehenden Reiters theilt sich dem Thiere mit. Ein von wildem Jähzorn beherrschter Schmid hatte so eben sein kleines, dreyjähriges Kind, das

ihm von ohngefähr zwischen die Füße gerathen war, grausam gemißhandelt und mit Füßen getreten, da sollte er an demselben Platze ein Pferd beschlagen. Das Thier stieß ihn mit dem Kopfe um und stampfte mit seinen Hufen so zornig auf ihm herum, daß man ihn bluttriefend unter denselben hervorzog. Auch Pferde von guten Anlagen können durch einen zornmüthigen rohen Knecht oder Wärter ganz bösartig werden, so wie die Freundlichkeit der Araber das edle Thier zu einem Familienglied macht.

Größer als bey allen bisher betrachteten Thierarten erscheint die Verschiedenheit der psychischen Anlagen und Neigungen der einzelnen Individuen bey den Hunden. Sie ist zum Theil schon in der großen Verschiedenheit der Raçen angedeutet. Unser Verf. stellt in Beziehung auf psychische Befähigung unter allen unsern bieländischen Hunden den häßlichen Mops am tiefsten, den Pudel am höchsten, obgleich einige nordländische Arten, wie die Neufoundländer und die dänischen Hunde einer fast noch augenfälligeren Abrichtung fähig sind. An wenig Thieren der Erde ist das Verstehen des eigentlichen Sinnes der Menschenworte und Menschensprache so deutlich, ja in solchem Umfange bey keinem andern beobachtet worden als beym Hunde, namentlich bey Pudeln, unter denen in der Regel die braunfarbigen als die erziehungsfähigsten erscheinen. Sonderbar ist jener Schrecken, welcher den Hund ergreift, wenn er unvermutheter Weise einen gelernten Vogel menschliche Worte aussprechen hört. Als Beyspiele von Hunden, die durch ihre Thaten einen historischen Werth empfangen haben, führt der Verf. im Vorübergehen noch auf den furchtbaren Bezerilla, der im grausamen Dienste der Europäer Hunderte von nackten Amerikanern zerrissen, den Hund eines Henkers, der auf Befehl seines Herrn einem furchtsamen Reisenden das sichere Geleit durch einen Wald gab; Drydens Drakon, der auf den Wink seines Herrn auf 4 Banditen sich stürzte, von denen er etliche erwürgte und so seinem Herrn das Leben rettete, den Müllershund, der mit Heimbringung der Mütze des Kindes den Hausgenossen anzeigte, dieses sey in den Bach gefallen, den Hund in Warschau, der von selbst in den Strom sprang und ein kleines, da hineingefallenes Mädchen daraus hervorzog; Macaires berühmten Hund, der den Mörder seines Herrn mit so tödtlicher Rache verfolgte, vor allen aber den berühmten Menschenretter Barry, den Hund des St. Bernhardhospizes. In dem Hunde, so wie im Elephanten entwickelt sich selbst durch den längern Umgang mit dem Menschen eine Art von Gewissen. Doch diese und andre höchste Aeußerungen eines Selbsterkennens kommen dem Thiere nur dadurch, daß es sich selber im Spiegel des menschlichen Erkennens und Bewußtseyns sieht und betrachtet, während der Mensch allein sich selber in Gott zu erkennen und in Ihm sich seiner bewußt zu werden vermag.

Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier. Fünf Bände. 8. Mannheim 1838 — 40.

Eine, weder nach der Zeitfolge noch sonst nach einem erkennbaren Plane veranstaltete, Sammlung kleinerer Schriften von Gentz, mit zahlreichen, zum Theil noch ungedruckten, Briefen von ihm und an ihn. Unter den Aufsätzen (zum Theil aus der Allgemeinen Zeitung und dem österreichischen Beobachter) sind nicht wenige von keiner dauernden Bedeutung. Statt derselben würde der Sammler wohl gethan haben, die Vorrede der Schrift über das politische Gleichgewicht aufzunehmen, welche Gentz selbst für sein Meisterstück erklärte, wie man aus einem seiner spätesten Briefe (Bd. 1. S. 211) sieht, wo er darüber sagt: „Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf Styl damit messen können."

Der vierte Theil gegenwärtiger Sammlung giebt die Briefe von Gentz an Joh. v. Müller wieder, die zuerst in der Schaffhauser Sammlung (Gel. Anz. v. J. Nr. 125. 26) bekannt gemacht worden sind. Hier findet man auch Müller's Zuschriften und Antworten. Ref. will nur eine Stelle ausheben. In einem Briefe von Gentz war der (für einen praktischen Mann höchst müssige) Satz ausgeführt „daß es für Deutschland unendlich vortheilhaft gewesen wäre, in Einen Staats-

Körper vereinigt zu werden." Darauf erwiedert Müller am 10. April 1805:

„Ich stelle mir vor, wir beyde spazieren wie vormals in dem schönen Saale der kaiserlichen Bibliothek, wo die Kaiser von Habsburg in 16 großen Bildsäulen an ihre Periode erinnern. Vergessen Sie den Stifter, der, um es zu seyn, ein großer Mann hat seyn müssen. Vor welchem der übrigen wollen wir uns hinstellen und sagen: „Schade, daß du, weiser, edler Fürst, nicht allein und selbst über Germanien herrschtest; wie würdig warst Du, daß das moralische und politische Wohl der ganzen Nation der Bestimmung deines Willens, daß deiner Kraft alles überlassen würde!" Doch, schlagen wir die Geschichte auf. War Spanien auch so todt, als fünf christliche und sieben oder acht maurische Fürsten die Thatkraft weckten und jeden Fleck Landes belebten? Ist's, ward es glücklicher, furchtbarer, seit Einer durch sein Wort den Nationalgeist über den Trümmern der Freyheit hinzurichten vermag? Nein, unser Unglück kommt nicht von dem Mangel Eines Herrn, welcher nach Einem Unglück, an Einem Abend von Marengo, so gut sechs Kreise wie zwölf Festungen opfern könnte; nicht das wäre so übel, daß wir nicht einen einzigen Nacken haben, um nicht von einem Streich fallen zu können: in uns, nicht in den Formen, liegt's. Hätten wir Einen großen Mann, er dürfte nicht Kaiser, nicht König seyn, wär' er ein sächsischer Moriz, ein Statthalter von Holland, er würde die Nation in der Noth anziehen, sie würde um ihn, er über sie seyn. Daß wir den Mann nicht haben, ist eine Folge der verrätherischen Erziehungs-Methode und der schiefen Richtung, welche unsere Aufklärer der Denkungsart gegeben haben. Alles ist zu Schlafe gebracht, recht bürgerlich, in der Stille, als schämte man sich seiner selbst . . . . . Um wieder zu uns zu kommen, ist bey Gott ein eitler Tyrann, der uns in's Gesicht höhne, indeß er unsere Taschen ausraubt, durchaus nöthig. Ich weiß nicht, es möchte wohl zu spät seyn: noch sehe ich nirgend ein Merkzeichen aufwachender Kraft, und so, ohne Ernst, geistlos hin manövriren, wird keine rettenden Siege gewähren. Das würde aber um kein Haar besser seyn, wenn Deutschland Einem oder Zweyen gehörte. Nicht was du hast, macht dich zum Mann, sondern was du bist. Sagen Sie mir, wenn Oesterreich und Preußen heute bieder zusammenhielten und den Entschluß, der ihrer würdig ist, ankündigten, wie viele würden wohl in Deutschland seyn,

die lieber wie Spanien Freunde des Räubers als Freunde der beyden großen National-Häupter wären? Daß, oder im Fall daß, dieses nicht geschieht, davon ist nicht an den Kleinen die Schuld." . . .

Uebrigens sind diese Briefe Müller's nicht so gehaltreich als man wohl erwartet. So zutraulich, beynahe zudringlich, in einigen der Ton ist, so verräth sich doch in den meisten eine Zurückhaltung, die von dem Bewußtseyn nicht ganz übereinstimmender Denkart und Gesinnung herrührt. Einmal wird dieß treffend genug damit bezeichnet, daß Müller mehr Geschichtschreiber, Gentz mehr Redner sey. Man würde zwar Gentz Unrecht thun — das beweisen auch viele Stellen der vorliegenden Schriften — wenn man in ihm nur den beredten Dolmetscher einer fremden Meynung erkennen wollte. Die Sache, die er führte, hatte er sich allerdings zu eigen gemacht. Allein während Müller, voll der Weltgeschichte, die keinem andern Zeitgenossen gleich gegenwärtig war, nicht anders konnte als die Begebenheiten und Verhältnisse des Tages, so betroffen und ergriffen davon auch er war, in eine vielseitige Betrachtung nehmen, die ihm selbst bey dem Umsturze des Bestehenden noch Aussicht und Hoffnung übrig ließ, faßte Gentz mit ungetheilter Aufmerksamkeit und Neigung die Gegenwart allein und ohne Vorbehalt, war also, einem Sachwalter gleich, einseitiger, dabey aber auch entschiedener. Der Ausgang — wenn es anders der Ausgang ist, — hat ihm Recht gegeben. Ein anderer Unterschied, in der Lage beyder Männer, den man hier kennen lernt, war ohne Zweifel nicht ohne Einfluß, wenigstens auf den Muth. Gentz hatte ein beträchtliches Einkommen, das ihm auf jeden Fall gesichert blieb; Müller war in den drückendsten Verlegenheiten, die ihn bis an sein Ende verfolgten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen von Dr. K. M. Rapp, zweyter Band (auch unter dem Titel: die Sprachen des Mittelalters physiologisch entwickelt) 272 Seiten, und dritter Band (auch unter dem Titel: die lebenden Sprachen griechisch-römisch-gothischer Zunge physiologisch dargestellt) 320 S. 8. Stuttgart u. Tübingen 1839, 1840.

Der i. J. 1836 erschienene erste Band dieses Werkes (angezeigt in Nr. 62 des Jahrgangs 1837 dieser Blätter) hatte die Ansicht des Verf. über das Entstehen und gegenseitige Verhalten der menschlichen Sprachlaute oder die Physiologie derselben theoretisch dargestellt, und zugleich mit der praktischen Anwendung der Theorie auf die abendländischen Idiome den Anfang gemacht. Es waren die Hauptsprachen des alten Europa, die griechische und lateinische nebst der gothischen, was ihre physiologische Seite, nämlich die ursprüngliche Geltung ihrer Schrift- oder Lautzeichen für Ohr und Zunge betrifft, an der Norm von Lauten, die die Theorie erbracht hatte, gemessen, Probestücke aus jeder derselben in die zum Theil neuen, dieser Theorie entsprechenden, Lautzeichen umgeschrieben worden.

Diese Musterung wird nun in den obgenannten Bänden fortgesetzt, und trifft im zweyten die Idiome des Mittelalters, nämlich das mittelgriechische oder byzantinische, das romanische und zwar sowohl das südfranzösische oder provenzale als das nordfranzösische oder normannische, sodann von den „gothischen" Sprachen die isländische oder altnordische, die angelsächsische und friesische, die niederdeutsche oder altsächsische und die oberdeutsche oder altschwäbische.

Der dritte Band behandelt in gleicher Weise die lebenden Sprachen, nämlich die neugriechische oder romäische; vom romanischen Stamm die italienische, die maurisirte spanische und portugiesische, die gothisirte französische; vom gothischen Stamm die romanisirte englische, die „germanisirte" dänische und schwedische; endlich vom reingermanischen Stamm die holländische Schriftsprache und die plattdeutsche Volkssprache.

Nach der auf S. 262 festgesetzten Eintheilung ist noch rückständig: die hochdeutsche Schriftsprache (als ein durch Niederdeutsch alterirtes Oberdeutsch) endlich die oberdeutsche Volkssprache, und damit wohl hinreichender Stoff für einen vierten Band als Schlußstein des Werkes, in so ferne es auf den physiologischen Theil des genannten Sprachenkreises beschränkt bleiben sollte.

Leider aber vernehmen wir, aus dem Vorworte des Verf. zum dritten Bande, die unerwartete Erklärung, wie er den Schwierigkeiten, die sich der Publication entgegengestellt, endlich erlegen sey, wobey bloß die Hoffnung übrig gelassen wird, daß, wenn einmal ein besserer Stern über dieser Arbeit leuchten sollte, der Rest des Manuscripts, das jenen vierten Band hätte geben sollen, vielleicht als erster Band einer deutschen Grammatik erscheinen könne. Leicht könnten wir uns mit dieser Hoffnung darüber trösten, daß auf solche Weise das vorliegende Werk ein unvollständiges bleiben soll; denn, wenn doch die Sache gegeben

wird, kommt es wenig auf den Titel an, unter welchem sie erscheint. Im Grunde könnte es auch nur der Beschränktheit einfallen, in irgend einem Buch über eine Wissenschaft diese selbst erschöpft und abgeschlossen haben zu wollen. Jedes, auch das beste, wird für die Nachwelt in die große Kategorie der Vorstudien gehören, preiswürdig genug, wenn es als Stufe gelten durfte, über die man zu höheren wegtreten konnte. Wenn aber der Verf. in diesem Vorworte weiter beysetzt: „Der Physiologie die Morphologie anzuschließen, war von Anfang an mein Plan und meine Neigung gewesen. Inzwischen die Arbeit nach dem ersten Entwurf weiter zu schreiben, bin ich theils zu krank, theils zu arm. Ich habe mein halbes Leben der Grammatik geopfert, und sie hat mir nichts oder sehr wenig eingetragen. Ich bin darum genöthigt, mein Talent in einem andern Felde der Litteratur zu versuchen," und wenn, sagen wir, diese Aeußerung nicht aus bloß vorübergehendem Unmuth, der wohl auch den Stärksten mitunter übermannen kann, entsprungen seyn sollte, dann müßten wir aufrichtig bedauern, die grammatische Wissenschaft um ein Talent gebracht zu sehen, das sich gerade in den vorliegenden Bänden als ein nicht gemeines erprobt hat.

Als ein solches wird es ohne Zweifel von jedem aufmerksamen Leser anerkannt werden, der, abgesehen von der speculativen und systematischen Seite des Ganzen, auch nur die mannichfaltigen, in die feinsten Eigenheiten der verschiedensten Idiome eingehenden Wahrnehmungen in Anschlag bringen will, die hundert Andern entgangen wären und vom zufälligen Kenner als ganz richtig bestätigt werden müssen. Liegt der Beweis für ein Talent doch schon in der Vorliebe und der Aufopferung, die seinem Gegenstande zugewendet werden konnte. Daran hat es der Verf. nicht fehlen lassen. Unter verschiedenen Reisen hat er selbst eine nach dem Norden nicht gescheut, um der mündlichen Belehrung des in seiner Art noch unübertroffenen, der Linguistik zu früh entrissenen Rask theilhaftig zu werden. Unter die Zeichen eines innern Berufes zur Förderung irgend eines Zweiges des Wissens rechnen wir auch die Bereitwilligkeit, ja das Bedürfniß, jeden Fehlgriff, den wir gethan und nach der Hand als solchen erkannt haben, bey erster Gelegenheit selbst zu rügen. Züge dieser Art fehlen nicht bey unserm Verf., und nicht am geringsten schlagen wir in anderer, rein menschlicher Rücksicht das Geständniß an, mit welchem er den zweyten Band bevorwortet: „Ueber den Werth meiner Arbeit, ob sie mir gleich durch die Entfernung mehrerer Jahre ferner gerückt ist, kommt mir dennoch weder ein Urtheil noch vielleicht ein klares Bewußtseyn zu. Ich gab, was ich gefunden zu haben glaubte, aufrichtig und ehrlich, wiewohl als in noch nicht ganz gereiften Jahren freylich formlos und im Ton oft mit jugendlicher Heftigkeit anmaßend; denn die Jugend stellt sich mit jedem Fußbreit über die Alten, denen sie um so viel den Rang glaubt abgelaufen zu haben. Solche Stellen kommen mir selbst nun theils lächerlich, theils aber betrübt vor, und ich denke mir, wie sehr es den Kenner, der diese Schrift um des Gegenstandes willen liest, widerwärtig berühren mag." u. s. w.

Um das vorliegende Werk billig zu beurtheilen, muß man ohne Zweifel den Maßstab gelten lassen, den der Verf. selbst an die Hand gibt. Es war anfänglich zum Zwecke akademischer Vorlesungen, um dem mündlichen Vortrag als Leitfaden zu dienen, flüchtig niedergeschrieben worden. Daß es für gegenwärtige Veröffentlichung einer Umformung bedürfe, hatte der Verf. wohl erkannt, Mangel an Zeit und Kräften gestatteten nicht, diese durchzuführen. Wie ihm selbst in der That um die Sache zu thun war, durfte er Gleiches vom gelehrten Leser erwarten. Dennoch hat, wie uns scheint, gerade dieser Umstand die Schwierigkeiten veranlaßt, die sich späterhin der Erscheinung des Buches in den Weg gestellt. Was unter dem mündlichen lebendigen Vortrag vom Katheder herab ganz vortrefflich, wird, in derselben Umständlichkeit dem bloßen Leser geboten, nicht immer gleich sehr seines Dankes gewiß seyn. Namentlich werden, in nächster Beziehung auf den Gegenstand des Buches, viele von den ob auch noch so systematisch und sinnreich ausgedachten Zeichen für nicht allbekannte Laute und Lautmodificationen, wesenlose Zeichen bleiben, die sich jeder anders zu deuten geneigt und in Gefahr ist, so lange nicht der mündliche Vortrag das hier gemeynte allein Richtige zu hören

giebt. So möchten sich denn auch die Probestücke, welche der Verf. aus jedem der behandelten Idiome gewählt hat, um nach seiner systematischen für alle gleich gültigen Bezeichnung die wirkliche Aussprache derselben genau vor Augen zu stellen, besser für vorübergehende Demonstration an der aufgestellten Docirtafel, als für den bleibenden Abdruck im Buche geeignet haben, wo sie wohl mehr Raum einnehmen, als zur Verständigung über das, was der Verf. eigentlich will, gerade nöthig zu seyn scheint. Bey einer Umarbeitung, wie sie dem Verf. selbst vorgeschwebt, welche auch die vielleicht etwas zu scolastisch und speculativ gehaltene Vorbegründung treffen konnte, möchte sich der Inhalt der drey, resp. vier Bände, und wohl gar mit Gewinn an Uebersichtlichkeit, auf eine geringere Bogenzahl haben zusammendrängen lassen. Damit wäre vielleicht dem Verf. einiges von dem Unmuth, den er kund gibt, und dem Publikum das unangenehme erspart worden, nun die Vollendung des Werkes ins Unbestimmte verschoben glauben zu müssen.

Doch freuen wir uns, daß der Verf. bey der Unmöglichkeit das eine zu thun, das andere, mögliche so weit durchgesetzt hat. Ihm selbst aber trauen wir zu, daß ihn seine Neigung, sogar von *blumenreichern* Auen über kurz oder lang dennoch wieder auf dieses auch von ihm selber schon so wohl gelockerte unscheinbare, aber dennoch, freylich in anderer Hinsicht, dankbare Feld zurückführen werde. Dazu muß auch die Anerkennung wirksam seyn, die sein Buch, so weit es vorlag, von Seite tüchtiger Arbeiter auf diesem Gebiete bereits erfahren, in der Folge von andern sicher zu gewärtigen hat. Und von Tag zu Tage mehrt sich die Zahl solcher Arbeiter; denn warum sollte nicht was eben den Menschen vor allen lebenden Mitwesen auszeichnet, die Sprache und ihre erste Bedingung, der Laut-Organismus, oder wenn man will, das ABC, zu dem gehören, was vor anderm seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß? Es ist dieses, von Vielen für so gering gehaltene ABC, nach der einen Seite das Fundament von aller, auch der höchsten Wissenschaft, nach der andern der Ausdruck von Gebilden und Vorgängen in der menschlichen Organisation, deren genauere Kenntniß für eine der schwierigsten Aufgaben des Anatomen und Physiologen gilt. Mancher tüchtige Forscher hat sich an ihr versucht. Der Preßburger Wolfg. von Kempelen, so wie noch jüngst ein Landsmann desselben, ist so weit gegangen, die hörbaren Erscheinungen jenes wundervollen Organismus durch äußern Mechanismus wiederzugeben. Wie weit es gelungen, mögen Ohrenzeugen bestimmen. Aber der innere Grund jener Erscheinungen ist wohl noch immer nicht in seinem vollen Lichte erkannt, wie sich aus zwey Preisaufgaben schließen läßt, die seit 1837 und eben jetzt wieder auf's neue von einem der ersten wissenschaftlichen Vereine *) ausgeschrieben sind. Bis die Anatomen und eigentlichen Physiologen wohl noch einige Preise mehr über dieselbe Aufgabe errungen haben werden, mögen die Linguisten unverdrossen in der Beobachtung und Verzeichnung der bloßen Erscheinungen fortfahren. Dem genetischen Zusammenhange und den Graden der Verwandtschaft der verschiedenen Völker der Erde, worüber jedes andere Datum fehlt, durch das Mittel der Sprachen auf die Spur zu kommen, ist allerdings schon viel gethan worden. Man ist aber, scheint es, zu sehr auf die Wörter und die Verbindung der Wörter ausgegangen, ehe man noch die Elemente aller Wörter, die Laute, untersucht hat, die jedem der Völker vermöge besonderer Stimmung seiner Sprachorgane entweder vorzugsweise und unter dieser oder jener Modifikation geläufig oder ganz und gar unmöglich sind. Auf diesen Punkt wird es vor allem ankommen. Vielleicht gelingt es mit der Zeit den Anatomen und Physiologen, auch den innern Grund solcher Erscheinungen, ob und wie er nun in einer eigenen Conformation der Organe oder in Einwirkungen klimatischer oder geographischer Verhältnisse liegen mag, bestimmter zu ermitteln.

Auf Einzelnes in unsers Verf. Werke einzugehen, tragen wir billig Bedenken. Einem Leser, der von

*) Von der Académie des sciences zu Paris; die eine Aufgabe lautet: Déterminer, par des experiences d' acoustique et de physiologie, quel est le mécanisme de la production de la voix chez l'homme, die andere: Déterminer, par des recherches anatomiques, la structure comparée de l' organe de la voix chez l' homme et chez les animaux mammifères.

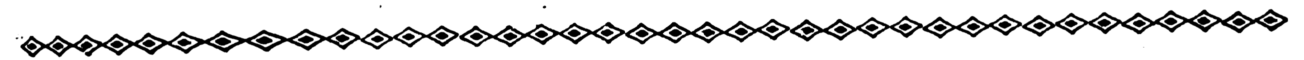
ABC-Gelehrsamkeit wenig hält, würde damit nicht gedient seyn; für einen andern wüßten wir nicht wo anfangen, wo aufhören. Gerne gäben wir eine Idee von der Bezeichnung, durch welche der Verf. die Aussprache jedes der behandelten Idiome darzustellen weiß. Allein es stehen uns nicht alle, zum Theil durch kleine Zuthaten modifizirten Druckbuchstaben zu Gebot, deren er sich bedient, und auch unter den gewöhnlichen sind einige in einer Geltung genommen, die vorgängiger Erläuterung bedürftig wäre. Wer des Verf. Bestimmungen wohl gegenwärtig hat, wird nach dessen Methode geschriebene Stellen, z. B. auch in neugriechischem, französischem, englischem Idiom, dessen Aussprache der Orthographie um Jahrhunderte auflösend vorgeeilt und ganz unähnlich und fremd geworden ist, für das Ohr eines andern mit ziemlicher Richtigkeit lesen, er selber aber wird, ehe er sich das Gesehene eben auch in Gehörtes umdenkt, weniger als jener davon verstehen. Erwägen wir, daß die lebende Aussprache, auch in jenen Idiomen, in welchen sie nicht so sehr mit in den Bereich der Mode fällt, von Generation zu Generation ihre wenn auch je nur unmerklichen Veränderungen erleidet, so ist uns denkbar, daß man dereinst froh seyn werde, in des Verf. Buch die Aussprache der europäischen Hauptidiome, wie sie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gelautet, unter einerley Bezeichnung zusammengestellt zu wissen, wie er selber es gewesen seyn mag, wenigstens einige Eigenheiten der ältern französischen sowohl Hof- als Provinzialaussprache in Molières Comödien aufbewahrt zu finden. Allein gerade diese Erwägung ist uns ein Hauptgrund gegen die Ansicht, welcher der Verf. zugethan scheint, daß in jedem Idiom die Orthographie sich genau an die Aussprache halten, ihr in allen ihren Verschwebungen folgen solle. Wohl mochte er, für seine Zwecke, den Grundsatz durchführen, die Sprachen so aufzufassen, wie sie sind und leben, und alles ungehörige Historische bey Seite zu schieben. Wenn er es aber z. B. der Madrider Akademie, freylich einer ehrenwerthen Autorität, zum Verdienst anrechnet, daß sie die spanische Orthographie, nach dem Vorbilde Italiens, endlich von historischem Ballast gereinigt habe, während das kleine portugiesische grammatische Publikum noch immer an dem Prinzip der historischen Orthographie festhalte, so können wir keineswegs unbedingt mit einstimmen. Diesem Grundsatze des Verf. ganz angemessen ist es auch, wenn er in Bezug auf die neugriechische Sprache wünscht, daß sie mit dem Anknüpfen an die todte alte verschont, und gleich ihren südlichen Schwestern oder Nachbarinnen in das krystallklare Element einer einfachen, reinen Orthographie getaucht werden möchte, wodurch sie allein wahrhaft national und ihrem Volke das werden könne, was sie seyn soll. Dazu, denken wir, wäre vor Allem nöthig, daß in all den verschiedenen Gebieten und auf all den Inseln, über welche das griechische Idiom verbreitet ist, auch nur ein und derselbe Dialekt herrschte. Da dieß nun nicht der Fall ist, so dürften, wenn irgend einer unter mehrern zur Richtschnur für die neue Orthographie auserkohren würde, die übrigen dadurch kaum minder im Nachtheile stehen, als wenn für alle zugleich jene Richtschnur aus der allen gleich fernen wie nahen alten Sprache entlehnt wird. Die Erfahrung, ja schon die Natur der Sache lehrt, daß es unmöglich sey, daß das, was immerdar nach Orten und Zeiten im Wechsel begriffen ist, die lebende Aussprache, einerseits, und andrerseits das Dauernde aber auch gewissermaßen Todte, die Schrift, gleichen Schritt mit einander halten. Jene spaltet und vereinzelnt in kleine Partien, diese hält in großen Massen zusammen. Allzuweit freylich sollen beyde nicht aus einander gerathen. Während die Aussprache von der Schrift, gleichsam als conservativem Prinzip, in gewissen Schranken erhalten wird, möchte es wohl auch an dieser seyn, wo die Differenz zu groß zu werden droht, allmählich und gemessenen Schrittes nachzurücken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara, by Mr. William Moorcroft and Mr. George Trebeck, from 1819 to 1825. Prepared for the press by Horace Hayman Wilson. London 1838. 2 Bde. 8.

Moorcroft gehört zu den seltenen Menschen, welche der Idee, die sie in früher Jugend oder im männlichen Alter erfaßten, bis zum Ende ihres Lebens unverrückt treu bleiben und die, nach den Worten des Dichters, ihr Leben einsetzen, damit ihnen das Leben gewonnen sey. Mehr denn irgend ein anderer Engländer, mehr als die über hunderte von Millionen gebietende ostindische Kompagnie oder die nach allen Weltgegenden ihr Augenmerk richtende königliche geographische Gesellschaft zu London, hat der Pferdearzt Moorcroft unsere, jedoch jetzt noch sehr beschränkte Kenntniß Mittelasiens erweitert, und zwar nicht bloß ohne von irgend Jemand dazu berufen oder unterstützt zu seyn; die Beamten der gebietenden Kompagnie der Bleihallstraße traten überdieß noch, aus Kurzsichtigkeit und gehässigem Neide, seinen Bestrebungen allenthalben feindlich entgegen.

Wann Moorcroft geboren wurde, wird nirgendwo, auch nicht von dem Herausgeber seiner Reisen, Dr. Wilson, angegeben; wir wissen nur, daß der berühmte Reisende aus Lancashire stammt, zu Liverpool sich zuerst der Medicin widmete und dann aus besonderer Veranlassung der Thierheilkunde obliegend, später in London als Thierarzt praktizirte, wozu er in Paris — es war damals in London noch keine Veterinärschule — die nöthige Vorbereitung erlangt hatte. Das Gewerbe eines Thierarztes stand zu dieser Zeit noch sehr tief in der öffentlichen Meynung. M. hatte es deßhalb leicht, in seinem Fache bald sehr berühmt zu werden; auch erwarb er sich in wenigen Jahren ein ziemlich bedeutendes Vermögen. Dessen ungeachtet ward ihm am Ende ein Geschäft unerträglich, wobey er immerdar mit der rohesten Klasse des gemeinen englischen Volkes es zu thun hatte, und wodurch er nicht selten in die unangenehmsten verdrießlichsten Händel verwickelt wurde. Die ostindische Kompagnie, der ein Mann von solchen damals so seltenen Kenntnissen ein Bedürfniß war, machte M. das Anerbieten, die Oberleitung ihrer Militärfohlenhöfe in Bengalen zu übernehmen; die Bedingnisse waren glänzend; der reiselustige, durch keine Bande an die Heimath gefesselte Mann sagte zu und segelte im May 1808 mit derselben Flotte nach Indien, worauf auch der berühmte Direktor der königlichen asiatischen Gesellschaft zu London, Hayman Wilson sich befand, der Herausgeber seiner nachgelassenen Reisen. Die bengalischen Pferde und, wie es scheint, die ganze Rasse des südlichen und östlichen Asiens ist klein und schwächlich; die ostindische Kompagnie hatte eine Stuterey angelegt, um die Pferdezucht zu heben; es wollte aber, bevor M. die Leitung übernahm, nicht gelingen; die Thiere erstarkten nicht und wurden überdieß häufig krank. M. gab nun den Pferden, anstatt des einheimischen Futters, Haber, den er aus England herbeybringen ließ, und siehe, die Thiere wurden schon nach wenigen Monaten schöner und kräftiger. M. trug nun Sorge, daß in Indien selbst Haber angepflanzt wurde; früher war daselbst keiner vorhanden. Um aber die einheimische Pferderasse für immer zu

heben, so empfahl der Oberaufseher der Fohlenhöfe, anstatt mit arabischem sie mit turkomanischem Blute zu veredeln. Das turkomanische Pferd ist ein großes starkknochiges Thier; ausgezeichnet nicht sowohl durch Schönheit und Symmetrie, wie durch Stärke und Umfang *). Dieses Zweckes wegen, wenigstens ward dieß vorgegeben, unternahm nun M. die Reise über den Himalaya nach Balk und Bochara; im Hintergrunde lagen aber sicherlich ganz andere, bey weitem wichtigere Anschläge verborgen; man wollte nämlich einen Handelsverkehr mit den mittelasiatischen Völkern anknüpfen, und dem Einflusse Rußlands entgegenarbeiten. Zwey große Handlungshäuser zu Kalkutta hatten ihn auch zu diesem Behufe reichlich mit Waaren versehen.

Im Jahre 1811 trat M. die erste Reise an, zur Erreichung dieser verschiedenen Zwecke. Er überschritt den Himalaya, zog hin zur großen Hochebene zwischen dieser und der Kuenlunkette, untersuchte die Quellen und den obern Lauf des Indus und des Setledsch, beschrieb die Lage der zwey heiligen Seen der Hindu, Râwan, nach Rawana sogenannt, und Manâsarowara (der göttliche See) 31° nördl. Br. 81° östl. L. von London **), so wie die Gegenden, wo die Ziegen, welche die feine Shawlwolle tragen, gezogen werden. Dadurch bewirkte er die Einfuhr dieser Wolle nach Indien und dann von hier aus nach Großbritannien. Es war ihm auf dieser ersten Reise unmöglich, ins Turkomanenland vorzudringen, um einen seiner Zwecke, den Ankauf der Pferde, zu erreichen; es mußte dieß einer zweyten Reise vorbehalten bleiben. Um aber jetzt schon für diese den Weg zu bahnen, sandte M. 1812 auf seine eigenen Kosten einen einsichtsvollen Hindu Mir Isset Ullah nach der kleinen Bucharey oder dem östlichen Turkestan. Das lehrreiche, ursprünglich in persischer Sprache geschriebene Tagebuch dieses einsichtsvollen Mannes

*) Burnes hat in einem eigenen Abschnitte seiner Reise diese Pferderasse geschildert. Travels into Bokhara in the years 1831, 32 and 33. London 1835. III. 229.

**) A Journey to Lake Manásarovara in Undes. Asiatic. Res. 12. Bd. Calcutta 1816.

ist bereits seit langer Zeit sowohl im persischen Originale, wie in verschiedenen Uebersetzungen im Druck erschienen.*) Mir Isset ging von Delhi nach Kaschmir, von da nach Tibet, Jarkand und Kaschgar innerhalb der chinesischen Gränze; auf der Rückreise durchzog er Chokand, Samarkand, Bochara, Balk, Chulm, Kabul, Bamian und kehrte dann nach Indien zurück. Bey allen diesen Ländern hatte sich der Mir einige geographische und statistische Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Um nun diese Skizze in allen Beziehungen auszuführen und auszufüllen, und so eine vollständige Darstellung der Länder Mittelasiens zu liefern, ward von M. im Jahre 1819 die zweyte Reise unternommen, auf welcher ihn ein junger Mann, der Sohn eines englischen Advokaten zu Kalkutta, Trebeck geheißen, begleitete. Diesem ward die Aufzeichnung des geographischen Details der Gegenden, die man durchzog, übertragen, ein Geschäft, das Trebeck mit Beharrlichkeit und Einsicht ausführte.

Der so späte und in einigen Theilen selbst verspätete Bericht der beyden muthigen Reisenden geht nur bis Bochara. In dem reichen handschriftlichen Material, das Herrn Wilson zu Gebote stand, fand sich zwar auch noch die Beschreibung von Bochara vor, aber sie ward nach den Werken von Burnes und Meyendorf für überflüßig erachtet. Es ward Moorcroft von Seiten der indischen Kompagnie jede offizielle Beglaubigung jeder diplomatische Charakter verweigert; man schlug ihm, selbst nach wiederholten Bitten, ein Empfehlungsschreiben an den Chan von Bochara ab, was den unternehmenden Mann nicht wenig kränkte; man ließ dem Reisenden bloß seine Besoldung als Vorstand der Fohlenhöfe, und dafür hielt sich der gewissenhafte Mann verpflichtet, über alle Länder, die er durchzog, genaue Berichte an die Centralregierung Indiens einzusenden, welcher nun großentheils der Stoff zu den vorliegenden beyden Bänden entnommen wurde.

*) Calcutta Quarterly Mag. and Review, Bd. 3 u. 4. 1825. — Magasin Asiatique, Juillet, 1826. — Ritter's Geographie von Asien II.

Die Karawane, aus den Herren Moorcroft und Trebeck, einem in Indien gebornen Engländer, Guthrie geheißen, der als Arzt mitgenommen wurde, Mir Isset Ullah und einer Anzahl von Bedienten bestehend, im Ganzen aus vierzig Personen, zog von Srinagar, der Hauptstadt Kaschmir's, jetzt gemeinhin auch bloß Kaschmir genannt, durch den Pir Pandschal Paß auf den Weg nach Leh, welcher Paß weder vor noch nach ihm von einem andern Europäer betreten wurde.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen von Dr. K. M. Rapp.

(Schluß.)

Es scheint allerdings ein Uebel, wenn die Differenz so groß geworden ist, wie wir sie im Englischen sehen, wo die gesprochene Sprache so zu sagen eine andere als die geschriebene ist. Allein noch ist bey den Britten, die das Uebel, welches Ausländern so groß vorkommt, ihrerseits kaum fühlen, von solchem Nachrücken keine Rede. Ist doch auch dieses Uebel noch lange nicht so groß, als das, woran sie, wie fast alle neuern Nationen Europas, Jahrhunderte lang gewöhnt waren, daß nämlich wer überhaupt lesen oder schreiben wollte, erst mußte sein Latein gelernt haben. Und wenn es, wie man behauptet, so bildend ist, zur angebornen wenigstens noch eine zweyte Sprache zu lernen, so könnte man sich, ohne gerade aus der Noth eine Tugend zu machen, beynahe freuen, diese Bildung nicht bloß von höhern, sondern, vermöge jener Differenz zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, einigermaßen auch von der niedrigsten ABC-Schule ausfließen zu sehen. Wäre mit den vier und zwanzig Buchstaben an sich schon alle Kunst des Lesens und Schreibens gegeben, welcher für das kindliche Alter geeignetere Lehrstoff bliebe noch übrig? Und so meynen wir, wird es denn auch einem griechischen ABC-Schüler wenigstens keinen Nachtheil bringen, wenn er unterscheiden muß, in welchen Fällen er für das ι das er spricht und hört, η oder υ oder ει oder οι zu schreiben habe.

Daß aber die Aussprache in allen lebenden Idiomen etwas Unstätes sey, davon handelt im Grunde das ganze vorliegende Buch. Durch sie vorzüglich sind die drey Sprachen, mit denen es anhebt, zu den vielen geworden, die es der Reihe nach vorführt. Man ist geneigt zu glauben, daß in jüngerer Zeit, in der, wie manche andere Zustände der Gesellschaft, auch die sogenannten gebildeten, durch die Schrift controllirten Sprachen eine gewisse Stabilität erlangt haben, jener fortschreitenden Bewegung ein Ziel gesetzt sey. Allein sie dauert sicherlich fort, ob auch unmerklich und nur an längern Zeiträumen, als ein oder ein paar Menschenleben sind, ermeßlich. Einen schlagenden Beweis bringt der Verf. aus einer dieser Sprachen, die sich am meisten auf ihre Vollendung und Unwandelbarkeit zu Gute thut, der neuern französischen, bey. In dieser hat sich nach seiner Wahrnehmung, mit einer der wesentlichsten, dem Ohre auffallendsten Aussprach-Eigenheiten, nämlich der Betonung, eine durchgreifende Veränderung zugetragen, eine Veränderung, mit der es die eigne Bewandtniß hat, daß durch sie das alte System, während dieses theoretisch noch immer als Gesetz gilt, praktisch gleichsam unterwühlt ist. Das alte Gesetz, nach welchem man noch die Verse mißt und in gehaltenerm Vortrag declamirt, spricht allen letzten Sylben, die einen andern, bestimmtern Vocal als das sogenannte stumme e führen, den Ton zu. Die neue Praxis hingegen, die der Verf., da die südromanischen Idiome nie eine Spur des Analogen entwickelt haben, germanischem Einflusse zuzuschreiben geneigt ist, liebt es, in solchen Fällen den Ton nach Umständen auf die zweyte, dritte, vierte Sylbe vom Ende zu werfen. Der Verf. geht (III. S. 125 — 132) die einzelnen dieser Fälle durch, und schließt sodann mit folgenden Worten, die wir, zugleich als Probe des Vortrags, hier mittheilen wollen.

„Wir haben im Vorhergehenden den französischen Ton bis auf seine feinsten Geheimnisse hin-

aufzutreiben absichtlich gesucht, weil die französische Theorie von diesem ihrem Besitz noch gar keine Notiz nimmt, und in der That nur ein deutsches Ohr, von seinem angebornen Standpunkt aus, diese feine Laut-Austheilung dadurch sich zum Bewußtseyn bringen kann, daß es die Analogie des schwachen französischen Tons mit dem starken deutschen aufzuspüren und festzuhalten sucht. Ob meine Landsleute mir die Feinheit des Ohrs zutrauen, das Rechte gehört zu haben, muß ich hier freylich auf sich beruhen lassen; gegen französische Theorie stehe ich aber außer Verantwortung. Ich scheue mich sogar nicht, meine Ueberzeugung in dieser Sache und ihrer Beziehung auf die Verskunst folgendermaßen auszusprechen. Die französische Rhythmik ist (und war schon in ihrer goldnen Zeit des Louis XIV.) ein von der Natur völlig verlassenes System, das dem Leben nicht mehr angehört. In der Revolution, als sich dieses Volk vermaß, alle conventionellen Fesseln zu sprengen, als Natur das allgemeine Losungswort war, da kam auch nicht ein einziges Talent auf die Entdeckung dieser gräulichsten aller Unnaturen. Doch muß anerkannt werden, daß schon in der Vorperiode der Zweifel an dem einheimischen Vers rege wurde; Diderot führte wohl mit Absicht die Prosa auf die ernste Bühne, und Rousseau hat es mit dürren Worten ausgesprochen, daß er auf die französische Verskunst (er sagt Poésie) nie etwas gehalten habe. Das klang freylich parador zu einer Zeit, als Voltaire vergöttert wurde. Beaumarchais wurde dagegen eine Stütze und eine Autorität des prosaischen Drama, und ich muß besonders bemerken, daß unter den neuern sogenannten Romantikern mehrere sind, die mit Absicht jede Rhythmisirung umgehen und den Wunsch durchblicken lassen, eine französische prosaische Poesie festzustellen. Dem stellen sich nun wieder einige kräftige Talente entgegen; vor allen Victor Hugo, von dem sogar viele eine Wiedergeburt des französischen Verses erwarteten. Es ist wahr, er hat den alten steifen Alexandriner um ein Kleines flüssiger gemacht; aber mit Reformen ist hier in der That nicht mehr zu helfen. Hugo repräsentirt im Gegentheil das verzweifelte letzte Anklammern an eine untergehende Form, die zu ihrer Zeit nicht ohne Glanz vegetirte; wahrer, naturgemäßer ist sein Vers um kein Gran als der eines Racine und Voltaire.

Es ist in der That nur Ein Mittel; Fallenlassen des alten Systems, ein Dichten in Prosa, bis die falschen Töne verklungen; dann wird jedes Ohr willig und bereit seyn, die wirklichen Rhythmen, welche die Natur in dem Organ entwickelt hat, von selbst herauszuhören. Für jetzt ist der Franzose noch völlig in der Abstraktion begraben, zum Dichter gehöre ein gelernter Apparat, denn die Natur skandire nicht; man müsse fragen und wissen, wie das zu machen sey. Ob hier nicht die Volkspoesie einigen Anhalt böte? Das müßte zuverläßig der Fall seyn, wenn die Poesie dort wie bey uns populär wäre, und der aristokratische, Sinn der Nation nicht von Anfang an gewohnt wäre, alles Gute und Gültige müsse aus der Region kommen, die das politische und sociale Oben bezeichnet. Ich bin überzeugt, daß die Südprovinzen Localdichtungen haben, die ihrer Betonung adäquat und in ihr naturgemäß sind. Wenigstens wird dieß der Fall seyn in Hinsicht der wahren Sylbenzählung, die jetzt das größte Hinderniß in der französischen Rhythmik ausmacht, da das sogenannte stumme e überall und gleich zählt, ob es stumm oder laut ist. Uebrigens bin ich völlig überzeugt, daß jene totale Revolution des französischen Verses, die im Obigen angedeutet ist, über kurz oder lang als Naturforderung eintreten muß, und ich finde darin das Idiom beneidenswerth, daß ihm eine frische Blüthe in der Zukunft bevorsteht, die wir andern Europäer bereits auf dem Rücken haben. Daß es Kampf kosten wird, daran ist freylich kein Zweifel, und es möchte mehr als Ein Talent der Martyrer dieses neuen Glaubens werden, ehe man in einem Lande glaubt, in dem es hergebracht ist, daß jede Differenz mit Blut ausgeglichen werden muß."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara etc.

(Schluß.)

Es wurden die Quellen und der Lauf der zwey großen Flüsse des Pendschab, des Wipasa oder Hyphasis und des Tschinab, Abi-sin oder Acesines, untersucht und beschrieben und dann auch über die Lage und die Verhältnisse der kleinen Gebirgsstaaten dieser Gegenden Erkundigungen eingezogen. Er gelangte nach Leh im September 1820 und blieb daselbst zwey volle Jahre *bis zum* September 1822. Die Regierung von *Bengalen* ward über diese Verzögerung seiner Reise so aufgebracht, daß sie ihm selbst seine Besoldung einzog. Dem Reisebericht kam aber dieser Aufenthalt sehr zu Statten. Was M. von den Gegenden, die er von Srinagar bis Leh durchzog, so wie über Ladakh selbst berichtet — dieß Alles ist noch heutigen Tags durchaus neu und eine wahre Bereicherung unserer geographischen, topographischen und ethnographischen Kenntnisse. Der verstorbene Dr. Gerard *) drang zwar auch, obgleich nicht ganz auf demselben Wege, nach Ladakh vor; er mußte aber hier angekommen zurückkehren, und starb dann ohne seine Reisenotizen ordnen und ausarbeiten zu können. Alles, was vor Kurzem davon bekannt geworden, bestätigt bloß die Nachrichten, welche in den Reisen Moorcroft's enthalten sind. M. blieb aber so lange in Leh, weil er hoffte, seine Unterhandlungen mit den chinesischen Behörden des östlichen Turkestans würden zu einem glücklichen Resultate führen, er würde nämlich am Ende die Erlaubniß erhalten, Jarkand und die andern Städte dieser westlichsten Besitzung der Mandschu zu besuchen. Auch mangelten dem Reisenden, da ihn, wie gesagt, die indische Regierung schmählich aufgab und von dem Residenten zu Delhi, Sir David Ochterlony, seine Wechsel nicht anerkannt wurden, einige Zeit lang selbst die nothwendigen Mittel zur Unterhaltung der Karawane und zur Fortsetzung seiner Reise. Ein reicher Kaufmann von Chokand hatte ihm damals, wie wir unten sehen werden, aus der Noth geholfen, und später mußte er sogar, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu decken, seine Waaren um ein Drittel des Preises losschlagen. Die Kaufleute Kaschmirs, welche in den Gegenden, wo sie bisher das Monopol hatten, die Rivalität der Engländer befürchteten, hatten sich gegen den fremden Kaufmann verschworen, so daß er nirgendwo einen höhern Preis erlangen konnte. Ladakh, welches die Uebermacht der Sikh fürchtete, wollte sich damals freywillig unter englischen Schutz begeben. M. sandte ein Gesuch dieses Inhalts von dem Radschah des Landes an die indische Regierung. Dieß Gesuch ward aber zurückgewiesen, nicht aus Rücksicht für die Chinesen, welche Ansprüche der Oberherrschaft über Ladakh machen und in der That auch, wie wir aus M. Bericht ersehen, großen Einfluß daselbst besitzen; sondern man fürchtete Ranadschit Singh zu beleidigen, der von Ladakh, wir wissen nicht aus welchem Grunde, einen Tri-

*) Narrative of a Journey from Caunpoor to the Boorendo-Pass in the Himalaya Mountains by Major Sir William Lloyd, and Captain Alexander Gerard's account of an attempt to penetrate by Bekhur to Garoo and the lake Manasarowara. London 1840. 2 Bde. 8.

but in Anspruch nahm. Ladakh ist auch in der That bald hernach in eine gewisse Abhängigkeit von dem Reiche der Sikh gekommen, und wird nun doch am Ende bey dem bevorstehenden Untergange der Sikhmonarchie der brittischen Krone zufallen.

Von Leh aus zog die Karawane auf dem Wege, den früher Mir Isset Ullah machte, nach Kaschmir, das die beyden Reisenden mit der größten Genauigkeit dargestellt haben. Kaschmir ist zwar kein unbekanntes Land; es wurde bereits von Persern und Arabern beschrieben. Die Beschreibung des Landes durch Babur, den großen Eroberer Indiens *), von Abul Fasel, dem berühmten Minister Akbars des Großen, ist heutigen Tags noch sehr brauchbar und lehrreich; auch ward Kaschmir vor und nach 1822 von mehreren andern Europäern, wie von Bernier, P. Desideri (1714), Georg Forster (1783), Victor Jacquemont (1831), Baron Hügel (1836) und endlich von Vigne **) und Falconer (1837) besucht, die uns sämmtlich Nachrichten über dieses berühmte Land mitgetheilt haben. Dessen ungeachtet ist aber die Darstellung Moorcroft's keineswegs überflüßig geworden. Von Kaschmir aus stiegen die Reisenden durch das Pir Pendschal-Gebirge, ein Weg, der unseres Wissens früher von keinem Europäer betreten wurde, hinab in das Pendschab und wendete sich gegen Peischawar und Kabul. Dieser Theil der Reisen M's. hat jetzt bloß ein historisches Interesse; wir erlangen nämlich dadurch eine genaue Einsicht in die politischen Wirren und Stammfehden, die um diese Zeit in Kabul Statt fanden. Die geographische und ethnographische Abtheilung ist uns von anderer Seite her besser und vollständiger geworden. Wir kannten das Land bereits durch das treffliche Werk Elpinstone's und lernten es seit der Zeit durch Burnes, dann durch die offiziellen, dem Parlamente vorgelegten Aktenstücke *) kennen, so wie auch durch Vigne und eine Menge anderer Schriften, die von Officieren und Beamten herrühren, welche den Feldzug nach Kabul mitgemacht hatten. Von Kabul aus gieng es auf demselben Wege, den später Burnes ebenfalls zog und seit dieser Zeit eine Menge Engländer, über Bamian nach Bochara. Hier verweilte M. an fünf Monate; die in seinen Papieren vorgefundenen unzusammenhängenden Nachrichten wurden aber so ungenügend befunden, daß der Herausgeber seiner Reise, wie bereits bemerkt wurde, glaubte sie ganz weglassen zu müssen. M. wurde von dem fanatischen Mir Heider so ziemlich gut aufgenommen; er war im Stande, den größten Theil seiner Waaren für gute Preise zu verkaufen und dafür einen schönen Zug turkomanischer Pferde zu erwerben. Der vorgebliche Hauptzweck seiner Reise war erfüllt und M. wollte nun nach Indien zurückkehren. Als er bereits auf dem südlichen Ufer des Orus angelangt war, verließ er am 4. oder 5. August 1825 die gewöhnliche Strasse, welche nach Bamian führt, und wendete sich nach Maimana, um dort noch mehrere Pferde einzukaufen. „Ehe ich Turkestan verlasse," schrieb er von Bochara an einen Freund, „muß ich in einen Strich Landes vordringen, der seit den letzten 5 Jahren unzugänglich ist, wo es aber die besten Pferde Mittelasiens geben soll."

Diese Pferdesucht, das ist sicher, hat ihm das Leben gekostet, wie dieß aber gekommen, über die nähern Umstände seines Todes konnte man bis jetzt keine genügende Auskunft erhalten. Der Oberaufseher der Stuterey von Bengalen verließ seine Karawane, bloß von einigen Dienern begleitet, fiel in die Hände des in diesen bergigen Gegenden so zahlreichen Raubgesindels, das ihn alsbald ausplünderte und dann sammt seinen Begleitern einsperrte. Dieß geschah zu Andhkoh, ungefähr

*) Ich habe in London eine persische handschriftliche Uebersetzung der in Turki geschriebenen Denkwürdigkeiten dieses berühmten Fürsten erworben. So viel mir bekannt, ist, außer in Petersburg, keine andere Handschrift dieses Werkes auf dem Kontinent.

**) A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan by G. T. Vigne. London 1840. 1 Bd. 8.

*) Indian Papers Nr. III. IV. V. VI. VII. 1839. Correspondence relating to Persia and Afghanistan. 1846. Auf Befehl Ihrer Majestät den beyden Häusern des Parlaments vom Minister des Auswärtigen vorgelegt.

achtzig englische Meilen von Balk (Burnes a. a. O. II. 183) entfernt, wo er bald darauf, wahrscheinlich an beygebrachtem Gifte starb; sein Leichnam ward nach Balk gebracht und dort begraben; an seiner Seite liegt auch sein Arzt, der Indobritte Guthrie, der bald nach M. hier gestorben ist. Burnes hat im Jahre 1832 diese für jeden fühlenden Menschen schmerzlichen Gräber besucht und beschrieben. Es zog nun Trebeck, mit welchem M. während der ganzen Reise sehr zufrieden war, die noch errettete Habe mit sich nehmend, weiter bis hin nach Masar, wo den schon seit einiger Zeit Kränkelnden ein hitziges Fieber überfiel, das auch ihn in wenigen Tagen dem Grabe zuführte. Der alte Freund Mir Isset hatte, wir wissen nicht warum, die Karawane bereits in Kundus verlassen — er starb im folgenden Jahre zu Kabul; sie war nun ohne Haupt und zerstreute sich nach allen Richtungen. Auf die Pferde und alle andere Habe legte der Priester, welcher über Masar herrscht, seine Hände, in deren Besitz er auch bis jetzt geblieben ist. Masar oder das Grab, so genannt, weil hier Sultan Ali von Herat vor ungefähr dreyhundert und sechzig Jahren ein Grabmal mit zwey hohen Kuppeln erbaute, ist eine berühmte Wallfahrt der Schiiten oder Raschedi; der Ort zählt bloß *fünfhundert* Häuser. Wilson meynt, die Reisenden *wären* sämmtlich eines natürlichen Todes gestorben; sie hätten wohl in Kundus, welches wegen seines schlechten Klima's berüchtigt ist, den Krankheitsstoff eingesogen, der später ihrem Leben ein Ende machte. Die Papiere M's, die sich nach seinem Tode vorfanden, bestanden theils in Journalen theils in Briefschaften, achtzehn Bände anfüllend, welche sämmtlich von der ostindischen Kompagnie der asiatischen Gesellschaft von Bengalen zu dem Zwecke eingehändigt wurden, damit sie dieselben entweder ganz oder theilweise zum Drucke befördere. Es war dieß, wie M. selbst sich ausdrückte, rudis indigestaque moles. Der Theil der Reiseberichte und Dokumente, welcher der Regierung von Bengalen nicht zugekommen waren, fand sich im Jahre 1835 unter den Papieren eines Hrn. Frasers zu Delhi. Es waren dieß sieben Bände, Notizen und Journale enthaltend, überdieß ein achter Band, Bemerkungen des Herrn Trebeck, und wurden von den Erben dieses Herrn Fraser ebenfalls dem ostindischen Hause übergeben. Wilson, der schon früher einige der weitläufigen ungeordneten Aufsätze Moorcroft's in den indischen Zeitschriften zum Druck bearbeitet hatte, unterzog sich nun im Jahr 1837 dem mühsamen Geschäfte, in dieses Gewirre von Notizen und Briefschaften zuerst Licht und Ordnung zu bringen und dann aus der geschwätzigen Weitläufigkeit die Sachen von bleibendem Werthe herauszulesen. Die Darstellung der Reiseberichte ist demnach durchgängig von der Hand Wilson's. „Es war nothwendig," sagt Wilson in der Vorrede zu Moorcroft's Reisen, „den Stoff ohne Gnade und Barmherzigkeit zusammenzuschneiden. Doch habe ich mich bestrebt, nichts wegzulassen, was nützlich schien oder interessant; die Ansichten der Reisenden, so wie die Abentheuer, welche sie bestanden, wurden getreulich nach den Originalien wiedergegeben. Möglich wäre es aber allerdings, daß einige werthvolle Bemerkungen von mir übersehen wurden, da ich Alles aus einer so großen Masse beschriebenen Papiers herauslesen mußte; es wird daher wohl Vielen nicht unlieb seyn zu erfahren, daß die Manuscripte der Herrn Moorcroft und Trebeck Jedem zur Benutzung offen stehen; sie wurden zu diesem Endzwecke in der Bibliothek der ostindischen Kompagnie niedergelegt. In wie weit ich selbst für diese Arbeit befähigt war, wird am besten das Publikum beurtheilen; doch gereicht es zu meiner Beruhigung, daß ich wenigstens die Gesinnungen dessen kennen lernte, welcher wohl bey der Sache am meisten betheiligt ist. Es gereichte mir zur Freude, aus dem Briefe des Herrn Moorcroft an Dr. Abel zu ersehen, daß der Reisende in Betreff der Wahrung seines Rufes meiner Freundschaft und meiner innigen Theilnahme an der Sache selbst vertraute, und daß er seinem talentvollen Korrespondenten wiederholt einschärfte, ja Alles was er zur Veröffentlichung geeignet hielte, zuerst mir zur Prüfung und Beurtheilung vorzulegen."

Moorcroft besaß viele Eigenschaften, die ihn im hohen Grade zum Reisenden geschickt machten; keiner mochte es ihm wohl in Bezug auf Entschlossenheit, Kühnheit, Ausdauer und Unternehmungsgeist zuvorthun. Seine wissenschaftliche Vorbildung

beschränkte sich aber durchaus auf das, was sein Beruf mit sich brachte; er konnte sich weder einer vorbereitenden Erziehung erfreuen, noch standen ihm die Mittel zu Gebote, um einen tiefern Blick in die Geheimnisse der Natur zu werfen. M. war weder ein gelehrter Orientalist noch ein Alterthumsforscher, wiewohl er einige Dialecte des Ostens durch praktische Uebung sich angeeignet hatte und ein reges Interesse zeigte für alle Ueberbleibsel aus dem Alterthum, die sich auf seinem Wege fanden. Landwirthschaft und Gewerbe blieben aber bey allen Gelegenheiten die Hauptgegenstände seines Augenmerks, da er von der Ansicht ausgieng, daß man in Bezug auf beydes von den Eingebornen des Ostens Vieles lernen könne und dafür über Anderes, was ihnen unbekannt geblieben, sie belehren müsse. So mächtig war der Eindruck, den die Kultur der von ihm besuchten Länder auf ihn machte, und so groß erschienen ihm die Vortheile, die aus dem Anbau ihrer Erzeugnisse gezogen werden könnten, daß der Reisende einmal ernstlich die Absicht hegte, nach der Rückkehr sich in den Alpenlandschaften des Himalaya anzusiedeln und sich daselbst für den Rest seiner Tage den Beschäftigungen der Landwirthschaft zu widmen. M's. Name wird, auch heutigen Tags noch, von allen, die mit ihm in Verbindung standen, von Christen, Muhammedanern wie Buddhisten nur mit der größten Ehrfurcht erwähnt (Vigne a. a. O. 128).

M. war von starkem und wenn er, was unternehmenden die allbetretene Bahn verlassenden Menschen so häufig widerfährt, verkannt wurde, leicht ausbrausendem Gefühle. Briefe, die er in solchem Zustande schrieb, deren viele in der Bibliothek der ostindischen Kompagnie vorhanden sind, geben Zeugniß von der Denkweise wie von der Tüchtigkeit des Mannes. Sie sind auch in Betreff der Form bey weitem das Beste. „Wodurch," schrieb er unter andern an den Residenten zu Delhi, Sir David Ochterlony, von Leh aus, als man ihm den Gehalt entzogen und seine Wechsel zurückgewiesen hatte, „wodurch habe ich um Gottes willen diese bittere Verachtung und Wegwerfung verdient; und wenn auch ich selbst in Ihren Augen straffällig wäre, was hat mein armes Gefolge gethan, daß dieses leiden sollte unter meiner Schuld? Und wenn Sie nicht aus Menschlichkeit sich desselben annehmen wollten, warum erwägen sie nicht, daß der Ruf der hohen Kompagnie leicht gefährdet werden könnte, wenn ihre Diener in einem bisher unbekannten fremden Lande dem Mangel Preis gegeben werden? Aber Gott sey Dank, so weit ist es noch nicht gekommen. Denn als meine Verlegenheit am höchsten gestiegen war und die Folterpein der Angst meine Tage verdüsterte und bey Nacht mir den Schlaf raubte; als ich, um mit Ehren zu leben und meinem Charakter keine Blöße zu geben, nur den elenden Ausweg vor mir sah, meine Waaren um ein Drittel ihres Werthes loszuschlagen, weil die Kaschmirer sich allesammt gegen mich verschworen hatten — da erweckte mir die Vorsehung einen Freund in einem Eingebornen von Chokand, in einem Handelsmanne aus Farkand, welcher während seines Aufenthaltes in Rußland Vieles von den englischen Kaufleuten gehört hatte, was ihm so viel Achtung vor denselben einflößte, daß er mir durch einen Geldvorschuß aus der Verlegenheit half. Für den Augenblick ward auf diese Weise meiner Noth abgeholfen. Ein anderer Kaufmann gab mir eine Summe Geldes für den Wechsel, den ich auf Sie gezogen, und durch einige Opfer, die ich von meiner eigenen Habe brachte, ward ich in den Stand gesetzt, meine Karawane zu unterhalten, bis ich endlich nach langem Harren, im November 1823, das Geld von Ihnen empfing... Auch dieses Mal legte sich der edelmüthige Türke wiederum ins Mittel. Der freundliche Mann wollte nicht zugeben, daß meine beynahe schon erschöpfte Kasse bis auf den letzten Heller geleert würde, sondern zahlte für mich die Silberbarren, die ich entlehnt hatte, sammt Zinsen und Auslagen; so lieh er mir an baarem Geld im Ganzen nahe an sieben tausend Rupien und dafür verlangte er, im vollsten Vertrauen auf meine Ehre und Rechtschaffenheit keine andere Sicherheit als meine Handschrift. Kann es nun für mich als Britten ein peinlicheres, demüthigeres Gefühl geben, als eben den Kontrast zwischen dem Benehmen meines Landsmannes, des Residenten zu Delhi, und dem eines Fremden, eines Kaufmannes aus Turan, der nie zuvor einen Engländer gesehen?"

Wir werden in einem zweyten Artikel die Reisen selbst durchgehen und einige der wichtigsten neuen Thatsachen zur Kenntniß der Länder und Völker, die Moorcroft und Trebeck besuchten, mittheilen.

Carl Fried. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

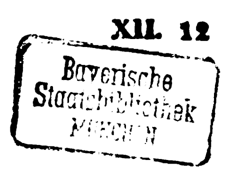
Travels in Koordistan, Mesopotamia etc., including an Account of parts of those Countries hithertho unvisited by Europeans; with sketches of the Character and manners of the koordish and arab tribes. By J. Baillie Fraser Esqu. Vol. I. 382 p. Vol. II. 477 p. London 1840.

Obgleich Herr James Baillie Fraser in seinem Vaterlande am meisten als Verfasser der vielgelesenen Schriften „Kuzzilbasch“ und „die Winterreise in Persien“ bekannt seyn mag, so hat man dennoch weder in England noch bey uns die früheren, ausgezeichneten Verdienste desselben um die Beschreibung und naturgetreue Schilderung der Gebirgsgegenden von Ostindien vergessen. Schon im Jahre 1815 nahm unser Verf. an jener militärischen Expedition eines brittischen Commando's Theil, welches unter William Fraser aus General Martindales Lager bey Nahan ausgieng, um einen tapferen Gorkha Chef, den Kirti Rama aus seinem 10000 Fuß hoch gelegenen Posten zu vertreiben. Das Prachtwerk: Views in the Himala Mountains Lond. 1820, so wie das Journal of a Tour through Part of the Snowy Range of the Himala Mountains and to the Sources of the Rivers Jumna and Ganges Lond. 1820, waren zum Theil eine Frucht der damaligen kriegerischen Unternehmungen, mehr aber noch jener selbstständigen Forschungen, denen für die Bereicherung der wissenschaftlichen Erdkunde kein Opfer zu groß war. „James Baillie Fraser, der aufmerksame, treue, anspruchslose Beobachter hatte (wie C. Ritter in seiner Erdkunde, Asien Th. II. S. 522 sagt) das Verdienst, der erste Europäer zu seyn, der keine Gefahr und Beschwerde scheute, durch die größten Wildnisse hindurch, wirklich zu den Quellen des Jumna und über die wildesten Schneeketten hinüber nach Gangotri zu der Hauptquelle des Ganges vorzudringen.“ Zugleich gab derselbe durch seine Sammlung der Gebirgsarten des Himalaya und seine landschaftlichen Gemälde dieses Hochlandes die erste Grundlage zu einer geognostischen Erkenntniß und Physiognomik dieser Gegenden.

In den hier vor uns liegenden Reisen in Kurdistan und Mesopotamien beleuchtet unser Verf. vornämlich den Schauplatz des vorletzten türkisch-ägyptischen Krieges und mit ihm zugleich ein Feld, dessen lang schlafende Keime großen, nahen Entfaltungen entgegen gehen.

Der Brief vom 4ten October 1834, mit welchem der erste Band beginnt, führt uns in einen der reichsten Lust- und Fruchtgärten der Erde: nach Tebris oder Tauris in Aderbeitschan. Diese Stadt bildet durch ihre Lage so wie durch ihren natürlichen Reichthum eine sehr ansehnliche Vorhalle von Iran gegen die Herrscherreiche der europäischen Völker, deren kolossalestes, Rußland, in seinen kaukasischen Provinzen hier ganz nachbarlich an Persien herantritt. Eine Vorhalle, die zugleich zum unerschöpflich reichem Bazar wird, auf welchem die Handelsleute aus Rußland, Armenien und Persien die Naturgaben und Kunsterzeugnisse ihrer Länder, im Werth von vielen Millionen, zum gegenseitigen Verkehr darbieten.

Gerade der Octobermonat ist einer der günstigsten des ganzen Jahres zum Besuch für Tebris; denn er ist der Monat, in welchem die hiesige Natur ihr reichstes Gewand trägt. Zwar die Farbe des Himmels bleibt hier den größesten Theil des Jahres hindurch ein klares, tiefes Blau; doch erscheint sie vorzugsweise so jetzt, im beginnenden



Herbst. Die Temperatur und Stimmung der Luft von Tebris wird beständig dem reisenden Europäer als eine vorzüglich gesunde, angenehme erscheinen, denn die Hitze des Sommers wie die Kälte des Winters sind vorherrschend von Trockenheit begleitet; einladender jedoch zum Genuß des Freyen ist keine andere Witterung als die der Herbsttage. Der Genuß, welcher jetzt draußen des Menschen wartet, erfreut nicht nur einen und den andern, er ergötzt alle Sinne im gleichen Maaße. Die Aussicht nach dem Hochgebirge mit seinen zum Theil beschneiten Gipfeln, dann über die ferneren Wälder und Auen wird bald hier bald da durch die hohen, an all ihren Zweigen voller Früchte hängenden Baumgärten verdeckt, durch welche, jenseit der Stadtmauern der Weg sich zieht. Dort verweilt der wandernde Europäer gern, denn alle Mannigfaltigkeit und aller Wohlgeschmack der Früchte seiner heimathlichen Gärten reichen nicht an die der Gärten von Tebris, deren saftvolle Pfirsichen, Nectarinien, Birnen, Trauben und Melonen in solcher Menge gebaut werden, daß sie die Hauptnahrung selbst des ärmeren Volkes ausmachen. Ist doch hier das wahre Heimathland all unserer edleren Obstarten, eine Fülle, wie des Paradieses ist der bleibende Charakter der hiesigen Natur, während die häufig wiederkehrenden furchtbaren Erdbeben keine jener Schönheiten, welche die bauende und bildende Menschenhand schafft, lange dauern und aufrecht stehen lassen, denn die Hunderte der vormaligen Moscheen der Stadt, mit ihren hohen Minare's, sind bis auf etliche wenige zusammengestürzt; außer den leicht zu verschmerzenten Häusern und Hütten von Lehm scheint der Muth des hiesigen Volkes nur selten noch zu andern, großartigeren Bauwerken sich zu erheben. Uebrigens fehlt es den Bewohnern von Tebris, dieß bezeugen ihre künstlichen Arbeiten in Seide, Gold und Leder, so wie selbst die hier gefertigten Gewehre, weder an Fleiß noch an Geschick der Hand.

Wie dieß so oft der Fall ist, wird auch in Tebris der Ueberfluß der Natur für den Menschen ein Quell der selbst verschuldeten Leiden. Die einheimischen Krankheiten, vor denen weder die Gesundheit des Clima's, noch die Vortrefflichkeit des Wassers schützen, sind fast durchgängig eine Folge des unmäßigen Genusses der köstlichen Früchte, vor allen der Melonen, von denen Mancher auf einem Niedersitz 14 Pfund aufißt und dann noch von den Schaalen das etwa anklebende Fleisch so sorgfältig abschabt, als sey er noch ganz ungesättigt.

In dieser süßen Gewohnheit des Melonenessens hatte es vielleicht am weitesten jener Mann gebracht, der damals, als Herr Fraser hier war, die Stelle des Premierministers oder Kaymukams des Prinzen versahe: Mirza Abu Caussim. Dieser Mann, der seiner natürlichen Neigung nach der trägeste und dennoch zugleich durch den Zwang den ihm sein Amt auflegt der thätigste Geschäftsmann des Landes ist, pflegt zuweilen auf einem Niedersitz eine Masse von Melonen zu sich nehmen, welche 50 Pfund an Gewicht beträgt, und wird dann hierdurch so unbeweglich, daß er Stunden lang wie erstarrt an einem Orte sitzen bleibt. Dieses ist ihm selbst auf einem Zuge geschehen, den er einst mit einer Abtheilung der persischen Armee gegen die türkische Grenze machte; sein Corps war vorausgegangen, über ihn hatte man ein Interimszelt aus einigen in den Boden gesteckten Speeren aufgeschlagen, die man mit grünen Tüchern deckte, bis der Melonenesser aus seiner Starrheit wieder zu sich kam.

Man kann wohl nirgends ein getreueres Bild von der Lebensweise und der Geschäftsthätigkeit eines persischen Staatsministers finden, als jenes ist, das uns Hr. Fraser von diesem Kaymukam entwirft; wegen des Contrastes, in dem dasselbe mit unsrem europäischen Regierungsverhältnissen steht, heben wir hier einige Hauptzüge des Bildes hervor.

Schon das Aeußere des Mannes, in welchem sich ein Theil des jetzigen Perserreiches mit all seinen politischen Ansprüchen und der Stufe seiner geistigen Entfaltung repräsentirt sahe, ist sonderbar genug. Die kleinen, ungewöhnlich stark hervorragenden Augen, der meist halb offenstehende Mund, aus welchem die großen, gelblichen Zähne hervorblicken, geben den groben Zügen des Gesichtes eher das Aussehen eines Blödsinnigen als eines Diplomaten, und der schwerfällige, dicke Körper mit dem weit hervorragenden, runden Schmerbauche mildern jenen Anschein keineswegs. Vielleicht würde auch der Mann, wenn man ihn sich selber über-

ließe, bald in die Ruhe eines Blödsinnigen versinken; er selber trägt es nur zu gern hierauf an, wenn er sich etwa aus Scheu vor der Arbeit stundenlang hinab in sein Bad setzt, bis das Geräusch und Gemurmel der Vielen, auf ihn wartenden Geschäftsleute auch da hinunter dringt und ihn verscheucht. Er versucht es dann zuweilen sich vor dem Gedränge auf ein entlegenes Dorf zu flüchten, doch auch dort wissen ihn die Leute zu finden; er flieht in ein anderes; auch dahin setzt man ihm nach, bis er zuletzt sich in sein Loos ergiebt und zurückkehrt zur gewöhnlichen Last und Lust seiner Tage.

Die Last, welche vor allem auf der schreibseligen Hand dieses Kaymukam ruht, ist aber auch allerdings keine geringe, obwohl sie großentheils eine selbst aufgebürdete ist. Der Mann rühmt von sich und sein Volk glaubt dasselbe von ihm, er sey der beste und geübteste Schreiber im ganzen Lande. Den Ruhm der Waffen gesteht er gern den Andern zu, jenen der Feder will er mit Keinem theilen; er allein will Alles, das von einiger Wichtigkeit ist, selber schreiben; so geschieht es, daß öfters kaum der zehnte Theil der vorliegenden Geschäfte und auch dieser nur ungenügend erledigt wird. Was namentlich die auswärtigen Verhältnisse, z. B. mit Rußland betrifft, so hat niemals weder ein fremdes Auge noch eine fremde Hand an der Correspondenz Theil nehmen dürfen. Wenn Verschlossenheit und Verstellung die einzigen Tugenden des Diplomaten wären, dann hätte der Kaymukam von Tebris Ansprüche auf den höchsten Ruhm eines solchen; auch im kleineren, alltäglichen Kreise weiß Jeder, daß man sich auf kein einziges Wort des Mannes verlassen kann und dennoch gehen Alle, welche ein Privatanliegen zu ihm führte, ganz froh und glücklich in Hoffnungen von ihm heraus, weil er sie, mit unwiderstehlicher Macht, immer von neuem zu täuschen weiß.

Zwey Audienzen, welche Hr. Fraser bey dem Kaymukam hatte; sind es werth, daß wir sie auf einige Augenblicke betrachten. Der Minister, der unsern Reisenden schon bey seinem frühern Aufenthalt in Tebris gut gekannt hatte, war höchst begierig ihn jetzt nach seiner Rückkehr aus Khorasan zu sprechen, und über Vieles auszufragen. Nach mehrmaligen Einladungen, welche alsbald wieder abgesagt wurden, erfolgte eine für einen bestimmten Tag auf früh sieben Uhr. Sr. Excellenz seyen im Bad, sagten die Bedienten. „Gut“ erwiederte Hr. Fraser „dann werde ich mich sogleich empfehlen, denn ich kann nicht 2 Stunden vergeblich warten.“ — „In einer halben Stunde, versicherten jene, wird unser Herr bey euch seyn: er würde es uns nie vergeben, wenn wir euch hinwegließen ohne daß er euch sähe.“ Man führte den Fremden in ein Zimmer, darin ein Tisch und 6 — 8 altväterische europäische Stühle sich fanden. Nach fast einer Stunde kam der Minister aus seinem Badezimmer herauf.

Der Vorhof war schon gefüllt von Leuten aus den verschiedensten Ständen, welche des vielvermögenden Mannes warteten; dieser im Vorübergehen sagte an Jeden ein Wort der Begrüßung oder ein Compliment, vor allem aber streute er, ins Zimmer tretend, gleich Blumen, eine solche Menge von persischen Höflichkeitsbezeugungen gegen den Fremden aus, daß dieser kaum zu Worte kommen konnte. Ein Stuhl wird gesetzt für den Gast, ganz in der Nähe des Stuhles des Ministers, denn „dieser hat mit dem Freunde, der seinen Augen ihr Licht durch sein Erscheinen brachte,“ unsäglich viel zu reden. Auch der andre Troß, der zugleich ins Zimmer und Vorzimmer hereindrang, soll sich setzen, denn dazu sind ja die Divans und Fußteppiche da. Ein Secretär mit Papier steht nahe. Für den großen Schreiber, den Kaymukam muß dieß ein unwiderstehlicher Reiz seyn; er nimmt eine Rolle, und zu seinem Gast gewendet, gegen den er schon den Mund zum Gespräche aufgethan hatte, fängt er an mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit zu schreiben. Dieß dauert einige Zeit; da erhebt einer im Hintergrunde des Zimmers seine Stimme und erzählt ganz laut eine lange Geschichte, wie man ihn ausgesendet habe Geld (Abgaben) einzusammeln, wie das Volk aber des Gebens sich geweigert. Der Minister, zu dessen Hauptaufgaben das Eintreiben und Ordnen der Finanzen gehört, wird bey diesen Tönen aufmerksam, er ertheilt dem Sammler die nöthigen Winke und Befehle. Kaum hat der Minister angefangen mit Einem zu sprechen, da wird er als für alle sprechbar betrachtet; an irgend eine euro-

päische Ordnung ist hierbey nicht zu denken. Papiere und Noten aller Art werden von den Anwesenden in die Hände der beyden dastehenden Diener, von diesen in die Hände ihres Herrn gegeben. Auch darin: etwas Geschriebenes, dessen Inhalt man nicht immer vorauswissen kann zu lesen, scheint eine starke Anlockung zu liegen; der Minister nimmt ein Schreiben nach dem andern, indem er dasselbe bey seiner ungemein großen Kurzsichtigkeit so nahe und so schnell Zeile nach Zeile an seinen Augen vorüberzieht, daß es das Aussehen hat, als riebe er sich, hin und herfahrend mit dem Papiere die Nase. In bewunderungswürdiger Schnelle ist der Inhalt der Noten begriffen und mit wenigen Federstrichen abgefertigt. Nach einer halben Stunde will Fraser sich empfehlen. „Nicht um Alles, sagt der geplagte Geschäftsmann, Sie dürfen nicht gehen, ich habe Ihnen zu viel zu sagen;“ die Stühle werden näher zusammengerückt, die Häupter der beyden nähern sich zum vertraulichen Gespräch, da kommt der Sekretär abermals mit einer ganzen Hand voll solcher kleiner fataler Papiere. Siehst Du nicht sagt der Minister, daß ich mit dem Saheb beschäftigt bin? — „Was soll aber ich thun!“ ruft im Hintergrunde des Zimmers ein Bey, welcher reisefertig, im Reitersgewand dasteht; ich wurde schon so lange hier aufgehalten. Indem der Kaymukam seinen Blick zum Sprecher hinwenden will, drängt sich ein Andrer vor, der allem Anschein nach der Ueberbringer einer wichtigen Sendung ist. In höflichen Worten, aber mit aller Kraft der Stimme fragt er: „und welche Antwort ertheilen Sie auf den Brief des Khan? er erwartet unverzüglich eine Antwort.“ Noch schweigt Se. Excellenz mit geöffnetem Munde, da sagt der bey ihm stehende Beamte mit halblauter Stimme: „Erlauben Eure Excellenz Sie daran zu erinnern, daß hier diese Petition einer schleunigen Erledigung bedarf.“ Der Minister blickt bestürzt jetzt auf das Papier, dann auf den Diener, endlich greift er mechanisch nach jenem, liest und expedirt es in gewohnter Schnelle, doch ehe dieß geschehen, bricht abermals eine ganze Fluth solcher Schriften auf ihn herein, bis ein Bedienter an der Thüre des Zimmers erscheint, ankündigend die Pferde stünden bereit, der Tag scheine gut werden zu wollen, der Weg sey weit. Unter tausend höflichen Entschuldigungen wird der geduldige Gast und mit ihm die ganze Versammlung entlassen.

Was jedoch bey jener einen Audienz dem Minister unmöglich gewesen war: das Ausfragen des Fremden, dessen Bericht er für unparteiisch halten konnte über das was er in Khorasan beobachtet, das suchte er bey anderer Gelegenheit möglich zu machen, indem er H. Fraser zu seiner Abendtafel lud. Man führte den Gast in das nämliche Zimmer, darin er neulich gewesen, und zündete bey seinem Eintritt einige Wachskerzen an, bald hernach trat der Minister selber mit seinem Gefolge herein. Dieses, nach der höflichen Begrüßung des Fremden, wurde entlassen, noch einmal die Versicherung wiederholt, wie viel Nöthiges Se. Exc. mit ihrem Freunde dem Saheb Fraser zu reden hätten, zugleich aber wird dem Nazir oder Hausmeister ein Wink gegeben, seinen Tagesbericht zu erstatten. Dieser lehrt uns den Kaymukam von Tebris noch in einer andren seiner Functionen, (in jener eines Staats- und Reichs-Gastwirthes) kennen. Denn das Haus eines solchen Ministers ist nicht nur für die öffentlichen Berathungen, sondern zugleich zur Versammlung und Bewirthung aller aus den verschiedenen Provinzen des Reiches herbeykommenden Staatsdiener bestimmt und ist zu diesem Zwecke so reichlich mit Seitengebäuden versehen, daß kurz vorher 58 Khans, mit all ihrem Gefolge, zu gleicher Zeit bey dem Kaymukam wohnten, welcher zur Bewirthung der vielen Gäste jährlich eine Summe von 45000 Tomans oder 270000 Gulden rheinisch zu seiner Disposition hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Travels in Koordistan, Mesopotamia etc., including an Account of parts of those Countries hithertho unvisited by Europeans; etc.

(Fortsetzung.)

Es ist täglich, so auch heute, die Aufgabe des Ministers, für jeden der angekommenen Gäste seinem Range gemäß die Art so wie die Lage der Zimmer, die Art und Zahl der Gerichte vom Frühstück an bis zu den kleinsten Bestandtheilen des Nachtisches oder des Nachtimbisses, so wie selbst die Art der Betten zu bestimmen und in gleicher Genauigkeit auch für die Bewirthung des Gefolges *jener Gäste* zu sorgen; dieß Alles heute anzuhören, muß der geduldige Fremde sich gefallen lassen. Und welche, fragte zuletzt der Minister, trifft heute die Reihe, bey mir zu speisen? — Der Nazir nannte sechs, doch nur 2 derselben konnten, nach strenger persischer Etikette zusammen eingeladen werden mit dem Saheb, die andern mußten bis zum nächsten Tage warten.

Der Nazir verbeugte sich und trat ab. Der Kaymukam, so heftig seine Begier nach dem mündlichen Wort zu seyn schien, konnte dennoch, als großer Schreiber, dem Verlangen nach dem unbekannten, Geschriebenen nicht widerstehen; große Päcke von Briefen lagen da — sie mußten gelesen und zum Theil expedirt, manches Andre, das etwa in Erinnerung kam, mußte in fliegender Eile geschrieben seyn. Europa hatte früher seinen Leo Allatius und andre wahrhafte Geschwindschreiber; unsre jetzigen Flugbuchstäbler sind dieß meist nur auf einseitige mechanische Weise; der Orient hat, dieß beweist der Kaymukam von Tebris, noch immer seine wirklichen Schnell-Leser und Schnellschreiber.

Endlich wird der Stuhl näher gerückt; eine ganze Reihe der Fragen über den Zustand von Khorasan beginnt, der Fremde, weil ihn der Minister beschworen, die Wahrheit zu reden, spricht, möge die Folge seyn, welche sie wolle, unverholen sich über den elenden Zustand der hartbedrückten Provinz aus. Se. Excellenz hört aufmerksam zu, doch wird die Aufmerksamkeit zuweilen eine so innige und tiefe, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob der gute Mann wache oder schlafe? Die Unterhaltung dauert lang; endlich tritt der Adjutant-General der Armee herein, um den Minister über die Uniformirung einiger neuer Regimenter zu befragen. Vom Hauptschmuck bis zu den (russischen) Schuhen hinab bestimmen Se. Excellenz jeden einzelnen Theil der Kleidung, doch mitten im Sprechen können Sie nicht die eiligen Nebenfragen nach der so lang ersehnten Abendmahlzeit unterdrücken. Aber dahin hatte es noch lange Zeit. Mit dem General-Adjutanten zugleich hatten sich die Mirza's oder Sekretäre mit einer unsäglichen Menge der kleinen, fatalen Papiere eingedrängt, welche, gleich plagenden Insekten, dem armen Kaymukam bey Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Der Minister wirft einen Blick der Verzweiflung auf diese geschriebene Masse, indeß kann er doch der nahen Versuchung nicht widerstehen; er muß sehen, was andre Schreiber an ihn, den größesten Schreiber geschrieben; wie mit Dampfwagenschnelle durchläuft er die Papiere, expedirt viele davon, verweist die andern auf nächste Gelegenheit. Man will zum lang verschobenen Werk der Tafel gehen, da stellt sich noch Einer in den Weg, der höflich, zugleich aber ganz entschieden an Sr. Excellenz die An-

forderung stellt, Sie möchten ein neulich empfangenes, wichtiges Dokument, seinem Besitzer zurückstellen. Sr. Excellenz versichern, von dem Aktenstück nichts zu wissen; der Andere mit einer in persische Höflichkeitsformen gekleideten Energie behauptet: es müsse noch bey Sr. Excellenz sich finden und sey es in einer Ihrer Taschen. Sr. Excellenz, noch immer abwehrend, doch eifrig zugleich nach der Mahlzeit verlangend, entschließen sich endlich halb ärgerlich, die weiten Taschen des Gewandes auszuleeren. Eine solche Menge von Briefen und Papieren kommt aus denselben hervor, daß man einen Acker Landes damit bedecken könnte, endlich, als das Gefühl des Unrechts gegen einen solchen Minister bey ihm und den Seinen aufs Höchste gesteigert ist, stellt sich, als das letzte unter allen Papieren der Tasche, wirklich das vermißte Dokument ein.

Endlich saß man zu Tisch. Nur der General-Adjutant der Armee hatte sich als zweyter Gast eingefunden. Ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit gegen den Fremden war es, daß statt der Kuchenbrode eigentliche Teller zur Aufnahme der Speisen bereit stunden. Die übrigen Sitten der Tafel waren persisch genug, namentlich jene, daß der Kaymukam seinem Gast statt eines gebratenen Vogels, den er sich genommen, einen andern bessern auf seinen Teller legte, ogleich er von diesem bessern bereits die Hälfte der Brust mit seinen Nägeln abgelöst und sie verzehrt hatte. Sie belieben Pfeffer, fragte er den Gast, und ohne die Antwort desselben abzuwarten streute er ihm eine ganze Handvoll des scharfen Gewürzes auf seine Speisen. Unter den dichterischen, höchsten Höflichkeitsbezeugungen wurde der Saheb entlassen; zwey Bedienten, die ihren Herrn jeder unter einem Arme faßten, huben den melonenvollen Kaymukam vom Sitze empor auf seine Füße; zum großen Staunen der Anwesenden begleitete er den Gast bis an die Thüre.

Auch den hier in Tebris wohnenden, ganz unter der eifersüchtigen Hut und Aufsicht des Kaymukams stehenden Prinzen Mahomed Mirza, den damals künftigen Thronerben des Landes lernte unser Reisender persönlich kennen. Mahomed Mirza, Sohn des Abbas Mirza, war zu jener Zeit 28 Jahre alt, dabey aber schon von so dickem, schwerfälligem Körperbau, daß dieser, begleitet von den für jenes Lebensalter seltenen Beschwerden des Podagra's, ihn zu dem Dienst im Felde, wozu seine Neigung ihn trieb, ganz unfähig machte. Uebrigens verbindet der Prinz eine gewisse äußere Würde mit angenehmen freundlichen Manieren. Er ist von sanfter nachsichtsvoller Gemüthsart, der man jedoch nicht zu viel zumuthen darf, wenn sie nicht in eine ganz entgegengesetzte Aufwallung überspringen soll. So kam am andern Tag nach der Audienz unseres Reisenden ein Mullah vor den Prinzen, um wegen eines zufällig entstandenen Mangels an Brodzufuhr Klage zu führen. Nach der gewöhnlichen rohen, geistlich hochmüthigen Manier seines Standes benahm der fanatische Mullah sich auf eine höchst unschickliche, ungestüme Weise gegen den Prinzen. Dieser blieb einige Zeit ruhig dabey. Als aber der andere sich so weit vergaß, daß er in persönlich beleidigende, achtungswidrige Worte gegen den jungen Herrscher ausbrach, sprang dieser auf, stampfte mit den Füßen und befahl seinen Dienern dem Schreyer die Kehle zuzuschnüren, welches Todesurtheil auch alsbald vollzogen wurde.

Auch einer Art von Lustpartie mit dem Prinzen wohnte Hr. Fraser noch bey. Ein Engländer hatte Sr. Hoheit ein Geschenk mit Congrev'schen Raketen gemacht. Die Wirkung derselben wurde außen im Freyen gezeigt. Beym Nachhausereiten sahe man einen Hasen am Wege aufspringen. Dieser Anblick entzündet die Jagdlust aller anwesenden Engländer, welche augenblicklich das Gefolge des Prinzen verlassen und mit lautem Hurrah über Stock und Stein dem flüchtigen Thiere nachsetzen, bis sie es erlegen. Der Prinz indeß, lächelnd über die seltsame Leidenschaft seiner Gäste, verfolgt seinen Weg in ruhiger, würdevoller Haltung.

Wir begleiten nun unsern Reisenden auf seinem weitern Wege nach dem Lande und Volk der Kurden. Was er selber hievon kennen lernte, das schien ihm nicht hinreichend; Hr. Fraser fügt deßhalb seinen Bemerkungen das bey, was Dr. Ross, welcher als Arzt in das Land gerufen wurde, um dem blinden Vater des damaligen Herrschers Hülfe oder Erleichterung zu bringen, beobachtet hat.

Auf unserer ganzen Erde findet sich schwerlich ein anderes Volk und Land, welches in höherem Grade die Züge der schroffen Abgerissenheit und Abgeschiedenheit an sich trüge, als das der Kurden. Zum großen Theil ein Alpen-Gebirgsland, dessen Felsenhöhen nach allen Richtungen von tiefen, engen Schluchten und Rillenthälern zerrissen und durchschnitten sind; unten in der Tiefe stürzt sich ein Gebirgswasser über die Steintrümmer; der hohe Stamm eines gefällten Baumes ist als Brücke über die schmale tiefe Kluft hinübergelegt, deren glatte, steile Wände auch dem kühnsten Gebirgsbewohner unersteiglich scheinen möchten. Es kostet eine geringe Bemühung von Seite der Eingebornen, und dem eindringenden Fremden ist das Weiterkommen oder auch der Rückweg unmöglich gemacht. Nur drey kurze, zugleich aber im höchsten Grade beschwerliche Tagreisen westwärts von Urmia (am Schahi- oder Urmiasee), zwischen den hohen, fast unersteigbaren Gebirgen von Dschebar wohnen die Nachkommen jener Christen, die sich, wie die Sage will, schon während der Verfolgungen unter Kaiser Jovian aus ihren damaligen Wohnsitzen in Mesopotamien hieher flüchteten. Sie bestehen aus mehr denn 14000 Familien, die unter sich einen kleinen, *unabhängigen* Staat bilden, der von einem Patriarchen oder Bischof beherrscht wird, welcher den Titel eines Khalifen führt und im Kloster von Kojannes seinen Wohnsitz hat. Außer jenem höchsten Oberhaupt des ganzen Volkes hat noch jede einzelne Gemeinde ihren eigenen Priestervorstand oder Khalifen, der als Magistrat des Ortes, übrigens aber in Abhängigkeit von dem Patriarchen die Regierungsgeschäfte versieht. Obgleich die eben bezeichnete Gebirgslandschaft vorherrschend von den nestorianischen Christen bewohnt wird, finden sich dennoch auch Kurden und Perser unter ihnen. Das Land ist reich an allen Arten der Naturerzeugnisse seines Klima's, auch Metalle, namentlich Bley, Spiesglanz, Arsenik finden sich häufig in seinen Gebirgen. Das Volk ist voll brennender Liebe zur Freyheit, zählt unter sich 12000 Toffuntschis oder Musketiere (Schützen) und von der leichten Vertheidigbarkeit seines Gebirgslandes gilt das zunächst und vorzüglich, was wir vorhin von Kurdistan im Allgemeinen sagten.

Die unmittelbaren Nachbarn jener Nestorianer, die Hakkari-Kurden, bewohnen ein ähnliches Gebirgsland als jene und waren früher einer der mächtigsten Stämme ihres Volkes, welcher jedoch gegen den Khan des Dschulammikstammes, wenigstens äußerlich, in anscheinender Unterwürfigkeit stund. Der letztere Stamm, jener der Dschulammik-Kurden war es, welcher den berühmten Reisenden Schulz, der sich in seinen Schutz und seine Leitung gegeben noch zuletzt vor Austritt aus Kurdistan ermordete. Denn die Kurden im Allgemeinen, Christen wie Mohamedaner, besitzen wenig Züge von der sogenannten orientalischen Gastfreundschaft und jener edlen Achtung gegen das Recht, das dem Fremden, der sich ihrem Schutze anvertraute, gebührt. Bey diesem düsteren, trotzigen Volke, welches jeden Fremden, der in sein Land kommt, für einen Kundschafter und Feind seiner Freyheit hält, ist weder der Gastfreund noch der Wohlthäter seines Lebens und seines Eigenthums sicher; dem Dr. Ross sagte man es ins Gesicht, daß der sichere Tod sein Loos in diesem Lande seyn würde, wenn er nicht unter dem mächtigen Schutz des allgefürchteten Mihr von Rewanduz stünde; die Kranken, denen er unentgeltlich Arzney reichte, fuhren zum Dank dafür ihn an, oder murrten, daß er ihnen keine Fläschchen zu ihrem Pulver schenkte. Selbst unter einander und gegen einander erheben sich die immer kampflustigen Kurden öfters zu Feindseligkeiten und Räubereyen, Knaben von etwa 12 — 15 Jahren bekämpfen und verfolgen sich schon mit scharfen Messern und man sieht nicht selten tödtlich schwer verwundete von ihren Spielplätzen hinwegtragen. Weniger als vor den Fremden ist zum Theil jenes Volk vor sich selber sicher.

Bey einem solchen Zustand der Dinge mußte es als eine Wohlthat erscheinen, daß der Häuptling eines kleinen Stammes, der Mihr von Rewanduz, Mehemed, sich eine Zeitlang an die Spitze der einzelnen Kurdenstämme stellte. Dieß geschah als Persien, das vorher die Kurden mit Krieg bedroht hatte, auf einmal selber von einem mächtigeren Feinde, von Rußland angegriffen wurde, und deßhalb seine Truppen von den Gränzen der Länder der Kurden zurückziehen mußte. Wie ein gereizter Bienenschwarm brach jetzt das Volk der Ge-

birge hervor und überzog mit Feuer und Schwert die Nachbarländer, von denen es mehrere zu Ober-Mesopotamien gehörige Distrikte in Besitz nahm. Der Angriff der Perser hatte zwar zunächst dem kriegerischen Mihr von Rewanduz gegolten, jetzt aber, da es Beute und Sieg galt, hatten sich mehrere Stämme seines Volkes an ihn geschlossen; er war der Führer eines Heeres von 50000 tapfern Kriegern. Diese Macht benutzte er zunächst, um den eignen Ländern der Kurden innere polizeyliche Ordnung und Ruhe zu geben. Während seiner Herrschaft war auf einmal den Räubereyen und Mordthaten in einem großen Theile von Kurdistan ein Ende gemacht, die Straßen waren so sicher, daß nach der noch fortwährenden Aussage der Bewohner damals ein Beutel mit Gold hätte können im Wege liegen, ohne daß ein Vorübergehender es gewagt hätte, sich daran zu vergreifen. Freylich waren die Mittel, deren sich der Mihr bediente, um den harten Bedrückungen des Schwächern oder des einzelnen Reisenden durch den Stärkeren ein Ende zu machen, selber stark und hart genug. Jeder, auch der kleinste Diebstahl wurde auf der Stelle durch Abhauen eines Gliedes, der Nase, der Hand oder Ausstechen eines Auges bestraft; ließ sich der so bezeichnete Dieb zum zweyten Male auf ähnlicher That finden, dann traf ihn eine noch härtere Verstümmlung, zu drittem Male der Tod. Ein eigner jüngerer Bruder, der noch dazu der Liebling des kinderlosen Mihr war, hatte beym Hindurchreiten aus dem Garten eines armen Mannes einen Granatapfel gepflückt, ohne den Eigenthümer um Erlaubniß zu bitten; welche Hand, fragte der Fürst den Knaben, hat die That verübt? Der Schuldige streckte die Hand hin. — Und welcher Finger war es, der dem Armen sein Eigenthum nahm? Hier dieser, sagte der Knabe. Der Finger wurde sogleich abgehauen. Der Mihr war durch diese unerbittliche Strenge und durch die grausamen Strafen, die er namentlich über Mörder oder solche verhängte, die des Mordes kundig seyn mußten, so gefürchtet, daß ganze Gemeinden, von Schrecken bewegt, die Schuldigen, die sich unter ihnen fanden, von selber angaben und der Gerechtigkeit auslieferten.

Dr. Roß besuchte, nachdem man ihn auf einem Floß aus aufgeblasnen Thierhäuten über den Zabfluß gesetzt hatte, den Mihr oder Pascha zu Akkra, dessen er erst kurz vorher sich bemächtigt hatte. Obgleich sein Gesicht durch den Verlust eines Auges und durch schwache Spuren von Kinderpocken entstellt war, konnte man dennoch seine Bildung noch schön finden, die Mienen freundlich und wohlwollend. Er fragte den Fremdling um die Art und Einrichtung der Jugend-Erziehung in England, um die Religion der Inder und Chinesen, um die europäische Weise den Krieg zu führen und die Beschaffenheit der Waffen.

Das Schicksal jenes tapfern Kurdenfürsten ist bekannt. Seine Eroberungen in den Ländereyen, welche zur türkischen Oberherrschaft gehörten, erweckten eine mächtige Reaktion von Seiten der Pforte. Während Reschid-Pascha, der in Diarbekir stund, von einer Seite ihn angriff, zogen Ali Pascha von Bagdad und Mohamed Pascha von Mosul von Süden und Westen her gegen ihn zu Felde. Wäre sein eignes Volk ihm treu geblieben, dann würden alle jene vereinten Feinde Kurdistans Gebirge nicht betreten haben, denn der erste Widerstand, den der Mihr leistete, war kräftig genug sie abzuwehren. Aber die mancherley verschiedenen Stämme, die sich unter seiner Herrschaft vereint fanden, sahen großentheils in ihm selber einen Bedrücker ihrer alten Freyheiten; sie fielen von ihm ab, um sich mit dem Panier des Herrschers der Pforte „des ächten Nachfolgers des Propheten“ zu vereinen. Der Kurdenfürst, von den Seinen verlassen, ergab sich gegen Ende August 1836 an Ali Pascha von Bagdad, wurde in Ketten nach Konstantinopel abgeführt, dort einige Monate in ziemlich anständiger Haft gehalten, dann zwar aus dieser entlassen und sogar zum Pascha seiner Provinz ernannt, auf der Heimreise aber, wahrscheinlich auf Befehl des Großsultans, überfallen und umgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	20. Januar.
Nro. 14.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.



Travels in Koordistan, Mesopotamia etc., including an Account of parts of those Countries hithertho unvisited by Europeans; etc.

(Fortsetzung).

Unser Reisender hatte sich von dem schön gelegenen Urmia, wo ihm die guten Empfehlungen, die er mit sich brachte, eine treffliche, gastfreundliche Aufnahme bey dem Khan bereitet hatten, südwärts nach dem untern Gebirgsland der Kurden, gegen Uschnu gewendet. An den Kurden, welche er auf seinem Wege fand, glaubte er ganz die Züge der alten Sarazenen zu erkennen; ihre Nationaltracht ist im hohen Grad pittoresk; ihre Einrichtungen und Sitten erinnern in vielen Stücken an die vormaligen der Hochländer von Schottland, wie diese noch vor wenig Jahrhunderten waren. Zum Bestellen der Felder, so wie zum Ziehen und Tragen der Lasten bedienen sich die Bewohner dieser Gegenden der Büffel. Aus dem kleinen Gebiet von Uschnu führte der Weg der Weiterreise jenseits einer mäßigen Anhöhe in das Gebiet von Sulduz, in welchem die Reste des allgemein, wegen seiner Räubereyen und Mordlust gefürchteten Stammes der Bilbas-Kurden wohnen. So sehr das Schwert der Perser und des Mihr von Rewanduz dieses Raubgesindel geschwächt und gedemüthigt hat, dankte dennoch Hr. Fraser sein glückliches Hindurchkommen durch ihr Gebiet zunächst nur dem Ansehen eines ihn begleitenden Seyed oder angeblichen Nachkommen irgend einer Tochter des Propheten Mohamed.

Soutsche Bulagh, jenseits der Gränze von Sulduz, liegt am Abhange eines steilen Gebirges, an einem schönen Gebirgsstrom, dessen reicher Fischfang mit der Angel unsern Reisenden schon am andern Tage seines Aufenthaltes für die anfangs ungünstige Aufnahme entschädigte, welche er bey seiner Ankunft in dem sauber gebauten Städtchen gefunden hatte. Der Einzug des Khan, welchen die persische Regierung in die ihr damals unterwürfige Provinz gesendet hatte, gewährte für mehrere Tage Unterhaltung; der Aufenthalt wurde überdieß dadurch interessant, daß der Darogha oder Bürgermeister der Stadt, ein Kurde, der den Fremden mit fast zudringlicher Gastfreundschaft in sein Haus genöthigt hatte, sich bereit finden ließ, manche ausführliche Berichte über die innern und äußern Verhältnisse seiner Landsleute mitzutheilen. Dazu, daß diese Mittheilungen so reichlich ausfielen und so ohne Rückhalt waren, wie es unter andern Umständen wohl kaum zu erwarten stund, trug sehr viel die Weise bey, auf welche sich unser Reisender sie zu verschaffen wußte. Er selber, von Geburt ein Schotte, fand, wie bereits erwähnt, in den Sitten und häuslichen Verhältnissen der Kurden so Manches, das ihn an seine alten, heimathlichen Hochländer erinnerte, daß er bey vielfachen Gelegenheiten dem Darogha und seinen Freunden von Schottlands Gebirgen und seinen Bewohnern erzählte. Die Kurden hörten mit größester Aufmerksamkeit zu, und erzählten nun auch ihrerseits, sehr in's Einzelne gehend, was bey ihnen eben so und was anders sey. Die Unterhaltung geschah in persischer Sprache, deren H. Fraser eben so wie seine Gastfreunde hinlänglich mächtig waren, während er vom Kurdischen nur jene wenigeren Worte verstund, welche dasselbe mit dem Persischen gemein hat. Ein solcher Austausch der lieben heimathlichen Erinnerungen mit den Aeußerungen einer fremden Vaterlandsliebe ließ es dem Schott-

länder unter den Kurden von Soutsche Boulagh ganz heimathlich und wohl werden und auch ihnen leuchteten die Vorzüge der gesetzlichen Ordnung und innern Sicherheit in dem Vaterlande des Fremden so ein, daß sie unverholen den Wunsch aussprachen, daß sie doch im Lande der Engländer wohnen, oder daß diese zu ihnen kommen und die Leitung ihrer Angelegenheiten übernehmen möchten. Vor allem fielen dem sonst ganz freyen Volke die Abgaben schwer, womit die persische Regierung sie belastet. Noch in den Tagen des Aga Mahomed Khan, so erzählte Baba Khan Beg (von Geburt ein Kurde) hatte Soutsche Bulagh nur 1000 Tomans (6000 fl.) zu entrichten, anjetzt muß es dem Könige, zusammen mit dem Distrikt Seradurscht 25000 Tomans abgeben, und noch überdieß 10000 T. Verwaltungskosten bezahlen (zusammen eine Summe von 210,000 fl.). Dabey hat die Zahl der Bewohner und der Anbauer des Landes durch die Pest und durch Auswanderungen in die noch freyen, unbezwungenen Gebirgsländer sich ungemein vermindert.

Die Weiterreise am 26. Okt. führte schon am zweyten Tag über eine Schlucht, deren fast senkrechte Felsenwände beym Auf- und Niedersteigen fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Dazu kamen die Gefahren, welche die in jener Schlucht öfters herumstreifenden Bilbas Kurden über diese Gegend verhängen. Die Führer selber, obgleich man sie für diesen Tag aus dem Bilbasstamme gewählt hatte, fühlten sich hier so unsicher, daß sie die Reise-Gesellschaft zur größtmöglichsten Eile ermahnten, doch brauchte man bey aller Anstrengung zum Hinaufsteigen an der entgegengesetzten Bergwand 2 1/2 Stunden. Nicht lange vor Sonnenuntergang war die Höhe und mit ihr zugleich eine Aussicht gewonnen, welche unsern Reisenden an die erhaben schönen Aussichten erinnerte, die man von einigen Punkten der Vorberge des Himalajah genießt. Der Hinabweg von der schmalen Felsengräte zu dem Oertlein Nistan, war, bey überhand nehmender Dunkelheit, nicht wenig schwierig. Zur Stätte des Nachtlagers wies man den Reisenden die Moschee an, in deren Vorhalle die Männer des Ortes, Alte und Junge in zwey einander gegenübersitzenden Reihen versammelt saßen, um hier nach kurdischer Sitte ihr Abendbrod zu verzehren. Nach vollbrachter Tagesarbeit nimmt jeder das, was er zu seiner Mahlzeit bestimmt hat, und ißt es hier in Gesellschaft der Andern. Man spricht zusammen bis der späte Abend die Gesellschaft trennt.

So reich das Gebirgsland, durch welches jetzt unser Reisender kam, an Schönheiten wie an Gaben der Natur erscheinen mochte, so armselig war der Zustand der Bewohner. „Seht", sagte der Kämmerer des Khans zu Serduscht, „hier von diesen Ruinen, in denen seit der letzten Pest kaum noch 100 Familien wohnen, erpreßt man jährlich 6000 Tomans Abgaben, und dazu sind wir all den Lasten und Plündereyen ausgesetzt, die unsere Lage an der Hauptstrasse des Landes mit sich bringen." — Mit diesen traurigen Berichten stund der Anblick der vielen großen Begräbnißplätze in Einklang, welche nirgends so oft und häufig in's Auge fielen als hier in dieser Gegend. Die Städte und Dörfer, in welchen die Menschen wohnten, deren Gebeine man da begrub, sind von der Erde verschwunden, ganze Geschlechter und Stämme sind ausgerottet und haben der Nachwelt nichts als die Todtenmäler hinterlassen. Mit den vormals hier wohnenden Menschen sind auch zugleich die historischen Sagen des Landes entwichen, denn so häufig Fraser hier jene Nezer-gahs oder Steinhaufen und kleinen Pyramiden sah, welche in diesen Ländern Erinnerungszeichen an irgend ein großes dort geschehenes Ereigniß sind, und auf welche jeder Vorübergehende einen neuen Stein legt, konnte er doch niemals erfahren, auf was irgend ein solcher Steinhaufe sich bezöge? Das Einzige, was seine Führer zu sagen wußten, war, daß dieß ein wichtiger Ort sey, wo vor sehr alten Zeiten sich etwas Besonderes zugetragen habe.

Zwischen Seraduscht und Suleimanieh kam unser Reisender zu keinem einzigen bewohnten Orte. Die Gemäuer und Bögen uralter steinerner Brücken, welche vormals über die reissenden Gebirgsströme führten, bezeugen noch jetzt, welcher Verkehr diese Länder belebte; der heutige Reisende muß den Durchgang mühsam und mit Gefahr durch jene Ströme suchen, und kann dieß dennoch nur zu manchen Jahreszeiten. Ein Glück für Hrn. Fraser war es, daß er noch zu einer günstigern

Jahreszeit (obwohl schon im Anfang des Novembers) den Paß des Höhenzuges des Humils zurücklegen konnte. Dieser Paß ist, wegen der zuweilen plötzlich sich erhebenden Schneestürme so furchtbar und gefährlich, daß im vorhergehenden Jahr eine ganze Karawane, aus mehrern hundert Menschen, Eseln und Maulthieren bestehend, durch einen solchen Winterorkan ihren Tod fand. Unten im Thale schien die Sonne klar und hell, als jene Reisenden sich auf den Weg machten, das zerstörende Ereigniß, das sie betraf, machte sich, von der Tiefe aus gesehen, kaum als leichtes Wölkchen am Berge bemerkbar. Ueberhaupt sind die kalten Winterstürme in diesen Gebirgen zuweilen so furchtbar, und das Schneegestöber so heftig, daß der Verkehr selbst der Nachbarn für einige Zeit dadurch unterbrochen wird, und daß Schaaren der Menschen und des Viehes dem Froste unterliegen.

In der Gegend jenseits Suleimanieh zeigten sich allerdings wieder einzelne Ortschaften, aber die Unsicherheit des Weges war größer als durch die Wüste. Jenseits Karadagh mußten zweymal auf einem Wege von wenig mehr als drey Stunden die Führer gewechselt werden, weil die nachbarlichen Gemeinden in solch blutiger Fehde mit einander begriffen waren, daß sich keiner aus den Gränzen der einen in die der andern hineinzugehen wagte. Der letzte Wechsel dieser Art fand zu Dschefferan, nahe am Fuße des Sukramah-Passes statt, einem der letzten, welcher das Gebirgs-Land von Kurdistan von den Niederungen von Assyrien scheidet. Während die Gebirgszüge, über welche der frühere Theil des Weges führte, vorherrschend aus Granit bestehen, sieht man hier Kalk- und Nagelflueh, die letztere untermischt mit Sandstein. Der erste Ort jenseits des Passes, der einem natürlichen Thore gleicht, ist ein elendes, nur aus wenigen Hütten bestehendes Dorf Namens Zhallah. Unser großmüthiger Reisender, welcher hier noch als Gast des Pascha's von Suleimanieh, das heißt auf öffentliche, allgemeine Kosten der armen Bewohner der Ortschaft reiste, sah sich genöthigt, die Bezahlung für das, was er aus den einzelnen Hütten empfangen, bey Nacht an die Eigenthümer derselben zu senden, um zu verhüten, daß der Vorstand des Ortes ihnen nicht Alles wieder abnehme.

Jenseits Zhallah kommt noch eine steinige Anhöhe: die letzte bedeutendere vor dem Anfang der eigentlichen assyrischen Ebenen. Die hier an der Gränze wohnenden Kurden gehören nach der Aussage des ehrlichen Ul-Khider Aga, der unserm Reisenden auf einem großen Theil des Weges ein treuer Begleiter war, zu den unzuverläßigsten und räuberischsten des ganzen Volkes. Von Selim Pascha, dem Häuptling von Janreze, einem Oertlein jenseits der Anhöhe, versicherte Ul-Khider Aga: „er würde als euer Gast mit euch das Brod essen und nach den Segenswünschen des Abschiedes, in unkenntlichem Aufzuge im Gefolge seiner Leute euch überfallen und nackt ausziehen oder tödten, wenn er nicht euretwegen den Arm des Pascha von Suleimanieh fürchtete."

Rustan Aga, der Häuptling des Zengenah-Stammes, der zu Ibrahim Khantschi wohnte, wußte wenigstens auf feinere Weise seinen Gast zu berauben. Nachdem er schon reichlich von diesem beschenkt war, betrachtete er den Teppich, worauf der Fremde saß. Wie viel kostete er euch? fragte er, und, nachdem er den Preis vernommen, sagte er, ihr seyd betrogen. Er erbot sich darauf, seinem Gast einen ungleich schönern, kostbarern Teppich zu schenken, dieser weigerte sich großmüthig; er wollte gern den Werth bezahlen, aber Rustan-Aga war noch viel großmüthiger als der Fremde, er erklärte, daß es durchaus gegen seine Grundsätze sey, sich ein Geschenk, das er seinen Freunden mache, bezahlen zu lassen. Indeß sprach Rustan Aga von verschiedenen Dingen, von denen sich voraussehen ließ, daß der Reisende sie mit sich führe, und welche jener gern gehabt hätte. Der Engländer ließ sich hiedurch alsbald zu neuen, werthvolleren Schenkungen bewegen; den Teppich bekam er aber nicht zu sehen, und auch gar nichts mehr weiter davon zu hören. Er konnte zufrieden seyn, daß er mit heiler Haut und unberaubt die Gränze der türkischen Besitzungen in Kufri erreichte. Denn zum ersten Male seit langer Zeit gab es hier keinen Streit wegen des Futters und

der Streu für die Rosse, so wie wegen der Lebensmittel für die Reisenden, doch hörte man am andern Morgen von allen Seiten wieder unverholen die Bitte um ein Backschisch oder Geschenk.

Die Anfangs einzeln, dann in ganzen Waldungen erscheinenden Palmen zeigten jetzt den Eintritt in die vormals so reiche Niederung von Assyrien an; Flüge von Rebhühnern der Wüste, und zwar von der kleinern, den Wachteln näher stehenden Art, in solcher Zusammenhäufung und zahlloser Menge der Einzelnen, wie man sie sonst nur an Heuschreckenschwärmen sieht, verdunkelten an einigen Punkten die Luft; jenseits Hup-Hup zeigte sich endlich am 12. November das großartige, mächtige Bagdad. Die sichere Ruhe bey Landsleuten (im Pallast des englischen Konsuls) in der Fülle der so lang entbehrten vaterländischen Bequemlichkeiten und Genüsse thaten hier so wohl, daß es unserm Reisenden schien, als sey er im Vaterland selber. Obgleich übrigens Bagdad auf den aus Persien oder aus Kurdistan kommenden Fremdling einen nicht unansehnlichen Eindruck macht und in seiner Bauart sich Manches findet, das an den schönern Baustyl des Orients erinnert, bleibt es dennoch, bey längerer Vergleichung, hinter jeder etwas großartigern Vorstellung zurück, die man sich etwa im Voraus von der weltberühmten Stadt der Khalifen machte. Alle Gebäude, öffentliche wie private, sind aus gebrannten Backsteinen errichtet; die Zahl der Minares in der ganzen Stadt erreicht kaum 24; von den angeblich 100 Moscheen sind kaum 12 von ansehnlicherem Umfange. Die hier öfters wiederkehrenden, furchtbaren Erdbeben so wie die Ueberschwemmungen haben mehr als die Barbareyen der Kriege mit den alten Herrlichkeiten dieser Stadt ein Ende gemacht. Aus den Zeiten des großen Khalifen Harun al Raschid hat sich nichts erhalten, als ein Erinnerungszeichen an den Tod, nämlich das Grabmahl der schönen, klugen Zobeida, der Gemahlin jenes Khalifen. Es besteht aus einem ziemlich plumpen Achteck, über welchem eine fast obeliskenartig geformte Säule sich erhebt. Die Moschee des bey den Suniten in hoher Verehrung stehenden Scheikh

Abdul Kader verdient ebenfalls mehr nur wegen der großen öffentlichen Achtung, worinnen sie steht, als wegen ihrer Bauart oder innern Schönheiten eine Erwähnung. Zu den Gebeinen des Heiligen, dessen Grabmahl die Moschee enthält, wallfahrten Pilgrime aus den fernsten Länderstrichen von Indien wie aus Afghanisthan, Bockhara und Turkistan. Für diese Schaaren der Pilger findet sich eine große Menge der Zellenwohnungen bereit, und auch ihr Unterhalt wird ihnen, wenn sie arm sind, während ihres hiesigen Aufenthaltes unentgeldlich gereicht, denn die Moschee besitzt einen sehr ansehnlichen Fond für solche wohlthätige Zwecke. Noch vor wenigen Jahren war jener ganze Stadttheil, in welchem die Moschee liegt, der Aufenthaltsort der Diebe und Mörder, so wie des andern verworfensten Gesindels der Stadt und ihrer Umgegend, denen die vermeyntliche Heiligkeit des Ortes einen Schutz gegen die Strenge der öffentlichen Gerechtigkeit gewährte. Die Pest, welche mit einer furchtbaren Ueberschwemmung zugleich im Jahre 1831 Bagdad entvölkerte, hat auch in diesem Stadttheile mächtige Veränderungen hervorgebracht; die schlechtgebauten Häuser und Hütten, welche hier stunden, sind beym Andrang des Wassers zusammengestürzt, nur die Moschee mit ihren Seitengebäuden hat ihre festere Bauart und tiefere Grundlage gerettet; man darf jetzt ohne Furcht vor dem ehemals so lästigen Raubgesindel hieher gehen, denn dieses hat in dem damaligen allgemeinen Unglück seinen Untergang gefunden. Gab es doch bey der furchtbaren Pest des Jahres 1831 einzelne Tage, an denen die Seuche zwischen 4000 und 5000 Menschen in Bagdad allein dahinraffte und gegen 15000 kamen durch die Ueberschwemmung um.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Recherches sur l'histoire et l'origine des **Foulahs** ou **Fellans** par Gustave d'**Eichthal**. Extrait du bulletin de la société de géographie (Novembre 1840).

Die Naturforscher haben die Bevölkerung der Erde bald in drey, bald in fünf, bald auch in zehn oder zwölf Klassen abgetheilt, gemeinhin Rassen genannt, und dann den Völkern wie allen einzelnen Gliedern dieser Rassen gewisse Merkmale zugeschrieben, durch welche sie sich von den Völkern und Individuen der andern Klassen unterscheiden sollen. Dieß Alles ist recht gut in den verschiedenen Schriften der Herren Gelehrten geordnet, und man kann sich hier augenblicklich zurecht finden. Ganz anders aber, will man dieses Wissen der Bücher auf das Leben anwenden; man wird dann häufig finden, daß nicht bloß eine große Anzahl Personen, sondern selbst ganze Völker, welche nach der Annahme der Naturforscher zu einer Rasse gerechnet werden, nach ihren unterscheidenden Merkmalen eben so gut einer andern zugetheilt werden könnten. Man wird bey wiederholter Beobachtung im Allgemeinen finden, daß die Natur durchgängig nicht so schroff sichtet und scheidet, wie wir Menschen, unseren Systemen zu liebe, es zu thun pflegen. Weder in der physischen und geistigen, noch in der moralischen Welt schreitet die Natur launenhaft oder sprungartig vorwärts; alles Werden und Seyn ist durch eine regelmäßige gesetzliche Entwicklung bedingt. Eine Folge hievon ist, daß es gar keine radicale Scheidung der einzelnen Klassen geben kann; sie sind im Gegentheile durch Mittelglieder eng mit einander verbunden. Von der ausgezeichnetsten Negerformation führt eine regelmäßige Stufenleiter bis hinauf zu den Götteridealen eines Phidias und Praxiteles.

Einem solchen Volke des Ueberganges von der malayisch-indischen zu der Negerrasse, den Fulah oder Felletah, dessen Wohnsitze von den Ufern Senegambiens im Westen bis gen Bornu und Mandara im Osten, von der Sahara im Norden bis zur Gebirgskette Kong im Süden reichen, hat Hr. Gustav v. Eichthal ein ausführliches Werk gewidmet, dessen Resultate in dem Auszuge aus dem Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris enthalten sind. Dieses Werk zerfällt in zwey Theile: in dem einen wurden alle Angaben der Reisenden über das Heimathland der verschiedenen Klane des Fulahvolkes, so wie die in Europa bekannt gewordenen unzusammenhängenden Thatsachen seiner Geschichte zusammengestellt; in dem andern werden die Felletah nach ihren physischen und geistigen Merkmalen, nach ihrer Sprache, Religion und Verfassung geschildert. Herr v. E., den wir schon als Verfasser einiger andern, der geistigen und moralischen Fortbildung der Menschheit gewidmeten Schriften kennen, ward auch bey seinen ethnographischen Untersuchungen von diesem der Wissenschaft allein würdigen Zwecke geleitet. „Die Fulah", so erklärt sich ungefähr der Verfasser gegen das Ende seines Werkes, „die Fulah sind dazu berufen, künftig einen bedeutenden Platz in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts einzunehmen; sie scheinen von der Vorsehung dazu bestimmt zu seyn, mitzuwirken bey einer der wichtigsten Begebenheiten unserer Zeit, der Abschaffung des Sklavenhandels. Soll die Sklaverey wirklich aufhören, so muß sie in ihrem Heimathlande, in Afrika selbst ausgerottet werden. Mögen die Felletah auch, während der Gründung ihrer Herrschaft, die größten Grausamkeiten und

Verwüstungen verübt haben; sie sind und bleiben doch immerdar die eifrigen Apostel des Islam, den sie mit dem Schwerte in der Hand geltend machen, — der Koran verbietet aber den Gläubigen zum Sklaven zu machen. Entspricht auch die Wirklichkeit, wie allenthalben, nicht ganz dem geschriebenen Gesetze, so trägt dieses doch wenigstens dazu bey, der Sclaverey den grausamen Stachel auszureißen, um sie in das milde Verhältniß eines dienenden Gesindes umzugestalten. Hat doch Sultan Bello, in seinem auf Ersuchen Clapperton's an den König von England gesandten Schreiben sich verpflichtet, den Kaufleuten zu verbieten, in Zukunft Sclaven nach Guinea zu bringen. Freylich dachte man wohl niemals daran, dieses Versprechen strenge zu befolgen; doch ist dieß allein schon wichtig, daß Bello glaubte, es sey politisch, sich dem Wunsche Englands zu fügen." Die Nigerexpedition, jetzt von England aus angeordnet, wird nicht bloß unsere so mangelhaften Kenntnisse Mittelafrikas erweitern, sondern höchst wahrscheinlich auch für die endliche Abschaffung der Sclaverey und die Civilisirung Afrikas von den größten Folgen seyn. Die Expedition wird von drey Mitgliedern der geographischen Gesellschaft zu London, von den Capitains Trotter, Bird Allen und William Allen geleitet. Dem Letzteren haben wir bereits die erste genaue Karte der Quorra (Kawâra) zu verdanken. Hr. Fowell Burton und einige andere Menschenfreunde haben schon vor einiger Zeit dem britischen Ministerium den Vorschlag gemacht, drey Dampfböte der Quorra aufwärts bis zur Mündung der Tschadda (Chadda) zu senden, zu dem Endzwecke, um mit den einheimischen Häuptlingen Verbindungen einzugehen und Traktate abzuschließen. Die englische Regierung ist auf diesen Vorschlag eingegangen, und hat auch auf eine reichliche Weise für alle Bedürfnisse dieser, einen doppelten Zweck, Handel und Kultur befolgenden Expedition Sorge getragen. *)

Es haben unkundige oder systematisirende Geographen, selbst der sonst so genaue Balbi ist in diesen Irrthum verfallen, die Fulah zu der Negerrasse gerechnet. Die Fulah gehören aber, wie wir schon aus W. B. Hodgson's Abhandlung ersahen, zu den Völkern, welche den Uebergang bilden von einer Rasse zur andern, von der indisch-malayischen zur Negerrasse. Ihre Hauptfarbe ist bald rothgelb bald dunkelbraun und ans Schwärzliche streifend; niemals aber so glänzend schwarz, wie die der Joloff und Mandingo. Die Haare sind lang und fein wie Seide anzufühlen. Das Gesicht ist oval, die Nase länglicht und gebogen. Der Fellatah ist gewöhnlich großer und schlanker Gestalt; er führt einen leichten edeln Gang; Hände und Füße sind durchgängig klein und zart gebaut. Auch in der Sprache fand H. E. große Aehnlichkeit zwischen den Fulah und der Malayo-Südseebevölkerung; es würde demnach diese wundervolle malayische Sprachfamilie nicht bloß von der Osterinsel, unweit des festen südamerikanischen Landes, über den großen Ocean bis gen Madagascar, sondern sogar bis zu den nordwestlichen Küsten Afrikas sich erstrecken. Auch schien es dem Verfasser, zur Erklärung dieses Räthsels, in der That nothwendig, eine Wanderung irgend eines malayischen Volksstammes aus Java oder Sumatra über Madagascar hin nach Afrika, und dann mitten durch diesen Erdtheil nach Westen zur Sahara und dem Senegal anzunehmen.

(Schluß folgt.)

*) Address to the Royal Geographical Society of London, by G. B. Greenough, London 1840.

Travels in Koordistan, Mesopotamia etc., including an Account of parts of those Countries hithertho unvisited by Europeans; etc.

Auch in jener Zeit, welche unser Reisender, (1834) in Bagdad zubrachte, war über diese Stadt ein schweres Leiden gekommen. Die Anniza-Beduinen, im Bündniß mit den zum großen Theil in den Vorstädten und selbst innerhalb der Mauern wohnenden Zuboiden-Arabern hatten über die Truppen des Pascha mehrere Siege gewonnen, in Folge deren es ihnen gelang, selbst in die Stadt einzudringen und einen Theil derselben zu plündern und zu verwüsten. Erst am 24. December, als die

während des Kampfes zerstörte Brücke über den Tigris wieder hergestellt war, konnte an die Weiterreise und an den Besuch der historisch wichtigsten Punkte der nachbarlichen Gegenden um Bagdad gedacht werden. Nach einem Ritt von 5 Stunden sahe man sich bey den Ruinen von Seleucia und von dem gegenüber, an der andern Seite des Flusses gelegenen Ktesiphon. Von der letztern Stadt steht nur noch das imposante Gemäuer eines alten Königspalastes. Die noch vorhandene Façade ist über 300 Fuß lang, in ihr findet sich ein Portal von 106 Fuß Höhe, zu beyden Seiten von diesem zieren 4 Reihen von Säulen die Façade, in der sich mehrere bogenförmig gewölbte Oeffnungen, wie Fenster zeigen.

Wie reich bevölkert und angebaut in alten Zeiten dieser Landstrich gewesen seyn müsse, das verrieth unserm Reisenden die Menge der Ruinen der vormaligen Städte und Ortschaften, welche in geringer Entfernung eine auf die andere folgten, so wie die Menge der anjetzt trocken liegenden Canäle. Den Eindruck, den die Ruinen oder vielmehr die wüste Stätte, auf welcher einst Babylon stund, auf ihn machten, beschreibt unser Reisender in ähnlicher Weise, als dieß von andern geschehen, welche *jene Gegend* besuchten. Wie die Aschenhaufen eines verlassenen Feldlagers: unförmlich und völlig reizlos für das Auge liegen die aufgelösten Schuttmassen der riesenhaften vormaligen Hauptstadt eines Weltreiches dahingestreut; kein grüner Rasen und kein Gesträuch will auf dieser grauenvollen Denkstätte der Vernichtung gedeihen, nur etwa am Rand eines verschütteten Kanals zeigt sich ein kleines Tamariskengebüsch, oder hin und wieder eine Pflanze des salzigen Bodens. Der Euphrat, allein noch als derselbe, führt sein immer frisches Wasser durch dieses Feld der Auflösung.

Auch unser Verfasser sah sich bey dem Anblick des verschlackten Zustandes, in welchem sich die Trümmer des sogenannten Birs Nimrod befinden, zu der schon von Anderen geäußerten Meynung bewogen, daß der Untergang jenes riesenhaften Bauwerkes durch ungeheure elektrische Entladungen der Atmosphäre (Blitze) herbeygeführt worden sey. Uebrigens hält er diese Ruine nicht für die Reste des Tempels und Thurmes des Belus, sondern für die vielleicht eines Thurmes des von den Chaldäern bewohnten Stadtviertels von Babylon, aus dessen chaldäischem Namen Bursiff (Borsizza bey Strabo) das Wort Birs entstanden seyn könne.

Das Ende des alten und der Anfang des neuen Jahres 1835 war für unsern Reisenden eine Zeit der schwersten Mühen und Entbehrungen. Der vom Regen durchweichte, thonigte Boden hemmte am Tage das Fortkommen, bey Nacht verscheuchte der Frost, der in den Morgenstunden die ganze Landschaft mit Eis und dickem Reife bedeckte, den Schlaf, dazu war Tage lang von den armen, vereinzelnten Hirten, die man hin und wieder fand, kein Bissen Brod und kaum eine Handvoll Futter für die Pferde zu haben; die Schaafe, welche man etwa um übertrieben hohen Preis hätte haben können, mußten zurückgewiesen werden, weil gar kein Feuerungsmaterial vorhanden war, um das Fleisch zu braten. Unter solchen Umständen darf uns die Aeußerung unsers Reisenden nicht befremden, daß, obgleich man so viel von der Kälte in Kanada, Sibirien und Island spreche, er doch schwerlich jemals mehr von Kälte gelitten habe, als in den wenigen Tagen dieser Reise durch die Ebenen von Mesopotamien, vor allem während der Nachtzeit und in den Vormittagsstunden. An dem einen Morgen fand sich das Wasser in den ledernen Wasserflaschen, selbst innerhalb des Zeltes, zu dickem Eise gefroren; die Bettdecke, da wo der Hauch sie befeuchtet hatte, war starr und eisig.

Selbst dann, als das Lager der Zuboiden-Beduinen erreicht war, wo sich an allen nöthigen Lebensbedürfnissen kein Mangel fand, hatten die Unbequemlichkeiten noch kein Ende. Es war so eben der Ramadan, während dessen die Muselmänner am Tage weder trinken noch essen, ja selbst kein Feuer anzünden, sondern erst nach Sonnenuntergang ihre Küche bestellen. Daß nun die Fremdlinge mit ihren Anforderungen am Morgen nach Kaffee, am Mittag nach einem Frühstück den Geboten des Islams entgegen handelten, fiel ihrem Wirth, dem alten Scheikh höchst beschwerlich; er konnte mehrere Aeußerungen seines Bekehrungseifers, der die Ungläubigen gerne zur Annahme des Islams bewogen

hätte, nicht unterdrücken, und spielte, so oft er bemerkte, daß seine Gäste gegen den kalten Wind, oder am Abend gegen die Gluth des nahen Feuers in seinem Zelte empfindlich waren, auf die ewigen Höllenstrafen an, welche Alle, die außer der Gemeinschaft des Islams leben, erwarten. Demohnerachtet ließ er es am Abend, wenn jetzt die erlaubte Zeit zum Essen kam, seinen Gästen, zu denen ganze Schaaren seines eigenen Stammes hinzukamen, nicht an überreichlicher Bewirthung fehlen; die Masse des mit Rosinen und andern Süssigkeiten gemischten und mit vieler Butter- und Schmalzsauçe begossenen Reises, die man bey dieser Gelegenheit aufhäufte, betrug mehrere Zentner, dazu wurde das zum Theil in Pastetenform gebackene Fleisch von 3 bis 4 Schaafen aufgetragen, zum Getränk ein angenehm schmeckender, säuerlich süßer Scherbet gereicht.

Die nächtliche Kälte, so wie die durchdringend rauhen Winde während des Tages, hielten während der ersten Hälfte des Januars an. Unser Reisender, nachdem er das Lager des mächtigsten Beduinenstammes des Landes, jenes der Montifigen (oder der Verirrten) besucht, und viele Reste vormaliger alter Städte gesehen hatte, kehrte zuerst nach Bagdad und von da wieder nach Persien zurück. Hier war indeß der Schach gestorben und einer seiner ältern Prinzen, Mahomed Schach, hatte die Regierung übernommen. Der alte Freund unsers Reisenden, der Kaymakum von dem wir oben sprachen, hatte sich auch bey dieser Regierungsveränderung in seiner Stelle als allgebietender Minister erhalten.

Noch in der ersten Hälfte des März betrat Hr. Fraser die Gränze von Armenien. In den Thälern und tiefen Ebenen war Frühling, auf den Gebirgen, über die sich der Weg gegen das schwarze Meer und den Propontis hin öfters zieht, herrschte noch der Winter mit seinen Schneemassen und kalten Stürmen. Der Anblick des Ararat, dessen beyde, kegelförmige Spitzen sich mit dem glänzenden Weiß ihres Schnees hoch in das reine, wolkenlose Blau des Himmels erhoben, entschädigte für viele Müheseligkeiten und Entbehrungen dieses Theiles der Reise. Bey Mäku finden sich, außer einigen uralten Befestigungswerken Höhlen voller Inschriften, nach der Aussage der Eingebornen in einer ihnen unleserlichen, unbekannten Schrift. Jene Höhlen (im Kalkgebirge) bilden eine fortlaufende Reihe und sind so geräumig, daß sie mehreren tausend Menschen Aufenthalt gewähren könnten. Uebrigens sind dieselben nur durch eine Leiter zu ersteigen und kein Fremder, der vielleicht ihre Inschriften zu lesen vermöchte, hat sie noch betreten, denn der jedesmalige Besitzer läßt seinem Erben oder Nachfolger einen schweren Eid schwören, daß er niemals das Auge eines Fremden in diese (heiligen) Räume wolle hineinblicken lassen. Nach einer hier bestehenden Ueberlieferung sollen jene Höhlen den Vätern in alter Zeit in großer Noth und Trübsal zum Bergungsort gedient haben.

Nur mit einigen wenigen Zügen beschreibt unser Verfasser seine Weiterreise nach Konstantinopel über Erzerun, Karahissar, Tokat, Amasia, Mastivan, Tosia, Gheriza, Boli und Ismid (Nicomedia). Bey solch forcirten Tagreisen zu Pferde, welche zuweilen in 24 Stunden eine Strecke von mehr denn 120 engl. Meilen durchmaßen und welche selbst der begleitende Tatar nicht lange aushalten konnte, war nur wenig Gelegenheit zu genauen Beobachtungen. Doch ergötzte sich unser Reisender an dem Anblick der schön und solid gebauten Städte von Kleinasien, namentlich an Tokat und Tosia und während er noch in den letzten Tagen des März und in den ersten des Aprils auf den Gebirgspässen alles Ungemach des Winters erduldet, that ihm der Anblick des Frühlings in der Nähe des Propontis ganz besonders wohl. In Konstantinopel ließ ihn die Sehnsucht nach der Heimath nur kurze Zeit ruhen; er machte die Reise von dort aus meist zu Lande bis Semlin, wo er sich der österreichischen Quarantäne unterzog und fand sich schon am 15. May in Wien. Wenige Wochen nachher erreichte er die so lange ersehnte Heimath.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig, Professor der Chemie zu Gießen. Braunschweig. 1840.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter allen Zweigen der angewandten Chemie die chemischen Forschungen in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Pflanzen-Physiologie die geringsten Fortschritte gemacht haben, daß daher jeder Agronom und Physiolog das vorliegende Werk des gefeyerten V. als eine höchst freudige Erscheinung begrüßen werde. Der V. handelt im ersten Theile von dem chemischen Prozeße der Ernährung der Pflanzen und bemerkt mit Recht, daß die Chemiker unter den Namen: Ulmin, Humussäure, Humin sehr verschiedene Substanzen begriffen haben, und daß diese Produkte nicht in dem Zustande in der Dammerde enthalten seyen, wie wir sie durch chemische Analyse erhalten; Seite 8. er verwirft aber die Meynung, daß der Humus in der Form, wie er im Boden enthalten ist, etwas zur Ernährung der Pflanzen beytrage, und zwar aus dem Grunde, weil die Humussäure so schwer auflöslich ist.

Da dieser Satz von unberechenbaren Folgen für die Theorie und Praxis der vegetabilischen Production ist, und da mancher Leser der geschichtlichen Entwicklung des bisher weniger geachteten Körpers, den man Humus nennt, nicht gefolgt ist, so glaube ich hier einige Bemerkungen über diesen Körper zur größeren Deutlichkeit und um Wiederholungen zu vermeiden, einschalten zu müssen. —

Schon seit langer Zeit führte man in den Lehrbüchern der Chemie den vegetabilischen Extraktivstoff als einen eigenen Bestandtheil der Pflanzen auf, ohne daß man bestimmte und charakteristische Kennzeichen dafür auffinden konnte. Man fand zwar später, daß man unter diesem Namen verschiedene nähere Bestandtheile der Pflanzen begriffen hatte; allein immer blieb der Name zur Bezeichnung eines Körpers, der keiner von den bereits bekannten war. Bey jeder Pflanzen-Analyse stieß man auf einen räthselhaften Körper, den man unter dem Namen Extraktivstoff als ein wahres chemisches Chamäleon zum Ausfüllen der Lücken der chemischen Analyse brauchte. Man wußte nicht mehr, als daß er in Wasser und in verdünntem Weingeist auflöslich sey, daß seine Auflösung nach dem Grade der Concentration mehr oder weniger gelb, roth, braun gefärbt sey und in Berührung mit der Luft zum Theil unauflöslich werde, indem sich ein gelber oder brauner Präzipitat bildet, welcher oxydirter Extraktivstoff genannt wurde. Dieser Körper findet sich in dem Safte der Pflanzen und ertheilt den sogenannten pharmazeutischen Extrakten die braune oder schwarze Farbe; er erzeugt sich bey der Zersetzung der organischen Körper durch Einwirkung von Säuren z. B. von Salpetersäure auf Zucker *), bey der unvollständigen Verbrennung und findet sich im Ruß;**) er bildet sich bey der Verwesung aller Pflanzenkörper und bildet den wichtigsten Bestandtheil der Dammerde (Ackerkrume) unter dem Titel Humus; er macht auch einen Bestandtheil

---

*) Ueber die Wirkung der verdünnten Säuren auf Zucker von Malaguti, Journal de Pharmacie Sept. 1835.

**) Braconnot fand im Ruß 30⅞ Ulmin. Annales de Chimie XXXI. p. 37.

der Braunkohlen und des bituminösen Holzes aus, und findet sich in fast allen Quellen aufgelöst. Diese Substanz macht einen Bestandtheil mancher Fossilien z. B. mancher Mergelarten und Eisenerze z. B. der Sumpfeisenerze und erscheint sogar bey der Behandlung des Roheisens mit Salpetersäure. Wenn man einen humushaltenden Körper z. B. Torf mit einem Alkali z. B. Ammoniak behandelt, so erhält man eine braune Flüssigkeit, welche mit Salzsäure versetzt braune Flocken fallen läßt. Diese trocknen zu einer festen amorphen, dem Gagat ähnlichen Masse aus, welche von Döbereiner und Sprengel zuerst Humussäure genannt wurde.

Sie löst sich nach Sprengel in 150 — 160 Th. kochendem Wasser auf, braucht aber 6500 Th. kaltes Wasser zur Auflösung. Aus der heiß bereiteten Auflösung scheidet sich beym Erkalten nichts aus; beym Gefrieren schlägt sie sich als ein schwarzbraunes Pulver nieder. Die Auflösung der Humussäure wird durch gepulverte Holzkohlen vollkommen entfärbt und durch Salz-, Salpeter-, Schwefelsäure, ferner durch Chlor, durch die alkalischen Erden, Erden und basischen Metalloxyde gefällt; ebenso werden die Auflösungen der Humussäure *) in den Alkalien durch die Salze der alkalischen Erden und Metalloxyde gefällt, indem sich schwerlösliche oder unlösliche humussaure Erden und Metalloxyde bilden. — Nach Sprengel braucht

humussaurer Kalk	2000	Th.
humussaure Bittererde	160	„
humussaure Thonerde	4200	„
humussaures Eisenoxyd	2300	Theile

kaltes Wasser zur Auflösung; sie sind aber in ätzenden und zum Theil in kohlensauren Alkalien leicht auflöslich. —

Ganz andere Resultate erhält man, wenn man nach der Methode von Berzelius diese Humussäure darstellt. Dieser Gelehrte zeigt, daß der Körper, welchen er unter dem Namen Extraktivstoff im Wasser der Porla-Quelle fand, aus 2 (vielleicht 3) chemisch verschiedenen Substanzen bestehe, von welchen er die eine Quellsäure, die andere Quellsatzsäure nennt. (Sieh 29. Band der Poggendorf. Annalen der Physik und Chemie.)

Die Quellsäure ist eine gelbliche amorphe Masse, in allen Verhältnissen in Wasser und Alkohol löslich; sie bildet mit den Salzbasen Salze, die alle nicht krystallisiren, aber im Wasser mehr oder wenig auflöslich sind. — Die Quellsäure, in Wasser aufgelöst, verändert sich durch Einwirkung der Luft, indem ein eigner Körper, Quellsatzsäure entsteht, der im trocknen Zustande schwarzbraun ist und sich mit brauner Farbe im Wasser und in wasserfreyem Alkohol nur zum Theil auflöst. Die Salze der Quellsatzsäure gleichen in den meisten Eigenschaften denen der Quellsäure; nur sind sie alle schwarzbraun und mit Ausnahme der Kali-Salze schwer löslich. — Die quellsatzsauren Erden sind braune Niederschläge, welche beym Waschen allmählich mit gelber Farbe aufgelöst werden. Auch Berzelius führt neutrale, saure und basische quellsaure und quellsatzsaure Salze auf, wie Sprengel es bey der Humussäure gethan hatte. — Ohngeachtet die Quellsatzsäure von Berzelius mit der frühern Humussäure nicht in allen Eigenschaften übereinstimmt, so kann man an der Indentität dieser Körper doch nicht zweifeln, weil auch die Humussäure andere Eigenschaften erhält, wenn man sie auf eine andere Weise darstellt und dieselbe daher als eine Vereinigung von Quellsäure und Quellsatzsäure betrachtet werden muß. Wenn man nämlich die mit Salzsäure gefällte Humussäure in essigsaurem Kali auflöst und die Flüssigkeit bis zum Trocknen verdunstet, so bleibt ein Salz zurück, aus welchem Alkohol essigsaures Kali auszieht und das quellsatzsaure Kali zurückläßt. Durch Behandlnng des quellsatzsauren Kali mit essigsaurem Kupferoxyd und Zersetzung der letztern durch Hydrothionsäure erhält man eine Humussäure, die fast ganz mit der Quellsatzsäure übereinstimmt.

Herrman führt als Bestandtheile der schwarzen Ackererde des südlichen Rußlands Quellsäure, Quellsatz- und Humussäure, Humus-Extrakt und Humuskohle auf (Erdmann Journal der praktischen

*) Die auf diese Weise dargestellte Humussäure ist sowohl im nassen als trockenen Zustande in Alkalien auflöslich. Hr. Prof. Dr. Leibig giebt S. 288 an, daß von dem aus der Dammerde mit Alkalien ausgezogenen, mit Schwefelsäure gefällten und getrockneten Humus die Alkalien nur Spuren auflösen.

Chemie XII. Bd. S. 277), ohne aber charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben. —

Aus allen diesem geht hervor, daß die Natur dieses Körpers noch nicht hinlänglich ausgemittelt ist und und ich füge hier nur einige Worte bey. — In der Auflösung der Humussäure bringen die meisten Mineral- und Pflanzensäuren, eine Auflösung von Kochsalz, die aufgelösten Salze von Kalk, Bittererde, Thonerde und der Metalloxyde Niederschläge hervor, deren Natur aber noch nicht genau ermittelt ist. Die Niederschläge, welche die aufgelösten Salze der Erden und Metalloxyde hervorbringen, werden wie erwähnt als humussaure Salze durch doppelte Wahlverwandtschaft erzeugt, betrachtet; die Niederschläge hingegen, welche durch Alkohol, concentrirte Mineralsäuren, Kochsalzauflösung rc. hervorgebracht werden, scheinen nur auf einer Entziehung des Wassers zu beruhen. Ueberhaupt verhält sich die Humussäure zum Wasser, wie der Gerbstoff, das Gummi und ähnliche amorphe Körper; sie verbinden sich mit dem Wasser nicht in so bestimmten Verhältnissen, wie z. B. die (eigentlichen) Salze, sondern ihre Auflösung scheint mehr eine Adhäsion, eine höchst feine Vertheilung im Wasser, ähnlich z. B. der des frischgefällten Goldpurpurs, des gerbsauern Eisenoxydes zu seyn. Die Fällung der Humussäure durch Knochenkohlenpulver, die nur durch Adhäsion wirkt, scheint ebenfalls dafür zu sprechen, daß die Humussäure im Wasser nicht aufgelöst, sondern nur höchst fein vertheilt und suspendirt sich befindet. Hieraus erklärt sich zum Theil auch die höchst verschiedene Löslichkeit der Humussäure in ihren Verbindungen nach der Verschiedenheit der Feinheit der Theile und die Erscheinung, daß die Auflösungen undurchsichtig werden, wenn auch die Menge der aufgelösten Stoffe nicht bedeutend ist; ferner die Erscheinung, daß unauflösliche Präzipitate beym Waschen wieder anfangen auflöslich zu werden. Hierin liegt wahrscheinlich die Erklärung, warum eine Auflösung der Humussäure beym längern Stehen sich trübt, und der Niederschlag später nicht eher wieder auflöslich wird, als bis er durch Alkalien und Präzipitation von Säuren wieder in den höchst feinen Zustand versetzt wird. Vielleicht sind die sogenannten humussauren Salze nur Verbindungen, die durch die Adhäsion des Humus und der Salzbasen oder der basischen Salze entstehen; wenigstens ist es eine auffallende Erscheinung, daß aus einer Auflösung der Humussäure oder einer alkalischen Verbindung derselben durch Salze der Erden und Metalloxyde nie ein vollständiger Präcipität derselben erhalten wird, sondern immer etwas von der Humussäure aufgelöst bleibt. In jedem Falle möchten die Verbindungen der Humussäure mit den Salzbasen den Namen Salze so lange nicht verdienen, bis nicht nachgewiesen ist, daß sie constant und nach den stöchiometrischen Verhältnissen gebildet sind.

Nach diesen Angaben über die Löslichkeit der Humussäure konnte dem vom V. S. 8. aufgestellten Satze, daß die Verbindungen der Humussäure mit den Alkalien, dem Kalke und der Bittererde gleiche Löslichkeit besitzen,*) so wie den Folgerungen daraus nicht beygestimmt werden. — Die Winterkälte und Sommerhitze sagt der Verf. rauben der reinen Humussäure (wenn sie nämlich ganz austrocknet) ihre Auflöslichkeit und damit Assimilirbarkeit, sie kann als solche nicht in die Pflanzen gelangen. Von der Richtigkeit dieser Beobachtung kann man sich leicht durch Behandlug guter Acker- und Dammerde mit kaltem Wasser überzeugen; das letztere entzieht nämlich derselben nicht 1/100000 an löslichen organischen Materien, die Flüßigkeit ist farblos und enthält nur die Salze, die sich im Regenwasser vorfinden. —

*) Seite 12 sagt der Verf., daß der humussaure Kalk das löslichste der humussauren Salze sey.

(Fortsetzung folgt.)

Recherches sur l'histoire et l'origine des Foulahs ou Fellans par Gustave d'Eichthal.

(Schluß.)

Der Ethnograph ist auch kühn genug, diesem über Meer und Land ziehenden Nomaden- und Jägervolke bereits die Lagerplätze abzustecken. „Die ersten Stationen der Fulah im östlichen Afrika wären Meroe gewesen, wo man noch Namen von Fulahorten finde (?); dann Darfur, d. i. das Land Fur oder Ful, das ja augenscheinlich nach den Fulah benannt worden sey; die Sprache dieses Landes enthalte ja noch Denkzeichen dieses alten Fulah-Durchfluges (?)" Diese wunderliche Sprachmengerey kann dem sonst, wie es scheint, gründlichen Werke über das Fulahvolk nur zum Nachtheile gereichen, und wir möchten rathen, diesen Theil der Untersuchung nochmals sorgfältig zu prüfen, bevor das Ganze der Oeffentlichkeit übergeben würde. Die allgemeine Sprachvergleichung ist zu unserer Zeit eine Wissenschaft geworden, welche nach bestimmten Regeln verfährt, die durch eine sorgfältige Analyse, theils aus der Sprachgeschichte, theils aus den natürlichen Beziehungen der verschiedenen Organe zu einander hervorgegangen sind. Wie schon früher aus manchen andern Gebieten des menschlichen Geistes, so ward auch endlich aus dem der Sprachforschung gehaltlose Willkühr und regelloses Herumtasten verbannt. Es hat aber die allgemeine Sprachforschung, wie der Kundige weiß, längst schon die Gränzen überschritten, wo wir sie als eine sichere Norm, als eine Hülfswissenschaft zur Sichtung der großen Menschenmassen, Völker genannt, brauchen konnten; auch hier zeigt sich wiederum die Wahrheit des alten Satzes, die Hälfte ist mehr als das Ganze. So lange wir glaubten, der arische Sprachstamm unterscheide sich, in seinen Wurzeln wie in den grammatischen Kategorien, durchgängig von dem semitischen und andern Sprachstämmen, so wußten wir etwas oder richtiger glaubten wir, etwas zu wissen. Jetzt aber, wo man uns bereits bewiesen hat, daß die keltischen, semitischen tatarischen und die Malayo-Südsee-Sprachen innig mit dem Sanscrit und den andern arischen Idiomen verwandt sind, daß sie sämmtlich in einem Schwester- oder Tochterverhältniß zu einander stehen, jetzt hat die Sprachvergleichung aufgehört, für den Geschichtsforscher wie für den Ethnologen eine brauchbare Hülfswissenschaft zu seyn. Was hilft es ihm auch zu lernen, daß die Sprachen der Mongolen und Türken in einem schwesterlichen Verhältniß zu einander stehen, da ihm sonst bekannt ist, daß beyde Völker in allen andern physischen und geistigen Beziehungen durchaus verschieden sind. Die Wissenschaft der allgemeinen Sprachvergleichung hat von nun an bloß ein philologisches Interesse. Dieß ist auch der Fall bey der Aehnlichkeit der Sprachen der Sandwichsinsulaner, der Javanesen, der Bewohner von Madagascar und der Fellatah, wenn nach einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung wirklich solch eine Aehnlichkeit der Javasprache mit der der Fulah, sich herausstellen sollte. Diese Verwandtschaften geben bloß Zeugniß von der vorsündfluthlichen oder vorgeschichtlichen Verbindung einer großen Völkermasse miteinander, die wir jetzt nur als getrennte Einheiten kennen. Scheint es doch, als wenn nicht bloß das Sprechen, die einzelnen Laute, sondern selbst eine große Anzahl der Wörter aller Sprachen, bey mehreren läßt sich dieses sogar nachweisen, aus den den Menschen angebornen physischen und geistigen Gesetzen und Fähigkeiten naturgemäß, wie Gehen und Stehen, hervorgegangen sind! Daher die Gleichheit der Wörter, wie Papa und Mama, Vater und Mutter — auch der Chinese sagt Fu und Mu — bey den entferntesten Völkern der Erde.

Soll uns die allgemeine Sprachvergleichung, wir zweifeln aber daß dieß überhaupt jemals wiederum der Fall seyn wird, ein nützliches Hülfsmittel zur Völkerkunde werden, so müßte man zuvor nicht bloß alle diese Naturwörter aus dem Sprachstocke ausscheiden, sondern bey der Vergleichung der verschiedenen Sprachen auf den grammatischen logischen Bau derselben, wie auf die lexikalische Aehnlichkeit Rücksicht nehmen.

Carl Fried. Neumann.

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nr. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig, rc.

(Fortsetzung.)

Die Humussäure ist, wie sie nach dem oben beschriebenen Verfahren dargestellt wird, nach dem Ausspruche des Verf. selbst nicht in der Ackerkrume vorhanden, mithin können die erwähnten Eigenschaften, welche sie in dem reinen Zustande zeigt, nicht auf den anderen übergetragen werden, und wir wissen daher durchaus nicht, ob die im Boden befindliche Humussäure dieselben Eigenschaften besitze. — Aber wenn man auch dieses zugiebt, so gelten die erwähnten Eigenschaften nur von derjenigen *Humussäure*, wie sie nach Sprengel dargestellt wird, nicht aber von der nach der Methode von Berzelius dargestellten, wie sie auch nach Herrmann in der Ackerkrume sich findet. Wenn wir aber auch diese Erfahrungen nicht berücksichtigen, so kann aus der Schwerlöslichkeit oder Unlöslichkeit der Humussäure, wie solche beym Behandeln mit Wasser erscheint, die Unmöglichkeit ihrer Assimilirbarkeit durch Pflanzen nicht gefolgert werden; denn wir finden in der Kieselerde einen ganz analogen Körper. — Die Kieselerde findet sich im krystallisirten Zustande als Quarzsand fast in jeder Krume, sie muß aber, um von den Pflanzen aufgenommen werden zu können, amorph werden; sie muß die chemische Kohärenz, welche in ihrer Krystallisation liegt, ablegen. Dieses geschieht künstlich in den chemischen Werkstätten bey der Bereitung der amarphen Kieselerde, welche sich wie bekannt in ihren physischen Eigenschaften sehr von der krystallisirten unterscheidet. — Wir finden amorphe Kieselerde im Wasser und in den Pflanzen, wir wissen aber noch nicht genau, welcher Mittel sich die Natur bediene, um die krystallisirte Kieselerde amorph zu machen. Wenn auch die Gegenwart der Alkalien in fruchtbaren Krumen erwiesen ist, so ist doch ihre Menge im freyen Zustande zu gering, um die Möglichkeit der Einwirkung derselben auf die krystallisirte Kieselerde oder die Silikate begreifen zu können. Durch Brennen werden manche Silicate, besonders solche, die Kalk enthalten, aufgeschlossen, und die Kieselerde wird amorph und auflöslich, und ohne Zweifel beruht die vortheilhafte Wirkung des gebrannten Thons und Mergels und des Brennens der Krume überhaupt größtentheils auf der Aufschließung der Silikate und dem Freywerden der Alkalien der Kieselerde rc.*) Auch die Düngung mit gebranntem Kalke, Asche rc. wirkt auf eine ähnliche Weise aufschließend auf das Mineralgemisch und in Folge dessen befruchtend ein. — Die wirksamsten Mittel der Aufschließung der Silikate liegen in der Verwitterung und in der Vegetation selbst. Es ist bekannt, daß bey der Zersetzung des Feldspaths und des Porzellanspaths mit dem Kali auch Kieselerde aufgelöst und fortgeführt werde, und der günstige Einfluß, den die Atmosphäre bey der Bearbeitung des Bodens und während der Brache auf die Vegetation zeigt, liegt zum Theil in der durch die Verwitterung beförderten Aufschließung der Silikate. —

Einen großen, bisher noch wenig anerkannten Einfluß üben aber die Pflanzen selbst auf die Verwitterung der Mineralien aus. Dieses bemerkt man vorzüglich beym Umbruche künstlicher Wiesen z. B. der Esparsette und Luzerne, welche mit ihren

*) Man sehe die Abhandlungen von J. N. Fuchs über den Amorphismus, über das Aufschließen der Silicate durch Brennen, über Kalk und Mörtel, über den Porzellanspath rc.



Wurzeln tief in den Untergrund dringen. Auf dem Kalkgerölle-Boden des Isarthales findet man nach dem Umbruche solcher Wiesen die aus dem Untergrunde heraufgebrachten mergelichen Kalksteine, selbst Quarz und Hornstein, angegriffen; die Oberfläche ist rauh, vertieft und porös, und wenn man einen solchen Stein zerschlägt, so nimmt man nur mehr an dem Kerne die ursprünglichen Eigenschaften des Minerals wahr, Erscheinungen, welche die an der Oberfläche liegenden Steine gar nicht oder in einem sehr geringen Grade zeigen. Ob nun die Vegetationskraft der Pflanzen allein diese Wirkungen ausübe, oder ob auch die Humussäure, welche sich bey der Verwesung des Düngers und der Wurzeln der Pflanzen im Boden bildet, dabey eine Rolle spiele, ist noch nicht nachgewiesen. *) —

Wir wissen, daß Kieselerde unter den unorganischen Substanzen in größter Menge in den am häufigsten angebauten Pflanzen enthalten ist. Nach Berthier geben 100 Theile Waizenstroh 4,4 Asche; 100 Theile dieser Asche enthalten 9% auflösliche und 81 unauflösliche Substanzen; und von den auflöslichen sind 3.15, von den unauflöslichen 60.75 zusammen 63.9 Kieselerde. Ein bay. Morgen giebt an Stängeln und Aehren (ohne Körner) 30 Zentner Stroh, welche nach obiger Angabe 132 Pfunde Asche und 92 Pfunde Kieselerde enthalten. Wenn wir nun bey der Behandlung der Ackerkrume mit kaltem Wasser auch kaum eine Spur Kieselerde erhalten, so ist dieselbe dessen ohngeachtet im Boden vorhanden und wird von den Pflanzen während der Vegetation aufgenommen. Wenn nun die im Boden befindliche krystallisirte Kieselerde bey ihrer großen chemischen Kohärenz und dem großen Widerstande gegen die chemischen Auflösungsmittel von den Pflanzen aufgenommen wird, so kann man unmöglich bey der Humussäure eine absolute Unauflöslichkeit und in Folge derselben die Unmöglichkeit der Assimilirung deßwegen annehmen, weil sie bey der Behandlung des Bodens mit kaltem Wasser nicht aufgelöst wird. Hiebey kömmt noch zu erinnern, daß die Humussäure, wie sie nach Berzelius mittelst essigsaurem Kupferoxyd und Schwefelwasserstoffgas dargestellt wird, leichter auflöslich ist, daß sie, wenn sie auch ihre Auflösbarkeit beym Austrocknen an der Luft verloren zu haben scheint, doch beym nachfolgenden Behandeln mit Wasser wieder theilweise aufgelöst (nach meiner Ansicht feiner vertheilt) wird, und daß die Humussäure und ihre unlöslichen Verbindungen durch Alkalien aufgelöst werden. Wenn man nun berücksichtiget, daß durch Regen, nach den Angaben des V., Ammoniak der Krume zugeführt, daß dieser Körper in der Krume bey der Fäulniß der thierischen Körper beständig erzeugt wird, daß ferner kohlensaures Kali (und Natron) ebenfalls theils bey der Verwesung der Pflanzen, theils bey der Verwitterung der Kali haltenden Fossilien *) in Freyheit gesetzt wird; so kann an der Möglichkeit der Auflöslichkeit der Humussäure und der humussauren Salze, wenn sie auch für sich unauflöslich seyn sollten, nicht gezweifelt werden. —

Der Hr. Verf. führt zwar die Annahme der Agronomen an, daß die Alkalien die Löslichkeit der Humussäure vermitteln, allein er hält dieselbe nicht begründet, weil die in den Pflanzen vorhandenen Basen nicht hinreichend seyen, allen Kohlenstoff den Pflanzen zuzuführen, und er erläutert das Gesagte durch Beyspiele. Auf einem hessischen Morgen wachsen jährlich 2650 Pf. Tannenholz, welche 5.6 Pfd. basische Metalloxyde enthalten; wenn man nun annimmt, daß die Humussäure in der Form als humussaurer Kalk von den Pflanzen aufgenommen werde, und daß 1 Pfd. Kalk sich mit 10.9 Pfd. Humussäure verbinde, so sind durch obige 5.6 Pfd. Basen nur 61 Pfd. Humussäure in die Pflanzen übergegangen, deren Kohlenstoff nur zur Erzeugung von 91 Pfd. Holz hinreichend ist. Abge-

*) Ohne Zweifel beruht die vortheilhafte Wirkung, welche die tiefwurzelnden ausdauernden Kleearten, von den Landwirthen bodenverbessernde Pflanzen genannt, ausüben, zum Theil auf der durch sie hervorgebrachten Zersetzung der Mineralien.

*) Es bedarf hier kaum einer Erinnerung, daß Kali nicht allein durch die primären Fossilien z. B. den Feldspath, Glimmer ꝛc. sondern auch durch die sekundären z. B. den Thon, Mergel ꝛc. in die Ackerkrume kommt. S. J. N. Fuchs über Kalk u. Mörtel.

sehen davon, daß die Sättigungscapacität der Humussäure nicht nur von den verschiedenen Chemikern, sondern von demselben Chemiker für die verschiedenen Basen auf eine verschiedene Weise angegeben wird, und daß die oben angeführten Angaben von Berzelius nnd Sprengel, daß die Humussäure auch saure Salze bilde, nicht berücksichtigt sind, muß entgegnet werden, daß nach meinem Wissen noch kein Agronom behauptet habe, daß aller Kohlenstoff durch die Humussäure in die Pflanzen komme; der Schluß aber, daß von den Pflanzen keine Humussäure aufgenommen werde, weil die nach den Basen möglich aufzunehmende Humussäure zur Bildung der organischen Substanz den nothwendigen Kohlenstoff nicht liefert, scheint nicht statthaft, indem seit der Entdeckung der Zersetzung der Kohlensäure durch die Blätter der Pflanzen wohl kaum irgend ein gebildeter Agronom gezweifelt hat, daß die Pflanzen einen großen Theil der organischen Substanz aus der Atmosphäre aufnehmen. —

Seite 14 zeigt der V., daß gleiche Flächen culturfähiges Land eine gleiche Quantität Kohlenstoff liefern (9 — 10 Zt. für den hessischen Morgen). Jedes Jahr, fährt der V. fort, nehmen wir dem Walde, der Wiese eine gewisse Quantität Kohlenstoff in der Form von Heu und Holz, und demungeachtet finden wir, daß der Kohlenstoffgehalt des Bodens zunimmt, daß er an Humus reicher wird. Wir ersetzen, so sagt man, dem Getreide- und Fruchtland durch den Dünger den als Kraut, Stroh oder Samen ꝛc. hinweggenommenen Kohlenstoff, und dennoch bringt dieser Boden nicht mehr Kohlenstoff hervor, als der Wald und die Wiese, denen er nie ersetzt wird. Der Verf. führt auf, daß ein hessischer Morgen 2650 Pfd. lufttrockenes Holz, 2500 Pfd. Heu 2580 Pfd. Roggenstroh und Körner und 18 — 20,000 Pfd. Runkelrüben, im Allgemeinen aber eine gleiche Menge Kohlenstoff hervorbringe, und daß die Produktion beym Felde durch Düngung nicht zunehme und bey der Wiese durch Unterlassung der Düngung nicht abnehme. — Alle praktischen Land- und Forstwirthe würden sich sehr freuen, wenn ihre bisherigen Ansichten und Erfahrungen über die Erschöpfung des Bodens illusorisch gewesen wären; allein leider lehrt jedes Jahr, ja jeder Tag, daß eine Wiese, welche nicht gedüngt und nicht gewässert wird, bald aufhört, 25 Zentner Heu hervorzubringen, wenn man alle Jahre ärntet, und zuletzt zum Haideland herabsinkt, und daß 20,000 Pfd. Runkelrüben eines gedüngten Feldes mehr Zucker geben, daher wahrscheinlich mehr Kohlenstoff liefern, als 20,000 Pfd. Rüben eines ungedüngten ausgesaugten Bodens. — Daß der Boden einer Wiese, welche man jährlich abärntet, und der man keinen Nahrungsstoff durch künstliche oder natürliche Befruchtung (Bewässerung) zuführt, dessenungeachtet sich verbessere, wird wohl kein Agronom, ohne durch Beweise überzeugt zu seyn, für möglich halten. —

Wenn auch die Ansicht vieler Agronomen, daß der Humus die alleinige pflanzennährende Substanz sey, gewiß unbegründet ist, so werden doch Wenige durch die von dem geistreichen Hrn. Verf. aufgeführten Erörtungen sich zur entgegengesetzten Ansicht bringen lassen, daß der Humus zur Ernährung der Pflanzen Nichts beytrage.

Daß in den Schriften aller Botaniker und Pflanzen-Physiologen die Assimilation des Kohlenstoffes aus der Atmosphäre in Zweifel gestellt sey, wie der Verf. Seite 24 angiebt, mögen Botaniker näher beleuchten; wenige Agronomen haben daran gezweifelt, so wie, daß der Humus auch durch die Bildung von Kohlensäure bey der Vegetation wirksam sey. — Wenn auch durch die Excremente der Pflanzen der Boden den größten Theil des Kohlenstoffes wieder zurückerhält (S. 55), den er im Anfange der Entwicklung in der Form von Kohlensäure abgegeben hatte, so ist doch nicht einzusehen, wie er mehr erhalten, d. h. reicher an Kohlenstoff durch die Vegetation allein werden könne. Der Verf. glaubt, daß durch diese Excretionen, ferner durch die im Herbste fallenden Blätter im Walde, durch die alten Wurzeln der Graspflanzen auf den Wiesen der Boden mehr Humus und mehr Kohlenstoff erhalte, als der verwesende

Humus als Kohlensäure abgab. — Daß der Humus- und Kohlenstoffgehalt des Bodens nicht nur erhalten, sondern vermehrt werde, wenn wir demselben eine bestimmte Quantität der erzeugten organischen Masse im Dünger oder in irgend einer Form zurückgeben, ist nicht nur ein Axiom der rationellen Produktionslehre, sondern es ist eine seit Jahrtausenden durch Tradition fortgepflanzte Uebung eines jeden Landwirthes; allein die Hauptfrage dreht sich um das Verhältniß des Nehmen zum Geben, und es ist sehr zu bezweifeln, daß jenes aufgeführte Beyspiel einer Wiese und einer Waldung gleich bedeutend genommen werden dürfe. Eine Wiese, welche alle Jahre geärntet wird, und nichts als die verwesenden Stoppeln erhält, wird über kurz oder lang alljährig an Ergiebigkeit abnehmen; daß der Wald hingegen, dem man nur einen Theil des Stammes nimmt, hingegen die ganze übrige produzirte Masse an Blättern, Zweigen, Moosen, Flechten ꝛc. läßt, an Produktivität nicht abnehme, wird wohl nicht bezweifelt werden. Daß nicht alle Pflanzen eine gleiche Menge Nahrungsstoffe aus dem Boden aufnehmen, und daß überhaupt der Boden um so weniger von den Pflanzen in Anspruch genommen werde, je günstiger das Klima der Vegetation ist, haben wohl wenige Agronomen bezweifelt. — Ob die Versuche von Lucas über die Wirkung des Kohlenpulvers auf die Vegetation schon einen vollständigen Beweis lieferen, daß der Humus bey der Vegetation ganz überflüßig sey, möchte noch sehr in Zweifel gezogen werden müssen.

Seite 60 — 62 stellt der Verf. die Ansicht auf, daß der Sauerstoff nicht von der Zersetzung der Kohlensäure, sondern davon herrühre, daß das Wasser zersetzt werde, und der Wasserstoff desselben sich mit der Kohlensäure zur organischen Masse vereiniget, oder, daß sowohl das Wasser als die Kohlensäure zersetzt, der Sauerstoff frey gemacht, und Kohlenstoff und Wasserstoff assimilirt werden. Eine ähnliche Ansicht habe ich Seite 86 meiner im Jahre 1831 erschienenen Propädeutik der vegetabilischen Produktionslehre aufgestellt. Je reicher eine Pflanze an Wasserstoff ist, desto mehr ent-

wickelt sie Sauerstoffgas und so umgekehrt. — Die Verwesung ist ein der Vegetation entgegengesetzter Prozeß; es wird eine dem Wasserstoff entsprechende Menge von Wasser durch Oxydation auf Kosten der Luft gebildet; aller Sauerstoff der organischen Materie kehrt in Form der Kohlensäure zur Atmosphäre zurück.

Kohlensäure und Wasser geben den Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff; den vierten Stoff, nämlich den Stickstoff erhalten die Pflanzen durch das Ammoniak, welches ihnen theils im Regenwasser, theils in dem thierischen Dünger dargeboten wird. — Daß das Ammoniak eine wichtige Rolle bey der Ernährung der Pflanzen spiele, wird wohl Niemand in Abrede stellen, der sich nur an die Wirkungen des Harns erinnert; ob aber der Gyps und das Chlorcalcium (salzsaurer Kalk) nur dadurch sich als vortheilhaft bey der Vegetation bewähren, daß das flüchtige kohlensaure Ammoniak in das weniger flüchtige schwefelsaure und salzsaure Ammoniak verwandelt werde (Seite 80) und ob die salpetersauren Salze nicht von den Pflanzenwurzeln aufgenommen, sondern in denselben aus den Ammoniaksalzen erzeugt werden, möchte ich nicht als ganz entschieden betrachten. Daß der Gyps eines der wichtigsten Befruchtungsmittel für alle sogenannten künstlichen Wiesen mit ausdauernden Futterpflanzen bilde, ist bekannt; allein ebenso bekannt ist es auch, daß dessen Wirkung auf natürliche Wiesen und auf die Gräser überhaupt nicht sehr bedeutend ist. Auch die Dauer der Wirkung erstreckt sich selten auf mehrere Jahre (Seite 82). — Der Verf. erklärt die Wirkung des gebrannten Thons als Dünger durch die Fähigkeit desselben, Ammoniak aus der Atmosphäre anzuziehen, eine Ansicht, welche schon früher Herr Dr. Sprengel geäußert hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	26. Januar.
Nr. 18.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ohne die Möglichkeit dieser Wirkung zu bestreiten, glaube ich, daß die guten Wirkungen des gebrannten Thones und Mergels vorzüglich in der durch das Brennen erfolgten Aufschließung der Silikate liegen, in Folge deren Kieselerde, fixe Alkalien ꝛc. frey und auflöslich werden *) — Daß aber die Kohle und der Humus in Beziehung der Verschluckung von Ammoniak vorzüglich wirksam seyen, kann nicht bezweifelt werden. — Kohlensäure, Ammoniak und Wasser enthalten zwar in ihren Elementen die Bedingungen aller Pflanzen- und Thierstoffe während des Lebens; allein ausser den Elementen der organischen Substanz brauchen die Pflanzen noch unorganische Stoffe, welche bey der Verbrennung der Pflanzen (größtentheils) in der Asche zurückbleiben.

Es ist bekannt, daß man die in den Pflanzen sich findenden unorganischen Stoffe als Alkalien, Erden, die Mineralsäuren nicht nur für die Vegetation als ganz gleichgültig betrachtete, sondern auch auf die auffallende Meynung verfiel, daß diese Stoffe nicht aus dem Boden aufgenommen, sondern von den Pflanzen erzeugt werden. Ich habe diese Ansicht schon seit einer Reihe von Jahren bekämpft, wovon man sich aus der im Jahre 1831 erschienenen Propädeutik überzeugen kann. —

*) Man sehe X. Bd. des Journals der praktischen Chemie von Erdmann S. 86. und die oben erwähnten Abhandlungen von J. N. Fuchs.

Herr Prof. Liebig stellt Seite 87 — 88 den Satz auf, daß die Pflanzen eine bestimmte Quantität Salzbasen aus dem Boden aufnehmen, daß die Sauerstoffmenge aller alkalischen Basen zusammengenommen unter allen Umständen unveränderlich sey, und daß bey dieser Aufnahme die eine Basis die andere z. B. das Kali den Kalk vertreten könne. Die Ansichten des Verf., daß die unorganischen Salzbasen in einem bestimmten Verhältnisse zur Ausbildung der organischen Säuren z. B. das Kali zur Weinsteinsäure und umgekehrt die organischen Basen zu den anorganischen Säuren z. B. das Morphium zur Schwefelsäure stehen, S. 87 u. a. erhellen gegenwärtig schon das bisherige Dunkel, welches über die Bedeutung dieser Substanzen geherrscht hat; daß aber eine wirkliche Vertretung der alkalischen Basen Statt finden könne, dagegen spricht einigermassen die Erfahrung. Die Esparsette gedeiht z. B. auf dem Kalkboden des Isarthales, während sie auf dem kalireichen Thonboden des Hügellandes nicht fortkömmt; die Moorpflanzen der Gegend von München enthalten eine kalkreiche Asche, die aber nur Spuren von Alkalien enthält; düngt man mit Substanzen, welche Kali, Natron ꝛc. enthalten, z. B. Asche, kommen bessere Pflanzen, Kleearten zum Vorschein; das Kali kann im ersten Falle nicht den Kalk und umgekehrt der Kalk das Kali im zweyten Falle nicht vertreten. —

Von Seite 106 — 181 wendet der Verf. die bisher über die Ernährung der Pflanzen aufgestellten Sätze auf die Kultur und Wechselwirthschaft an; er wiederholt Seite 208, daß die Humussäure der Chemiker in der Ackerkrume nicht vorhanden sey, er erklärt, daß die Auflösung der Humussäure in Wasser den Pflanzen nachtheilig sey, und weist auf die Sümpfe hin, welche durch

Ableitung des Wassers in die fruchtbarsten Wiesen verwandelt werden können. Dagegen muß bemerkt werden, daß die Mistjauche, welche humussaure Alkalien aufgelöst enthält, als ein kräftiges Düngermaterial bekannt ist, und daß durch eine bloße Trockenlegung der Sümpfe nicht immer oder selten eine fruchtbare Wiese gebildet werde.

Daß die Agronomen bey der Lehre des Fruchtwechsels die Entdeckungen der Chemie nicht gehörig berücksichtigt haben, kann nicht in Abrede gestellt werden, daß aber die gegenwärtige Generation mit Scheu und Mißtrauen alle Hilfsmittel zurückweise, die ihr von der Chemie dargeboten werden, scheint eine zu harte Beschuldigung zu seyn. Die Entdeckung von de Candolle und Macaire Princeps über die Excretion der Pflanzen sind von allen naturwissenschaftlich gebildeten Agronomen mit Beyfall aufgenommen worden (man sehe Seite 292 der II. Abtheilung meiner Encyclopädie der Landwirthschaft), so wie die Ansicht, daß die vortheilhafte Wirkung des Fruchtwechsels auf der ungleichen Aufnahme von Stoffen, besonders der Alkalien, der Kieselerde ꝛc. beruhe, schon viele Anhänger gefunden hatte.

Mit Recht sagt der Verf., daß die meisten landwirthschaftlichen Schriftsteller einer irrigen Ansicht huldigen, welche die Wirkung der Excremente der Menschen und der Hausthiere und des daraus bereiteten Düngers nur in der Bildung von Humussäure suchen, der faulende Harn, welcher keine Spur Humus enthält, hätte schon längst die Unrichtigkeit jener Ansicht in's Klare stellen sollen; allein, wenn wir auch ganz mit dem Verf. die vollkommene Ueberzeugung haben, daß das bey der Fäulniß der Excremente sich entwickelnde Ammoniak, das Kohlensäuregas und die in den Auswürfen enthaltenen unorganischen Stoffe diejenigen Substanzen sind, denen diese Körper ihre befruchtende Eigenschaft verdanken, so beschränkt sich nach meinem Dafürhalten die Wirkung des bey der Fäulniß und Verwesung sich bildenden Humus nicht allein auf die Bildung von Kohlensäure, sondern in demselben ist dem Agronomen das Mittel gegeben, die physikalischen Eigenschaften der Krume abzuändern, und ausschließend auf das Mineralgemisch zu wirken. — Durch die Düngung mit organischen Körpern vermehrt oder vermindert der Landwirth das Feuchtigkeits-Verhältniß und den Lockerheits-Zustand der Krume, und die bekannte Erfahrung, daß der sogenannte unartbare, d. h. nicht mit Humus durchdrungene Boden zur Produktion unserer höher organisirten Pflanzen nicht geeignet sey, beruht nach meiner Ueberzeugung auf der eigenthümlichen Wirkung, welche der Humus auf das Mineralgemisch ausübt. Dieser in einer fortschreitenden Verwesung begriffene Körper leitet die Fäulniß nicht nur bey den andern organischen Substanzen ein, sondern er wirkt auch trennend auf die Bestandtheile des Thon, Mergels ꝛc. ein, ohne daß er selbst nothwendig eine chemische Verbindung mit dem einen Bestandtheile z. B. mit dem Kali eingeht; es werden bey der Befruchtung, d. h. der Bereicherung des Bodens mit pflanzennährenden Substanzen die organischen, in Verwesung übergehenden Körper in den meisten Fällen nicht entbehrt werden können. —

Im zweyten Theile handelt der Hr. Verf. von der Gährung, Fäulniß und Verwesung. — Die Veränderungen, welche in der organischen Natur mit Gährung, Fäulniß und Verwesung bezeichnet werden, sind chemische Metamorphosen, welche dadurch herbeygeführt werden, daß ein in der Zersetzung begriffener Körper fähig ist, andern Körpern den nämlichen Zustand der Bewegung zu ertheilen. —

Bey den Metamorphosen der stickstoffhaltigen Körper sind es Umsetzungen der Elemente einer compleren Verbindung zu neuen Verbindungen, welche mit oder ohne Hinzuziehung der Elemente des Wassers vor sich gehen, oder es sind Umsetzungen zweyer oder mehrerer complexer Verbindungen, aus welchen die Elemente beyder sich wechselweise mit oder ohne Hinzutreten der Elemente des Wassers zu neuen Produkten ordnen. Die erstere Zersetzungsweise charakterisirt die eigentliche Gährung, die andere die sogenannte Fäulniß. — Der Verf. zeigt, daß die Gährung einer reinen Zuckerauflösung von der Gährung des Traubenmostes und der Bierwürze verschieden sey; in der ersteren verschwindet die Hefe mit der Zersetzung des Zuckers, in der andern geht aber bey der Metamorphose des

Zuckers eine Metamorphose des Klebers vor sich, in Folge welcher Ferment erzeugt wird (S. 260). Die Bildung des Ferments ist eine Oxydation des Klebers, welche nur auf Kosten des Sauerstoffes des Wassers, und auf Kosten des Sauerstoffs des Zuckers geschehen kann. Der frey werdende Wasserstoff geht neue Verbindungen ein, welche sich uns in der Form des Oenanthsäureäthers und des Fuselöles darstellen; dem ersten Körper verdanken die Weine ihren eigenthümlichen Geruch und Geschmack (das Bouquet). Alkalien vermehren in der Maische die Ausbeute an Alkohol, aber vermehren auch das Fuselöl; Branntwein aus Kartoffelstärkzucker erzeugt, ist frey von Fuselöl (S. 263). Diese und ähnliche Bemerkungen, welche der Hr. Verf. hier häufig erklärend eingeschaltet hat, sind höchst lehrreich für den gebildeten Praktiker, so z. B. die Bildung des Nicotin bey der Gährung der Tabaksblätter und der Riechstoffe überhaupt; die Bildung der Ober- und Unterhefe bey der Gährung der Bierwürze; es wäre nur zu wünschen, daß der Hr. Verf. die Ansichten, welche er über einen der dunkelsten aber auch wichtigsten Prozesse, den Gährungs-Prozeß niedergelegt hat, durch chemische Analysen mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit *begleitet hätte*, z. B. über den Hefe- und Zuckergehalt der Bierwürze (S. 268), über den elementaren Unterschied der Ober- und Unterhefe. Denn manche der erläuternden Beyspiele stehen mit der Erfahrung nicht ganz im Einklange; daß z. B. die Bierwürze reicher an Kleber als an Zucker sey, daß das bayerische Bier die Fähigkeit sauer zu werden, gänzlich verloren habe. — Der Hr. Verf. nennt die Oberhefe faulenden oxydirten Kleber, dessen Zustand der Fäulniß in den Elementen des Zuckers eine ähnliche Metamorphose hervorruft; die Unterhefe ist nach ihm verwesender oxydirter Kleber, der in dem Zucker eine äußerst langsame Fäulniß (Gährung) hervorbringt, und doch wird in Bayern die Unterhefe zur schnellen Gährung der Kartoffelbranntwein-Maische, ja selbst zum Stellen des Taiges von Backwerken angewendet.

Nicht minder reich an neuen Ansichten ist der Vortrag über die Verwesung sowohl der stickstofffreyen als stickstoffhaltigen Körper; bey ersteren wird unter Zutritt der Luft der Wasserstoff der Substanz oxydirt, und Kohlenstoff und Sauerstoff trennen sich in der Form von Kohlensäure (S. 246), bey letzteren geht die Ammoniakbildung der Salpeterbildung vorher. — Bey der Verwesung der Holzfaser unter Zutritt der Luft bilden sich Kohlensäure, Wasser und Humus (S. 280); indem der Wasserstoff oxydirt wird, und der Sauerstoff mit dem Kohlenstoff zur Kohlensäure sich verbindet, so sollte man glauben, daß zuletzt nur reiner Kohlenstoff (als Humus oder Dammerde) übrig bleiben sollte, allein zu diesem Resultat gelangen wir nicht. —

Die Bildung der Braunkohlen und Steinkohlen beruht auf einem ähnlichen Verwesungs-Prozeß der Holzfaser; noch gegenwärtig entwickeln Braunkohlenlager Kohlensäure, welche zur Bildung der Säuerlinge Veranlassung giebt; bey den Steinkohlen trennt sich von den Bestandtheilen der Kohle Wasserstoff in Form von Kohlenwasserstoff-Verbindungen: eine völlige Abscheidung von Wasserstoff würde die Kohle in Anthracit überführen.

Der letzte Abschnitt, in welchem der Hr. Verf. von den Giften, Kontagien und Miasmen handelt, ist reich an originellen Ansichten und wird für jeden Arzt und Physiologen als ein wichtiger Beytrag zur Aufhellung und Erklärung mancher bisher dunklen Erscheinungen des thierischen Leben betrachtet werden; beyspielsweise sollen nur einige von den dort aufgeführten Betrachtungen angeführt werden. Einige Salze und salzartige Verbindungen z. B. Jodkalium, Salpeter, chlorsaures Kali, welche Thieren oder Menschen innerlich oder äußerlich gegeben werden, lassen sich unverändert im Blute, Schweiße rc. nachweisen, und werden durch die Harnwerkzeuge aus dem Körper entfernt. — Neutrale citronen-, wein- und essigsaure Salze werden in kohlensaure Salze verwandelt; dieses geschieht durch eine höhere Oxydation in den Lungen und dadurch wird die Erzeugung von arteriellem Blute vermindert. — Werden Mineralsalze in großer Menge in den Körper gebracht, so können sie die thierischen Membranen nicht durchdringen; sie ziehen Wasser an und erzeugen Purgieren; im verdünnten Zustande werden sie von den Gefäßen aufgenommen, und bringen eigenthümliche Wirkungen hervor. —

Die schädliche Wirkung der mineralischen Gifte der Eisen-, Bley-, Wismuth-, Kupfer-, Queck- silbersalze beruht darauf, daß sie feste Verbindungen mit der Substanz der Häute eingehen, und daß dadurch eine Störung der Function der Organe eintritt. Wenn arsenige Säure und Sublimat Verbindungen mit den Bestandtheilen des lebenden Körpers eingehen, so erhalten diese den Charakter der Unverwesbarkeit, d. h. die Organe verlieren die Eigenschaft, Metamorphosen zu bewirken und zu erleiden d. h. das Leben wird vernichtet. — Befinden sich die giftigen Substanzen in einem solchen Zustande, daß sie keine Verbindungen mit dem thierischen Gewebe eingehen z. B. als arsenigsaures Eisenoxyd, so bringen sie keine nachtheilige Wirkung auf den thierischen Organismus hervor. —

Ich habe diese Bemerkungen hier niedergelegt, um die rationellen Oekonomen auf die Schrift des geistreichen Verfassers aufmerksam zu machen, weil man allerdings mit Bedauern gestehen muß, daß Schriften, welche in einem streng wissenschaftlichen Tone wie die vorliegende verfaßt sind, häufig von den Praktikern unter dem Vorwande einer unfruchtbaren Theorie und Spekulation auf die Seite gelegt werden. — Die Productionslehre als Theorie oder Wissenschaft gründet sich nur auf Naturwissenschaft und kann in gewisser Beziehung als eine angewandte Naturwissenschaft betrachtet werden. —

Die Erzeugung von Pflanzen ist ein Akt eines beständigen Austausches der Stoffe der Natur und besteht in einem Uebergange der unorganisirten Körper in die organische Form. Die Gesetze hierüber können nur durch die Naturwissenschaften, besonders durch die Chemie ermittelt werden. Je mehr diese Gesetze ermittelt sind, je mehr die dunkle Sphäre des Pflanzen- und Thier-Lebens aufgehellt seyn wird, desto bestimmter und klarer werden die Folgesätze für alle Zweige der Produktionslehre seyn. — Es wird die Zeit nicht mehr ferne seyn, daß das Vorurtheil, als ob die Theorie ein Irrlicht sey, verschwinden werde, wenn Schriften wie die vorliegende von den Praktikern gelesen und verstanden werden.

Zierl.

Neue Gattungen fossiler Krebse aus Gebilden vom bunten Sandsteine bis in die Kreide. Gezeichnet und beschrieben von Herman von Meyer. Stuttg. 1840. 28 S. mit 4 lith. Tafeln. Fol.

Wer sich nicht in ähnlichen Arbeiten versucht hat, wird es den wenigen Bögen, aus welchen die vorliegende Schrift besteht, nicht leicht ansehen, welche unsägliche Mühe und Zeitaufwand sie ihrem Verfasser gekostet haben mögen. Theils fehlt es an Vorarbeiten, theils sind die fossilen Ueberreste von Krebsen selten und meist in einem sehr zertrümmerten Zustande, so daß in der Regel viele Exemplare und viele Vergleichungen nöthig sind, um eine Art genau kennen zu lernen. Zum Glück besitzt der Verf. alle Eigenschaften, welche eine so schwierige Arbeit mit Erfolg krönen können: umfassende Kenntniß des Gegenstandes und der Literatur, ausharrende Geduld und eine kunstgeübte Hand, die mit meisterhafter Geschicklichkeit die Formen aufs Papier überzutragen weiß.

Der Verf. führt uns in dieser Schrift 16 Arten fossiler Krebse vor, von welchen die meisten vorher gar nicht gekannt waren, und von denen zur Kenntniß der schon anderwärts genannten schätzbare Beyträge gegeben werden. Sie sind unter 4 Gattungen vertheilt, außer 1 noch nicht vollständig gekannten.

Erste Gattung. Pemphix mit 2 Arten: 1) P. Sueurii und 2) P. Alberti. Diese Gattung ist schon früher vom Verfasser erkannt worden an einem Krebse, den zuerst Desmarest unter dem Namen Palinurus Sueurii beschrieb. Aus der ausführlichen Beschreibung, die uns Hr. von Meyer vorlegt, und die sich auf mehr als 100 untersuchte Exemplare stützt, geht zur Genüge hervor, daß wir es hier weder mit Palinurus, noch sonst einer bekannten Macrouren-Gattung zu thun haben, daher die Errichtung eines neuen Genus vollkommen gerechtfertigt erscheint. P. Alberti ist eine ganz neue Art. Beyde Arten gehören dem Muschelkalk an.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	27. Januar.
Nr. 19.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.

1. Odontography, or a Treatise of the Comparative Anatomy of the Teeth, their physiological relations, mode of developement, and microscopic structure in the Vertebrate Animals, illustrated by upwards of 150 Plates. By Richard Owen, London 1840. Part first. 112 S. mit 50 Kupfertafeln in gr. 8.

2. Anatomie comparée du Système dentaire chez l'Homme et chez les principaux Animaux, par L. F. Emmanuel Rousseau. Nouvelle Edition, augmentée du Système dentaire de la Chauve-Souris commune, du Hérisson et de la Taupe. Paris. 1839. 348 S. mit 31 Kupfertafeln in gr. 8.

Zwey Werke über das Zahnsystem, von denen das französische bereits in der zweyten Auflage erscheint, während das englische eben erst zu erscheinen beginnt. Wir sprechen zuerst von diesem, das in extensiver und intensiver Beziehung dem andern voransteht.

Zur Bemessung des Werthes der Odontography genügt es zu wissen, daß sie von Richard Owen, dem größten vergleichenden Anatomen Englands gearbeitet ist. Sie soll der Ankündigung gemäß alle Wirbelthier-Klassen umfassen und aus 3 Bänden mit mehr als 150 Kupfertafeln bestehen, von welchen uns der erste mit 50 Tafeln vorliegt. Dieser Theil behandelt das Zahnsystem der Fische, ohne jedoch mit demselben zu Ende zu kommen. Wir können es nur billigen, daß Owen mit der untersten Klasse begonnen hat, da die Zahnbildung derselben am mindesten bekannt, ihre Darstellung daher am nothwendigsten ist.

In den einleitenden Bemerkungen über die Zähne der Fische hebt Owen hervor, daß wenn auch der Ichthyologe Recht habe, sich zu beklagen über die Monotonie, welche seine Beschreibungen der äußern Charaktere der Fische unvermeidlich durchdringe, der vergleichende Anatom dagegen Mühe habe, den rechten Ausdruck für die eigenthümliche Mannigfaltigkeit und Schönheit, so wie für die merkwürdigen physiologischen Beziehungen, welche in diesem Theil des Organismus sich kund geben, zu finden. In der That, in welcher Beziehung die Zähne der Fische auch betrachtet werden mögen, sey es in Hinsicht ihrer Zahl, Form, Substanz, Struktur, Lage, oder Befestigungsweise, immer bieten sie mannigfaltigere und schärfere Modificationen dar, als jede andere Thierklasse.

Nach den eben genannten Beziehungen nimmt nun Owen eine nähere Betrachtung der Fischzähne vor, wobey von besonderer Wichtigkeit ist, was er über die innere Struktur, wie den Wechsel derselben bemerkt. Alsdann geht er über zu der speziellen Beschreibung der Zähne, wobey er mit den Cyclostomen beginnt; dann folgen die Plagiostomen, Ganoiden, Ctenoiden, Cycloiden, wo der Text gleich in der ersten Familie (Labroiden) abbricht. Da demnach die Beschreibung der Zähne selbst hinsichtlich der ersten Klasse noch unvollständig ist, überdieß die allgemeine Einleitung ebenfalls abgeht, so behält sich Referent ein näheres Eingehen in das reiche Detail dieser Arbeit so lange vor, bis es vollständig vorliegen wird, und begnügt sich einstweilen die Aufmerksamkeit der Leser unseres Blattes auf selbiges hingewiesen zu haben. Von den 50 Tafeln, die diesem ersten Theil der Odontography beygegeben sind, will Referent vorläufig nur noch

bemerken, daß sie sämmtlich Darstellungen von Fisch-Zähnen, sowohl hinsichtlich ihrer äußern Form, als innern Beschaffenheit, gewidmet sind, und daß sie an Schönheit und Genauigkeit von keiner andern Arbeit ähnlicher Art übertroffen werden.

Rousseau's Anatomie Comparée du Systême dentaire liegt uns vollendet in der zweyten Ausgabe vor. Hinsichtlich des Umfangs, den sie sich gesetzt hat, weicht sie von Owens Odontography dadurch ab, daß sie nicht alle Wirbel-Geschöpfe umfaßt, sondern, wie schon der Titel aussagt, nur auf den Menschen und die hauptsächlichsten Thiere sich beschränkt. Für letztere sind indeß sehr enge Grenzen gezogen, indem die Fische ganz ausgeschlossen und den Amphibien blos drey Blätter gewidmet sind, so daß eigentlich nur das Zahnsystem des Menschen und der Säugthiere der Gegenstand von Rousseaus Betrachtungen ist. Aber auch bey letzteren darf man sich nicht eine vollständige Beschreibung aller Gattungen denken, wie sie Fr. Cuvier in seinem bekannten und viel benützten Werke „les dents des Mammifères" gegeben hat. Speziell abgehandelt sind nur, außer dem Menschen, der Orang-Utang, Mandrill, Hund, Katze, Kaninchen oder Hase, Ameisenscharrer, Schnabelthiere, Elephant, Nilpferd, Schwein, Pferd und Rind. Es sind demnach nicht einmal von allen Säugthier-Ordnungen die Typen abgehandelt, denn wiewohl in der zweyten Auflage nachträglich das Gebiß der gemeinen Fledermaus, des Igels und Maulwurfs beschrieben ist, so ist doch kein Beyspiel von der Ordnung der Beutelthiere und Walle mitgetheilt. Der Titel sagt daher mehr aus, als der Inhalt nachweist.

Trotz dieser engern Begrenzung, in welcher Rousseau's Werk abgefaßt ist, möchten wir es doch nicht missen, da es nicht bloß bey den angeführten Thieren in einer sehr gründlichen Weise mit dem bleibenden Gebiße derselben sich beschäftigt, sondern bey den meisten auch eine sehr genaue Beschreibung des Milchgebißes liefert, wovon wir nachher noch besonders sprechen werden. Ueberdieß ist eine sehr werthvolle allgemeine Betrachtung der Zähne, ihrer Entwickelung und Struktur, von vielen eigenen Beobachtungen begleitet, mitgetheilt, wenn gleich die neuesten Arbeiten noch nicht benützt sind, indem Purkinje, Retzius, Arnold, John Tomes und F. Dujardin im Nachtrage bloß genannt, ihre Arbeiten aber nicht in Erörterung gezogen sind. In einem eigenen Abschnitt wird auch noch eine allgemeine Idee über die Aberrationen und die Krankheiten des Zahnsystemes gegeben. Wir theilen einiges Bemerkenswerthe mit.

Zur Kenntniß des bisher wenig oder gar nicht gekannten ersten Gebißes der Nager, Insektenfresser und Fledermäuse sind einige wichtige Beyträge geliefert. Der Zahnwechsel des Kaninchens wurde noch im Jahre 1823 von Mitgliedern der pariser Akademie der Medizin geläugnet. Rousseau macht jedoch bemerklich, daß er von seinem Freunde De-Lalande schon gegen das Jahr 1812 entdeckt worden sey, eine Entdeckung, die später Cuvier in seine Recherches sur les ossemens fossiles aufnahm. Nach Rousseaus Beschreibung und Abbildungen hat das Kaninchen und der Hase im Ganzen 12 Wechselzähne. Gleich nach der Geburt nämlich sieht man im Zwischenkiefer jederseits 2 Schneidezähne, von denen der vordere nicht wechselt, während der hinter ihm liegende und kleinere zufällig ist; einige Tage nach der Geburt bricht ein dritter Schneidezahn hervor, der noch weiter hinterwärts liegt und permanent ist. Im Oberkiefer kommen jederseits drey Backenzähne vor, die gewechselt werden. Im Unterkiefer findet sich auf jeder Seite nur ein Schneidezahn, der permanent ist; alsdann 2 Backenzähne, die vertauscht werden. Gegen den 18. Tag nach der Geburt beginnt das Ausfallen der Milchzähne, indem die Ersatzzähne sie ausstoßen, während der

mittlere obere Schneidezahn durch das Wachsthum des hintern, der alsdann auf ihn drückt und ihn seiner Nahrung beraubt, zum Ausfallen gebracht wird. Es giebt eine kurze Periode, in welcher man die 3 Zähne hinter einander zu gleicher Zeit beysammen sehen kann.

Noch viel früher geht nach Rousseaus Beobachtung der Zahnwechsel beym Meerschweinchen vor sich, nämlich innerhalb des mütterlichen Leibes. Im Fötus finden sich $\frac{2}{2}$ Schneidezähne und $\frac{4.4}{4.4}$ Backenzähne, von welchen der erste Backenzahn in jeder Kieferhälfte 4 — 5 Wochen vor der Geburt absorbirt und durch den bleibenden ersetzt wird. (S. 163 Tab. 16 Fig. 5). Dasselbe vermuthet Rousseau vom Hydrochoerus. Das frühzeitige Wechseln der Zähne kommt nach ihm nur denjenigen Nagern zu, deren Wurzeln nicht geschlossen sind; solche Nager dagegen, deren Wurzeln sich schließen oder in zwey oder mehr Würzelchen sich theilen, wechseln nur sehr spät und auch bloß alsdann, wenn wie beym Biber, Stachelschwein, Aguti, u. s. w. 4 Backenzähne in einer Reihe vorkommen. Die Nager mit 3 Backenzähnen wechseln nicht; die mit mehr als 3 Backenzähnen ersetzen eben so viele als dieser Ueberschuß beträgt.

Das Milchgebiß der gemeinen Fledermaus (Vespertilio murinus) hat Rousseau in den Nachträgen (S. 321 tab. 31) dargestellt. Diese Darstellung hat er auch in das Magazin de Zoologie par Guérin gegeben und dort zugleich eine ausführliche Beschreibung des innern Baues, namentlich des Skelets, beygefügt und durch vortreffliche Abbildungen erläutert, worauf Referent verweist.

Vom Wechselgebiß der Insektivoren war wie von dem der Fledermäuse bisher so wenig bekannt, daß noch in Cuvier's zweyter Auflage der Leçons d'anatomie comparée (1835 tom. IV. p. 242) bloß gesagt wird, daß Laurillard es bey der Fledermaus und den Igeln gesehen hätte, ohne daß jedoch irgend eine specielle Angabe beygefügt wäre. Von dem Igel (S. 335) und Maulwurf (S. 337) hat nun Rousseau im vorliegenden Werke es genau beschrieben.

Der Igel hat im Ganzen 24 Milchzähne, nämlich $\frac{6}{8}$ Schneidezähne und $\frac{4.4}{1.1}$ Backenzähne. In der Oberkinnlade finden sich jederseits 3 Schneidezähne von konischer Form und einwurzelig; der erste ist viel länger als der zweyte, der klein ist, aber länger als der dritte, der dicker ist. Die obern Backenzähne haben zwey Wurzeln; der letzte ist am entwickeltsten und hat einen Höcker auf der Krone mehr. Unten nimmt Rousseau 4 Schneidezähne auf jeder Seite und nur einen Backenzahn an; letzterer hat 2 Wurzeln und eine Krone mit 2 geschiedenen Höckern. Diese Milchzähne fallen in den sieben ersten Wochen nach der Geburt aus und werden durch die bleibenden ersetzt, deren Anzahl sich auf 36 beläuft.

Vom Maulwurf behauptet Rousseau, daß er kein erstes oder Milchgebiß hätte. Nach seiner Angabe brechen gegen die vierte oder fünfte Woche nach der Geburt die bleibenden Zähne hindurch, deren Anzahl auf 44 sich beläuft. Dieser Ausbruch erfolgt von vorne nach hinten, d. h. es zeigen sich zuerst die Schneidezähne, dann die Eckzähne, hernach die Lücken - und endlich die ächten Backenzähne.

Mit besonderer Ausführlichkeit ist das Zahnsystem des Pferdes abgehandelt und auf Tab. 23 — 27 in schönen Abbildungen dargestellt. Am Milchgebiß hat Rousseau oben wie unten jederzeit den kleinen ersten Backenzahn (Wolfszahn genannt) gefunden, den Pessina in seiner berühmten Abhandlung über die Erkenntniß des Pferdealters aus den Zähnen im Unterkiefer übersehen, auf den jedoch schon der genaue Beobachter Bojanus aufmerksam gemacht hat. Dagegen ist es Rousseau nicht geglückt die Milch-Eckzähne zu sehen, auch scheint er

nicht damit bekannt gewesen zu seyn, daß selbige schon Camper gefunden und Bojanus ausführlich beschrieben hat.

Einen besondern Werth erlangt Rousseau's Werk durch die 31 Tafeln Abbildungen, welche eben so schön als genau gearbeitet sind.

Neue Gattungen fossiler Krebse aus Gebilden vom buntem Sandsteine bis in die Kreide.

(Schluß.)

Zweyte Gattung, Glyphea. „Den schmalen und langen Cephalothorax theilen 2 Querfurchen in 3 hinter einander liegende, scharf begrenzte Theile, von denen der mittlere sich sehr weit hinterwärts zieht; der vordere und mittlere dieser Theile besitzt mehrere scharf unterschiedene Regionen; das vordere Ende geht in der Mitte in einen Schnabel aus; unter dem vordern Haupttheil ist der Seitenrand mit einem mehr oder weniger stumpfen Winkel eingebogen; die Rückenlinie ist vollkommen gerade.“ Hieher 6 Arten: Gr. Regleyana, Münsteri, Udressieri, pustulosa, liasina und grandis, von welchen die letzten 4 zum erstenmal hier beschrieben werden. Die Glypheen sind bezeichnend für Lias- und Jura-Gebilde.

Dritte Gattung, Klytia, von dem Verfasser anfangs mit Glyphea vereinigt, jetzt aber davon getrennt. „Auch bey Klytia wird der Cephalothorax durch zwey Hauptquerfurchen in 3 hinter einander liegende Haupttheile zerfällt, die indeß etwa mit Ausnahme der randlichen Gegend des mittleren Haupttheils keine scharf ausgedrückte Erhabenheiten oder Vertiefungen, welche denen in Glyphea ähnlich wären, darbieten; auch führt der mittlere Haupttheil in der Rückenmitte nicht so weit zurück, zwischen dem mittleren und hinteren Haupttheil liegt eine gabel- oder sichelförmige Rückenregion, und unter dem vordern Haupttheil biegt sich die Seitenwand nicht ein; übrigens ist der Rücken auch vollkommen geradlinig.“ Die beyden Arten heißen K. ventricosa und Mandelslohii, und gehören der Juraformation an.

Vierte Gattung, Prosopon, vom Verf. schon früher aufgestellt und hier in 4 Arten beschrieben: P. tuberosum, hebes, simplex und rostratum. Das Vorkommen der Gattung ist bis jetzt in die Oolithreihe verwiesen.

Zuletzt erwähnt der Verf. noch der Krebse aus dem bunten Sandstein, was ein merkwürdiges Vorkommen

ist, da bisher der Muschelkalk als älteste Lagerstätte für diese Thiere galt, während jetzt ihre Ahnenreihe um einen ganzen Grad weiter zurück geführt werden kann. Der Verf. erhielt nämlich durch Voltz mehrere unzweifelhafte Reste von langschwänzigen Dekapoden, welche in dem grünlichen Schieferthon des untern bunten Sandsteines von Soultz-les-bains, im französischen Departement des Niederrheins lagen und einen kleinern und einen größern Krebs erkennen ließen. Beyde waren indeß nicht vollständig genug, um mit völliger Sicherheit bestimmt werden zu können. Der erste hat Aehnlichkeit mit Gebia, der zweyte mit Galathea, daher giebt der Verfasser provisorisch die Namen Gebia obscura und Galathea audax.

Die Altersfolge der fossilen Krebse anbelangend, so sind demnach die ältesten Macrouren, dann folgen die Anomouren und zuletzt die Brachyuren. Wie Herr v. Meyer nachgewiesen hat, treten die Macrouren am frühesten in dem bunten Sandstein auf. Im Muschelkalk hat sich nur Pemphix gefunden in zwey, auf verschiedene Schichten beschränkten Formen-Reihen. In der Lias- und Oolithgruppe ist am reichsten der lithographische Schiefer, der in dieser Beziehung vor allen andern Abtheilungen ausgezeichnet ist. Auch aus dem Forstmarmor und dem Polypenkalk sind einige Krebsreste bekannt.

Die Anomouren sind in den Oolithbildungen nachgewiesen. Prosopon, das hieher zu gehören scheint, läßt sich vom Unteroolith bis an oder in die Kreide verfolgen.

Die Brachyuren treten zuerst in der Kreide auf, wenigstens scheinen Gaillard's und Deslongchamps Angaben von ihrem Vorkommen im Muschelkalk und in dem Gestein von Caen unzuverläßig zu seyn. Diese Brachyuren sollen lebenden Gattungen angehören, wahrscheinlich finden sich aber auch ausgestorbene darunter, da diese sogar den Tertiärgebilden nicht fehlen.

Wie die Beschreibungen des Verf. durch Schärfe und Deutlichkeit sich auszeichnen, so gilt dieß auch von den 4 lithographirten Tafeln, zu welchen Hr. v. Meyer die Zeichnungen selbst angefertigt hat, und die auf Stein vortrefflich ausgeführt worden sind. Mit solchen Arbeiten, die in wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung gleich ausgezeichnet sind, kann sich die Paläontologie auf einer sichern Grundlage aufbauen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique. Bruxelles chez Ph. Van der Maalen 1838. 1 Vol. 8. ppl.

Collection des Chroniques belges, publiée par ordre du Gouvernement t. II. Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg, Bruxelles 1836. I. T. 4. Die Introduction. §. I. *)

Bibliothèque Académique Belge, ou Repertoire systématique des Memoires de l'ancienne et la nouvelle Académie de Bruxelles, par P. Namur. Liège, 1838. IV. 8. p. 1—78.

F. H. Goethaels Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique. Bruxelles 1837—1840. 6 Bde. 8. **)

Erster Artikel: die belgische Historiographie.

Unter den Ländern Europa's, welche in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit Deutschlands ganz besonders auf sich ziehen, nimmt Belgien jetzt eine erste Stelle ein. Die politischen Bewegungen dieses Landes seit dem August 1830, welche nicht, wie man Anfangs glaubte, dessen Wiedervereinigung mit Frankreich, sondern seine nationelle Unabhängigkeit zum Zwecke hatten, der riesenmäßige Aufschwung der belgischen Industrie und vor allem die Durchführung seines Eisenbahnsystems, worin Belgien ein Muster für das ganze europäische Festland geworden ist, sind es nicht allein, welche das neue Königreich für uns wichtig machen, sondern auch die in demselben sich entwickelnde literärische Thätigkeit. Noch vor zwanzig Jahren zählte Belgien in der gelehrten Welt so gut wie nichts. Es geschah dort wenig, und dieß Wenige wurde im Auslande selten bekannt. Jetzt sehen wir in allen Zweigen des Wissens dort eine Litteratur beginnen, welche in unserm Vaterlande nicht unbekannt bleiben darf. Eine Menge Zeitschriften erscheinen in Brüssel, Gent, Lüttich, Brügge, *) in allen Städten bestehen gelehrte Gesellschaften. Vier Universitäten sind von einem zahlreichen Lehrerpersonale besetzt: überall ist ein wissenschaftlicher Aufschwung sichtbar, dem man schon jetzt manches Treffliche zu danken hat, der aber in den nächst kommenden Zeiten viel bedeutenderes zu Tag fördern dürfte.

Um dem In- und dem Auslande zu sagen, wie vieler gelehrter Zeitgenossen Belgien sich rühmen darf, hat Herr Van der Maelen, bekannt durch sein geographisch-statistisches Institut in Brüssel, ein Onomasticon der jetzt lebenden Schriftsteller, Gelehrten und Künstler seines Vaterlandes herausgegeben, das trotz der Kürze seiner Notizen über jeden, doch geeignet ist, den Leser zu überzeugen,

*) Nämlich der Coup d'oeil sur les tentatives et les travaux faits jus qu'aujourdhui pour publier les monumens originaux de l'histoire de la Belgique.

**) Es konnten in gegenwärtiger Anzeige nur die 2 ersten Bände dieses wichtigen Werkes, das an die Mémoires von Paquot erinnert, berücksichtigt werden.

*) Vergleiche unsere Anzeige des Messager des Sciences et Arts. Gel. Anzeigen 1840. Bd. XI. Nr. 160. und folgende, besonders S. 263.

daß in Belgien ein gelehrtes Leben vorhanden ist. Verbindet man damit noch andere Schriften, wie die mit jenem Dictionnaire des hommes de lettres de la Belgique in der Aufschrift der gegenwärtigen Anzeige aufgeführten, ferner die schon früher in diesen Blättern angezeigten periodischen Schriften der Annuaires de l'Académie de Bruxelles, und den Messager des Sciences et arts de la Belgique, *) so ist es möglich ein Gemälde dieses Gelehrtenlebens in der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit zu entwerfen. Zu diesem Behufe ist es nöthig, die verschiedenen Zweige des Wissens zu sondern, um den Entwicklungsgang eines jeden derselben angeben und die Bedeutung der die einzelnen Wissenschaften fördernden Gelehrten hervorheben zu können.

Der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hält sich sowohl für berufen als für verpflichtet diese Skizze zu entwerfen: weil er über 18 Jahre in den belgischen Provinzen gelebt, fast alle dortigen Gelehrten persönlich gekannt und, so viel es ihm möglich war, zum Aufblühen der Wissenschaft in dem zur zweyten Heimath ihm gewordenen Lande selbst mitgewirkt hat. Was er in dieser Skizze aufzeichnet, soll dadurch der Vergessenheit entrissen und dem Andenken der künftigen Geschlechter aufbewahrt werden. Er ist freylich nicht im Stande über *alle* wissenschaftliche Zweige gleich ausführliche Nachrichten mitzutheilen: dieß kann er nur über *belgische Historiographie*, über die *französische* und *flamändische Litteratur* und die *Rechtswissenschaft*: **) über das Studium der mathematischen und physischen Wissenschaften und anderer Zweige wird er nur kürzere Notizen geben.

Bey seiner Darstellung wird sich Referent so genau wie möglich an den Inhalt der in der Aufschrift genannten Werke so wie an die jedesmal anzuführenden Schriftsteller halten. Er beginnt mit der *belgischen Historiographie*: weil diese einer Seits für Deutschland, in dessen Geschichte die belgische so vielfach eingreift, von besonderem Interesse ist, anderer Seits die historischen Bücher gerade diejenigen sind, welche jetzt von den Belgiern mit dem größten Eifer gepflegt werden. *) Was aber jetzt dort auf diesem Felde geschieht, reiht sich innig an die frühern Zeiten an, ist oft nur eine Wiederaufnahme von Arbeiten, die entweder im siebenzehnten oder am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unterbrochen worden sind, weßhalb um die Gegenwart begreiflich zu machen, Referent weit rückwärts zu gehen hat. Unsere Leser werden dadurch den Gang der belgischen Historiographie zu überschauen im Stande seyn und über manche Puncte Aufschlüsse erhalten, welche bey dieser Gelegenheit gegeben werden konnten. Referent hat hierin einen sehr sichern Führer an Hrn. von Reiffenberg, der in der Introduction seiner Ausgabe der französischen Reimchronik von Philipp Mouskes eine zwar kurze aber vollständige Uebersicht der belgischen Historiographie gegeben hat.

Dieß zur Einleitung dieser in zwey Hauptabtheilungen zerlegten Anzeige. **)

Die Wiedergeburt und das schnelle Emporblühen der historischen Studien in den belgischen Provinzen muß aus dem Zusammentreffen verschiedener besonders günstig dafür wirkender Ursachen erklärt werden. Auch in Belgien gefiel der historische Roman und reizte zur Nachahmung; Frankreichs neue historische Schule fand dort Anklang. Guizot's Cours d'Histoire moderne wurde bey seinem Erscheinen in Brüssel nachgedruckt und viel gelesen. Der Rückblick auf die Großthaten der Ahnen macht den jungen Belgier stolz auf sein Vaterland. Die Annalen Flanderns, Brabants und Lüttichs bieten

*) Münchner Gel. Anz. Bd. VII. S. 737. Bd. XI. S. 246 folg.

**) Seine Notizen reichen indessen meistens nur bis zur Mitte des Jahres 1840.

*) Dieß hat Referent in seiner Anzeige des Messager. S. 245 schon bemerkt. a. a. O.

**) Die zweyte Abtheilung wird sich erstrecken über die Pflege der französischen und flamändischen Litteratur in Belgien, über das Studium der Rechtswissenschaft und das der mathematischen und physischen Wissenschaften u. s. w.

nicht minder reichen Stoff zu historischen Gemälden, als Schottlands und Englands Geschichte.

In den Urzeiten der Gründung des großen germanischen Reiches, das später in Deutschland, Frankreich und die Lothringischen Lande sich spaltete, waren jene Gegenden das Stammland der regierenden Häuser der Merovinger und der Carolinger. Die fränkischen Eroberungen giengen von Brabant aus. Auch die Gründung der deutschen Kirche hängt mit der Befestigung des Christenthums bey den Franken zusammen und ohne den fanatischen Eifer der Dagoberte im siebenten und Pipins und Carls im achten und neunten Jahrhundert wäre die nordische germanische Welt nicht christlich; die katholische Kirche nicht römisch-monarchisch geworden.

Der belgische Geschichts- und Alterthumsfreund sieht, wie kräftig das Lehenssystem sich in seinem Vaterlande ausgebildet, welchen Ruhm seine Ritter in den Kreuzzügen ernteten. Erfreulich ist für ihn die Geschichte seiner so früh reich und mächtig gewordenen Städte, der Kämpfe ihrer Bürger um Freyheit und Unabhängigkeit. Die gesammte Entwicklung der geselligen Verhältnisse Europas zeigt sich in jenen Landen auf eine für seine Bewohner höchst rühmliche Weise. Die ständische Verfassung ist im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dort schon allgemein begründet: die Stadt- und Landrechte ausgebildet und sowohl in den Städten als den Landesdistrikten z. B. Flanderns, besteht früh schon ein bewunderungswürdiges Verwaltungs-System. Die Handelsgröße Flanderns und Brabants, ihr Gewerbsflor, der im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert den aller andern Länder überstrahlte, ihr Gewicht in der Wagschale der europäischen Politik jener Zeiten, das Andenken der glorreichen Schlachten, wie das an die Sporen-Schlacht von Courtrai im Jahre 1302 — dieß alles sind begeisternde Momente, auf welche des Forschers Auge mit Liebe verweilt. Nicht minder erholend ist ihm die Erinnerung an den prachtvollen Hof der burgundischen Fürsten im fünfzehnten, an Belgiens literärischen Ruhm im sechzehnten und an die gegen Spaniens Despotismus geführten Kämpfe — mit denen freylich die Glanzperiode des belgischen Ruhmes zu Ende geht.

Des Landes große Vergangenheit ist also eine der ersten Ursachen, welche den historischen Sinn in unsern Tagen wieder ins Leben riefen. Eng mit ihr verbunden ist eine zweyte. Ein großer Theil der reichen Quellen der belgischen Geschichtskunde war vor Kurzem noch großentheils uneröffnet.

Keine Periode der belgischen Geschichte ist noch ganz aufgehellt, nur wenige sind kritisch beleuchtet, und für alle liegen Denkmale in Bibliotheken und Archiven versteckt, deren Entdeckung die Freude so manches Alterthumsfreundes geworden ist. Wie reich an Chronisten, Geschichtschreibern und Sammlern von Alterthümern jene Provinzen einst waren, soll sogleich gesagt werden. Erschöpfen wir vorerst die Angabe der Ursachen der begonnenen literärischen Regsamkeit dieser Studien. Wir nennen zunächst noch den Einfluß älterer und jüngerer Freunde der vaterländischen Geschichte.

Der 1832 verstorbene Raepsaet in Audemarde, der 1833 heimgegangene van Hulthem in Gent, mehrere reiche Sammler von Münzen, Handschriften und historischen Werken, deren es in den belgischen Städten so viele giebt, wie der Graf Renesse war, der Herr de Candolle zu Ghyseghem bey Alost, der erst 1839 verstorbene Goethaels zu Courtrai; die Herren Gelhand de la Faille in Antwerpen, der ganz kürzlich verstorbene Herr van Ertborn von da, und andere nähren das heilige Feuer und wecken so manches Talent. Das Beyspiel der jüngeren Forscher, deren Leistungen unten näher zu besprechen sind, wie der Herren von Reiffenberg, von Gerlache, Willems, Gachard's, wirkte gleichfalls kräftiglich. Wenn die Bemühungen des Schreibers dieser Zeilen nicht vergebens waren, so dankt er es dem Umstand, daß manches Samenkorn auf empfänglichen Boden fiel.

Dem Eifer dieser Geschichtsfreunde verdankt man die von der Regierung ausgehenden Unterstützungen, welche stets ein mächtiger Hebel bleiben werden.

Auch einige Mitglieder der belgischen Geistlichkeit, wie die Herrn Abbé de Smet in Gent, und Abbé de Ram, der eigentliche Schö-

pfer und beständiger Vater der katholischen Universität in Löwen, müssen als thätige Beförderer dieser Studien genannt werden. Wie mächtig das schon unter König Wilhelm wieder erweckte, seit 1830 aber enthusiastisch lebende Nationalgefühl wirkte, ist bekannt, und vom Verfasser anderswo *) gesagt worden. Der Anstoß ist gegeben, viele Pläne sind entworfen, mehrere ausgeführt, ohne gewaltsame Störung wird Belgien in Bälde nicht bloß kritisch vollendete Ausgaben seiner Geschichts-Quellen erhalten, sondern auch gelungene Darstellungen seiner Geschichte selbst.

Um den neuesten Zustand der geschichtlichen Studien Belgiens sachkundig beurtheilen zu können, ist es nöthig, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen.

Es lassen sich drey Hauptperioden der belgischen Historiographie unterscheiden.

Die erste, welche freylich wieder in verschiedene Zeitabschnitte zerfällt, beginnt mit dem Mittelalter und endigt mit den Siegen der spanischen Herrschaft am Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Die zweyte Stillstandsperiode gehört der spanischen Zeit an.

Die dritte beginnt unter Maria Theresia und führt zu den jetzigen Zuständen.

Die Länderstrecke von der Maas an bis zur Schelde und von da an die äussersten Gränzen der Grafschaft Artois längst den Ufern der Nordsee begann schon vor Carl dem Großen sich mit Klöstern, Abteyen und Stiftern zu überdecken, die reich dotirt ihren Bewohnern Wohlbehagen und Muße gewährten. Fünf Bisthümer blühten reich und mächtig: Lüttich, Cambrai, Arras, Therouanne und Utrecht. Auch die unwirthlichen Ardennen unter dem Einfluß der Erzbischöfe von Trier und die sumpfige Campine erfreuten sich der Cultur, welche ausgieng von den einsamen Sitzen muthvoller Väter des Ordens des heiligen Benedictus. — Während in den dunkeln Zeiten vor dem Jahre elfhundert die rohe Kraft der weltlichen Mächte in

*) In der deutschen Vierteljahresschrift Bd. I.

grausam barbarischen Kämpfen den Aufschwung des geistigen Lebens gefeßelt hielt, fand hinter den Klostermauern dieser bessere Theil der menschlichen Natur Freyheit, Schutz und Nahrung.

Der dem Geiste eingeborne Trieb, das Andenken der Ereignisse für die kommenden Geschlechter zu erhalten, machte den gebildeten Mönch zum Chronisten. Das Bedürfniß der Gewähre für die jährlich sich häufenden Schenkungen und fromme Stiftungen erschuf Brief und Siegel. Während die Chronik die Thaten der Großen verzeichnete, die Ereignisse der Natur und was sonst in des Klosters Nähe bemerkenswerthes geschah; bewahrte die Urkunde mit ängstlicher Genauigkeit das erworbene Recht, das man sich von den Machthabern der Welt wiederholt bestätigen ließ.

So wurden Chronik und Diplome der Geschichte reichste Quellen. Wie wichtig diese Quellen in den belgischen Landen schon früh flossen, weiß jeder, dem Deutschlands und Frankreichs Geschichte nicht fremd sind.

Die Cönobien von S. Amand *), S. Bertin liefern die ältesten Annalen beyder Reiche, das alte Gembloux (Coenobium Gemblacense) besaß im Mönch Sigesbert **) († 1113) einen der ersten Annalisten der europäischen Weltgeschichte. Fast kein Kloster von Prüm in den Ardennen an bis zur Cistercienser-Abtey der Dünen nächst der See bey Fürnes hatte nicht wenigstens Fragmente von Chroniken aufzuweisen, deren freylich viele während so manches Sturmes vor und nach dem sechzehnten Jahrhundert ein Opfer der Zerstörungswuth wurden.

(Fortsetzung folgt).

*) Das Coenobium Eleonense.

**) Die Urhandschrift seiner Chronik wurde kürzlich (im März 1840) in Gembloux selbst aufgefunden und von der belgischen Regierung gekauft. Sehr alte Abschriften mit Zusätzen fand Schreiber dieses in Douai und in Cambrai. Messager des Sciences historiques de la Belgique. J. 1840. Liv. II. S. 277.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Die früher gedruckten sind in aller Geschichtsforscher Handen und deßhalb nicht zu erwähnen. Die noch ungedruckten oder doch erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen verdienen hier angeführt zu werden. Wir nennen Gislebert van Mons, den Kanzler des Grafen Balduins V. von Hennegau, der gegen 1190 die Memoiren des Lebens seines Herrn schrieb, und deßhalb fast ungekannt blieb, weil sein Buch erst 1784 in Brüssel gedruckt wurde. *) Die hennegauischen Annalen, welche gegen 1380 der Mönch Jaques de Guise von Valenciennes, aus so vielen zum Theil längst verlornen Chronisten zusammen trug, wurden erst durch die Großmuth des Herrn Marquis von Fortia **) in Paris den Geschichtsforschern zugänglich (zwischen 1826 und 1837).

Viele andere wie die Chronik Li Muisis des Abts von Saint Martin zu Tournai († 1351), die größeren Chroniken der Grafen von Flandern, die der Abtey Sanct Bavo in Gent, dann die dem fünfzehnten Jahrhundert angehörenden Chroniken Brabants von Eduard Dinterus († 1448) und Petrus a Thymo (van der Heyden † 1473), endlich die historischen Arbeiten des Dünenser Mönches Adrian de Budt — werden jetzt erst nach und nach meistens auf Kosten der belgischen Regierung zu Tag gefördert. Sechs Bände der mit königlicher Pracht gedruckten Collection des Chroniques belges inédites, sind bereits erschienen, andere sind auf dem Puncte zu erscheinen.

Im sechzehnten Jahrhundert beginnt in Belgien die historische Kritik. Der Flanderer Meyerus († 1552) trat mit seinem musterhaften Compendium Chronicorum Flandriae im Jahre 1588 hervor, das er später als Commentarii hist. Fland. bis zum Tode Carls des Großen fortführte. Oudegherst nahm in seinen Annales de Flandre Livius sich zum Muster, schilderte gelegentlich seines Vaterlandes Rechtsverfassung. Für Brabant überhaupt und für Löwen insbesondere wurde Divaeus (Peter van Dieve † 1587) wichtig.

Auf sie folgten die Sammler Pontus Heuterus (Pontus van Heveter † 1603) und bald die Statistiker Gramaye († 1635), Sanderus († 1664), und der Annalist und Statistiker des wallonischen Flanderns Buzelinus in Douai.

Bekannt sind die Chroniken-Sammler Swertius, ein Schüler von Justus Lipsius, dessen Auszug belgischer Chroniken zu Frankfurt 1620 erschien, der Lütticher Chapeanville († 1617) und andere von geringerer Bedeutung.

Aber bereits hatte Spaniens Herrschaft die Geister niedergedrückt. Nur für die Kirche durfte noch geschrieben werden. In ihrem Interesse gab der 1640 gestorbene Ab. Miraeus seine verschiedenen sehr wichtigen Sammlungen belgischer Urkunden, denen es leider an Kritik fehlt, und die, in ein Werk vereint, und durch Foppens auf vier Folianten vermehrt an Richtigkeit weniger als zu wünschen war, gewannen. Zahlreich sind nun die Ge-

*) Es ist wieder abgedruckt in der Sammlung von Dom Bouquet t. XVII. XVIII. XIX.

**) Er ließ diese Annalen auf seine Kosten durch Hrn. Guérard, Mitglied der Académie des Inscriptions übersetzen und mit Text und Uebersetzung herausgeben in 18 Prachtbänden.

schichtsbücher über die Heiligen des Landes, die Klöster und Abteyen in den Provinzen. Auch die allgemeinen Geschichtswerke derselben sind gewöhnlich betitelt historiae sacrae et profanae und darin die kirchlichen und klösterlichen Verhältnisse in der Regel mehr berücksichtigt als die politischen. Der dritte Stand steht in diesen Werken fast ganz im Schatten. Dieß darf keine Verwunderung erregen, wenn man bedenkt, daß fast nur die Geistlichen schrieben, und während der spanischen Herrschaft nur die Geistlichkeit und der, obwohl schon viel gesunkene Adel, (in den Städten die patricischen Familien) von Einfluß waren. Mehrere Namen sind indessen unter den Historikern des siebenzehnten Jahrhunderts zu nennen, wie die der Jesuiten Bouchier *) (Bucherius † 1665), Fisen 1649 und Foullon († 1668) in Lüttich, **) ferner Valere André † 1656, Butkens ***) † 1650, Vredius † 1652, Ericius Puteanus † 1646, Christyn † 1689, Carpentier 1673, der Baron Le Roy † 1693. Nur wenige dieser Männer waren für die Quellenkunde der belgischen Geschichte thätig, (wie jedoch Bütkens, Vredius und Carpentier) obgleich alle die genannten als gründliche Kenner der ihnen damals zugänglichen Quellen gerühmt werden müssen.

Wie gefahrvoll es in jener Zeit war, Urkunden durch den Druck bekannt zu machen, beweist das Schicksal des Apostolischen Notarius J. B. Ansems in Brüssel, der 1699 Abschriften brabantischer Diplome legalisirt hatte, welche die Decane der Zünfte ****) dieser Stadt im Luyster van Brabant abdrucken ließen, als in Folge des Bombardements der Stadt im Jahre 1695 der Thurm der Archive einstürzte, und der eiserne Koffer mit den Privilegien in die Hände des Volkes kam. Die noch nicht verkauften Exemplare wurden confiscirt und zerstört. Ansems wanderte in das Gefängniß.

*) Besonders wichtig durch sein Belgium Romanum. Leodii 1655. fol.

**) Fisen und Foullon sind die Hauptschriftsteller über die Geschichte Lüttichs. Vergl. über den letzten den Messager des Sciences et Arts 1837 S. 43.

***) Der Hauptschriftsteller der brabantischen Geschichte.

****) Les doyeans des neuf nations de Bruxelles.

Schon Karl der Fünfte hatte, um den so leicht zum Aufruhr zu reizenden Geist der mittleren und niederen Volksklassen zu fesseln, nicht bloß den Druck der städtischen Privilegienbriefe in Flandern, Brabant und anderswo verboten, sondern auch den Zugang zu denselben so gut wie unmöglich gemacht.

In den Klöstern war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der literarische Geist erstorben, nicht minder an der Universität Löwen. Wer sich über die übrigen Mönche oder Professoren zu erheben wagte, wurde häufig des Jansenismus beschuldigt und (wie van Espen) oft grausam verfolgt. *)

Ein großes literärisches Unternehmen gieng indeß von der Geistlichkeit aus, nämlich das nicht allein für die Geschichte des Christenthums und der Kirche, sondern auch für die Chronologie, Geographie und ältere Geschichte überhaupt so verdienstvolle Werk der Acta Sanctorum. Begonnen im Jahre 1643 wurde es fortgesetzt bis 1794. Drey und fünfzig Bände in Folio (deren letzter aber sehr selten geworden ist) bilden diese von Leibnitz gefeyerte in allen öffentlichen Bibliotheken Europa's sich findende Sammlung.

Die Großartigkeit und der anerkannte Werth derselben hat die Abfassung eines Memoire über die Geschichte des ganzen Unternehmens von seinem Beginnen an bis in die neuesten Zeiten veranlaßt, **) dessen Verfasser Herr Archivist Gachard ist. Ein Auszug daraus möchte unsern Lesern wohl willkommen seyn.

Den ersten Gedanken der Acta Sanctorum hatte der in Utrecht, bereits 1569 geborne, in Douai und Antwerpen lehrende und 1629 gestorbene Jesuit Heribert Rosweyde. Er machte kritische Vorarbeiten zu dem großen Unternehmen, welche der Cardinal Bellarmin vortrefflich fand. Ein anderer Jesuit, Johann Bolland (Bollandus), geboren 1495 zu Julemont im Limburgischen (ge-

*) Interessante Aufschlüsse über diese Periode und die in derselben lebenden belgischen Gelehrten finden sich in den Lectures von Goethaels.

**) Abgedruckt im Messager des Sciences et Arts de la Belgique v. J. 1835. S. 200 u. folg.



storben 1665) setzte die Arbeiten fort in Gesellschaft mit dem gelehrten Jesuiten Gotfried Henschen aus Geldern († 1681) und Daniel Papenbroch, Sohn eines reichen Kaufmann aus Hamburg. Papenbroch (flam. Papenbroek) hatte eine reiche Handschriften-Sammlung, starb 1714 im sieben und achtzigsten Jahre seines Lebens in voller literarischer Thätigkeit.

Der Pabst hatte im Jahre 1660 alle handschriftlichen Quellen für die Geschichte der Heiligen aus Rom zu ihrer Verfügung gestellt. Bolland hatte 1642 die zwey ersten Bände des Werkes gegeben, 1658 erschienen 3 folgende, und 1662, 1668, 1675 jedesmal drey. Als Henschenius starb, waren 14 Bände bis zum Monat Juny herausgegeben. Die Gesellschaft hieß die der Bollandisten, erhielt sich von 1688 an durch Anschließung neuer ausgezeichneter Mitglieder, und nach 1700 durch die Unterstützung des österreichischen Kaiserhauses (dem dann auch so viele Bände gewidmet wurden), bis zum Jahre 1773, wo die Aufhebung des Jesuiten-Ordens die Fortsetzung des großen Unternehmens ins Stocken brachte. Damals besaß die Gesellschaft ein Capital von 136,000 fl., die 9133 fl. 18 kr. Zinsen trugen und hatten vom *Verkauf* der Exemplare noch eine Jahreseinnahme von 2400 fl. Kaiserliche Pensionen und Unterstützungen der Bischöfe von Gent und Brügge deckten den Ueberschuß der Kosten. Jenes Capital wurde aber 1773 als Jesuitengut confiscirt.

Der Sitz der Bollandisten war das Profeßhaus der Jesuiten in Antwerpen gewesen. Unter ihm bestand das an Handschriften und Einkommen reiche Museum Bellarmini, in jene Stadt von Mecheln aus übertragen. Seine Directoren waren, nachdem die Jansenistischen Streitigkeiten aufgehört hatten, mit der Herausgabe der Analecta Belgica beschäftigt. *)

Der Erzherzog Carl von Lothringen, Gouverneur der österreichischen Niederlande, ernannte eine Commission, um untersuchen zu lassen: ob die Herausgabe der Acta Sanctorum und der Analecta Belgica fortgesetzt werden sollte. Zuerst (den 22. Februar 1774) ungünstig dafür gestimmt, empfahl dieselbe später (den 2. April) die Fortsetzung, und dem Fürsten Starhemberg wurde von der kaiserlichen Regierung der Auftrag ertheilt, für die Fortführung der beyden literärischen Unternehmungen ihr einen Plan zu überreichen. In Wien prüften diesen Plan Maria Theresia selbst mit ihrem Minister, dem Fürsten Kaunitz. Sie befahl (1776) die Fortsetzung der Acta zuerst in Antwerpen, dann (seit 1778) als das Profeßhaus der Jesuiten zur Militärschule bestimmt worden war, in der Abtey Caudenberg zu Brüssel.

Drey Exjesuiten — schon Bollandisten — wurden mit einem Gehalt von 800 fl. jeder, dazu ernannt, und der Abbé Ghesquiere (welcher die Acta Sanctorum Belgii VI Bände in 4. aus dem größeren Werke auszog) ihnen beygegeben. Der literärische Apparat wurde nach Brüssel gebracht. Die Herausgeber erhielten auch vom Minister von Külberg eine Instruction über die Fortsetzung der Acta, welche zum Zwecke hatte, die Arbeit abzukürzen und schneller auch wohlfeiler zu vollenden. *) Die Herausgabe der Analecta Belgica wurde alsbald (1779) an die von Maria Theresia gestiftete Académie des Belles Lettres **) in Brüssel übertragen, zu deren Mitglied auch Ghesquiere ernannt worden war. Im Jahre 1780 erschien der 51te Theil der Acta (der vierte vom Monat October). Im Jahre 1787 erhielten die Bollandisten ein neues Mitglied und eine eigene Druckerey. Im Jahre 1782, als ein älteres Mitglied gestorben war, berief man aus Lurueil den französischen Benedictiner Dom Berthod, der die Mission annahm. Im Jahre 1786 erschien der 48te Band.

Aber bald drohten neue Gefahren der Fortsetzung der gelehrten Arbeit, als Kaiser Joseph II. seine Reformen in den belgischen Provinzen begann, und die Aufhebung der Klöster und Abteyen beschloß. Im Jahre 1788 und 1789 suchten sowohl das Comité der Finanzen als das des Cultus der Regierung die Ansicht beyzubringen, die Arbeiten der Bollandisten seyen werthlos und nur ruinirend für den Fiscus; man solle deren Fortsetzung ein-

*) Gachard. Memoire p. 205.

*) Mitgetheilt von Gachard, S. 223.

**) B. 1. der deutschen Vierteljahrschrift S. 148.

stellen, um jährlich 3000 fl. zu ersparen! Auf den Allerheiligen Tag 1788 wurde befohlen, die Acta Sanctorum zu schließen. Die Benedictiner-Abtey Tongerloo in der Campine gelegen, erbot sich aber alsbald das Werk auf ihre Kosten fortzusetzen, was ihr am 11. May 1789 gestattet wurde. Der sämmtliche gelehrte Apparat und die Bibliothek der Bollandisten, so wie das Museum Belarmini und die Druckerey wurden an die Abtey übersandt. Die Abtey zahlte an die Regierung 30000 fl. und den fünf Bollandisten zusammen einen Jahresgehalt von 1895 fl. Es wurde der Abtey erlaubt ein Anleihen von 60000 fl. zu machen, um alle Kosten zu decken. Der Ausbruch der brabantischen Revolution im Jahre 1790 war den Arbeiten der Bollandisten gleichfalls ungünstig.

Im Jahre 1794 vollendeten sie indessen den 53ten Band, enthaltend das Leben der Heiligen vom 12., 13. und 14. October. Er wurde dem Pabst Pius VI. gewidmet. Aber schon brach der Sturm aus Frankreich über Belgien herein. Die Bollandisten de Bye und Ghesquiere flüchteten sich mit einem Theile der handschriftlichen Schätze nach Deutschland: die Bibliothek und der andere Theil des Archivs wurde im Lande selbst in Sicherheit gebracht und wohl erhalten bis zum Jahre 1827 — wo die niederländische Regierung den noch lebenden Mönchen alles abkaufte. *) Die Bücher kamen an die königliche Bibliothek im Haag, die Manuskripte in die sogenannte burgundische Bibliothek nach Brüssel.

Im Jahre 1834 beschloß die von der belgischen Regierung eingesetzte Commission d'histoire die Fortsetzung der Acta Sanctorum Belgii. Im Sommer 1837 aber decretirte die Regierung 6000 Fr. jährlich an ein Comité von in Belgien gebornen Mitgliedern des Jesuitenordens, um das große Werk zu Ende zu bringen. Jetzt (seit 1839) ließen sich diese in der Abtey Tongerloo nieder, und sind eifrig mit den Studien dazu beschäftigt. Es sind noch die Leben der Heiligen der letzten 78 Tage des Kalenders zu vollenden. Die nächste Zukunft wird uns belehren, ob die jetzt mit diesen Arbeiten beauftragten Männer Talent, Gelehrsamkeit und Ausdauer genug besitzen, um mit Ehren in die Fußstapfen der wirklich ausgezeichneten Hagiographen zu treten, welche vor bald zweyhundert Jahren das schwierige Unternehmen begonnen haben. *)

*) Im Jahre 1803 that das französische Institut in Paris Schritte, um die Fortsetzung der Acta S. S. zu bewirken. Sie blieben aber ohne allen Erfolg.

Wir nehmen den Faden unserer allgemeinen Uebersicht der belgischen Historiographie wieder auf, um den Zusammenhang der jetzigen Bestrebungen mit der Vergangenheit nachzuweisen.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts waren es französische und holländische Gelehrte, welche viele der verborgenen Geschichtsquellen der belgischen Klöster der gelehrten Welt zugänglich machten. Zwey berühmte Benedictiner (aus der Congregation des heiligen Maurus) nämlich Märtene und Durand bereisten zweymal die belgischen Kloster-Bibliotheken und gaben 1710 und 1724 über die Ergebnisse ihrer literärischen Pilgerfahrt höchst wichtige Relationen heraus.

Ihre beyden Sammlungen d. h. der Thesaurus Anecdotorum (zwischen 1717 — 1728) und Veterum Scriptorum Amplissima Collectio (zwischen 1724 — 1733) enthalten Chroniken, Urkunden, Briefe und andere geschichtliche Denkmale aus diesem Lande in Masse. Auch D'Achery's Spicilegium (1724 und folg. J.) nahm einiges auf. Das von Dom Bouquet begonnene und noch jetzt fortschreitende große Werk der Benedictiner über die Quellen der französischen Geschichte, (Recueil des historiens de France) giebt bereits bekanntes auch aus den belgischen Provinzen, oft verbessert, wieder.

*) Es schließt sich also hier schon die belgische Historiographie der Gegenwart an die der Vergangenheit enge an.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Nicht minder verdient sind schon früher um die Herausgabe mancher Chronik, mancher Urkunde Denys Sauvage (gegen 1559 und 1562), Denys und Jean Godefroid (der letzte gab Comines heraus), Raphael de Beauchamps (1699), Leibniz und Menken (welche beyde Ausgaben des Albericus trium fontium machten, 1698 und 1728,) dann der französische Historiograph André Duchesne, Mabillon, Baluzius, Montfaucon und die Benedictiner von Dom Bouquet bis Dom Brial. In Deutschland Freher (1600 — 1637), Lambecius (1669), Ludewig (1700 — 1727), Lünig (1713 — 1733), Fischer und Krämer *) (1781). Die Namen der berühmten holländischen Geschichtssammler Alkmade (1699), Heydecoper (1772), Van Mieris (1753), Schwarzenberg (1783), Mathäus (1738), Bondam (1783) und Adrian Kluit (1777 — 1781) sind allgemein bekannt. Ihre Sammlungen sind alle wichtig für die belgische Geschichte. **)

Unter Oesterreichs mildem Scepter erwachte der Geist der Wissenschaft in den belgischen Provinzen wieder. Aber nur langsam und in schwachen Versuchen begannen die historischen Studien. Der Jesuit Johann Bertholet schrieb seine, 8 Quartbände füllende, wenig verarbeitete Geschichte von Luremburg. Sehr interessant werden die Analecta Belgica von Hoynck van Papeudrecht, worin das Leben des berühmten Viglius von Zuichem, durch Hopper und dessen Briefe so merkwürdig sind. Aber bald d. h. seit 1753 blühen die Studien schöner auf, angeregt und kräftig unterstützt von dem Grafen Cobenzl und Neny. *) Die Barbarey der Universität Löwen wurde von dem ersteren gerügt. **)

Auf den Rath unseres berühmten Schöpflin, den er zu sich berufen hatte, faßte Cobenzl den Plan zur Gründung der Akademie in Brüssel, ***) welchen die Kaiserin genehmigte. Am 5. May 1769 hielt diese gelehrte Corporation ihre erste Sitzung. In der Buchdruckerey der Universität Löwen wurden auch bald verschiedene geschichtliche oder literärgeschichtliche Werke gedruckt: ****) unter welchen die

---

*) Dieser benützte die jetzt im Staatsarchiv zu München sich befindende überaus reiche Sammlung von Abschriften von Urkunden, Briefen u. s. w., welche unter dem Namen der Redinghov'schen Sammlung bekannt ist, und viele Abschriften belgischer Originalurkunden enthält.

**) Das Nähere bey v. Reiffenberg Introduction S. XXXIV. XLVI.

*) Neni schrieb das wichtigste statistische Werk über die österreichischen Niederlande, nämlich: Mémoires historiques et politiques sur les Paysbas Autrichiens. 2 Bde. 8. zwischen 1756 und 1785 öfters gedruckt.

**) Er schrieb am 20. July 1765: Il est honteux que nous ayons dans notre Université des gens si peu faits pour maintenir le bon goût et entièrement livrés à la barbarie, pour les sciences, et à la rusticité pour les moeurs. V. Reiffenberg p. XLVIII.

***) Sie hatte zuerst den bescheidenen Namen einer Société Littéraire. Erst im Jahre 1773 erhielt sie den Titel einer Académie impériale et royale des Sciences et Belles Lettres.

****) Der nachherige Bischof Nelis von Antwerpen ließ bereits vom Jahre 1760 an mehrere lateinische Werke da drucken, von welchen aber fast keines

von Paquot geschriebenen Mémoires pour servir à l'histoire literaire des XVII Provinces des Paysbas de la Principauté de Liège et de quelques contrées voisines 3 Bände Folio oder 18 Bände 8. herausgegeben zwischen 1765 — 1770 — besondere Auszeichnung verdienen.

Der Nachfolger Cobenzl's, Starhemberg war ein eifriger Beschützer der Akademie und der brabantische Kanzler Crumpipen ihr thätiger Vorsteher.

Wir haben in unserm Aufsatze über die literärischen Zustände Belgiens in der deutschen Vierteljahresschrift, von den Leistungen der Brüsseler Akademie das nöthige gesagt. Hier ist nur zu wiederholen, daß viele ihrer gekrönten Preißschriften und mehrere geschichtliche Abhandlungen ihrer Mitglieder noch jetzt zu den gelungensten historischen Monographieen jener Gegenden gehören. Und Des Roches ist bis jetzt von keinem spätern Historiographen seines Vaterlandes übertroffen worden.

Er, der Bischoff Nelis von Antwerpen und später Gerard waren es, welche die Akademie zur Herausgabe der noch ungedruckten Quellen der belgischen Geschichte bewogen. Ein darstellendes Werk dieser Geschichte, geschrieben von einer Gesellschaft Historiographen, sollte auf jene folgen. Der Abbé Ghesquierre, und ein anderes Mitglied der Akademie, der Marquis de Châteler nahmen an diesen Bestrebungen Antheil. Mehrere Pläne wurden gemacht und verworfen zwischen 1774 und 1781, unter welchen eine Mémoire von Gerard sur la Manière de publier les historiens et les monumens qui peuvent illustrer l'histoire belgique *) den besten enthält. Indessen geschah wenig. Nur der Marquis Châteler (unterstützt durch den Hofmeister seiner Kinder, einen Deutschen) gab 1784 die Chronik des oben genannten Giselberts von Mons heraus. Paquot hatte 1781 einen unvollständigen Text der lateinischen Chronik der flandrischen Grafen abdrucken lassen, die besser und im Thesaurus Anecdotorum bereits herausgegeben war und jetzt ganz vollständig im Corpus Chronicorum Flandriae S. 18 — 367 abgedruckt ist. Später, nämlich 1789, gab ein jüngeres Mitglied der Akademie, Lebroussart der Vater, eine sehr befriedigende (in Deutschland aber bis 1834) unbekannt gebliebene Ausgabe von Oudegherst's französischer Chronik von Flandern heraus. Eine noch heute hochgeschätzte literärische Denkschrift über die noch ungedruckten Quellen der belgischen Geschichte wurde des Bischofes Nelis Belgicarum rerum Prodromus. *) Im elegantesten Latein geschrieben, erschien sie begleitet von einer von Lebroussart gemachten französischen Uebersetzung zuerst in Antwerpen 1790 (in 4to), dann aber prachtvoll (ohne diese Uebersetzung) gedruckt zu Parma bey Bodoni im Jahre 1795 (auf 127 Seiten groß Octav) — und mit dem in Kupfer gestochenen Porträt des Bischofs geschmückt. **)

Das selten gewordene Werkchen galt bis 1834 als die beste Anleitung zur Quellenkunde der belgischen Geschichte, ist aber seitdem durch die Arbeiten der historischen Commission in vielen Puncten berichtiget worden. ***)

Alle Bemühungen Cobenzl's, Nenis', Paquot's, Nelis', des Roches' und Gerard's von 1760 bis 1795, eine kritische Sammlung der noch ungedruckten Quellen dieser Geschichte auf Staatskosten herauszugeben,

---

ausgegeben wurde. Hoppers Briefe an Viglius sind darunter, und erschienen 1803 zu Utrecht bey Altheer. S. v. Reiffenberg: Archives T. VI. S. 340 — 341. Introd. sc. CCCLXXIII.

*) Es ist abgedruckt in v. Reiffenbergs Archives Historiques des Paysbas T. VI. p: 303 — 342 und in seiner Introduction zu Philippe Mousques p. CCLXVIII — CCLXXIII.

*) Sive de Historia Belgica ejusque Scriptoribus praecipuis Commentatio, qua vulgandorum monumentorum series, praefatio, argumentum operis et summa rerum capita exhibentur. Reiffenberg gab einen Abdruck davon in der Introduction zur Chronique de Philippe Mouskes p. CCLXXIV.

**) Eine Lebensskizze dieses Bischoffs findet sich in Bogarts Bibliothèque des Antiquités Belgiques. T. I. Anvers 1833 p. 57.

***) Man vergleiche die im Messager des Sciences abgedruckten Bulletins in den Berichtigungen und Zusätzen zu der Commission. Auch in meiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte Bd. II. Abth. I. ist manches Neue enthalten.

blieben aber ohne Resultate. Die Stürme zweyer Revolutionen, der ersten belgischen und der französischen vereitelten für fast ein halbes Jahrhundert die Wünsche und Pläne jener Geschichtsfreunde. Einer jüngeren Generation war es vorbehalten, dieselben auszuführen.

Auf das beklagenswertheste wirkte die Einverleibung Belgiens in die französische Republik dadurch, daß die handschriftlichen Schätze der vielen Bibliotheken und Archive theils nach Frankreich abgeführt, theils verborgen, theils verschleudert und verkauft, oder ins Ausland geflüchtet, ja selbst zerstört wurden oder so verloren giengen, daß sie noch jetzt nicht wieder gefunden sind. *)

Commissäre der französischen Republik, unter welchen der gelehrte Camus sich befand, bereisten die belgischen Provinzen und nahmen aus den belgischen Bibliotheken der aufgehobenen Klöster und Stifter alle die Handschriften mit, welche sie für würdig hielten, der National-Bibliothek in Paris einverleibt zu werden. Erst im Jahre 1815 wurden dieselben wieder zurück gegeben und gehören (schon wegen ihres unter Napoleon ihnen ertheilten prachtvollen Einbandes) zu den schönsten und wichtigsten Handschriften der sogenannten burgundischen Bibliothek in Brüssel.

Einzelne Freunde der Geschichte und Alterthümer Belgiens brachten die der Staatsconfiscation entgangenen Handschriften und seltene Bücher, wenn solche käuflich waren, an sich, wie von Villenfague in Lüttich, Graf Renesse in Eldeen bey Mästricht, der Pfarrer Stiels in dieser Stadt, mancher andere Sammler in Brüssel, Herr Barrois in Lille (jetzt bey Brügge wohnhaft), besonders aber der 1836 als Universitäts-Bibliothekar in Gent gestorbene Bibliophile und Antiquar Lammens, und der schon so oft erwähnte Charles Van Hulthem, dessen handschriftliche Sammlung gegen 9000 Nummern zählt.

Die seit 1833 allenthalben mit so großem Eifer angestellten Nachforschungen brachten indeß so viele der vierzig Jahre lang verborgenen Handschriften wieder ans Tageslicht, daß fast keine bedeutende unedirte belgische Geschichtsquelle mehr fehlt. Manche fanden sich in den Stadtbibliotheken *) vor, manche in den Bibliotheken des Auslandes.

Die zwanzig Jahre der französischen Herrschaft in Belgien waren den historischen Studien allda nicht günstig. Seine Bewohner sollten Franzosen werden. Des Landes Vergangenheit galt als die Zeit der Barbarey und der Unwissenheit, und sollte aus dem Andenken der Nachwelt verschwinden, bloß in den Statistiken der neuen Departements, in welche die belgischen Provinzen umgewandelt waren, streute man einige historische Notizen ein. In den Archiven wurden die ältesten, nur historisch merkwürdigen Diplome zu den „Rebüts“ geworfen, indessen doch nichts gewaltsam zerstört, wie wenige Jahre zuvor in den übrigen Departements. Im Jahre 1810 bedauerte Dacier in seinem Rapport an den Kaiser über die Fortschritte (?) der historischen und philologischen Studien seit 1789, daß die Sammlung der Acta Sanctorum nicht fortgesetzt werde. **)

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

*) So z. B. die Urkunden des Lütticher Staats-Archives.

*) Die Kataloge der die belgische Geschichte betreffenden Handschriften in den belgischen Städten, so wie in einigen Städten von Nord-Frankreich und nach dem Archiv für deutsche Geschichte in Deutschland und Italien, sind abgedruckt in den Bulletins der Commission royale d'Histoire und im Messager des Sciences et Arts von den Jahren 1835, 1836 und 1837. Daraus sind Hänels mangelhafte Kataloge zu berichtigen.

**) Rapport fait à Paris en 1810, imprimerie impériale p. 148.



A Memoir of the political life of the right honourable Edmund Burke; with extracts from his writings, by George Croly L. L. D. Rector of St. Stephens, Walbrook, London. Edinburgh 1840. 2 Voll. 8.

Zwar gröſstentheils nur Auszüge aus Burke's Schriften; aber um so zeitgemäßer. Burke war ein Seher,

ὃς ᾔδη τά τ' ἐόντα, τά τ' ἐσσόμενα, πρό τ' ἐόντα,

den seine Gegner für rasend hielten, von dessen Weissagung aber so viel in Erfüllung gediehen ist, daß ihr wohl auch für die Zukunft geglaubt werden darf. Ist diese Weissagung düster, so ist sie darum nicht trostlos; sie verkündet Unheil, aber nicht unbedingt; sie warnt mehr und zeigt Wege der Rettung. Davon bleibt diesen zahlreichen Schriften ein Werth, den andere, gleich ihnen von der Gelegenheit hervorgerufene, längst nicht mehr haben.

Der Herausgeber hat gut ausgewählt und geschickt verbunden. Was er von Eigenem hinzuthut, ist nicht wenig noch geringhaltig. Er zeigt sich als ein rüstiger conservativer Streiter und dabey so aufrichtig, daß er, indem er dem Gegner nichts hingehen läßt, die eigenen Blößen keineswegs zu verbergen sucht. Auffallend war dem Ref. eine Stelle I. 17, wo von Burke's erster, 1756 erschienenen, Schrift: vindication of natural society, die Rede ist.

> „Diese Vertheidigung war ein Angriff, nicht sowohl auf Bolingbroke's politische Gesinnung, als auf seine Irreligiosität. Gröbliche, verderbliche Verachtung aller Wahrheiten, die dem Menschen heilig sein müssen, war Mode in dieser Zeit geworden. Erzeugt in der nebeligen Metaphysik Deutschlands, hatte sie schnell ihr volles Wachsthum in der Ausgelassenheit des französischen Hofes erreicht. England, das sonst verschmäht, das geringste Hülfsmittel für den geringsten Bedarf des Lebens zu entlehnen, England hatte sich so weit erniedriget, daß es aus Frankreich die herrschenden Parthey-Ansichten von Kirche und Staat entlehnte. Bolingbroke, seiner Ränke wegen in Verbannung, füllte mit Nachahmung französischen Unglaubens seine trübe Einsamkeit aus, und erstattete an England damit seinen Dank, daß er die Gifte von Berlin und Paris für seine Landsleute zubereitete.“

Hier ist eine Verkennung oder Verwechselung der Zeiten, die man schreyender kaum bey dem leichtsinnigsten Franzosen antreffen wird. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, über welche Bolingbroke's schriftstellerische Thätigkeit nicht hinausreichte, gab es in Deutschland keine Metaphysik, die nebelig hätte heißen können, besonders aber keine gegen die Religion, auch nur insgeheim, feindselige. Dagegen war in England, schon im Anfange eben dieses Jahrhunderts, lange bevor Bolingbroke zu schreiben anfing, ein Schwärmen von Freygeistern, dem nicht unähnlich, welches die französische Revolution eröffnet und begleitet hat. Ein bleibendes Zeugniß davon ist der im Jahre 1708 gedruckte Aufsatz von Swift. „Einige Gründe, warum die Abschaffung der christlichen Religion doch üble Folgen haben dürfte“ (übersetzt von Schlosser in dem deutschen Museum 1788. Bd. 1.). Was Bolingbroke in Frankreich ausbreitete, traf er nicht dort erst, sondern hatte es aus England mitgebracht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nr. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Friesische Rechtsquellen von Dr. Karl Freyherrn von Richthofen. Berlin, Nicolaische Buchhandlung 1840. 4. — Altfriesisches Wörterbuch von Dr. Karl Freyherrn von Richthofen. Göttingen, Dieterichische Buchhandlung 1840. 4.

Unter den Völkern, welche uns Tacitus in seiner Germania als die Bewohner Deutschlands nennt, sind nur wenige, welche ihren Namen bis auf die heutige Zeit unverändert bewahrt haben; zu diesen wenigen gehören die Friesen, die sich aber auch sonst durch ihr strenges Festhalten an den *ihnen von ihren* Vorfahren überlieferten Einrichtun*gen auszeichnen*; bis weit hinaus über die Gränzen des Mittelalters haben sie sich bey ihrem angestammten Rechte behauptet und wenn noch im siebzehnten Jahrhunderte es Sitte war, daß die Chirurgen neben ihren übrigen Instrumenten in Friesland immer einen Zollstab führen mußten, um die Wunden, welche sie verbanden, zu messen, so kann man auch hierin noch ein merkwürdiges Ueberbleibsel des ältesten germanischen Rechtes sehen, welches bey allen Körperverletzungen, die dem Einen von dem Andern zugefügt wurden, weit mehr auf die äußere Erscheinung der That, als auf die Absicht dessen sah, von welchem sie ausgegangen war. Während des ganzen Mittelalters haben die Friesen sich stets in einer großen Isolirtheit von den übrigen mit einander zum deutschen Reiche verbundenen Stämmen gehalten; während bey diesen aus der Verbindung der Immunitätsgerechtsame mit den Grafenrechten sich allmählig die Landeshoheit entwickelte, kamen die Friesen noch immer nach wie vor zu ihren alten Gemeindeversammlungen, wie z. B. zu Upstallesbom bey Aurich, zusammen und hielten hier Gericht in der Weise der Väter. Eben aus dieser Abgeschiedenheit erklärt es sich auch, daß obschon in Friesland das hier geltende Landrecht frühzeitiger als bey irgend einem andern deutschen Stamme aufgezeichnet wurde, dieß dennoch gar nicht die Rechtsbildung im übrigen Deutschland berührte, während eine bloße Privatarbeit, wie Eike von Repgow's Sachsenspiegel, im Norden und Süden des Reiches Verbreitung, nicht aber zu den Friesen seinen Weg fand, in deren Rechtsquellen nur an einer Stelle eine Berufung auf denselben, nämlich in den Fivelgoer Bußtaxen (S. 307), vorkommt.

Die große Bedeutung und Wichtigkeit des Studiums des Friesischen Rechts für die Erforschung der eigentlichen Grundprincipien des germanischen Rechtes überhaupt ist längst allgemein anerkannt; die Quellen jenes Rechtes gehören zu den allerergiebigsten, sie sind reichhaltiger als die angelsächsischen, obschon auch diese gerade in der angegebenen Beziehung einen hohen Werth haben. Auch lernt man eben aus solchen Quellen die eigentlich deutschrechtlichen Kunstausdrücke kennen, welche in den in lateinischer Sprache geschriebenen sogenannten Leges Barbarorum gar nicht oder doch sehr sparsam hervortreten. Außer der zu diesen ebenfalls gehörenden Lex Frisionum waren zwar mehrere der übrigen friesischen Rechtsquellen ebenfalls gedruckt und vorzüglich waren die Namen v. Wicht und Wiarda wegen der Verdienste um die Herausgabe der Quellen ihres vaterländischen Rechts hochgefeyert. Dessenungeachtet waren aber diese Quellen keineswegs allgemein zugänglich, auch ließen die Arbeiten der beyden genannten Männer noch die Ausfüllung einer Menge von Lücken und sehr bedeutende Berichtigungen zu. Man kann es daher

nicht genug anerkennen, daß Freyherr von Richthofen sich der Mühe unterzogen hat, die sämmtlichen friesischen Rechtsquellen aus den Handschriften herauszugeben. Derselbe hat seinen ganzen Fleiß diesem Zweige des germanischen Rechts zugewendet und beabsichtigt nunmehr auch die Bearbeitung einer friesischen Rechtsgeschichte, welche sobald als möglich nachfolgen soll. Es wird dieß eine wesentliche Bereicherung unsrer deutschrechtlichen Literatur, und für Viele werden dann auch die nunmehr im Druck erschienenen Quellen noch zugänglicher werden, als sie es jetzt sind, da Manchem die Sprache doch einige Schwierigkeit bieten wird. Für den Sprachforscher sind diese Rechtsquellen aber auch noch aus einem andern Grunde besonders wichtig, weil sie die fast alleinigen Sprachdenkmale des Friesischen Dialekts aus der ältern Zeit sind, die namentlich keine poetischen Monumente aufzuweisen hat. Um das Sprachstudium hat sich daher der Herausgeber jener Quellen noch dadurch besonders verdient gemacht, daß er gleichzeitig ein altfriesisches Wörterbuch ausgearbeitet hat. Daß letzteres, obschon es sich auch in der Seitenzahl an die Rechtsquellen anschließt, in einer andern Buchhandlung als diese hat erscheinen müssen, ist keine große Aufmunterung zur Beschäftigung mit solchen Gegenständen und scheint kein Beweis davon zu seyn, daß jede große Buchhandlung geneigt ist, der Wissenschaft als solcher auch ein Opfer zu bringen, indem bey einem Streite zwischen Merkur und Minerva letztere nicht sehr auf die Galanterie des erstern zählen zu können scheint.

Der Herausgeber hat bey seiner Arbeit den Weg eingeschlagen, daß er zuerst solche Quellen geliefert hat, welche über ganz Friesland bis zur Zuydersee gegolten haben; an diese schließen sich diejenigen an, welche nur einzelnen friesischen Gemeinden angehört haben, und zwar stehen unter diesen die östlichen voran; der Zeit nach fallen diese Rechtsquellen in die Periode vom 13ten bis zum 15ten Jahrhunderte, mit Ausschluß der Lex Frisionum, welche der Zeit ihrer ersten Abfassung nach wohl schon in die Merovingische Periode zu stehen kömmt. Sie hat längs der friesischen Seeküste von der Wesermündung bis Sinkfal (nach dem Herausgeber das s. g. Zwin, bey Brügge, was jedoch von Herm. Müller, Lex salica S. 76 bezweifelt wird) gegolten. Von ihr besitzen wir nur eine einzige Handschrift (einen heroldischen Text), welcher die Lex Frisionum in der Revision, wie sie sie vermuthlich im Jahre 802 erfahren hat, wiedergiebt. Der Herausgeber schickt einen mit Emendationen versehenen Abdruck der Lex Frisionum den übrigen Rechtsquellen voran. Unter diesen nehmen die etwa um das Jahr 1200 verfaßten „XVII allgemeinen Küren" die erste Stelle ein; für sie bot sich eine Mehrzahl von Handschriften, namentlich auch ein lateinischer Codex; wegen mancher wesentlicher Verschiedenheiten hat der Herausgeber mehrere dieser Codices neben einander abdrucken lassen. Der friesische Name für eine solche Küre ist Kest (verwandt mit kiesen), in einem Codex wird statt dessen der Ausdruck liodkest (Volks-Küre), und einem andern regelmäßig wilkoer gesagt; allen diesen Worten will aber das Wort Petitio des lateinischen Codex nicht recht entsprechen, doch ist dasselbe wohl in Verbindung mit dem nachfolgenden Concessio zu verstehen. Wie man in England so gern die guten Gesetze auf die Zeit Edwards des Bekenners zurückführen wollte und diesem daher eine Menge derselben zuschrieb, die ihm keineswegs den Ursprung verdankten, so geschah es in Deutschland in Betreff Karls des Großen. Von ihm wollten die Femgerichte Westfalens gegründet seyn, auf ihn datirten auch die Friesen ihre Gesetze zurück, daher heißt es zu Anfang der Küren: Thet is thiu forme kest and thes kenenges Kerles ieft: das ist die erste Küre und König Karls Gabe (Bewilligung, lat. Concessio), indem man sich die Sache so dachte, als habe man bey jedem einzelnen dieser durch Autonomie festgestellten Rechtssätze den Kaiser um seine Bestätigung gebeten, während der eigentliche Thatbestand wohl der war, daß Karl den Friesen bey ihrer gänzlichen Unterwerfung unter der Bedingung des Christenthums ihre Freyheit und ihr Recht ließ. So sagt die siebente Küre: thet alle Fresa a fria stole sitte; thet ief him keneg Kerl thruch thet hia Cristen urde and tha suthera kenenge heirzeg end herec urde, während sie ehedem dem nördlichen Könige unterthänig und Heiden waren. Zu dieser Stelle ist nachmals, nach Ausbildung der Landeshoheit im Laufe des sechszehnten

Jahrhunderts von dem Grafen Edzard der merkwürdige Zusatz gemacht worden: Disse willkör schalmen nu also verstaen: als men den romeschen koninck in voertyden is hoersam vnde vnderdanich gewest, so schalmen nu uns hoersam syn, de dat sueert van den romeschen keyser ontfangen hebben; des wy oek de gemenen Vresen laten by erer olden redelyken gewoenheyt.

An die Küren schließen sich die XXIV allgemeinen Landrechte aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts und die wenig jüngeren allgemeinen Bußtaxen an. Der Ausdruck Landrecht (der lateinische Text hat Constitutio) ist hier aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne zu nehmen, sondern bezeichnet eben nur die einzelnen Abtheilungen eines großen Friesischen Landrechts. Die allgemeinen Bußtaxen sind ganz in der Weise der altgermanischen Compositionenregister abgefaßt; auch sie existiren in einem lateinischen Codex, in welchem sich die deutschen Worte oft sonderbar genug ausnehmen, z. B. p. 84 i. f. Pro starblind tantumdem. Diese lateinischen Codices gelten dem Herausgeber für die Originalien, ein Punkt, in Betreff dessen (Vrgl. Wiarda, Asegabuch, Vorrede S. 56) wir in der Rechtsgeschichte selbst auf die näheren Aufschlüße sehr gespannt sind. Wenn dem, wie wir nicht zweifeln wollen, wirklich so ist, so ließe sich daraus wohl auch ein Schluß darauf machen, daß dieselbe Annahme bey dem Sachsenspiegel um so mehr ihre Stelle finden dürfe. Dagegen fehlt es an einem lateinischen Codex bey den Ueberküren, einer Rechtsquelle, die wohl auch noch dem dreyzehnten Jahrhunderte angehören möchte. Der Ausdruck, Urkera allera Fresena, wird durch einen plattdeutschen Text, welcher sagt: De nye koer der Vresen hinlänglich deutlich gemacht. Eine weitere Verbreitung haben in Friesland auch die sogenannten Leges Upstallesbomicae (da Willkerren fan Opstallisbame) vom Jahre 1323 gefunden, doch haben sie nicht östlich von der Ems gegolten; sie (in einem lateinischen und zweyen friesischen Texten, einer im Nachtrage) mit ihren nur in lateinischer Sprache vorhandenen Zusätzen vom Jahre 1361 reihen sich in der anliegenden Ausgabe an die Ueberküren an; die auf sie folgende Beschreibung der friesischen Seelande macht den Beschluß der Sammlungen solcher Quellen, die sich nicht speciell auf einzelne Gemeinden beziehen.

Die Gesetze der einzelnen Völker Frieslands gehören, so weit sie in dieser Ausgabe vor uns liegen, den folgenden Landestheilen zu: Rüstringen (westlich von der Wesermündung, im Oldenburgischen), Brokmerland (die Umgegend von Aurich, in Ostfriesland), Emsigerland (Umgegend von Emden, Ostfriesland), Westerwold (westlich von der Ems, Groningen), Fivelgo (westlich von der Emsmündung, nordöstlich von der Stadt Groningen), Hunsingo (nördlich von Groningen, an der Seeküste), Humsterland (zwischen Hunse und Lauwers, nw. von Groningen), Langewold (östlich der Lauwers), Fredewold (südlich von Langewold), dem Westerlauwerischen Friesland (Westfriesland mit seinen drey Gauen: Ostergo, Westergo und Sevenwold), und Drenthe. Wir haben in dem sonst unschätzbaren Wörterbuche vergeblich nach genügenden Erklärungen der Namen dieser verschiedenen Landschaften gesucht, selbst die Deutung des Namens der Friesen fanden wir nur im Anhange mit Beziehung auf eine sonst schwer anzutreffende Note. Man kann sich kaum des Lächelns erwehren, wenn Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte den westgothischen tiuphad mit dem französischen Worte touper in Verbindung bringt und glaubt, derselbe habe sich durch seine eigenthümliche Haartracht vor andern Personen ausgezeichnet. Hinsichtlich der Friesen wird man, selbst mit der Unterstützung von Grimm's Grammatik, auf einen etymologischen Zusammenhang mit dem französischen friseur gewiesen; frisle heißt die Haarlocke und Friesen scheint soviel als die Gelockten, comati zu bezeichnen, was auf die religiöse Bedeutung des Haares bey den Germanen und darauf hinweist, wie das Haar selbst ein Zeichen der Freyheit war; unwillkührlich wird man daran erinnert, daß der Friese seinen Eid mit Berührung des Haupthaares (vrgl. Allg. Ges. d. westerlauw. Frieslandes §. 71 p. 399 wo freylich Grimm, Deutsche R. A. für hara vorschlägt: gara womit dann das Kleid gemeynt wäre) schwur, weßhalb das Sprichwort entstand: „dem Friesen glaubt man nicht anders, als

wenn er die Hand im Haare hat.“ Die Grundidee, welche in dem Worte frisle liegt, ist das Kräuseln, Zusammenziehen, weßhalb auch fraise, friusan, frieren, auch wohl der Name der Krankheit Friesel hieher gehört. Die übrigen Namen sind aber in dem Wörterbuche sämmtlich unerklärt geblieben; dieß war da, wo die Bezeichnung von einem Flußnamen hergenommen ist, wie z. B. Hunsingo, freylich nicht erforderlich; doch was ist Rüstringen? was ist Fyweling? was ist Brockman? Wiarda (Willkühren der Brockmänner S. 2) erklärt letzteren Ausdruck durch Bewohner eines Bruches, allein etymologisch würde die Herleitung von brok (bracca, das englische breech, brokgerdel, Hosengürtel s. Wörterbuch S. 670), wobey man an Gallia braccata sich erinnern mag, eben so wenig im Wege stehen.

Doch kehren wir zu den einzelnen uns mitgetheilten Quellen zurück:

Die Gesetze der Rüstringer, zu welchen die Rüstringer Küren, die neuen R. Küren, die Bußtaxen, die R. Rechtssatzungen, in denen jeder neue Satz mit den Worten: thit is ak frisesk riucht anhebt), die R. Priesterbußen, das R. Sendrecht (hirr is eskriuin alsa den riucht sa us god selva sette, anti kinig Kerl ur ief) gehören, sind sämmtlich aus der Oldenburger, von Wiarda edirten Handschrift, welche den Namen Asegabuch führt, entnommen; an sie schließen sich noch zwey andere Stücke an, von denen das eine von dem jüngsten Gerichte, das andere von den zehn Geboten handelt. Der Nachtrag enthält außerdem noch das Rüstringer Recht nach einer Handschrift vom Jahre 1327; diese Handschrift selbst ist freylich später verloren gegangen, doch befindet sich eine von Oelrichs gefertigte Copie derselben in der Bibliothek des Herzogs von Cambridge. Außerdem gehören hieher die Butjadinger Küren vom Jahre 1479 aus einem Wührdener Rathscodex der herzoglich gothaischen Bibliothek.

Gesetze der Brokmer. Zu diesen gehören folgende einzelne Stücke: Küren der Brokmer und Emsiger (lat.) aus einer Handschrift des Herzogs von Cambridge, ein Sendbrief vom Jahre 1253 (aus Niesert, münstr. Beitr.), die Bischofssühne von

1276 oder der sogenannte Eberhardsbrief (nach einem lateinischen, einem friesischen und einem plattdeutschen Texte), dann der Brockmerbrief (von Wiarda im Jahre 1820 sehr ungenau und nachläßig herausgegeben). Jene vorhin erwähnten Küren sind abgesehen von ihrem anderweitigen Inhalte, auch schon deßhalb interessant, weil sie einen Blick in die ältere Verfassung gewähren, nach welcher selbst zwey einander benachbarte Gemeinden, gleich zweyen einander fern stehenden Völkern, Verträge schlossen zur Feststellung des gegenseitigen Friedens u. s. w.

Gesetze der Emsiger. Mehrere der diesem friesischen Stamme angehörige Rechtsquellen, namentlich die Emsiger Domen vom Jahre 1312, das Emsiger Pfennigschuldbuch (— eine etwas unpassende Bezeichnung, die von den Anfangsworten: Hyr beginnath tha domar, ther alle Amsgane bi rekeniat and by riuchtat; olrerest fon there pannengsgelde [womit Geldschulden gemeynt werden] hergenommen ist) und die Emsiger Bußtaxen waren früher theils durch Wicht, theils in neuerer Zeit durch Montanus Hettema (het emsiger landregt, Leeuwarden 1830) bekannt gemacht. Unser Herausgeber hat auch bey diesen Stücken noch mehrere andere Handschriften benützt, und ihnen einige bisher unedirte Stücke beygefügt, nämlich einen sogenannten Fia-eid und das Verfahren der Sendgerichte (aus einer Wolfenbüttler Handschrift): Was jenen Eid anbetrifft so heißt hier fia so viel als Geld, wie fe im Schwedischen (vergl. das deutsche Vieh mit dem lateinischen pecus und pecunia), welchen Ausdruck auch lateinische Texte beybehalten, indem sie sagen: fia-juramentum. Es ist damit aber nicht ein auf eine Münze abgelegter Eid zu verstehen, wie Grimm (D. R. A. S. 907) annimmt, denn er wird auch auf die Thürschwelle (oppa tha dreppele) geschworen, sondern ein solcher, der wegen einer gewissen Summe Geldes abgelegt wurde. (Näheres darüber enthält das Wörterbuch h. v. p. 737.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nr. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Friesische Rechtsquellen von Dr. Karl Freyherrn von Richthofen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das andere vorhin erwähnte Stück heißt im Friesischen: Faertgongh (Processus) des gastelika riuchtes (juris ecclesiastici); der Herausgeber hat es zu dem Emsiger Rechte gestellt, weil in mehreren der erwähnten Formularien auf den Probst von Emden Rücksicht genommen wird, z. B. §. 11. Gregorius een knapa der knapena godis (servus servorum Dei) use liawe sune thi progest to Ameda seliche and pauslike benedynghe).

Das Westerwolder Landrecht vom Jahre 1470, welches bereits in dem fünften Bande der Verhandelingen der Genootschap pro excolendo jure patrio te Groningen im Jahre 1809 herausgegeben ist; es ist hier mit Varianten aus einer späteren Revision vom Jahre 1567 (bestätigt von Philipp II. und Margaretha von Parma) von Neuem abgedruckt.

In gleicher Weise verhält es sich nun auch mit den Rechtsquellen der übrigen oben genannten friesischen Landschaften; für jede ist aus Gedrucktem und Ungedrucktem eine fleißige und sorgfältige streng kritische Sammlung alles Vorhandenen geliefert, welche nunmehr eine vollständigere wissenschaftliche Benützung möglich macht. In den Nachträgen werden außer andern Stücken auch die beyden ältesten bisher aufgefundenen Urkunden in friesischer Sprache abgedruckt, die eine vom Jahre 1374, die andre vom Jahre 1390. Sodann hat der Herausgeber auch die Gesetze der Nordfriesen, die ihm vom Prof. Michelsen in Kiel mitgetheilt worden waren, aufgenommen; allerdings waren auch diese Stücke, namentlich die „Eyderstadischen Küren der rechten Wahrheit“ schon gedruckt, allein sie haben mit Benützung zweyer Handschriften der Kieler Universitäts-Bibliothek manche Berichtigung erfahren. Ohne daß die Nordfriesen selbst in einem nahen Verbande mit den übrigen Friesen gestanden haben, so schliessen sich doch auch die bey ihnen geltenden Rechtsgrundsätze strenge an den Inhalt der älteren friesischen Quellen überhaupt an.

Indem wir nunmehr zu dem Altfriesischen Wörterbuche übergehen, so müssen wir auch hier zunächst dem Fleiße und den Kenntnissen des Verf. alle Anerkennung zollen; er hat ein Wörterbuch geliefert, welches als ein wahres Muster für alle Arbeiten der Art dienen kann, es ist ein überaus belehrendes Buch. Mit der größten Sorgfalt sind bey allen Worten die verschiedenen Formen, die Flexionen u. s. w. angegeben; lieferten die Quellen das Material, so finden wir hier in mehreren vortrefflichen Artikeln dieses Material verarbeitet, so daß hier über eine große Menge rechtshistorischer Institute bereits vollständige Belehrung geschöpft werden kann, wovon wir Einiges im Nachstehenden herausheben wollen. Nähere sprachliche Bemerkungen über die einzelnen friesischen Dialekte behält sich der Verf. für seine friesische Rechtsgeschichte vor, wo er namentlich auszuführen und zu begründen gedenkt, wie die östlichen Dialekte sich mehr dem Angelsächsischen und Isländischen, die westlichen hingegen dem Altsächsischen (wie es im Heliand erscheint) sich nähern.

Gleich zu Anfang des Werkes tritt uns das Wort A, E, Ewe, Ewa, Ehe, entgegen, dessen Bedeutung für das geltende göttliche und menschliche Gesetz sich beynahe bey allen germanischen Stäm-

men antreffen läßt. Der ursprüngliche Sinn ist unstreitig Bund, Bündniß mit Gott (Religion) und mit den Menschen (Recht). Die Friesische Sprache, welche das Wort Ewe auch in der Bedeutung Bund schlechthin kennt, indem es in den Gesetzen der Emsiger (Verfahren der Sendgerichte. §. 2. S. 248, nicht 348 wie S. 584 steht) heißt: das Recht ist dreyer Menschen Ewe, des Richters, des Klägers (onspraeker) und des Beklagten (sitter), hat die Eigenthümlichkeit, daß es unser deutsches Wort Ehe, wo es das rechtmäßige Bündniß zwischen Mann und Weib bedeutet, in der adjectivischen Form afte wiedergiebt. Umgekehrt hat aber auch dieses Wort die allgemeine Bedeutung des gesetzlichen Zustandes überhaupt z. B. 23tes Landrecht Westerl. Text: also waerd that aefte oen eerdrike; dann die Composita aftlik (gesetzlich, ehelich) aftslit (Ehebruch), aftskip ein jüngeres Wort, welches soviel wie Legitimität sagen will, und aftlos das mittelalterliche echtlos. Zu eben diesem Wortstamme gehören ewig, ewende (die gesetzliche Wende der Sonne) E-hera wörtlich Ehe-Herr, womit hier ein Dorfrichter gemeynt ist und asega (auch aesga, wörtlich das lat. judex.), über welches Wort sich ein interessanter Artikel S. 600 findet; namentlich wird hier hervorgehoben, wie die ursprüngliche Bedeutung Asega, Verkünder der Ehe sich auf die Religion bezogen habe, indem unter dem nämlichen Worte auch der Priester verstanden wird, sodann daß die Asegen bestimmten Geschlechtern angehört haben. So heißt es in der Sage von König Karl und Radbod (Allg. Ges. des westerl. Frieslands. S. 439): dae spreek di ena deer fan Wydeken slachte was, dis forma (des ersten) aesga, womit zu vergleichen das Westerlauw. Schulzenrecht §. 79 (S. 400): Widekin heet di forma aesga, deer dyn aersta doem deelde in freescha merckum.

Wie in Deutschland die ältere Gerichts-Verfassung sich verloren und fast nur noch bey den Kindern sich im Pfänderspiel erhalten hat, wo der Richter die Schöffen fragt: was soll derjenige thun, dem dieses Pfand gehört? so ist es in Friesland ähnlich mit dem Asega ergangen, der sich zuletzt nur noch in einem im Jahre 1559 aufgezeichneten Weisthum über Dreschen der Rübesaat vorfindet (S. 612). Ein besonderes Asegabuch,

d. h. ein Rechtsbuch, welches erweislich diesen Namen geführt hatte, wie Wiarda glauben gemacht hat, hat es niemals gegeben, sondern Asegabuch heißt jedes friesische Rechtsbuch (S. 608). Nach mehreren Stellen zu schließen sollte man den Redieva (Rathgeber) für identisch mit dem Asega halten, doch werden sie in manchen andern ausdrücklich unterschieden (S. 987 u. ff.). Neben asega und redieva wird öfters auch noch der alderman genannt (S. 508); die verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes, welches späterhin auch einen Kirchenvorsteher und in der Form dick-alderman einen Deichgeschwornen, dann auch in manchen friesischen Städten, wie in England, die Stadträthe bezeichnet, sind in dem Wörterbuche ebenfalls zusammengestellt. In ähnlicher Bedeutung mit den zuvor angegebenen findet sich auch das Wort atha (eigentlich Väter, in welchem Sinne es in den ältern Quellen nicht vorkommt); so giebt es in Westfriesland: Deichatten und Kirchatten, auch werden von den Atten Nichtatten (Uniathe) unterschieden. „In einigen Stellen", sagt Richthofen, „bin ich unentschieden, ob unter athen Atten oder Eide zu verstehen sind"; sollte nicht vielleicht das Wort selbst wie athamen, ethemen, welches die nämliche Bedeutung hat, überhaupt zu ath, eth zu ziehen seyn? dann wäre athe und uniathe Geschworne und Nichtgeschworne und dickathe, kerkathe Deich- und Kirchgeschworne.

Auch über eine Mehrzahl anderer als Richter oder sonst nach der ältern Gerichtsverfassung hinsichtlich des Rechtsprechens als Vollzieher der richterlichen Befehle thätigen Personen giebt das Wörterbuch vielseitigen Aufschluß. Wir verweisen deßhalb auf die Artikel: Gretmon, Greva, Kok, Grana, Skeltata und Talemon. Gretman, wörtlich: Grußmann, ist Bezeichnung eines Richters, die einzelnen Gegenden Frieslands eigenthümlich ist. Der Begriff, welchen wir heut zu Tage mit dem Worte Grüßen verbinden, ist der einer freundlichen Aufforderung oder Anregung eines Menschen zu dem andern, eben dieß Wort kommt aber im Althochdeutschen (Graff, Spr. Sch. Bd. 4. S. 338) in folgenden Bedeutungen vor: irritare, agitare, provocare, ciere, vocare, movere, hortari, sollicitare, temptare, excitare, exer-

cere; von da bahnt sich leicht den Uebergang zu dem „kampflich grüßen“ des Sachsenspiegels (B. 1 Art. 48 §. 2), wie sich das Wort auch vielfach in den friesischen Rechtsquellen findet, in welchen daher Gretman der Mann ist, welcher über den Gruß d. i. die Anfechtung, Anklage des Einen gegen den Andern, und namentlich auch über den eigentlichen kampflichen Gruß entscheidet. Gar leicht könnte man dazu geneigt seyn, hiemit auch den friesischen gretwerdere, den Aufseher, Wärter des Kampfplatzes in Verbindung zu bringen; allein gret heißt der Kampfplatz nicht von gret Gruß, sondern von gret Gries, der arena der Bedeutung nach entsprechend.

Sehr interessant sind die beyden Artikel greva, welches Wort in der doppelten Bedeutung von Graf und Wundarzt vorkommt. Greva, Wundarzt, ist mit Bestimmtheit abzuleiten von greva graben, weil der Chirurg einschneidet, in das Fleisch mit dem Messer eingräbt; woher stammt aber Graf? Dieß Wort hat schon zu manchen Untersuchungen Veranlassung gegeben; die Ableitung aus einem Anagramm von gefera (geresa) habe ich längst aufgegeben; v. Richthofen erklärt sich aber nicht bloß gegen diese, sondern auch die neuere von Grimm aufgestellte: gi und ravo (tignum und tectum), so daß giravo so viel als contubernalis, contectalis wäre, der Ableitungen von reafan (rauben, pfänden) und der ganz verwerflichen von gre (grau) nicht zu gedenken. Statt dessen kehrt er zu der ältern Vermuthung, welche schon in den Leg. Edw. Conf. 20. §. 2 ausgesprochen wird, zurück, wornach Graf gar nicht aus dem Deutschen hervorgegangen sey. Die angeführte Stelle sagt: Greve quidem nomen est potestatis Latinorum lingua und somit leitet der Verf. Graf von γραφεύς (Schreiber) ab, was er mit dem franz. greffier (aus grapharius) unterstützt und worin er den Einwand: Schreiber sey eine zu niedrige Bezeichnung für einen so hochgestellten Richter, damit ablehnt, daß er auf die Bedeutungen von Sekretär und Marschall hinweist; dem ließe sich noch unser heutiges Wort: Minister beyfügen, auch denkt man bey einem Deichgrafen am Liebsten an einen Deichschreiber; daß aber überhaupt Graf auch in der Bedeutung eines niedern Beamten vorkommt, zeigt das angelsächsische tun-gerefa. In dem folgenden Artikel (greva, Wundarzt) bemerkt der Verf. „hätte man demnach auch Graf (comes) von graben zu leiten? das deutsche graben ist das griech. γράφειν (eingraben, einschreiben), wäre nun für's deutsche graben die durch eingraben vermittelte Bedeutung schreiben (vergl. writa) erweislich, so ließe sich die Deutschheit von Graf retten, davon findet sich aber keine Spur, es treten frühe dem fremden γράφειν angehörende Worte (z. B. syngrapha, chirographum, graphia, graphiare, graphiarii, graphium, althochd. grifil) neben heimische Bildungen aus graben, doch bleiben beyde Worte gesondert; immer aber würde auch dieß auf eine gleiche Grundbedeutung des Wortes führen.“ Für den Augenblick muß ich, so gerne auch ich die Deutschheit des Wortes Graf retten möchte, gestehen, daß ich nichts Erhebliches gegen diese Erörterung einzuwenden, und auch Grimm, welcher dem Verf. mehrere Bemerkungen zu seinem Wörterbuche geliefert hatte, hat einstweilen keinen Einwand dagegen gemacht. Auffallend ist nur das, daß während die Worte syngrapha, chirographum, grapharius, graphium in's Latein (ich meyne dieß im Gegensatze zu der lingua romana rustica) übergegangen waren, und die ersteren beyden auch in den justinianischen Rechtsquellen angetroffen werden, sich das Wort graphio nicht darin findet, sondern eben erst in den germanischen Quellen; in der Stelle ferner, welche der Verf. aus Paul. Diac. (V. 36) anführt: cum comite Bjovariorum, quem illi gravionem dicunt, und worin der Langobarde von dem „Grafen“ als einer ihm fremden Bezeichnung redet, ist es ganz gleich auffallend, wenn man Graf für deutsch oder griechisch-latein hält, denn wenn graphio das griech. γραφεύς war, so müßte Paul Diaconus der Latein schrieb, es in Italien auch kennen gelernt haben. Auch das ist sehr auffallend, daß während Graf in den Formen Gravio, Greve, Grave vorkommt, keines jener andern Worte: syngrave, chirogravum, gravarius und gravium geschrieben wird. — Auch Herm. Müller ist in seinen Forschungen über das Alter und die Heimath der lex Salica auf die Untersuchung des Ursprunges des Wortes Graf gekommen. Ebenfalls verwirft er (S. 200 u. f.) alle bisherigen Ablei-

tungen des Wortes und weist nicht minder auf die Parallele mit dem griech. γράφειν, so wie auf die ursprüngliche Bedeutung: Schreiber hin, hält aber doch dafür, daß das Wort selbst deutschen Ursprunges und zwar nicht von graben (dann müßte es grabjo heißen), wohl aber von einer unregelmäßigen damit verwandten Form (grifa, graf, grefum) abzuleiten sey (S. 204); den Uebergang von b zu f ersieht man leicht aus den Worten „Grube“ und „Gruft“.

Sehr merkwürdig ist sodann das ebenfalls wie Asega mit A componirte Wort: Afretho, Rechtsfrieden, bey welchem in den Rüstringer Gesetzen (Recht der Rüstringer v. J. 1327 S. 541 §. 46) folgende Arten unterschieden werden: Thet send tha riuchta afretha, ther alle Hriostringa haldath and ehalden hebbat: thet eroste thi husfretho, and hoffretho fon tha houi and to tha houi alle ha chtida ther ma thes godis hus seke, warffretho (Gerichtsfrieden) dickfretho, hirifretho and alle sante boden (und allen heiligen Boten).

Ein etwas räthselhafter Beamter ist der Kok, welcher in den friesischen Rechtsquellen zweymal vorkommt, so daß seine Existenz eben auf diesen beyden Stellen beruht, die von den bisherigen Auslegern Wicht und Wiarda ganz anders verstanden worden sind, indem sie unter Kokar sich Köcher dachten, in welchen die Urkunden aufbewahrt gewesen seyen. Abgesehen von dem wenig Sinnvollen, welches diese Auslegung beut, ist auch die Sprache dagegen, indem der Plural Kokar auf einen Singular Kok schließen läßt. Von den übrigen zuvor genannten Beamten ist Frana der Frohn und Skeltata der Schultheiß; was den Talemon anbetrifft, so ist unter demselben ein Sprecher, Vertreter der Gemeinde gegen die Redjeven zu verstehen. Sollte mit dem Tale-Mon der Sagi-Baro der Lex Salica vielleicht identisch seyn?

Besonders reich ist die friesische Rechtssprache an Ausdrücken, welche die gerichtliche Anklage bezeichnen. Dahin gehört askia: (auch das Compositum bi-askia) das englische to ask, unser deutsches heischen; baria: das deutsche (offen-) baren, wobey nicht gerade an das Klagen mit dem Gerüfte oder Zetergeschrei zu denken ist, wenn sich gleich nicht läugnen läßt (Grimm d. R. A. S. 876), daß das Wort an den baritus des Tacitus erinnert; benethe und das Verbum benethia besonders für die peinliche Klage gebräuchlich; bigreta, begrüßen, wie im deutschen kämpflich grüßen; kema und bikema, ein Wort, welches in der Form kumon und in der Bedeutung lugere auch dem Althochdeutschen angehört und womit kaum (d. i. mit Mühe) verwandt ist (Graff Sprachschatz II. 396. 397); klagia (mit den Compositis biklagia, opklagia und urklagia); bireda (Alth. biredinon); biskeldigia; bithingia; bitigia, bezeichnen; biwrogia, berügen. Aus mehreren dieser angeführten Worte zeigt sich der dem Genius der deutschen Sprache verwandte, aber für uns doch so auffallende Sinn der Präposition bi oder be, unser bey, in Zusammensetzungen. In folgenden Beyspielen tritt derselbe recht deutlich hervor: biknia, wörtlich be-knieen, d. h. das nächste Knie, den nächsten Verwandtschaftsgrad für sich darthun, bilesa, be-lösen z. B. thes liwes d. h. des Lebens berauben, bisena, besöhnen u. s. w.

Wir haben schon oben bey dem Worte Graf die neuesten sprachlichen Untersuchungen Herm. Müllers mit denen unsers Verfassers zusammengestellt; es sey vergönnt, dieß auch noch in Betreff zweyer anderer Worte zu thun, nämlich Feme und Truchseß. Richthofen leitet das erstere (Wörterbuch S. 732) von dem lateinischen fama ab und bringt dieß mit dem Aufkommen des inquisitorischen Prozesses wegen der infamatio in Verbindung. Allerdings ist Eichhorns (d. R.-Gesch. Bd. 3 S. 302) Bemerkung: eine Ableitung aus dem Lateinischen sey im zwölften Jahrhunderte noch ganz gegen die Analogie der deutschen Rechtssprache, nicht als Einwand zu benutzen und mit Recht führt der Verf. dagegen das Wort „Vogt“ an, allein die Meynung Grimms (d. R. A. S.), Feme bedeute soviel als Strafe, wird durch Müller (a. a. O. S. 4) auch etymologisch aus dem Deutschen und sprachvergleichend unterstützt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nr. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. **Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.** Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, im Namen der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde herausgegeben und erläutert von Georg Waitz (Mit einem Facsimile). Hannover, 1840. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 62. gr. 4.
2. **Zur Literatur der Runen,** von Wilhelm Grimm. Wien, bey Gerold. 1828. 42 Seiten gr. 8.

Erst vor einem halben Jahre haben wir in diesen Gelehrten Anzeigen *) den letzten Band der durch Graf Castiglione seit einer Reihe von Jahren bekannt gemachten Gothischen Sprachdenkmäler aus Palimpsesten der Ambrosiana zu Mailand angezeigt und besprochen.

Es war im Jahre 1836, als wir im Ausblick auf diesen letzten Band in diesen selben Blättern **) sagten: „Mit diesem letzten Theile, der uns noch bevorsteht, schließt sich alsdann der reiche mailändische Schatz gothischer Sprachüberreste ab und, könnte man hinzusetzen, es wird demnach Zeit, Neues zu entdecken."

Wir begründeten diese begehrliche Hoffnung auf die unerwartete Art, wie jene Gotthica seit 1817 aus Palimpsesten des Klosters Bobbio, zu Mailand und Rom, andere leise Spuren (in Alphabeten rc.) zu Wien auftauchten und wie überhaupt fast wunderbar das große gothische Bibelwerk des Ulfila, die herrliche Grundlage unserer historischen Deutschen Sprachwissenschaft, auf uns gekommen ist. Wir deuteten auf Spanien und Konstantinopel, wo noch kurz vor dem Jahre 400 n. Chr. Geb. gothisch gepredigt worden ist: und nun wird uns plötzlich und so bald nach jener letzten gothischen Mittheilung aus Mailand, in einer alten Pariser Handschrift die erfreulichste sicherste Lebensnachricht über den Mann, dem wir jenes große Lebenswerk verdanken, und der, wie wir hier zuerst und doppelt neu erfahren, im Jahre 388 wirklich zu Konstantinopel gestorben ist.

Seltenes Glück der Umstände! Hätten wir überhaupt nur die hier zum ersten Male bekannt werdenden Lebensnachrichten, wir müßten in ihnen den Mann, um den es sich handelt, als einen der eifrigsten, als den ersten Bekehrer unsers Volkes zum Christenthume, gewiß hochachten und verehren. Hätten wir umgekehrt bloß die bisher schon bekannten Angaben der Kirchenschriftsteller (Philostorgius, Sokrates, Sozomenus, Theodoretus rc.), die der hier in Frage stehenden Schrift als Anhang (S. 59 — 62) wieder beygedruckt sind, wir wüßten eben außer manchem Widersprechenden und allein schon ohne die neuen Pariser Nachrichten ganz ungewiß Bleibenden, nur im Allgemeinen, daß Ulfila seinem Volke die heilige Schrift übersetzt habe und könnten den Verlust in alle Zeiten nur bedauern. So aber hat das seltsam gelenkte Loos der Wissenschaften zu jenen gelegentlichen Nachrichten uns den großen Codex, um den es sich handelt, in herrlichen und hinlänglichen Massen selbst erhalten, uns, den fernen Urenkeln, welche dieselbe Sprache noch sprechen, uns, die wir diese große Morgengabe der Väter zu ergründen zur freudigen Aufgabe haben.

Nun aber tritt uns zu allem diesem noch des Mannes Bildniß, dem wir jenes große Erbtheil

---

*) 1840. Nr. 145 — 147. 154 — 158.

**) 1836 Nr. 219. Sp. 711.

danken, unerwartet um Vieles heller, um Vieles noch ehrwürdiger entgegen. Zwar erscheint uns Ulfila nach den fraglichen neuen Aufschlüssen, die wir hier erhalten, gegen die im Jahre 1834 veröffentlichten Versuche des Unterzeichneten, *) um so entschiedener als Voll-Arrianer; aber gern wird Jeder in die Schlußworte des vorliegenden Werkes von Waitz (S. 58) einstimmen: „So lange Ulfila lebte, genoß er bey Gothen und Römern das größte Ansehen; was er that, sey gut und müsse zum Heile gereichen, glaubte sein Volk; wie einen zweyten Moses ehrte ihn der römische Kaiser. Einen heiligen und unbefleckten Priester des Herrn nennt ihn Auxentius (in diesem neuen Werke); er sey nicht im Stande ihn nach Gebühr zu loben. Fünfzehnhundert Jahre lang hat seitdem die Geschichte seinen Namen mit Ehren genannt, eine neue Wissenschaft hat sich an seinem Werke emporgerichtet. Auch Katholiken haben ihn nur selten zu schmähen gewagt. Sie werden, denke ich, auch jetzt, da sein Arrianisches Bekenntniß deutlicher zu Tage liegt, sein Verdienst unangefochten stehen lassen." Der geehrte Herausgeber der neuen Lebensnachrichten sagt kurz vorher S. 53 aus Anlaß der in dieser berührten mehrfachen Schriften des Ulfila in gothischer, griechischer, lateinischer Sprache: „Vielleicht bringt ein günstiges Geschick noch Anderes zu Tage": gerade das von Hrn. Waitz hier bekannt Gemachte dürfte die erfreulichste Bürgschaft dafür in sich tragen; dankbar wollen wir dieses nunmehr genauer ins Auge fassen, und dieß um so mehr, als die erste Voranzeige des Buches in der Allgemeinen Zeitung aus Hannover gewiß Jedem unwillkührlich eine fast sanchuniathonische Empfindung erweckte; wogegen aber natürlich schon die Angabe des Titels, daß dieses Werk im Namen „der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" herausgegeben werde, die wohlbegründete Neugierde um so reger machen mußte.

Der rühmlichst bekannte Herausgeber bekam, als er vor einigen Jahren für die Monumenta historiae Germanicae auf der K. Bibliothek zu Paris Vergleiche anstellte, aufmerksam gemacht durch Hrn. Knust, auch den im Ganzen sehr gut erhaltenen und alten Cod. Supplement Latin. Nro. 594 gr. 4. in die Hände, welcher mehrere Schriften des Hilarius (de Trinitate; epistula adversus Auxentium Arrianum; de exilio), eben so des Ambrosius (De fide), am Schluß aber die Acten des Concils von Aquileja aus dem Jahre 381 (Gesta episcoporum Aquileia adversum hereticos Arrianos), Alles in schöner klarer Uncial geschrieben, enthält. Jene Acten des genannten Concils entsprechen im Wesentlichen ganz dem in den Ausgaben gedruckten Texte, für dessen genauere Berichtigung hier jedoch Bedeutendes gewonnen werden könnte. Die beyden dort an den Schluß gestellten Briefe stehen hier voran.

An dem obern, untern und Seitenrande mehrerer Blätter aber (S. 276 — 289 und wieder S. 314 — 327) hat eine andere Hand ein anderes Werk in Cursivschrift geschrieben, die bald größer und gröber, bald kleiner und zierlicher erscheint. Leider ist dieses Randwerk, während die Uncialschrift des ursprünglichen Textwerkes unangetastet blieb, in wesentlichen Theilen wieder ausgeschabt, so daß die Worte theils ganz zerstört, theils schwer leserlich geworden sind; dazu hat überdieß eine noch spätere rohe Buchbinderhand beym Beschneiden der Ränder die Schrift an allen Seiten beschädigt, so daß in der Regel oben und unten eine Zeile, an den Seiten öfter mehrere Buchstaben fehlen. Während aber letztere meist ohne Schwierigkeit zu ergänzen sind, dürften die Lücken, die durch das Beschneiden ganzer Zeilen entstunden, stets unausfüllbar bleiben.

Die Vermuthung des Hrn. Herausgebers, daß ein späterer katholischer Gegner sich an dem Inhalte jenes Randwerkes geärgert und mit einem scharfen Werkzeuge vergriffen habe, wird durch jenen Inhalt begründet. Gleich die (jetzigen) Anfangsworte des Randtextes nämlich, der auf S. 276 der Handschrift beginnt, beurkunden eine selbstständige Gegenschrift gegen die vorgenannten Acten des Aquilejischen Concils, das gegen die Arrianer gerichtet war. Nach der Rede des arrianischen Bischofs Palladius (von Ratiara an

*) Skeireins áivaggêljôns thairh Iôhannên. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. München 1834. 4.

der Donau), die hier in die Darstellung eines Andern eingeflochten wird, und nach den Worten des auf jenem Concil besonders thätigen Ambrosius von Mayland, dem wiederum die Antwort des genannten Palladius folgt, sind die wörtlichen Aeußerungen eines episcopus Maximinus eingefügt, die dem Texe der Concils-Acten durchaus fremd sind; vielmehr werden letztere durch Jenes Worte mehrfach erläutert, und namentlich die Rede jenes heiligen Ambrosius und der andern rechtgläubigen Bischöfe, welche auf jenem Concile gegenwärtig waren, mit tadelnden und widerlegenden Bemerkungen begleitet, Alles zu Gunsten der arianischen Partey, namentlich des „sanctus" Palladius, dessen, wie derer, Lehre im Verlaufe weiter gerechtfertigt wird; wobey denn mehrfach ebenmäßig vom „sanctus" Auxentius (dem arrianischen Vorgänger des Ambrosius zu Mailand) und „sanctus" Hulfila ceterisque consortibus die Rede ist.

Das an den Rand geschriebene Werk des genannten Bischofs Maximinus schließt gewissermassen seiner ersten Hälfte auf S. 281 mit den Worten und der Berufung: Hoc secundum divinum magisterium Arrii . . . . na professio, hoc et Theognius eps (d. i. Theognis von Nicäa), hoc et Eusebius storiografus et ceteri conplurimi episcopi, quorum professiones et nomina in sequentibus dicenda sunt. Nam et ad Oriente(m) perrexisse memoratos episkopos cum Ulfila episcopo ad comitatum Theodosi inperatoris epistula declar(at) . . . .

Hiernach ist leider eine Zeile abgeschnitten, wodurch der Zusammenhang mit dem Folgenden unterbrochen wird, das uns nach jenen Schlußworten (epistula declarat) und seinem Inhalte als die vom Hauptverfasser Maximinus eingefügte Arbeit eines Andern erscheint, der nach dem Schluße dieses ganzen, uns hier vorzüglich beschäftigenden Abschnittes (S. 23: ut sanctus Auxentius exposuit und S. 21: ut autem recitatum est ab Auxentio epik. De recogitato statu concilii) nicht zweifelhaft seyn kann.

In der diesem eingeschobenen Berichte (epistula) des oben genannten „sanctus" Auxentius vorausgehenden, oben beygebrachten Stelle wird der gothische Bischof Ulfila genannt, und jener ganze Bericht des Auxentius ist eben nur diesem gewidmet, als dessen Schüler er sich bekennt.

Ehe aber auch wir bey diesem Abschnitte, dem das ganze Werk des Hrn. G. Waitz zunächst gewidmet ist, vorzugsweise verweilen, müssen wir noch einmal zur Handschrift zurückkehren, so wie bey den genannten beyden alten Verfassern oder Bischöfen verweilen.

Während der eigentliche zweispaltige Text der Quarthandschrift (die Acta des Concils rc.) in sehr gesunder Uncial geschrieben ist, wie das beygegebene Facsimile, obschon es gerade hiefür noch besser hätte ausfallen sollen, hinlänglich anschaulich macht, wornach dieselbe wie zufolge der S. 30 rc. sehr fleißig geschilderten alten Rechtschreibung, geringer Interpunction, Nicht-Wortabsetzung und (wenigen) Abkürzungen unbedenklich bis an das Ende des vierten Jahrhunderts hinaufgerückt werden darf (S. 29), tritt uns in dem Randwerke des Maximinus (und Auxentius) eine Cursiv entgegen, die an sich und in ihrer wenigeren Sorgfalt (wie solcher ein Schön- oder Soldschreiber sich wohl nicht gebraucht haben dürfte) schon hinlänglich die weiter durch die Art der in ihrem Texte erscheinenden Verbesserungen und Zusätze (S. 29) vergewisserte Vermuthung des Herrn Herausgebers bekräftigt, daß wir es hier mit dem Original und Autographon des genannten und bischöflichen Schriftstellers Maximinus zu thun haben, welches nur dieser Handschrift des Aquilejischen Actentextes an den Rand geschrieben und vielleicht außer diesem ersten Exemplare niemals weiter verbreitet wurde.

Wer auch nur die schon entwickeltere Kursivschrift lateinischer Urkunden vom fünften und sechsten Jahrhundert bey Marini genauer ins Auge gefaßt hat, wird in den theils noch uncialeren des P, N (neben n), theils schon kleineren Minuskeln des b und verschliffeneren Zügen des d, so wie der Verbindungen ri, rb, gi, th, ti und so weiter; auch des sich anlehnenden E in el, er, eh, ec, und des C in co, so wie

des f in fi und fe, willig die ältern Vorläufer jener in gerichtlichen Urkunden geschmeidiger und nur saubrer geübten Schnellschrift (Cursiva) des römischen Werkeltagslebens anerkennen *), wie solche in ihrem natürlichen Gegensatze zwischen der wohlentwickelten Handschrift des Notarii und den sehr verschiedenhändig meist sehr schlecht, aber doch in derselben Gemeinschrift unterzeichnenden Zeugen der vom Referenten 1836 im Facsimile herausgegebenen gothischen Urkunde zu Neapel **) überaus anschaulich gemacht wird, noch mehr aber als eine vollständig durch das ganze römische Staats- und Volksleben herrschende, schon zu Cicero's Zeiten, in Pompeji rc. gäng' und gäbe und sofort in natürlichen Entwicklungsstufen sich ausschreibende Cursiv aus dem von Unterzeichnetem so eben der Oeffentlichkeit übergebenen aus Siebenbürgischen Bergwerken (der alten Auraria der Römer!) ans Licht gebrachten einzigen römischen Wachstafeln mit römischem Protocolle in jener Cursiv geschrieben, so wie aus andern beygegebenen Abbildungen (namentlich einem erst jüngst in Leyden von ihm vorgefundenen und aufgelösten lateinischen Dekrete auf einem aus Philä stammenden Papyrus) entgegen springen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Friesische Rechtsquellen von Dr. Karl Freyherrn von Richthofen rc.

(Schluß.)

Das griech. *ποινή*, zusammenhängend mit *ποιέω* und *ποιητης* bedeutet das von den Schöffen Geschehene, das Urtheil, die Strafe; dazu gehört das lat. punio, welches goth. fanja lauten müßte; dem entspricht das deutsche Wort, welches sowohl in der Form Vene als auch Veme (vergl. keinen und keimen) vorkommt, und zu eben diesem Wortstamm gehört finden, als Nebenform von feinen (wie binden von beinen, Bein aber ist das Bindende, das Gelenk); dazu läßt sich stellen: Schweinsucht oberdeutsch für Schwindsucht (Grimm, Gr. II. 12 nro. 115. — Hinsichtlich des Wortes Drusta (Druste) kam Richthofen mit einem der Vorschläge Müllers (a. a. O. S. 217) überein, daß es einen Vorstand einer Schaar bedeutet, nur nimmt ersterer das Wort passiv, als: „ein einer Schaar Vorgesetzter", Letzterer aktiv als: „ein eine Schaar Ordnender." (Müller a. a. O. S. 215 u. f. sagt jedoch die Ableitung von drossâte [=haitja] mehr zu). Beyde stimmen aber in der Erklärung der ersten Stammsylbe des Wortes Drossate mit einander überein, und finden darin: Dracht, Drecht, Druhte (schon in den Lex Sal. druhte ducente), dieß aber ist weiter wichtig für das bekannte Wort trustis und das damit zusammenhängende Antrustio, wovon das erstere eine gefolgschaftliche Schaar, das letztere ein Mitglied derselben zu bezeichnen scheint. Vergl. noch Decr. Chlotach. bey Pertz, Monum. Germ. hist. T. III. p. 11 u. f. und Gel. Anz. Bd. 6 Sp. 12. —

So bietet das altfriesische Wörterbuch Richthofens auf allen Seiten Gelegenheit zu einer Menge von Vergleichen. Mit dem größten Vergnügen haben wir dasselbe von Anfang bis zu Ende durchgesehen und die Zahl der interessanten Artikel, welche wir uns zu dem Zwecke, um sie hier hervorzuheben, ausnotirten, wurde zuletzt so groß, daß wir es für nöthig erachteten, uns mit den bisherigen Andeutungen zu begnügen. Insbesondere fühlen wir uns dem Autor schon deshalb zu aufrichtigem Danke verpflichtet, weil seine rechtshistorischen Untersuchungen, welche er in sein Wörterbuch hineingeflochten hat, eine große Bereicherung für die Kenntniß des Rechtes jener Zeit und jenes Volksstammes enthalten. Mit großem Vergnügen sehen wir seiner Rechtsgeschichte Frieslands entgegen.

G. Phillips.

---

*) Wie dieses auch außerhalb der Urkunden der Fall war, möge z. B. die im Beyblatte aus Cod. Vatican. 5750. 4. pg. 44 sub C. mitgetheilte ganz in Urkundenzügen an den Rand geschriebene Bemerkung beweisen, der S. 46. 48. ähnliche folgen. Sie heißt: In utero (?) copulas, sed hoc catholicae mentes aurisque non tolerunt?) hc.

**) Frabáuhtabôkôs. Die gothischen Urkunden zu Neapel und Arezzo. Wien, Beck'sche Universitäts-Buchhandlung 1836. gr. Fol.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nr. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.
2. Zur Literatur der Runen, von Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Die in diesem Werke *) geführte Untersuchung über die einzelnen Buchstaben sowohl in Bezug auf ihren epigraphischen als ihren sprachlichen Gebrauch namentlich in Betreff des fehlenden accusativen m (in Fällen wie intra occidente, ad oriente, ad similitudine), wird das, was unser Herausgeber über die verwandten Erscheinungen sowohl in dem uncialen Urtexte der Handschrift als besonders des Maximinus Cursiv-Texte S. 30 — 32, den er mit Recht gleichfalls dem Schluße des vierten Jahrhunderts vindicirt, fleißig zusammengestellt hat, bestätigen und begründen.

Wir sind in dem angenehmen Falle, in dem dieser Anzeige beygefügten Ueberdrucks-Blatte den Besitzern des Waitzischen Werkes und Facsimile's, Schriftproben zweyer der Zeit nach ganz nahe stehenden Handschriften der Münchener K. Bibliothek zum Vergleiche darzubieten. Die unter A. mitgetheilten Proben in Uncialschrift sind dem nicht unberühmten Codex Alaricianus (Cod. Theodos. mit dem Breviarius) entnommen, welcher aus Würzburg herüber gekommen [Bl. 1. hat die Inschrift Liber Scī Kyliani], nach Hänel zu einer altspanischen Familie verwandter Codices und dem sechsten Jahrhundert noch gehören dürfte. Dieser zeigt außer vielen tironischen Noten nur die eine Zeile Interlinear-Cursiv (nostris etiam, nämlich zu DIEBUS des Textes), übrigens mit gleichbrauner Dinte geschrieben; dagegen befinden sich in einem andern kaum jüngeren Evangelienbuche aus Freysingen auf vielen Seiten längere, mit etwas schwärzerer Dinte geschriebene, Randbemerkungen, durchweg nur nähere Bezeichnungen der Festpericopen (Lectiones) enthaltend, von denen wir eine hinlängliche Anzahl zum Vergleiche mit der Pariser Handschrift sub B. unsers beygefügten Steindruckes mittheilen.

Die S. 32 gemachten Bemerkungen in grammatischer Beziehung führen uns unwillkührlich auf den oben genannten Verfasser Bischof Maximinus zurück, dessen Name zu unmittelbar (und mit Zusätzen wie disserens oder interpretans dicit, selbst disseramus oder mit der frischen Anrede cum vel tu Ambrosi etc.) genannt wird, als daß der Herr Herausgeber ihn (S. 24 ꝛc.) nicht mit vollem Fug und Recht für den Verfasser des opus marginale halten durfte, der den Begebenheiten, die er bespricht, gleichzeitig lebte, wie auch die vielfach genannten Palladius und Secundianus offenbar noch unter den Lebenden seyn mußten. Außer dem mehr genannten Palladius und dem Bischofe Auxentius von Dorostorus (Silistria) wird Demophilus, der arrianische Erzbischof von Konstantinepel genannt, der von Kaiser Theodosius vertrieben schon im Jahre 386 starb; eben so der Freund des Ambrosius, der römische Bischof Damasus, der im November 384 starb. Am Schluße des Ganzen aber werden von Maximinus (S. 23) kaiserliche Gesetze gegen jede kirchliche Disputation von den Jahren 386 und 388 mitgetheilt.

Wie es sich nun auch mit den gerade aus den

*) Libellus Aurarius s. Tabulae ceratae, et antiquissimae et unicae Romanae etc. Leipzig bey T. O. Weigel. 1841. 4.

letzten genannten Zeitansätzen hervorgehenden und vom Herrn Herausgeber wohl beachteten Widersprüchen verhalte, die sich übrigens vielleicht durch nochmalige Lesung der von Jenem als nicht zu seinem nächsten Zwecke gehörig ungelesen gelassenen Stellen und Lücken lösen können, jedenfalls sind wir durch das Jahr 388 auf eine feste Zeit verwiesen, und es wird selbst die Berechnung des Herausgebers, daß auch das fragliche Werk noch vor dem Ende des vierten Jahrhunderts, noch vor dem Tode des h. Ambrosius geschrieben sey, sehr wahrscheinlich.

Um hierin sicherer zu gehen, war und bleibt natürlich das Nöthigste, den Verfasser desselben, den Bischof Maximinus geschichtlich nachzuweisen. Herrn Waitz ist dieses nicht gelungen; auch enthalten weder Stark's, noch des Jesuiten Maimbourg's, noch des Engländers Withlakers (1791) Geschichten des Arrianismus, noch die mannigfaltigsten Kirchengeschichten das Geringste über jenen arrianischen Bischof. Herr Waitz spricht deshalb von Vermuthungen, die, so viel Wahrscheinliches sie in sich tragen, dennoch, wie wir sehen werden, bestimmterer Umgrenzung weichen müssen. Ganz richtig sagt der Herr Herausgeber Seite 26., daß der Eifer, mit dem Jener die von ihm genannten Bischöfe seines Bekenntnisses verficht, die genaue Bekanntschaft mit allen Verhältnissen, in denen sie lebten, die Kenntniß ihrer Schriften und die ganze Art, wie er von ihnen spricht, es höchst wahrscheinlich machen, daß er ihnen nahe stand und ihr Zeitgenosse war. Wenn Hr. Waitz aber weiter folgert, daß er in denselben Gegenden wie Jene zu Hause war, nämlich in den nördlichen Provinzen des oströmischen Reiches nahe an der Donau, wo auch Ulfila mit seinen Gothen lebte und die arrianische Lehre schon seit langer Zeit (zu Singidunum, Sirmium, Beröa ꝛc.) sich festgesetzt hatte, ja zuletzt sich allein bey den Gothen behauptete, so gesteht Referent, daß auch ihn dasselbe als das zunächst Liegende ergriff, ehe er besseren Rath sich erholte. S. 27 rückt Hr. Waitz unwillkürlich der Wahrheit schon näher, indem er*) einen Vermittlungs-Aufenthalt zwischen dem orientalischen und occidentalischen Reiche, Illyrien als Wohnsitz und Bisthum des Maximinus annimmt. Auf dem Aquilejischen Concile wurde Maximinus nicht genannt und die arrianische Lehre nur durch die beyden genannten Bischöfe Palladius und Secundianus vertheidigt, deren Bisthumssitze zum abendländischen Reiche gehörten.

Nach den Provinzen des orientalischen Reiches auch für Maximinus auszuschauen, war auch dadurch nahe gelegt, daß wir für den Verfasser des zweyten Berichtes (der eingeschalteten epistula) gewiß eher den schon genannten Bischof Auxentius von Dorostorus (oder Silistria) zu halten haben, als einen der beyden Auxentius von Mayland, deren ersterer dem hl. Ambrosius vorausgieng, ein Kappadokier von Geburt, 368 zu Rom excommunicirt und 374 verstorben; der andre, ein „Skythe" (d. h. wohl ein Gothe) von Geburt, von der Kaiserin Justina dem hl. Ambrosius 386 entgegengestellt wurde. Unser Maximinus redet den heiligen Ambrosius mit den Worten an: „Et quamvis Auxenti ita meministi, ut non indicares, de quo dixeris, utrum de superstite, id est Dorostorensi, an de Mediolanensi, qui sine successore decessit, tamen u. s. w. Der letztere, des Ambrosius Vorgänger, war also nicht mehr am Leben, ihm aber vielleicht noch nicht jener Auxentius junior zum Nachfolger gegeben, in so fern nämlich der hl. Ambrosius von den Arrianern nicht anerkannt war (daher sine succesore decessit). *) Wir würden hiedurch zwischen die Jahre 374 und 386 verwiesen seyn, wenn uns nicht das schon berührte kaiserliche Gesetz vom Jahre 388 über dieses hinausgeführt hätte. So haben wir denn an jenem als noch lebend bezeichneten Auxentius von Dorostorus festzuhalten, wodurch wir freylich in das oströmische Reich verwiesen zu seyn scheinen.

*) Sich wohl auf die Worte (S. 17) stützend: episcoporum nostrorum, ut non solum in partibus occidentalibus de illirico aduenirent putantes concilium u. s. w.

*) Mit Recht weist Hr. Waitz den Bischof Auxentius von Mopsvestia zurück, der 351 dort dem Macedonius folgte, und auch des Arrianismus sich verdächtig machte.

Ein merkwürdiges Schicksal aber würde die Handschrift, die man in Paris nur auf Chartres zurückführen konnte (nach S. 33), betroffen haben, wenn dieselbe, namentlich als Autographon, wirklich aus Thrakien oder Dakien dorthin verschlagen worden wäre; obschon die Arrianer überaus thätig und geschäftig waren und fleißig die Werke über ihre Lehre verbreiteten: „Impiissimis Arrianorum blasphemiis (sagt Hilarius advers. Const.) plenae omnes ecclesiarum chartae, pleni-que jam libri sunt. Die lateinische Abfassung des aurentisch-maximinischen Werkes würde so wenig gegen das Entstehen desselben auf oströmischem Grunde und Boden sprechen, als die gleiche der Aquilejischen Acten. Lateinisch war, wie Herr Waitz wohl geltend machen durfte, die damalige Geschäftssprache im ganzen Reiche und wurde seit Constantin dem Großen selbst in Konstantinopel allgemein angewendet. Manche lateinisch abgefaßte Urkunde bey Marini bietet Zeugenunterschriften in griechischen Buchstaben, aber lateinischer (gewiß gerichtlich verlangter) Sprache;*) eben so mancher Grabstein, deren wir hier einen nachgebildet mittheilen:**)

ΘΗϹ ΥωRϹΗΡΥϹ ΥΑΛΛΗΕ ΡΥΡϹΗΥϹ ΗΥΡΥ
ΛΑΤΥϹ ΠΡω ΦΗϹΕ ϹΥΜ ΦΑΜΗΛΗΑ ΤωΤΑ
ϘΥΗΕϹϹΥΡΤ ΗΡΠΑΚΕ
ΥΘΦΗΛΑ ΑΡϹΗΛΛΑ ΦΕϹΙΤ

Daß aber selbst in den barbarischen Provinzen, um die es sich hier bey unserem Werke handelt, in den dakisch-thrakischen Ländern (de varbarico solo, sagt zweymal unser Text) schon früh nur lateinisch verhandelt wurde,*) das tritt wiederum höchst lebendig aus dem oben genannten im Reiche des Lysimachus gefundenen Triptychon ceratum des Jahrs 167 n. Chr. hervor, obschon zu dessen lateinisch abgefaßtem Protocolle nicht nur römische und griechische, sondern selbst deutsche, vielleicht sogar ein slavischer, Zeugennamen erscheinen. Wie sehr über die dortige farrago gentium lateinische Sprache Meisterinn wurde, beweist die walachische Sprache noch heute, während in Griechenland griechische Sprache über fallmerayerische Eindringlinge stets Meisterinn blieb.

*) In diesem barbarischen, aber doch römischen Hervorheben oder gewaltsamen Aufdrängen ihrer Sprache lag ja ganz besonders der geheime Zauber römischer Weltherrschaft, bis sie ein Deutscher, Armin, an den Ufern der Weser brach.

Von Aurentius dem Silistrier steht zu vermuthen, daß er selber ein Gothe gewesen, wie sein verehrter Lehrer, indem er von sich und Jenem sagt: Quem (Ulfilam) condigne laudare non sufficio et penitus tacere non audeo, cui plus omnium ego sum debitor, quantum et amplius in me laborabit, qui me a prima etate mea a parentibus meis discipulum suscepit et sacras literas docuit et veritatem manifestauit et per misericordiam dei et gratiam Cristi et carnaliter et spiritualiter ut filium suum in fide educavit.

Der lateinische Name des Mannes kann nicht befremden; schon damals lag es den Geistli-

*) Marini I. Papiri diplomatici S. 116 (Nr. LXXV.) 140 (N. XC). 145 (N. XCIII). 170 (N. CX). 174 (N. CXIV). 186 (N.CXXI).

**) Die Worte sind Hic (?) Gordinus Gallie nuncius iugu|latus pro fide cum familia tota| qviescunt in pake | theophila ancilla fecit.||

chen bey der Weihe nahe, wie später; man vergleiche nur die Doppelnamen (gothisch und lateinisch) der geistlichen Zeugen in der neapolitanisch-gothischen Urkunde.

Was aber die Vermuthung von deutscher oder gothischer Herkunft des Bischofs von Silistria noch wahrscheinlicher machen dürfte, ist die S. 32 von dem Herausgeber nur in lateingrammatischer Beziehung geltend gemachte Eigenthümlichkeit in dem Abschnitte, welcher sich als „epistula Auxentii“ selbst kennzeichnet, — nach dem lateinischen Comperative den Dativus zu setzen: omni excellentiae excellior, omni bonitati melior (S. 283), melior est vir patiensforti (S. 287): bekanntlich ein der gothischen Sprache gäng' und gäber, sprachgesetzlicher Gebrauch. —

Wir nehmen dieselbe gothische Herkunft aber auch für Maximinus in Anspruch, so weit wir ihn auch sogleich von jenen Donauländern entrückt sehen werden: nicht weil sein kaiserlicher Namensvetter, der aber schon 150 Jahre todt war, wenigstens von Vaters Seite auch ein in Thrakien geborner Gothe war, sondern aus andrer Beziehung seines Lebens. Wir müssen aber nach Afrika hinüber, um unsern Mann zu finden. In den Werken des heiligen Augustinus von Hippo steht nämlich außer einer Predigt (Sermo CXL. in der Ed. ord. Benedict. Venedig 1733 Bd. V.) contra quoddam dictum Maximini Arrianorum episcopi, noch ein ganzes Werk contra Arrianorum sermonem (Bd. VIII Sp. 621 ꝛc.) vom Jahre 418, welches voraus gedruckt ist, und darnach ein gleiches Contra Maximinum haereticum (Bd. VIII, S. 677 ꝛc.) beruhend auf einer gleichfalls vorausgestellten Collatio (VIII. 649 — 678), einem Religionsgespräche, das zwischen ihm und jenem arrianischen Bischofe Maximinus in Hippo in Gegenwart vieler Geistlichen und Layen Statt hatte, wie die Ueberschrift sagt: Maximini Collatio Cum Augustinus et Maximinus Hippone-regio unum locum convenissent, praesentibus multis tam clericis quam laicis Maximinus dixit. **Maximinus war Bischof in Karthago und gieng nach Hippo zu jenem Religionsgespräch hinüber. Nach dem Eingange von**

Augustinus nachträglich gefertigter Gegenschrift haben sie einen ganzen Tag gekämpft (Disputationi Maximini Arianorum episcopi, cujus prolixitate spatium diei, quo praesentes conferebamus, absumsit, responsionem debitam reddens ad ipsum loqui utique debeo). Die Collatio selbst actenmäßig protocollirt und von Beyden unterzeichnet: Et alia manu: Augustinus Episcopus subscripsi. Item alia manu: Maximinus. Letzterer fügt hinzu: Cum explicueris hunc libellum et ad me transmiseris, si non ad omnia responsum dedero, tunc ero culpabilis. Es muß also wohl auch eine Nach- oder Gegenschrift des Maximinus angenommen werden. Augustinus sagt im Eingange seiner Gegenschrift nach den zuvor angeführten Anfangsworten: Sive (Maximino) adhuc ipsimet contradicendum esse cum legerit, sive Domino in ejus corde miserabiliter operante manifestatae veritati. Die übrigens von Augustinus geübte Vorsicht, die Collatio an Ort und Stelle protocolliren zu lassen, war durch einen Vorgang hervorgerufen worden, der ihm sehr unangenehm seyn mußte und ihn zu nachträglichen Erörterungen nöthigte. Sein Schüler, der Bischof Possidius erzählt in dem von ihm hinterlassenen Leben des h. Augustinus (ed. Salinas: Romae, 1731) cp. 17., womit die Briefe 238. 239. 241. des Augustinus selber zu vergleichen sind, von einem Religionsgespräche, welches dieser mit dem Comes domus regiae Pascentius, gleichfalls einem Arianer (qui per anctoritatem suae personae fisci vehementissimus exactor fidem Catholicam atrociter ac jugiter oppugnabat et quam plurimos sacerdotes dei simpliciori fide viventes dicacitate ac potestate exagitabat et perturbabat) auf Veranlassung Anderer (interpositis honoratis et nobilibus viris) bey Karthago ab illo provocatus coram contulit.

(Fortsetzung folgt.)

A. fol. 100b

UIIITTI D.E. :

IDĀ ADABLA

ellampRO

luNTATESCI

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nr. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.
2. Zur Literatur der Runen, von Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Pascentius erlaubte durchaus kein Protocoll zu führen (tabula atque stilus, quod magister noster et ante congressum et in congressu instantissime fieri volebat, ne adessent omnimodo recusabat) und rühmte sich nachher öffentlich des Sieges, was bey seiner amtlichen Stellung nicht unwichtig war; weßhalb selbst Augustinus später Briefe an Pascentius über jenes Gespräch richtete, in denen er sich auf die magnam testium copiam, clarissimos scilicet atque honorabiles, qui tunc aderant, viros berief.

Possidius knüpft daran (a. a. O. S. 65) die Erzählung des Gespräches mit Maximinus, das „apud Hipponem quam plurimis volentibus atque petentibus et praeclari interpositis viris vor sich gegangen sey, et quid singulae asseruerint partes, scriptum est . . . Sed quoniam ille haereticus de Hippone rediens ad Carthaginem, de sua multa in collatione loquacitate victorem se de ipsa collatione recessisse jactavit, et mentitus est, quae utique non facile a divinae legis ignaris examinari et dijudicari possent, a venerabili Augustino sequentis temporis stilo et illius totius collationis de singulis objectis et responsis facta est recapitulatio etc. Wir haben diese hipponische Collatio deßhalb näher angezogen, weil die von Herrn Waitz und von uns bisher geschilderte Beschaffenheit des Pariser Randtextes fast eine ähnliche Religions-Disputation darzustellen, oder vielmehr einen die Acten des aquilejischen Concils, weil diese den Arrianern nicht unparteyisch oder vollständig genug erschienen, vervollständigenden und dabey widerlegenden Nachtrag der Art liefern zu sollen scheint, wie des hl. Augustinus besprochener Posthumus zu jener hipponischen Collatio. Auch darauf hin sollte noch einmal die Pariser Handschrift geprüft werden.

Jene Gesprächsdarstellung beginnt Maximinus mit der ihn ehrenden Versicherung, daß er in der Liebe und im Frieden komme, nicht um zu streiten. Dieses habe ein Priester Eraclius gethan, der im vorausgegangenen ähnlichen Gespräche mit ihm aufgebraust sey und sich auf ihn, den h. Augustinus berufen habe. Darum komme er nun zu ihm. Hier die Worte des Maximinus selber: Ego non ob istam causam in hanc civitatem adveni, ut altercationem proponam cum religione tua, sed missus a Comite Sigisvultho contemplatione pacis adveni. Re vera Eraclio presbytero amicali pactione mecum tractanti responsum dedi ut valui, ita tamen ab ipso provocatus, quique in tantum exarsit, ut etiam adventum tuum contra me provocaret. Et quia dignata est religio tua sibi (al. mihi) facere injuriam, si interrogas, in quibus valeo, responsum dabo. Augustinus beginnt, nach den oben mitgetheilten Eingangsworten seine Gegenschrift mit dem Vorwurfe: Quid tibi visum est, homo Arriane, tam multa dicere et pro causa, quae inter nos agitur nihil dicere, quasi hoc sit respondere posse, quod est tacere non posse? und der verehrende Schüler Possidius schließt das beygebrachte Kapitel: et quam nihil ille (Maximinus) objectis referre potuerit, nihilominus demonstratum est, additis supplementis, quae in tempore collationis an-

gusto cuncta inferri et scribi minime potuerunt. Id enim egerat nequitia hominis, ut sua novissima prosecutione multo longissima, totum quod remanserat diei spatium occuparet. Dagegen klagt Maximinus nach einer langen Erörterung Augustin's in der Collatio (S. 661): Loqueris quasi auxilio principum munitus, nihil secundum timorem Dei. Longas horas sustinui, exposuisti ut tibi visum est: respondemus Deo auxiliante ad omnia; nec enim nudo sermone, sed testimoniis divinarum scripturarum muniti. Tantum sicut nos patientes fuimus exponente tua religione, et ipse cum tuis patientiam accomoda, ut ad singulos tuos sermones demus responsum, sicut et ipse ad nostros respondisti, quod tibi placuit. Die nun folgende ausführliche Darlegung (Sp. 662 — 675) unterzeichnete Maximinus (Maximinus Episcopus subscripsi) und Augustinus fügte ihr eine zunächst über das „auxilio principum munitum me loqui dixisti" sich verwahrende Antwort hinzu, die er, wie schon gesagt, gleichfalls eigenhändig unterschrieb.

Maximinus war vom Comes Africae Sigisvulthus zu jenem Religionsgespräche veranlaßt worden. *) Dieser war nach des Prosper Chronicon unter den Consuln Hierius und Ardaburius (oder Artaburis) d. i. im Jahre 427 nach Afrika gekommen, seinem reinen Namen nach ein Deutscher, wahrscheinlich Gothe (oder Vandale): Sigis (der Sieg) Vulthus (der Ruhm); beydes echt gothische Wörter und Formen. In den Fasti consulares bey Almelovenus erscheint er (mit Aetius) im Jahre 437 als Sigevultus, al. Sigiswoldus unter den Consuln. **) Possidius aber sagt ausdrücklich von Maximinus „cum Gotthis ad Africam veniente."

*) Die schon angezogene Predigt CLX. des Augustinus (Bd. V.) trägt gleichfalls die Ueberschrift „Contra quoddam dictum Maximini Arrianorum episcopi (über Joh. X.) qui, cum Segisvulto Comite constitutus in Africa blasphemabat."

**) Die Fasti Consulares zeigen uns schon sehr früh solche durchaus deutsche Namen unter den Consuln Roms. Wir wollen den zu den Jahren 108 160. 185. 191. n. Chr. vorkommenden Namen Bradua nicht fest halten, haben aber schon mehr Recht im Jahre 331 den Ablabius, welchen Namen Jornandes (de reb. get. 4 u. 14.) einem berühmten gothischen Geschichtschreiber beylegt (ob Eins mit Alavivus, Alavius — Alaqvivs?) eben so zum J. 470 selber Jornandes (Warum schreibt Hr. Waitz stets Jordanes?), zu 377. 383. 435 Mêrobaudes, 366 Dagalaifus oder Dagatalfus, 384. 459 Rîcimêrus, 465 Herminirîcus; ferner Theodorîcus, Eutharîcus, Ariobindus, Varari, Gadalaitus, Ardaburius u. s. w.

Jenes für unser Pariser Werk auch seinem Inhalte nach höchst wichtige afrikanische Religionsgespräch, dem der hl. Augustinus eine besondere demselben nachgesetzte Widerlegung widmete, fällt somit in das Jahr 428 n. Chr. Geb., zwey Jahre vor des Augustinus Tode und wir sind nun um so mehr berechtigt, das in Paris liegende Werk desselben jetzt wohl nachgewiesenen arrianischen Bischofs für den Zeitraum nach 388 bis 397 festzuhalten, in welchem Jahre der hl. Ambrosius (zu Ostern) starb. Für den Kirchenhistoriker öffnet sich hier durch die Zusammennahme aller maximinischen Schriften über den Arrianismus ein reiches Feld, besonders wenn er daran den durch Angelo Maj zum Theil auch aus ambrosianischen Handschriften des 4 — 5ten Jahrhunderts in seiner Scriptorum veterum collectio nova (Theil III. mitgetheilten arrianischen Tractatus in Lucae Evangelium (S. 191 — 207) und die daran gehängten 21 Bruchstücke von arrianischen Predigten (S. 208 — 239) knüpft, denen sich eben daselbst andre alte Schriften gegen die Arrianer von Ferrand rc. anreihen. Jener von Maj mitgetheilte arrianische Tractatus in Lucae Evangelium bietet als ganz in derselben Zeit geschrieben, obgleich seltener, doch dieselben Schreibeigenheiten dar: scri*b*tum est (S. 197), sri*b*tura (192), nu*b*tias (197); in*b*olutus est ut absol*b*at commissa (191), cura*b*it, cumula*b*i (204), voca*b*it, commuta*b*it (206), bre*b*i (197), *b*obis (202), *b*ellus (207); inmensura*v*ilis (202) *vo*bes (= boves 206), acer*v*o 207; merc*h*atoribus (192), cocnovi (202), uncxit (199), divex (199); munditia*m* (st. — a 205), requie*m* et libertate*m* (206), manu*m*, rapina*m*, iniquitate*m*, conventu*m* (207), opus ser-

vilem (206); correptione (st. – em: 207). Eben so in den Fragmenten: davit (209), iustificaveris (219) etc.; vita (st. – am: 211), luce (223), magnitudine, virtute (232); patre (214); vitam (st. – a: 225), omnem (226), finem (233), de iudicem (243), omnem judicium (215), lumen inaccessibilem (213. 216. 217) u. s. w.

Wir können hier die nahe liegende Vermuthung nicht zurückhalten, ob nicht wenigstens ein Theil der von Maj a. a. O. mitgetheilten arrianischen Fragmente *) von unserm Maximinus herrühren möchte. Genauerer Vergleich wird sichrer zu sichten wissen; aber man prüfe von diesen aus Bobbio stammenden, dem vierten bis fünften Jahrhundert angehörenden Palimpsesten nur Fragm. XVII. (a. a. O. S. 232 ꝛc.), welches gegen Hilarius gerichtet ist, **) und man wird Aehnlichkeit des Styles, der Darstellungsweise in dem dort eingeflochtenen Glaubensbekenntniß („fidei catholicae“ heißt es zuversichtlich, wozu Angelo Maj nach 1440 Jahren etwa die refutatio fügt: Mirari licet impudentem arrianum, qui suam ecclesiam dicit catholicam) mit dem maximinischen (S. 10 oder 18 bey Herrn Waitz) zugestehen müßen. ***)

Zum Vergleiche hier folgenden Anfang: a) Fragm. XVII. (ap. Maj pg. 233): Confitemur, credimus, tenemus, Deum patrem omnipotentem sine initio esse, innascibilem, inpartibilem, invertibilem et immutabilem esse, summum, altissimum, incomparabilem, et omnium Deum; et quod sciens, potens, volens, ante omnia saecula et tempora, et ante omnia omnino filium sibi creavit, fundavit, genuit, fecit: et manet ipse filius inpartibilis, immutabilis, cum Deo patre in sempiternis saeculis sine fine. Et quia volente et definiente, jubente Deo patre omnipotente, per filium unigenitum Deum spiritum sanctum, cetera omnia coelestia et terrestria, visibilia et invisibilia, creata, facta, nata, fundata, constituta, fincta, condita, substiterunt.“ u. s. w. Damit vergl. man b) bey Waitz S. 10: Solum (= Unum?) verum deum solum esse ingenitum sine principio sine fine senpiternum supernum sublimem superiorem auctorem altissimum omni excellentiae excelsiorem omni bonitati meliorem interminatum incapauilem inuisiilem inmensum inmortalem incorruptiuilem incommunicauilem incorporalem inconpositum simplicem inmutauilem indiuisum inmouilem inindigentem inaccessiuilem inscissum interminatum inregnatum increatum infectum perfectum in singularitate extantem incomparauiliter omnibus maiorem et meliorem qui cum esset solus non ad diuisionem vel dimminutionem diuinitatis suae, sed ad ostensionem bonitatis et uirtutis suae sola uoluntate et potestate inpassiuilis inpassiuiliter incorruptiuilis incorruptiuiliter et inmouilis inmouiliter unigenitum deum creauit et genuit, fecit et fundauit secundum traditionem et auctoritatem diuinarum scributurarum u. s. w. —

Auxentius spricht von seinem Erzieher und Lehrer mit der größten Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit; was ihn selber ehrt. Diese rein menschliche Theilnahme, die gewiß mehr Antheil an der warmen Schilderung hat als bloß das gleiche (arrianische) Dogma, hat uns die erfreulichsten kaum mehr gewärtigten Nachrichten über Ulfila's Leben aufbewahrt und zugeführt. Auxentius spricht als Geistlicher biblische, alttestamentalische Sprache, vergleicht Ulfila vielfach mit Moses, Joseph, Elisäus ꝛc.; aber dieser Vergleich mit den Helden und Rettern Israels hat in der ähnlichen Stellung des Mannes, den er so preist und hochstellt, zu seinem Volke volle Bedeutung. Ulfila war in Wahrheit während der langen Zeit seines Lebens und seiner Wirksamkeit, um in der belieb-

*) Von der arrianischen Interpretation des Ev. Lukas (ähnlich der Skeireins des Ev. Johannis?) zu schweigen, obschon bezeichnend ist, daß ihr (freylich aus dem siebenten Jahrhundert) des Eugippius Auszüge aus des h. Augustinus Werken wieder übergeschrieben sind. Ueber den Fragmenten steht (aus dem achten Jahrhundert) das Concilium Chalcedonense.

**) Ob also vom Mayländer Auxentius, gegen den Hilarius Pictaviensis (st. 371) wiederum schrieb?

***) Die Collatio mit Augustinus gab weniger Anhalt, weil Anlaß. Doch vergleiche man daselbst, (a. a. O. S. 556) innatus, infectus, indivisibilis mit unserm increatum, infectum, perfectum (S. 18).

ten Weise unserer Zeit zu reden, eine Macht geworden. Was er that — glaubte sein Volk (und giebt es ein größeres Lob für einen Mann in freyer Volksgemeinde?), sey gut und müße zum Heile gereichen; *) nicht nur bey Gothen, sondern auch bey Römern stand er im größten Ansehen und der Kaiser Konstantius selber ehrte ihn wie einen zweyten Moses. **) Es liegt also gewiß nichts Befremdliches oder gar der Wahrscheinlichkeit der neuen aurentischen Mittheilungen Abbruch Thuendes in ganz ähnlichen Aeußerungen unsers lateinischen Textes, wie dieser: supradictus sanctissimus uir beatus Ulfila cum grandi populo confessorum de uarbarico (solo) pulsus, in solo Romanie (Thrakien) a thunc beate memorie Constantio principe honorifice est susceptus, ***) ut sicuti Deus per Moysem de potentia et uiolentia Faraonis et Egyptiorum populum suum liberauit et rubrum mare transire fecit et sibi seruire prouidit, ita et per sepe dictum deus confessores sancti filii sui unigeniti de uarbarico liberauit et per danubium transire fecit et in montibus secundum sanctorum imitationem sibi seruire decreuit cum gotico populo in solo Romaniae etc.

Das ganze Verhältniß, in welchem Aurentius zum geliebten Lehrer stand, verscheucht allen Zweifel über die Glaubwürdigkeit seiner Zeugnisse in Betreff der Lebensverhältnisse Ulfilas, die er uns mittheilt, und Herr Waitz hat meist auf eine

*) Ὑπὸ διδασκάλῳ γὰρ αὐτῷ παιδευθέντες οἱ Γότθοι τὰ πρὸς εὐσέβειαν καὶ δι' αὐτοῦ μετασχόντες πολιτείας ἡμερωτέρας, πάντα ῥᾳδίως αὐτῷ ἐπείθοντο· πεπεισμένοι μηδὲν εἶναι φαῦλον τῶν παρ' αὐτοῦ λεγομένων ἢ πραττομένων· ἅπαντα δὲ συντελεῖν εἰς χρήσιμον τοῖς ζηλοῦσιν etc. (Sozomenus VI, 37.)

**) Τὸν Οὐρφίλαν διὰ πλείστης ἦγε τιμῆς, ὡς καὶ πολλάκις ὁ ἐφ' ἡμῶν Μωσῆς λέγειν περὶ αὐτοῦ. (Philostorgius II, 5.)

***) Von Vir beatus bis susceptus reicht das Eine Facsimile bey Herrn Waitz.

glückliche und gelungene Weise auch die scheinbaren Widersprüche gelöst, in welche jene gegenüber den früher schon bekannten Nachrichten der Kirchenschriftsteller Philostorgius, Sokrates, Sozomenus, Theodoretus, eben so des Cassiodorus, Jornandes und Isidorus leiten möchten. Sind wir doch bey jenen z. B. dem Sozomenus, der oftmals nur aus Sokrates entnahm, meist auch nur auf eine Quelle verwiesen, und besonders der genannte Sozomenus flicht oft anderswoher entlehnte Zusätze und Nachrichten ein, die, wie S. 42 ganz richtig geltend gemacht wird, nicht minder willkürlich und entstellt erscheinen können; obschon manche solche Einzelheiten nicht zu verachten sind, wie z. B. die S. 43 angeführte, daß bey der Verfolgung der Gothen durch Athanarich dieser ein heidnisches Götzenbild auf einem Wagen zu den Zelten der christlich gewordenen Gothen habe herumführen lassen, damit sie ihm opferten und es anbeteten, wonach er die Weigernden mit Weib, Kind und Zelt verbrennen ließ. Mit Recht ist hiebey sonst schon an den Wagen der Nerthus, an Wuotans, an Irmins Wagen erinnert worden. —

Wesentlichster Gewinn aus des Aurentius Mittheilungen ist das sicher angegebene Todesjahr des Ulfila, das fortan auf dem Jahre 388 n. Chr. haften bleibt. Da ferner angegeben wird, daß Ulfila nach vierzigjährigem Lehrberufe im siebenzigsten Lebensjahre gestorben sey, so ist dadurch auch mit gleicher Sicherheit des Mannes Geburtsjahr (318) gewonnen. Damals saßen die Gothen jenseits der Donau in Dakien, am Weitesten gegen Südosten die Therwinger und Thaifalen.*) Unter diesen hat Ulfila wahrscheinlich gelebt.

*) Siehe Zeuß die Deutschen und die Nachbarstämme S. 411. 433.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nr. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.
2. Zur Literatur der Runen, von Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Wunderbar sind die Wege, welche der Herr eingeschlagen hat, auch unter den Barbaren seine Gemeinde zu sammeln. Die hellenisirten Heiden ihm zu gewinnen, wirft er den ihn verfolgenden Saulus in den Staub und auf das Reuebett; als aber im Jahre 358 und den folgenden die germanischen Gothen (so erzählt Philostorgius) das großentheils schon christliche Asien verheerend durchzogen und sie auch aus Kappadokien zahlreiche Gefangene mit sich fortführten, waren unter diesen viele christliche Geistliche, die fortan ihrer Entführer Lehrer und Bekehrer wurden. Unter diesen Gefangenen sollen auch die Vorfahren unsers Ulfila (οἱ Οὐρφίλα πρόγονοι) gewesen seyn, die früher in Kappadokien im Flecken Sadagolthina (nach Andern Sadagotthina) bey der Stadt Parnassus gesessen hätten. Daß von Kappadokien aus den Gothen die christliche Lehre zugekommen sey, berichtet auch Basilius (Ep. 338), der wie Philostorgius selber daher gebürtig war. Ulfila's Name zeugt für deutschen Ursprung; aber wie wunderbar und doch wie natürlich ist die Verknüpfung der Verhältnisse, daß er durch jene seine wie seines Volkes Lage (in Asien, wie in Thrakien) mit griechischer Bildung von früh an auf's Engste verbunden und vertraut wurde und so Alles in sich vereinigte, um seinem Volke, wie unser Herausgeber S. 36 sagt, später ein Lehrer und Erzieher in mehr als einer Hinsicht zu werden.

Während wir uns bisher mit der Angabe des Philostorgius (Photii epitome Historiae Eccl. II, 5) begnügen mußten, daß Ulfila vom Gothenfürsten an den Kaiser „Constantin“ gesandt und bey dieser Gelegenheit von Eusebius und andern bey ihm versammelten (arrianischen) Bischöfen zum Bischofe der christlichen Gothen geweiht worden sey, erfahren wir nun durch Auxentius genauer, daß er bis in sein dreißigstes Lebensjahr Lector bey seinem Volke gewesen, ehe er, im Jahre 348, unter Constantins Sohne Constantius *) zum Bischofe geweiht wurde: de lectore triginta annorum episcopus est ordinatus, ut regeret et corrigeret et doceret et aedificaret gentem Gothorum, quod et deo uolente et Christo aucsiliante per ministerium ipsius admirabiliter est adinpletum.

Nach sieben Jahren, in welchen er ipsam gentem Gothorum secundum euangelicam et apostolicam et profeticam regulam emendauit et uibere doceuit et christianos uere christianos esse manifestauit et multiplicauit, kam, erzählt Auxentius weiter, über ihn und sein Volk schwere Verfolgung, in der viele Märtyrer des neuen Glaubens fielen: multorum seruorum et ancillarum Cristi gloriosum martyrium, iminente vehementer ipsa persecutione. Da zog er im siebenten Jahre seines Bisthums mit seinem Volke (wie wir oben schon lasen) über die Donau nach Romanien (Thrakien) hinüber. Bekanntlich wußten wir aus Hironymus zum Jahre 370 und zu et-

*) Die Verwechslung zwischen den ähnlichen Namen von Vater und Söhnen (Constantinus, Constantius, Constans) ist bekanntlich auch sonst in den Geschichtswerken des Mittelalters nicht ungewöhnlich.

was späterer Zeit aus Sokrates (H. E. IV, 33) und Sozomenus (H. E. VI, 37), welchem Orosius (VII, 37) und Isidorus (ad eram 407 d. i. 369) nachschrieben, von einer Verfolgung christlicher Gothen durch den noch heidnischen Westgothen Athanarich, dem Jene den christlichen Frithigern gegenüberstellen. Nicht minder hat uns der in den Mailänder gothischen Palimpsesten bruchstücklich gerettete Kalender wirklich mehrfach das Gedächtniß gothischer Märtyrer aufbewahrt: z. B. thizê ana Gutthiudái *) managáize **) jah Frithareikeis ***), eben so im zweyten Monate, dem Fruma Giuleis (d. i. wie daneben steht, Náubáimbair): Thizê althjanóine Bairáujái. M. samana ****) mit denen sich unwillkührlich des Auxentius ancillae Christae vergleichen.

Wirklich werden letztere Märtyrerinnen (zwar auf den 1. September) im Menologium Basil. und bey den Bollandisten verzeichnet; nicht minder finden sich die im ersten Monat des gothischen Kalenders aufgeführten Märtyrer (Gaminthi martyrê thizê bi Vêrékan papan jah Batvin bilaif. áikklêsjôns fulláizôs ana gutthiudái gabrannidai (zôs?) d. i. memoria martyrum τῶν sub Vereka presbytero et Batvi (Batuse) remansit. ecclesiâ plenâ apud gothicam gentem combustâ) im genannten Menologium Basil. zum 26. März und in den Actis Ss. zum 12. April II. 967 wirklich wieder, wobey mehrere Geistliche (Guththica und Sansala; später Saba ꝛc.) umkamen, und gern ist diese ganze Notiz auf die durch Athanarich erfolgte Verbrennung von Männern, Frauen und Kindern (selbst an der Mutterbrust) in einem zur Feldkirche dienenden Zelte, darein sie geflohen waren, bezogen worden, wovon Sozomenus erzählt. *)

Hr. Waitz weist aber, wohl unwiderleglich (obschon er S. 40 selbst sagt, daß hier noch Einiges dunkel bleibe), nunmehr nach (S. 41 ꝛc.), daß, obschon die Worte des Auxentius persecutio excitata est ab inreligioso et sacrilego iudice, somit die ganze Erzählung von jener Verfolgung sehr gut auf Athanarich passen würden, der sich nach dem gleichzeitigen Themistius und dem Ammianus M. selbst judex nannte, dennoch die vom Auxentius sonst so genau angegebenen Zeitbestimmungen eine zweyte frühere Verfolgung, somit wenigstens eine zweymalige Auswanderung der Gothen auf römischen Boden anzusetzen nöthigen; ja unser Herausgeber glaubt, da namentlich die fast allgemein behauptete, feindliche Berührung des Athanarich mit Frithigern zu entkräften käme, (S. 41 — 45) selbst eine dreymalige Wanderung christlicher Gothen über die Donau in's römische Reich annehmen zu dürfen: zuerst unter

*) Gut-thiuda ist das nordische God-thióđ (Gotthorum populus).

**) So ist statt madagrize in Castigliones Ulphilae partium ineditarum Specimen (Mailand 1819 4.) S. 26 zu lesen.

***) Es steht in der Handschrift, wie sich Referent überzeugte, wirklich Frithareikei*keis*. Wenn Hr. Waitz S. 43 die in meiner Skeireins S. 95 leise versuchte Hinüberdeutung auf Frithagaírneis (Frithigernus), die auch Zeuß S. 412 n. aufnahm, von sich wies, so verweise ich selber auf S. 22. meiner neapolitanischen Urkunde. Uebrigens formell deckte sich jene falsche Schreibung leicht mit jener versuchten — man vergleiche

𐍆𐍂𐌹𐌸𐌰𐍂𐌴𐌹𐌺𐌴𐌹𐌺𐌴𐌹𐍃
𐍆𐍂𐌹𐌸𐌰𐌲𐌰𐌹𐍂𐌽𐌴𐌹𐍃

Der befremdende Bindelaut a bey Frith*us* (ahd. Vrid*urîh*) erinnert an das Schluß-a in Sunjáifrith*as* der neapolitanischen Urkunde; das i in Frith*i*gernus deutet auf – ai –, wie im selben Sun*jai*-frithas.

****) D. i. *Τῶν* monialium Beroeae quadraginta simul. Castiglione hatte althj*i*noine gelesen und venerabilium monialium übersetzt. Die Handschrift hat althj*a*noine, was sich wohl nur durch ein Compositum althja-noïnê oder ein Adjectiv althjônô erklärte, wobey freylich auch thiz*é* für thizô stehen müßte und inê (inô?) unerklärlich bliebe, wenn es nicht das spätere ahd. îna (Frau) enthielte? Oder sollte zu lesen seyn thiz*ô* althjanô in êBairáujái?? Lauter Ungewißheiten.

*) ἐπὶ τὴν σκηνὴν τῆς ἐνθάδε ἐκκλησίας (Sozomenus VI, 37). Aehnlich sagt Hieronymus (epist. ad Heliodorum) „Getarum rutilus et flavus exercitus ecclesiarum circumfert tentoria.“ Die heilige Schrift trugen die Gothen in der Schlacht voraus (s. Skeireins S. 94).

Ulfila im Jahre 350, dann 370 und den nächsten Jahren (da nach Hieronymus de Fide XVIII., 52. die Verfolgung 370 begann und der vorher genannte Saba den Märtyrertod erst 372 erleidet) durch Athanarich, sowohl Katholiken als Anhänger anderer Sekten; endlich 375 unter ihrem Führer Frithigern, denen bald andere westgothische Stämme *) folgten, als sie von den Hunen gedrängt wurden.

Ulfila war somit um 355 mit seinen gläubigen Gothen nach Mösien gezogen, wo er mit ihnen (worüber auch Jornandes de rebus geticis 51. stimmt) um Nicopolis am Hämus lebte. Diese waren zahlreich, aber arm und nährten sich, ein Hirtenvolk, von Heerden, Waiden und Wäldern, aber wenigem Getraide.

Von Ulfila's späterer nicht kurzer Lebensthätigkeit erzählt Auxentius leider nur noch, daß er drey und dreyßig Jahre lang als Bischof auf römischem Boden lebte. Aber hier fügt sich glücklich die Nachricht des Sokrates (II, 41) und Sozomenus (III, 24) ein, daß Ulfila im Jahre 360 der Synode zu Konstantinopel beygewohnt und hier das arrianische Bekenntniß unterzeichnet habe. Auch die eben berührten Zwischenvorfälle, wenigstens der dritte Auswanderungszug Frithigern's, betheiligten gewiß den für sein Volk immer wachen und thätigen Bischof vielfach, wenn er auch nicht, wiewohl selbst Hr. Waitz zu der Annahme geneigt ist (S. 46), unter dem presbyter (ut ipsi appellant, sagt Ammian XXXI, 12, 8) wiedergefunden werden sollte, den Frithigern kurz vor der Schlacht des Jahres 378, in welcher Kaiser Valens fiel, an diesen, um feste Wohnsitze für sein Volk in Thrakien zu erlangen, abgesendet hatte. Die Gothen drangen bekanntlich nach jener Schlacht bis Konstantinopel vor; inzwischen erfolgte ein gänzlicher Umschwung der religiösen Zustände: Kaiser Theodosius verjagte die Arrianer aus der Hauptstadt und ließ dieselben im Jahre 381 förmlich verdammen; doch berief er 383 nochmals eine Versammlung von Anhängern der verschiedenen Lehren nach Konstantinopel (Sokrates V, 10). Der heilige Ambrosius von Mailand aber bekämpfte die Arrianer zu Aquileja, auf welchem Concil die mehrgenannten Palladius und Secundianus entsetzt wurden.

*) Vergl. Zeuß a. a. a. O. S. 420.

Wenn nun endlich Auxentius zuletzt berichtet, daß Ulfila kurz vor seinem Tode nach Konstantinopel gieng, um auf einer Kirchenversammlung die arrianischen Lehrer und seine ihr anhängenden Landsleute wiederholt zu vertheidigen (qui cum precepto inperiali completis quadraginta annis ad Constantinopolitanam urbem ad disputationem *publicam* contra p*atri* *passianos* *) perrexit et *cum ii* singular*es* pro*f*ecias sibi a *xto fac*-*tas* docerent et contestarent*ur*, *proper*abat et *ingressus est* supradictam *ci*vitatem recogitato in m*ente* de statu concilii etc.), so kann damit nach allen von ihm so genau angesetzten Zahl- und Zeitverhältnissen durchaus nicht jene vorerwähnte, im Jahre 383 berufene Synode gemeynt seyn. Da nun Maximinus am Schluße seiner Controverse wiederholend erzählt, daß Palladius, Auxentius und Ulfila sich nach Konstantinopel begeben und vom Kaiser das Versprechen eines allgemeinen Concils erhalten hätten, welches aber die Katholischen hintertrieben, so zwar daß der Kaiser am 16. Juny des Jahres 388 sogar jenes schon angeführte und aus Codex Theod. C. 2. bereits bekannte Gesetz gegen alle Verhandlungen über religiöse Gegenstände erließ, **) so kann eben nur diese beabsichtigte Versammlung von Bischöfen zu Konstantinopel in jenem Jahre 388 von

*) Oder p. . . i. e. *donatis*tas oder *anaba*pti-stas? Die cursiven Buchstaben des obigen Textes (der sehr unleserlich blieb) sind Conjecturen des Referenten.

**) Cum cum sancto Hulfila ceterisque consortibus ad alium comitatum Constantinopolim venissent ibique etiam et imperatores (Valentinianus Theodosius et Archadius) adissent, adque eis promissum fuisset concilium, ut sanctus Auxentius exposuit, agnita promissione, prefati prepositi heretici omnibus viribus instituerunt ut lex daretur, quae concilium prohiberet, sed nec privatim in domo nec in publico vel in quolibet loco disputatio de fide haberetur, sicut textus indicat legis (der folgt).

Auxentius gemeynt seyn, von der eben deßhalb kein Kirchenhistoriker redet, weil sie nicht zu Stande kam. Dagegen berichtet Sokrates (V, 13; und daraus Sozomenus VII, 14), was sehr wohl mit jenen Angaben zusammenhängen kann, daß gerade in jenem Jahre, während Kaiser Theodosius mit dem Kriege gegen Maximus beschäftigt war, die Arrianer zu Konstantinopel Unruhen erregt hätten.

Ulfila erkrankte hier (coepit infirmari), vielleicht über solche zwiefachen Wirren, starb (qua in infirmitate susceptus est ad similitudinem Elisei prophete) und wurde daselbst mit großen Ehren bestattet (a dignis dignus digne per tantam multitudinem cristianorum pro meritis suis mire et gloriose honoraretur).

Wenn nun aus dem ganzen Wesen und Geiste des uns so viele neue und vergewisserte Aufschlüsse gewährenden maximinischen Werkes und noch mehr des auxentischen Berichtes die Stellung des Ulfila und seiner Gothen zum Arrianerthum fortan ohne alles Abthun bestimmt hervortritt, so wird doch auch das, was Unterzeichneter in seiner Skeireins S. 98 — 106 über das frische lebendige Christenthum desselben wie seiner Gothen, eben so von Rein- und Rechtgläubigkeit seiner Bibelübersetzung gesagt hat, nur immer mehr bestätigt. Ulfila dringt mit klaren und warmen Worten auf den Glauben an Einen lebendigen Gott und Eine wahre Gemeinschaft der Christen; daher er auf das Bibelwort (wie ursprünglich auch, ohne allen Widerspruch, die Arrianer, so sehr sie auch sich abverirrten) alle seine Lehren begründete und stützte: Unum solum verum deum patrem Cristi secundum ipsius Cristi magisterium satis aperte et nimis evidenter uolentibus et nolentibus predicare nunquam esitavit, sciens hunc unum uerum deum solum esse ingenitum, sine principio, sine fine, sempiternum supernum sublimem superiorem auctorem altissimum .... qui cum esset solus non ad divisionem vel dimminutionem divinitatis suae, sed ad ostensionem bonitatis et virtutis suae sola voluntate et potestate .... unigenitum deum creauit et genuit, fecit et fundauit secundum traditionem et auctoritatem diuinarum scriburarum. Die lange Stelle verdient mit allen ihren Unterscheidungen namentlich des heiligen Geistes (spiritum sanctum non esse nec patrem nec filium sed a patre per filium ante omnia factum, non esse primum nec secundum sed a primo per secundum in tertio gradu substitutum, non esse ingenitum nec genitum sed ab ingenito per unigenitum in tertio gradu craeatum) von Kirchenhistorikern nachgelesen zu werden. Aber auch bey der letzt angeführten Stelle wird wiederholt hinzugefügt secundum euangelicam predicationem et apostolicam traditionem sancto Johanne dicente." Eben so heißt es bey der Lehre von der „una eclesia, dei uiui columna et firmamentum ueritatis et unum esse gregem Cristi domini et dei nostri, unam culturam et unum aedificium, unam uirginem et unam sponsam, unam reginam et unam uineam, unam domum, unum templum, unum conuentum esse cristianorum etc." abermals betheuernd: haec omnia de diuinis scribturis eum dixisse et nos describsisse qui legit intelligat.

Es ist bezeichnend, daß auch Maximinus, ehe er das oben geschilderte Religionsgespräch mit dem h. Augustinus in Hippo hatte, auf das Bestimmteste den Inhalt der heiligen Schrift zum Gegenstande des Gesprächsverkehrs bedingte, indem er zu Jenem gleich im Eingange nach den oben mitgetheilten Worten sagt: si aliquid rationabile dixeris, necesse est ut sequar. Si quid enim de divinis scripturis protuleris, quod commune est cum omnibus, necesse est ut audiamus: eae vero voces, quae extra scripturam sunt, nullo casu a nobis suscipiuntur.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nr. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.
2. Zur Literatur der Runen, von Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Augustinus aber faßt seinen Gegner in der Erwiederung meist immer bey der Behauptung: si oras et petis, ut dicis, discipulus esse divinarum scripturarum, und schließt jene unter Bezug auf des Maximinus friedliche Versicherung mit denselben Worten: His atque hujusmodi testimoniis, quae omnia quaerere et colligere longum est, si pacifice adquiescas, eris, quod orare et optare te dicis, divinarum scripturarum discipulus, ut de tua fraternitate gaudeamus. Nicht minder berufen sich jene von Mai mitgetheilten arrianischen Predigten (a. a. O. S. 208) stets auf divinarum scripturarum traditionem.

Nach jener obigen letzten Versicherung des Aurentius (nos descripsisse) scheinen die von S. 10 — 14 reichenden ausführlichen Hauptsätze des gothischen Glaubensbekenntnisses, denen jene Theile angehören, einem von Ulfilas selber verfaßten Werke wörtlich entnommen zu seyn, ganz so wie das S. 21 als von Ulfila bey seinem Sterben hinterlaßen mitgetheilte Glaubensbekenntniß (qui et in exitu suo usque in ipso mortis momento per testamentum fidem suam scribtam populo sibi credito dereliquid), welches in seiner Einfachheit mehr den glaubensentschiedenen, durch ein langes Leben liebethätigen Lehrer seines Volkes, als den dogmenspaltenden Streiter beurkundet. Da Ulfila ohne Zweifel sein Glaubensbekenntniß, das er seinem Volke hinterließ (populo sibi credito dereliquit), in gothischer Sprache geschrieben hat, neben dem, daß er es auch wohl wegen seines Verkehres mit der morgen- und abendländischen Kirche griechisch und lateinisch ausstellte (ipsis tribus linguis hieß es oben), so liegt es sowohl wegen der Sprache als der Sache selbst gewiß nahe zu fragen, wie dasselbe in gothischer Sprache sich ausgenommen haben werde, wobey wir uns freylich gleich von vornherein wegen der substantivischen Geltung des gothischen Wortes für Confessor (ὁμολογητής) in Verlegenheit finden, während die griechische Kirchensprache uns alle Begriffe vollentwickelt darbietet. Wir setzen das Glaubensbekenntniß in allen dreyen Sprachen her:

Ik Vulfila áipiskáupus [ana Gutthiudái] jah andháitands	Ego Ulfila episkopus et confessor	Ἐγὼ Οὐλφίλας ἐπίσκοπος καὶ ὁμολογητὴς
sinteinô sva galáubida jah in galaubeinái thizái áinôn jah sunjeinôn triggva táuja du fráujin meinamma:	semper sic credidi et in hac fide sola et vera testamentum facio ad dominum meum:	ἀεὶ οὕτω πεπίστευκα καὶ ἐν ταύτῃ τῇ πίστει μόνῃ καὶ ἀληθεῖ τὴν διαθήκην διατίθεμαι πρὸς τὸν κύριόν μου:
Galáubja áinana visan Guth attan, áinan unbaúranana jah unanasiunjana;	Credo unum esse deum patrem solum ingenitum et invisivilem;	Πιστεύω ἕνα εἶναι θεὸν πατέρα μόνον ἀγέννητον καὶ ἀόρατον·



Jah du dinabaúranamma ſunáu ïs fráujin jah Gutha unſaramma vaúrſtvjin jah deigand alláizôs gaſkaftáis;

ni habandin *ſamaleikana ſeinana, ïnthizuh áins ïſt alláizê* ***Guth****, ſaei jah bi unſarans ïſt Guth;*

*Jah áinana ahman veihana, maht *) gabaírhtjandein **) jah gaveihandein (ſvaſvê qvithith Chriſtus ïn garaihteináis du apáuſtáulum ſeináim „ſái, ïk ïnſandja gaháit attins meinis ana ïzvis, ïth jus gaſitáith ïn baúrg Iairuſalêm, unté gavaſjith ***) mahtái us háuhitháí †); ſamaleikô: „jah ganimith mahl anagaggandein ana ïzvis veihamma ahmin), ††) nih Guth nih fráujan, ak andbaht Chriſtáus, [nih] ..... nih ...., [ak] ufhnáividana jah ufháusjandan ïn alláim ſunáu, jah thana ſunu ufhnáividana jah ufháusjandan in alláim Gutha attin, ſaei ſinteinô veihs ïſt [ïn divins] thairh Chriſtu Iêſu ïn ahmin veihamma. Amên.*

*) Gôdein?

**) Inliuhtjandein?

***) Gahamôth.

†) Iupathrô.

††) Anagaggandins [—ufarqvimandins] ana ïzvis veihis ahmins.

Et in unigenitum filium ejus, dominum et deum nostrum, opificem et factorem universae creaturae,

non habentem similem suum, ideo unus eſt omnium deus, qui et de nostris eſt deus;

Et unum ſpiritum ſanctum, virtutem inluminantem et ſanctificantem (ut ait Chriſtus propter correctionem ad apoſtolos ſuos „ecce, ego mitto promiſſum patris mei in vobis, vos autem ſedete in civitate Hieruſalem, quoadusque induamini virtutem ab alto *); item et accipietis virtutem ſupervenientem **) in vos ſancto ſpiritu), nec deum nec dominum, ſed miniſtrum Chriſti, [nec ......] nec...... [ſed] ſubditum et obedientem in omnibus filio et filium ſubditum et obedientem in omnibus deo patri, qui *ſemper ſanctus* erit [*in ſecula*] per Chriſtum *Jesum in* ſpiritu ſancto: *Amen* ***).

*) Lukas 24, 49. (nicht, wie S. 21 verdruckt steht 12, 49.)

**) Die Handschrift hat hier ſuper-uenientem, wie vorher civitatem, worüber der Herausgeber S. 32 spricht; die Vulgata hat nach dem griechischen ſupervenientis ſpiritus ſancti. Apostelgeschichte I., 8. wäre also wahrscheinlich eine der Stellen, wo Ulfila anders las oder deutete.

***) Die Cursiv-Buchstaben sind Ergänzung des Referenten: der Schluß der Seite ist sehr unleserlich.

Καὶ εἰς τὸν μονογενῆ υἱὸν αὐτοῦ, κύριον καὶ θεὸν ἡμῶν,

δημιουργὸν καὶ ποιητὴν πάσης κτίσεως,

οὐκ ἔχοντα ὅμοιον ἑαυτῷ· διὰ τοῦτο εἷς ἐστι πάντων θεός, ὃς καὶ περὶ τῶν ἡμετέρων ἐστὶ θεός.

*Καὶ ἓν πνεῦμα ἅγιον, δύναμιν φωτίζουσαν καὶ ἁγιάζουσαν, ὡς λέγει ὁ Χριστὸς διὰ διόρθωσιν πρὸς τοὺς ἀποστόλους ἑαυτοῦ· καὶ ἰδού, ἐγὼ ἀποστέλλω τὴν ἐπαγγελίαν τοῦ πατρός μου ἐφ' ὑμᾶς· ὑμεῖς δὲ καθίσατε ἐν τῇ Ἱερουσαλὴμ *), ἕως οὗ ἐνδύσησθε καὶ λήψεσθε δύναμιν ἐπελθόντος τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐφ' ὑμᾶς), μήτε θεὸν μήτε κύριον, ἀλλὰ διάκονον τοῦ Χριστοῦ, [μήτε] .... μήτε .... [ἀλλὰ] ὑποτεταγμένον καὶ ὑπακούοντα ἐν πᾶσι τῷ υἱῷ, καὶ τὸν υἱὸν ὑποτεταγμένον καὶ ὑπακούοντα ἐν πᾶσι τῷ θεῷ πατρί, ὃς ἀεὶ ἅγιος ἔσται (εἰς αἰῶνας) διὰ τοῦ Χριστοῦ ἐν πνεύματι ἁγίῳ. Ἀμήν.*

*) *ἐν τῇ πόλει* steht bloß Lukas 24, 49.

Wie Ulfila so nach dem Bibelworte sein langes Leben glaubte und lehrte (semper credidit), so blieb auch sein größtes und schönstes Lebenswerk, die Uebersetzung der heiligen Schrift frey von jeder auch nur leisesten Einschwärzung irgend welcher Ketzereyen. Auch die neuesten Mailänder

und Altenburger Untersuchungen haben in allen den darüber besorglichen und fraglichen Stellen der paulinischen Briefe, so weit sie auf uns gekommen sind, von der Gottheit Christi, nicht den geringsten Arianischen Beyschmack oder Auslaß entdecken können. So erfüllte Ulfila die große Aufgabe eines christlichen Bischofs ohne Abbruch: er übte vierzig Jahre lang mit aller Treue und größtem Eifer seinen hohen Beruf; er zog Schüler und Nachfolger (z. B. den Selenus, unsern Auxentius, vielleicht auch den Theotimus); er übersetzte endlich seinem Volke die heilige Schrift in schlichtes und rechtes Deutsch und war so auf alle Weise bemüht, daß er „ipsam gentem Gothorum secundum evangelicam et apostolicam et profeticam regulam emendavit et vibere deo docuit et cristianos vere cristianos esse manifestavit et multiplicavit.“

Auxentius erzählt (S. 13), daß Ulfilas in dreyen Sprachen gepredigt (quadraginta annis in episcopatu gloriose florens apostolica gratia grecam et latinam et gothicam linguam sine intermissione in una et sola eclesia Cristi predicauit) und mancherley Werke geschrieben habe (ipsis tribus linguis plures tractatus et multas interpretationes uolentibus ad utilitatem et aedificationem, sibi ad aeternam memoriam et mercedem post se dereliquid).

Unter dieser im Ganzen und Allgemeinen genannten Menge seiner hinterlaßenen Schriften (zu denen Herr Waitz S. 55, selbst nach Dr. Löbe's Einsprüchen, die vom Referenten herausgegebene Skeireins zu zählen nicht ganz abgeneigt ist) ist ohne Zweifel jene Uebersetzung der heiligen Schrift mit befaßt, die Auxentius nur nicht besonders aufführte, weil es sich in seinem wie in des Maximinus Werke nur um die Rechtfertigung der angegriffenen Glaubenslehre handelte, der auch Ulfila huldigte.

Mit Recht widmet aber Herr Waitz von S. 51 an, gerade durch jenes scheinbare Uebergehen, auch diesem Gegenstande erneut seine Aufmerksamkeit; und beginnt mit der wiederholten Frage um die von Philostorgius (II, 5) und Sokrates (IV, 33), so wie aus diesem von Sozomenus (VI, 37) und Nicephorus (XI, 48) überlieferte sogenannte Erfindung gothischer Buchstabenschrift durch Ulfila, wonach somit erst durch ihn die gothische Sprache in schriftlichen Gebrauch getreten seyn würde. Herr Waitz bekämpft mit triftigen Gründen die Meynung Aschbachs und Anderer, welche auch das zuerst von Cassiodorus (Hist. trip. art. VIII, 13), dann von Isidorus (Chron. Goth. era 415) und Sigebertus Gemblac. gebrauchte *adin*venit *) für ihre Ansicht hättten in Anspruch nehmen sollen, als habe Ulfilas zu dem schon länger bey den Gothen gebräuchlichen griechischen Alphabete die wenigen bekannten ungriechischen Zeichen (oder Runen) hinzugefügt. Das wahrscheinlichere und natürlichere Verhältniß dürfte aber einfach dieses seyn, daß Ulfila die an sich nicht mehr für seinen Zweck vollausreichenden und auch wohl als heidnisch für ihre vollständige Anwendung zum heiligen Werke gescheuten Runen von sich wies, das ihm aus langem und lebendigem Völkerverkehre nahe gerückte, ihm namentlich bey seiner Sprachbildung längst geläufige griechische Alphabet dagegen gern annahm und nur die Runenzeichen beybehielt, welche ihm bey anderweitig nöthiger Verwendung und Verwerthung der parallelen griechischen Buchstaben unentbehrlich waren: Ⲡ und ф, denen er Θ hinzuerfand oder fügte. Ohne allen Zweifel aber entnahm er aber auch dem lateinischen sein h, welches er für den bestimmten An- und Auslaut seiner Sprache gebrauchte, da ihm der gewiß schon damals nicht mehr vollgesprochene Spiritus asper nicht dafür genügen konnte; eben so das G für den Laut j, während er das griechische Γ für sein g wählte.

Diese Mischung beurkundet oder versinnlicht uns ganz treffend die damalige Mischung oder den Gleichgebrauch der lateinischen und griechischen Sprache in Neurom, wovon uns, wie wir oben sahen, so viele Grabsteine und Urkunden zeugen, die uns Inschriften und Unterschriften in griechichischer Schrift und doch römischer Sprache bringen.

Die Schrift des silbernen Codex, so wie der Römisch-Mailändischen Palimpsesten, und der Wiener rc. Alphabete trägt durchaus das feste kräftige

*) Otto von Freysingen (IV, 16) hat einfach invenit.

Gepräge der gleichzeitigen griechischen wie lateinischen meist biblischen Uncial-Handschriften zu Verona, Wien, München, Straßburg, Paris, Rom u. s. w.

Die vom Bischofe mit dem Christenthum oder doch seiner Uebersetzung der heiligen Schrift seinem Volke dargebrachte und wohlverwendete Schrift, deren eigenthümliche Vocalbezeichnung (besonders des ai, au, ei), in der so eben erschienenen neuen Auflage von Theil I. der Grimmischen Grammatik in immer erhöhterem Grade Würdigung und Anerkennung erfahren hat, wurde bald Gemeingut: das beweisen die Züge der neapolitanischen und arezzischen Urkunden, wie die mit derselben Cursiv geschriebenen Randglossen der uncial geschriebenen Handschriften, von denen schon der Skeireins Proben beygegeben wurden.

Philostorgius (II, 5) hat bekanntlich die Nachricht hinterlaßen, daß Ulfila die ganze heilige Schrift, auch alten Bundes, bis auf die Bücher der Könige, übersetzt habe, welche er fortgelaßen, weil er gefürchtet haben soll, daß diese sein an sich genug kriegerisches Volk noch mehr in seiner Neigung bestärken möchten. *) Sonderbar, als wenn nicht auch die Bücher der Makkabäer (worauf wir zurückkommen), nicht minder der Richter, ja schon die Bücher Mosis Kampfes und Streites die Hüll' und die Fülle in sich getragen hätten. Isidorus (Chron.) sagt allgemeiner: Utrumque testamentum linguam in propriam transtulit und (Chron. Goth.) et scripturas novi et veteris testamenti in eandem linguam convertit. **)

Bekanntlich sind durch die Gunst der Zeit diesen allgemeinen Angaben der Kirchenschriftsteller die schönsten thatsächlichsten Belege geworden, sowohl durch die Mayländer Bruchstücke aus Esra und Nehemia (der wenigen Worte aus dem Psalm LIII, 2. 3, welche die Skeireins ergab, zu geschweigen), als auch durch die von Wilh. Grimm aus Wiener Handschriften bekannt gemachten römisch-gothischen Alphabete, denen gothische Zahlen beygefügt sind, aus denen sich jener Schluß ergab, daß auch die Bücher Mosis in's Gothische übersetzt gewesen seyn müßen.

Referent bleibt zum Schluße seiner Anzeige des Waitzischen Buches bey diesem Puncte um so lieber noch etwas länger stehen, als er durch genaue Prüfung der fraglichen Wiener Handschrift eine nicht unwillkommene Erweiterung jenes Ergebnisses gewähren zu können glaubt, weßhalb er auch dieses schon vor längerer Zeit erschienene Werk *) dem Titel des Waitzischen anreihte.

Konnte ich schon der dem alten Schreiber wenigstens zwey Fehler zumuthenden Lesung und Auslegung S. 5. Frauja thôtans (für thi*ud*ans) nicht beypflichten, denn nicht minder berechtigten die Schriftzüge nach ҺΔ ΦQ eher wiederholt XΔΠΣ XΔΠΣ zu lesen; so gieng ich unwillkürlich weiter an eine nochmalige Prüfung der fraglichen zwey (resp. drey) Zahlenreihen, deren zweyte im alten Testamente nachzuweisen Wilhelm Grimm nicht so geglückt war, wie die erste.

Jener hatte nämlich a. a. O. sehr überzeugend dargethan, daß die fünf Zahlen der ersten Reihe sämmtlich in das fünfte Kapitel der Genesis (V. 3. 5. 7. 8. 13) und zwar sämmtlich nach der Septuaginta (also dem griechischen Texte) gehören, während die darunter stehenden römischen, jenen nicht entsprechenden, sämmtlich der hieronymischen Vulgata folgen, welche in jenem von dem hohen Alter der Urväter handelnden Hauptstücke an drey Orten von der Septuaginta abweicht.

---

*) Μετέφρασεν εἰς τὴν αὐτῶν φωνὴν τὰς γραφὰς ἁπάσας, πλὴν γε δὲ τῶν βασιλεῶν κτλ.

**) Sokrates (IV, 33) und Sozomenus (VI, 37) sagen nur allgemein τὰς θείας γραφὰς εἰς τὴν Γότθων μεταβαλών. Sollte bey Philostorgius gar auch ἁγίας statt ἁπάσας gestanden haben?

*) Zur Literatur der Runen (Wien, Gerold 1828 gr. 8.) besonders aus den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band XLII. (1828) abgedruckt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nr. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila.
2. Zur Literatur der Runen, von Wilhelm Grimm.

(Schluß.)

Der alte Schreiber des neunten Jahrhunderts (die Handschrift stammt aus Salzburg) entnahm jene Zahlen gleich von vorn herein einem gothischen Codex des A. T., den er vor sich liegen hatte, unbekümmert die vermeyntlichen Geltungen aus der Vulgata untersetzend, wobey er gewiß nicht ahnte, daß er uns gerade dadurch Vergewisserung der Behauptung der Kirchenschriftsteller, daß Ulfila auch die Schriften des alten Bundes übersetzt habe, gewähren würde.

Ehe wir hiernach zur zweyten unerklärt gebliebenen Zahlenreihe übergehen, müßen wir auf die ihnen vorausgehenden, mehr oder minder zusammenhängenden gothischen Worte oder Sätze zurückblicken, deren zweyte Zeile (Aivaggêljô thairh Lôkan) ohne Zweifel die im silbernen Codex noch gelesene Ueberschrift des Evangelium Lucae ist. Die Worte der vierten Reihe Jah qvêthun, die freylich in ihrer leichten Verbindung öfter vorkommen, finden sich wirklich auch gleich Luk. 1, 61, nicht minder schon Luk. 1, 19. 26 der bald darnach angezogene Name des Erzengels Gabriel. Dagegen wollte sich die dritte Zeile, die als zwischen zwey Stellen des Lukas stehend auch dort gesucht werden zu müßen schien, nicht so bald fügen, indem den Worten Vaúrthun afar thô (factum post ea) die nächstähnlichen Luk. 9, 28: Vaúrthun than afar thô vaúrda doch nicht ganz entsprechen, wo die meisten Codices bloß Ἐγένετο haben, doch ein Codex bey Millius mit dem Gothischen hält.

Die erste Zeile ließ W. Grimm ungelöst und doch dürfte ihre Auffindung ganz nahe gelegen haben. Zwar zeigt das ganze Alte Testament überhaupt sehr häufig Facti sunt autem, factique sunt, factaque sunt, factum est autem, factus est, facta est, factusque est; und es wäre gewiß erwünschter, wenn z. B. nicht nur Exodus 9, 10., sondern auch Ezechiel (et factus est sermo) herbeygezogen werden könnte; aber blicken wir wieder in das bey jenen Zahlen schon einmal geltend gemachte 5te Capitel der Genesis, so lesen wir dort neunmal (V. 5. 8. 11. 14. 17. 20. 23. 27. 31) Factique sunt omnes dies, dem das gothische Vaúrthun uththan ins Einzelnste entspricht. Aber auch um das nachfolgende afar brauchen wir nun nicht mehr bange zu seyn, dieses tritt ebendaselbst gleichfalls neunmal in den je zwischenliegenden Versen 4. 7. 10. 13. 16. 19. 22. 26. 30. (jah libáida afar). In diesen letzten Worten ergiebt sich aber auch für die im Wiener Text nach jenen vier gothischen Zeilen folgenden lateinisch niedergeschriebenen Bemerkungen über die Aussprache gothischer Laute (namentlich des Ꮹ u. Γ, h u. λl) eine natürliche Hinweisung auf dasselbe 5te Kapitel der Genesis. Jene Bemerkungen heißen nämlich, wie sie bey Grimm abgebildet sind und auch wirklich in der Handschrift stehen:

ubi dicit |. genuit. Ꮹ ponitur
ubi gabriel Γ ponunt et alia his sim̄ *)
ubi aspiratione̅ ut dicitur
gahlibeda ΓΑh λΙΒΑΙΔΑ

*) D. h. similia. Die Zeichnung dieser Worte im Grimmschen Kupferstich S. 11 ist unklar.

diptongon ꜸI ⲡ e. longa.

ⲡ ch U. ponunt

Zeile 4 wäre nach dem eben Gesagten sattsam nachgewiesen. Der vom Schreiber hier, ungeachtet seiner in Z. 1 u. 2 gemachten Bemerkung über den Unterschied von G und Γ (j und g), begangene Schreibfehler gah ist aber auch in Zeile 1 eingedrungen, wo genuit überdieß als keinem gothischen Worte entsprechend gar keinen Sinn gewährt, weßhalb Grimm dafür etwa judáius vermuthete, wofür aber, wie das besprochene Gabriél sich Luk. 1, 26. findet, gleich der folgende V. 27 (auch 24) daselbst leichter Jôsêf oder 31. Jêsu u. s. w. gewährt haben würde. Aber es liegt uns Besseres näher. Der Schreiber kann nur das gleichfalls in 1. Mos. 5. und zwar acht und zwanzigmal vorkommende jêra (GERA) mit dem ihm eigenen Schreibfehler (gera) gemeynt haben: *) man lese mit Hülfe des Punctes in der Handschrift statt genuit fortan nur ubi dicit gera ibi G ponitur | ubi Gabriel Γ ponunt. Sieht man übrigens genau hin, so erscheint unten auf der leer gebliebenen Seitenfläche ausgekratzt das gothisch richtig geschriebene ΓABRIEA. Zeile 4 führte der alte Grammaticus zunächst nur zum Belege für die aspiratio (d. i. h) an, die er in Z. 3 ins Auge faßte. Zeile 5 endlich war wegen der vorausgegangenen althochdeutschen Interlinear-Version der erst-vierten Zeile GAh UEФNN durch iachuedant iachᵘatun hervorgerufen, wobey nur zu rügen bleibt, daß der alte Schreiber nicht chu (statt ch) ansetzte, das er dort doch geschrieben hatte. Uebrigens gewährt jene Schreibung ja chuedun, ja chuatun zugleich die richtige Absichtsdeutung für Zeile 3: ubi aspirationē. ut dicitur gah - libeda GAh AIBAIAA: der Schreiber wollte die geringere Aussprache des h in jah andeuten oder hervorheben, die auch in der Benennung fê für den Buchstaben ꝁ (statt faih) uns entgegentritt.

*) Wahrscheinlich war der erste Schreiber ein Angelsachse, wofür außer sonstigen Wahrzeichen in den Lauten auch die wie Ʒ aussehenden Ʒ der runischen Buchstabennamen bey dem einen gothischen Alphabete sprechen dürften.

Wir kehren hienach von selber zu den in der Handschrift darauf folgenden Zahlenreihen zurück. Sie beginnen eigentlich mit dem rechts allein gestellten T ccc, welches im selben 5. Capitel der Genesis erst im V. 22, also nach den in der Handschrift scheinbar darauf folgenden 5 Zahlen auftritt, die zahlgerecht, wie wir sahen, vorangehen (3. 5. 7. 8. 13), weßhalb W. Grimm aus diesem Umstande die, wie wir gleich sehen werden, nicht haltbare Folge zog, daß jenes T (300) nicht aus dieser Stelle der Uebersetzung Ulfila's entnommen seyn könne. Aber er übersah wohl, daß weil jene 5 folgenden Zahlen (Zeile 2) mit einer gewissen lichten Breite geschrieben sind und somit das Pergament rechts am Rande keinen Raum mehr gewährte, jene Zahl (300), die nun erst hätte folgen sollen, nach bekannter Sitte in den leeren Raum der vorhergehenden Zeile übergeschrieben wurde. Daß dem so sey, wird gerade durch das Nebenschreiben der lateinischen Erklärungszahl CCC neben das an sich auch sonst kleiner gehaltene T bekräftigt, da alle übrigen Zahlen die lateinische Zahl untergeschrieben zeigen. Doch übersehen wir dabey nicht, daß in diesem Verse 22 die Septuaginta, mit der doch die übrigen gothischen Zahlen stimmten, hier nur 200, dagegen die Vulgata gerade 300 Jahre zählt.

Durch jenes Schreiben über die Zeile aber sollte gewiß zugleich kund gegeben werden, daß diese 6 Zahlen mit den Zahlen der nun folgenden Zeile nicht zusammengehörten, wie Grimm diesen wohl anmerkte, obschon er sie nicht nachzuweisen vermochte. Dieses gelang jedoch nur deßhalb nicht, weil sie falsch gezählt d. h. fälschlich zusammengenommen wurden, was nirgends im A. T. so bestimmt oder so geordnet vorkommende Zahlen ergab. Schon die Zeichnung bey Grimm, noch mehr die Handschrift selbst zeigt, wie in der ersten, so auch in der zweyten Zeile den Strich über jeder Zahl nur so weit gehend, als die Zahl zusammengefaßt werden soll; dadurch und dazu kommt, daß in dieser Reihe jeder Buchstabe eine Zahl für sich gilt (nicht wie alle Zahlen der ersten Reihe, wo 4mal zwey, 1mal drey Buchstaben zusammen zählen); ja die erste und zweyte Zahl der zweyten Reihe sind selbst durch einen Punkt oben getrennt,

wie von den lateinischen Zahlgeltungen darunter 1. 2. 5 durch Punkte gesondert sind (gleich Zahl 3 und 5 in Reihe I), alles zum Beweise der Absichtlichkeit.

Schlagen wir nunmehr in einer Concordanz des alten Testamentes nach, so ergiebt sich unter der großen Menge von Fällen oder Stellen, in welchen die Zahlen 60. 30. 500. 90. 70. 800. 90. [die darnach folgende letzte laßen wir hier noch absichtlich weg] überhaupt und obenein in erträglich naher Aufeinanderfolge auftreten, folgende Zusammenstellung:

Für 60 — 30 — 500 — 90 u. 70;
Ezechiel 40, 14. Ez. 40, 17. Ez. 42, 17. 20*) Ez. 41, 12 **)

dagegen für die folgenden
800 — 90
1 Makkb. 3,24***) 2 Makkb. 8,11****)

Gewiß überrascht das natürliche Naheliegen der Zahlen und Verse im Ezechiel, nicht minder, ja noch mehr die Hereignung von den Büchern der Makkabäer, die wir mit Jenem nun alle eben so gut, wie 1 Buch Moses übersetzt annehmen müßen, und dieß um so mehr, als in dieser Reihe oder Zeile die gothischen Zahlen mit den lateinischen übereinstimmen, weil eben auch Septuaginta und Vulgata hier sich decken.

In der letzten bisher nicht genannten Zahl (Ч, darunter dcccc), wo jenes nicht der Fall ist, nimmt Grimm den Fehler im gothischen Buchstaben (Ч) an, zu dem nur das zweymal vorhergehende 90 stimme, während zu 900 wieder hätte ↑ gesetzt werden müßen. Aber man nehme das etwas anders als jenes zweymal vorhergehende Ч gezeichnete als das so leicht damit verwechselbare U und man kann dadurch von der lateinischen Zahl wenigstens die CCCC retten, wodurch man gut fortschreitend in obiger Reihe 2 Mkkb. 12, 33 †) erhält.

*) Oder Ezech. 45, 2. Nicht minder 1 Mkkb. 6,35. 15, 31; 2 Mkk. 12, 10. 14, 39.

**) Hier freylich 75: 90!

***) Auch 1 Mkkb. 9, 6.

****) Auch 2 Mkkb. 6, 24.

†) Wohl besser als das rückgreifende 3, 11.

Was nun diesen Ansatz von Ezechiel-Makkabäer noch mehr bestätigen dürfte, ist die klare, schon aus W. Grimm's Abbildung, noch mehr aus der Handschrift hervorleuchtende Thatsache, daß stets die Zahlen durch einen Zwischenraum getrennt sind, welche einem andern Kapitel, eben so einem andern Buche angehören. Denn klar sind nahe gerückt Ͻ Λ (60. 30), weil sie demselben Hauptstücke XL. des Ezechiel (v. 14. 17) angehören; ferner davon gerückt Ꝁ (500) aus XLII, 17 (oder 20); größer geschrieben als neu anhebend, freylich rückgreifend in das vorige Hauptstück und vielleicht auch deßhalb etwas näher an das Ꝁ gerückt, jedenfalls aber wieder getrennt vom Q, womit 1. Makkab. (III, 24 oder IX, 6) beginnt, wie das folgende Ч (90) 2 Makkab. (VI, 24 oder VIII, 11) angehört; etwas ferner freylich wieder gerückt das schwankende Ч oder U (400?) aus 2 Makkab. XII, 33 oder III, 11.

Ein wohlthuendes Gefühl aber ergreift Einen, wenn man die Bücher der Makkabäer so früh verdeutscht denkt, in denen so treffliche Trost- und Trutzworte für ein Gerechtigkeit erstrebendes Volk (I. M. 2, 40. 3, 19. 43. 4, 35. 5, 61. 9, 10. 2 M. 5, 19. 8, 29. 10, 28. 13, 15. 15, 11.) und Königthum (1 M. 13, 5. 2 M. 4, 17. 26. 30. 5, 10. 6, 7. 13) stehen. Wahrlich der hier verzeichneten Sprüche, die man nachschlagen möge, hatten die Gothen in jenen oben besprochenen mehrfachen Bedrängnissen und Verfolgungen gewiß Noth zu ihrem Troste.

Mit dieser Bemerkung kehren wir noch einmal zu Hrn. Waitz's Werke zurück, indem wir zuerst mit ihm (S. 5) wünschen, daß eine nochmalige Lesung der ganzen Handschrift auch in den Abschnitten, die er bey der frühern nur dem Ulfila gewidmeten, rascheren Durchlesung vernachläßigen mußte, von so geübtem Auge und solchem deutschen Fleiße und Scharfblicke vorgenommen werden möchte, wie er bey der Arbeit bewiesen hat, während Franzosen, welche die Handschrift (nach S. 5) bereits unter Händen gehabt, dieselbe als zu schwierig wieder bey Seite gelegt hatten. Für die Kirchengeschichte aber würde das Ganze,

mentlich da durch unsere Nachweisung jetzt der Vergleich mit jener zu Hippo 427 oder 428 gehaltenen Collatio des Maximinus zu Gebote gestellt ist, gewiß noch manche wichtige Nachricht oder Notiz abwerfen (S. 22), so wie manche das erste Mal aufgegebene Stelle doch vielleicht noch ergänzt werden könnte.

Im Eingange unserer Erörterung hatten wir für mögliche Entdeckungen auf dem Gebiete gothischen Sprachalterthumes auf Spanien und Konstantinopel gedeutet, in welcher letzteren Stadt, wie wir aus den Schriften des heiligen Chrysostomus erfahren, um 399 n. Chr. Geb. (von Unila?) gothisch gepredigt und 388, wie wir nun erfahren haben, Ulfila begraben wurde. Die über Maximinus und Sigiswulthus von uns beygebrachten Nachrichten zogen und ziehen unsern Blick nach Afrika, nach Karthago hinüber. Sollte hier wirklich gar nichts Gothisches, Vandalisches rc. mehr zu finden seyn, als Münters kleines Messinggewicht mit der gut gothischen oder gut vandalischen Namensinschrift RAGINARI? Eine im vergangenen Herbste von Unterzeichnetem nach Leyden unternommene Reise, um in dort aufbewahrten reichen Sammlungen und Zeichnungen römisch-afrikanischer Denkmäler (von Humbert rc.) zu Folge genialer Schnelldeutung von Seiten eines unserer geistreichsten jüngeren Orientalisten vandalische Sprachdenkmäler zu entdecken, ergab leider nur ein dem seligen Kopp gewiß willkommen gewesenes, wirklich zu Karthago gefundenes Abraxas, das statt Sihora armên mit den Worten anhebt SE□NRA| □LΞMANEΓE|| rc.

H. F. Maßmann.

The Peerage of the British Empire as at present existing, arranged and printed from the personal communications of the Nobility by Edmund Lodge, Esq. Norroy king of arms. Ninth Edition. With the arms of the Peers. London 1840. XXXI u. 627 S. gr. 8.

Den Anfang macht die englische Rangordnung für beyde Geschlechter, die mit Citizens und Burgesses schließt. Darauf folgt ein Verzeichniß der englischen Pairs, mit Einschluß der schottischen und irländischen, die Sitze im Oberhause haben, nach der Ordnung dieser Sitze. Norfolk ist der erste Herzog, Winchester der erste Marquis, Shrewsbury der erste Graf, Hereford der erste Viscount (deren Zahl nächst der Herzoge die kleinste,) und de Ros der erste Baron. Ferner ein Verzeichniß der schottischen und der irländischen Pairs, mit Angabe deren, welche aus eigenem Rechte oder als erwählte Repräsentanten im Oberhause sitzen. Hiernächst Verzeichnisse der Pairs, die in Schottland und Irland höhere, oder die dort nicht gleich hohe Titel haben als in England. Dann ein Verzeichniß aller Pairs zusammen nach ihrer Reihe in der Rangordnung. Hierauf die königliche Familie. Dann in alphabetischer Ordnung sämmtliche weltliche Pairs, mit Abbildung ihrer Wappen, mit Angabe ihrer erblichen Titel und des Jahres der Verleihung, ihrer Aemter und Würden, des Geburtsjahres, des Jahres ihrer Nachfolge, ihrer Verheirathung, des Namens und Geschlechts ihrer Gemahlinnen, aller ihrer Kinder, auch der verstorbenen, mit Bezeichnung desjenigen, welches den Titel erben wird, endlich der nächsten Seitenverwandten, ihrer Gattinnen und Kinder. Man kann hier sehen, wie gut für die Erhaltung des englischen Adels gesorgt ist. Der Herzog von Wellington z. B. hat nur zwey Söhne, von denen nur der ältere verheirathet ist. Ein älterer Bruder des Herzogs aber hat drey, und ein jüngerer, der Geistlicher ist, zwey Söhne. Den Beschluß macht ein Namensverzeichniß aller Erzbischöfe und Bischöfe, der englischen Hochkirche, (ohne ihre Frauen und Kinder, weil diese an ihrem Range keinen Theil haben,) der Baronete und ihrer ältesten Söhne oder Brüder, ein Verzeichniß der Familien-Namen von Pairs (z. B. Seymour zu Somerset), der Titel, welche von den ältesten Söhnen der Herzoge, Marquis und Grafen geführt werden, der Töchter von Pairs, welche, an Nichtadelige verheirathet, den Titel Lady, oder Ehrenwerth, behalten; endlich der Motto sämmtlicher weltlicher Pairs.

Mit einer lithographirten Beylage zu Nro. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nr. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ancient Laws and Institutes of England; comprising Laws enacted under the Anglo-Saxon Kings from Aethelbirht to Cnut with an english translation of the Saxon; the Laws called Edward the Confessor's; the Laws of William the Conqueror, and those ascribed to Henry the first: also Monumenta Ecclesiastica Anglicana, from the seventh to the tenth Century; and the ancient latin version of the Anglo-Saxon Laws with a compendious glossary, etc. Printed by command of his late Majesty King William IV. under the direction of the commissioners on the public records of the Kingdom. MDCCCXL. fol.

Es sind beynahe hundert und dreyßig Jahre verflossen, seit in England die letzte Ausgabe der älteren angelsächsischen Gesetze, von David Wilkins (Lond. 1721. fol.) besorgt, herauskam. Erst in neuerer Zeit hat man sich dort wiederum mit einem lebhaftern Interesse, welches namentlich durch Sharon Turner angeregt wurde, zu dem Quellenstudium jener Periode der englischen Geschichte hingewendet, denn die Engländer hatten sich einmal gar zu leicht von ihrem Landsmann Milton überreden lassen, die angelsächsische Zeit und die Geschichte der Kriege unter den sogenannten Heptarchen sey eben so uninteressant, als die Geschichte der Kämpfe unter den Krähen und Raben. Während in Deutschland das angelsächsische Recht und die ältere englische Geschichte mehrfach bearbeitet wurde, namentlich von Reinhold Schmid eine Ausgabe der angelsächsischen Gesetze mit deutscher Uebersetzung, eine ausführliche und sehr gründliche Bearbeitung der Geschichte jener Zeit von Lappenberg und früher schon (1825) von dem Unterzeichneten ein Versuch einer angelsächsischen Rechtsgeschichte erschien, überhaupt aber bey uns diesem Gegenstande eine große Theilnahme zugewendet wurde, hatte die neuere englische Literatur außer Ingramms Ausgabe der Chronologia Saxonica *) eigentlich nichts Erhebliches über diesen Gegenstand aufzuweisen. Dieß hat sich geändert mit dem Erscheinen derjenigen Sammlung, welche uns hier vorliegt, welcher kurz vorher ein anderes wichtiges Werk Codex diplomaticus aevi Saxonici, opera Johannis Kemble vorangegangen ist. Der englische Herausgeber kann daher mit Bezug auf sein Vaterland mit Recht sagen, er übergebe seine Arbeit dem Urtheile der Wenigen, welche im Stande sind ein solches darüber abzugeben; wir glauben, daß es in Deutschland eine viel größere Anzahl von Gelehrten giebt, die darüber zu urtheilen competent sind.

Das Erscheinen dieser Sammlung von Rechtsquellen war verzögert durch den Tod desjenigen Mannes, welcher von der Record-Commission mit der Herausgabe beauftragt war, des Hrn. Richard Price; an seine Stelle trat Hr. B. Thorpe, welcher sich veranlaßt sah, noch einmal die Arbeit von vorne anzufangen, so daß auch die bereits gedruckten Bogen der früheren nicht in das Publikum gekommen sind.

Um zunächst mit dem Aeußern zu beginnen, so muß in der That zugestanden werden, daß die

---

*) Eine neue Ausgabe von Price findet sich in den Materials for the history of Great Britain. Vol. I. (not yet completed wie in dem vorliegenden Werke Pref. p. VII. n. 2 bemerkt wird.)

ganze Ausstattung prächtig ist; das schönste Papier, der deutlichste und klarste Druck. Den Inhalt selbst giebt der Titel an. Das Ganze ist eine vermehrte und verbesserte oder vielmehr umgearbeitete Auflage der Leges Anglo-Saxonicae tam civiles quam ecclesiasticae von Wilkins; ob mit dem neuen Titel viel gewonnen ist, möge dahin gestellt bleiben, wenigstens scheint der Grund, man könne nicht sagen: die angelsächsischen Gesetze (Vorrede p. II.), weil einige verloren gegangen sind, nicht ganz zutreffend; es versteht sich von selbst, daß unter den angelsächsischen Gesetzen, die man herausgiebt, nur die vorhandenen verstanden werden; in Deutschland würde wenigstens Niemand daran Anstoß nehmen, wenn ein Herausgeber der vorhandenen Gesetze der fränkischen Könige, seine Arbeit in solcher Weise bezeichnete, wenn auch manche davon verloren gegangen sind. Dazu kommt, daß der Ausdruck Ancient Laws and Institutes ein ganz relativer ist, wie es denn anfänglich auch im Plane der Herausgeber gelegen zu haben scheint, dieser Sammlung noch eine weitere Ausdehnung auf eine spätere Zeit zu geben (Pref. p. V.).

Wir wissen bey allen Unternehmungen der Art eine diplomatische Genauigkeit vollständig zu würdigen und zu schätzen, indessen glauben wir, daß eine solche auch zu weit getrieben werden kann. Dieß scheint uns z. B. der Fall zu seyn, wenn der Herausgeber die Gesetze des westsächsischen Königs Ina erst auf die des König Aelfred folgen läßt, weil sie in dem Codex hinter diesen stehen. Es mag seyn, daß dieses Exemplar für Wessex bestimmt war und daß deßhalb Aelfred ihm als Anhang die älteren westsächsischen Gesetze, einem andern für Mercia die ältern (nunmehr verloren gegangenen) Gesetze Königs Offa beyfügen ließ; allein dieß ist bloß eine Conjectur und wenn sie sich auch wirklich als begründet ausweisen würde, so scheint dieß doch noch keineswegs genügend, um in einer Ausgabe der Quellen so ganz und gar gegen alle Chronologie zu verstoßen: daß man Gesetze, die über hundert und fünfzig Jahre älter als andre sind, erst auf diese folgen läßt. Bey solcher diplomatischer Aengstlichkeit ist es zu verwundern, wie der Herausgeber gewagt hat, in den Leg. Aethelb. §. 39 mit §. 40 (p. 6) zu vertauschen; woran er freylich ganz recht gethan hat, da in dem Codex §. 40 von einem Ohre, §. 39 von dem andern Ohre redet. Wir werden weiter unten noch einmal auf diesen Gegenstand zu sprechen kommen.

Eine ganz wesentliche Verbesserung ist es, daß in dieser neuen Sammlung die lateinische Uebersetzung von Wilkins durch eine englische ersetzt ist, denn auf diese Weise ließ sich der Originaltext viel verständlicher wiedergeben, als durch das in dieser Beziehung ungefügige Latein. Der Text selbst ist mit Noten versehen, aus welchen man mit Vergnügen wahrnimmt, wie die Engländer mehr als es bisher geschehen, auch auf die übrigen Quellen des germanischen Rechts Rücksicht nehmen, insonderheit verrathen diese Noten auch eine Kenntniß der deutschen Literatur, wie denn namentlich Grimms Rechtsalterthümer zum Oefteren citirt werden. Dessen ungeachtet müssen wir unverholen bemerken, daß uns die Ausstattung des Werkes in dieser Hinsicht sehr ungleichmäßig erschienen ist, man vermißt ein bestimmtes Princip, welches dieserhalb zum Grunde gelegt wäre. Erscheint eine Ausgabe der Quellen mit Angabe der Varianten ohne allen Commentar oder höchstens mit der einen oder andern Note, welche eine unumgänglich nothwendige Erläuterung giebt, so muß sich das Publikum damit freylich begnügen nnd es erscheint ein solches Verfahren des Herausgebers da vollkommen gerechtfertigt, wo in einem Lande die Geschichte des Rechts schon eine hinlängliche Bearbeitung gefunden hat. Die Herausgabe der wichtigsten Quellen des ältesten deutschen Rechts, wie wir sie theils in Walters Corpus juris Germanici antiqui haben, so wie die in den Monumenta Germaniae historica konnte bey dieser äußern Kritik stehen bleiben und doch enthält die letztere Ausgabe manche andere schätzbare Notiz. In England aber, wo man in der Bearbeitung der Rechtsgeschichte der älteren Zeit noch keineswegs auf einen solchen Punct gediehen ist, tritt bey einer Herausgabe der Quellen das Bedürfniß nach einem Commentar recht dringend hervor. Das hat man auch gefühlt und so finden sich auch dem Texte der älteren Gesetze eine Menge von Noten beygefügt, diese beschränken sich aber nachher auf die Varianten und nur den Leges Henrici Primi, welche mit den bey Wilkins bereits

gegebenen Noten Somners abgedruckt sind, folgt ein Commentar nach, der etwas näher auf die Kritik eingeht. Von der Geschichte dieser Quellen erfährt man eigentlich so gut wie gar nichts und insonderheit hätten die Leges Edowardi Confessoris wohl etwas der Art verdient; auf manche Notizen bey Rogerus Hoveden in Betreff derselben ist gar keine Rücksicht genommen worden. Mehr Aufmerksamkeit ist wie bemerkt den Leges Henrici Primi zugewendet worden. Allein gerade hier können wir nicht umhin, dem Herausgeber seine Anhänglichkeit an gegebene Texte zum wirklichen Vorwurfe zu machen. Der Commentar bey Wilkins ist in der neuen Ausgabe mit allen seinen Fehlern nach 130 Jahren wieder gerade so abgedruckt, man hat hier jeder Kritik, jeder Nachforschung sich überhoben. Allerdings wird man es gerne hingehen lassen, wenn sich das falsche Citat bey Wilkins p. 237 not. 9: c. 2. q 5. c. 2. für c. 2. q. 4. c. 2. auch in der neuen Ausgabe wieder findet; allein wenn abermals (Wilk. not. r) abgedruckt wird: caus. 3. 96. can. 1. für caus. 3. 96. can. 1., wenn abermals abgedruckt wird (Wilk. not. p.) Capit. Karol. et Ludov. Imp. l. 17. c. 130. für l. 7. c. 184., so verräth dieß entweder Mangel an einer gehörigen Durchsicht oder Unbekanntschaft mit dem Corpus juris canonici und mit den Capitularien, von deren 17 Büchern noch Niemand etwas gehört hat.

Die Noten nun, mit welchen die Quellentexte versehen sind, haben einen verschiedenen Werth und wir müssen namentlich sehr rühmend das Bestreben anerkennen, mit welchem man sich bemüht hat, die großen Schwierigkeiten, welche sich vornämlich in den Kentischen Gesetzen, so wie in denen des Königs Ina darbieten, so viel als möglich zu beseitigen. Ist dieß nicht überall nach Wunsch gelungen, so liegt die Schuld allerdings in dem oft räthselhaften Stoffe, der wohl noch Vielen viel zu thun machen wird. Indessen bey aller Anerkenntniß des Umstandes, daß nur mit Hülfe der übrigen germanischen Rechtsquellen die angelsächsischen hinreichend verstanden werden könnten, fehlt es doch den Engländern an einem umfassenden und in die Principien des germanischen Rechts tief eindringenden Studium.

Bey einer Anzeige einer Quellensammlung, wie die vorliegende, sind wir nun hauptsächlich darauf hingewiesen, es herauszustellen, was denn eigentlich in derselben anzutreffen ist; zum Theil ist dieß freylich schon durch den Titel des Buches ausgedrückt, dieß macht jedoch einen Vergleich mit der älteren Ausgabe von Wilkins und mit der von Schmid noch nicht ganz entbehrlich. Eine solche Zusammenstellung ergiebt nun, daß die neue englische Sammlung — obwohl bekanntlicher Weise die ehedem vom Lambard benützten Manuskripte nicht haben aufgefunden werden können — durch Berichtigung einer Menge von Lesarten einen großen Vorzug vor den übrigen hat; besonders reichhaltig ist in dieser Hinsicht das Resultat für die Berichtigung der in normännischer Sprache verfaßten Gesetze Wilhelms des Eroberers. Ebenfalls ist es eine Bereicherung dieser Ausgabe, daß die alte Uebersetzung der angelsächsischen Gesetze, welche Bromton (ed. Rog. Twysden) aufbewahrt hat, hier vollständig abgedruckt ist. Der Zuwachs an ganz neuen Sachen ist hingegen, die Quellen des Kirchenrechts abgerechnet (von ihnen noch weiter unten) nicht eben bedeutend, obschon man wegen der veränderten Reihenfolge mancher Stücke Einiges auf den ersten Anblick für neu halten könnte, was es doch nicht ist. Einige Stücke sind jedoch neu im angelsächsischen Texte, indem man sie bisher nur aus dem Latein der antiqua versio kannte, dahin gehört z. B. das Supplement zu dem Titel: Be Forfenge p. 95, ferner p. 109: This is seo geraednyss hu mon thaet hundred haldan sceal. Sodann ist der Abschnitt, welcher die Ueberschrift führt Rectitudines singularum personarum oder de dignitate hominum p. 185 interessant als eine Art Capitulare de villis; für die Rechtsgeschichte, ist die Ausbeute freylich weniger reichhaltig, als für die Kenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse und für die Sprache.

Vermißt man bey keinem der in dieser Sammlung aufgenommenen Monumente die fleißige Benützung der Handschriften, so hat doch keines unter allen so sehr gewonnen, als die Leges Guilelmi Conquestoris, denen auch aus Handschriften eine viel bessere lateinische Uebersetzung beygefügt

ist, als diejenige ist, mit welcher Wilkins seine Ausgabe versehen hatte.

Eine besondere Anerkennung verdient nun aber diese neue Sammlung auch noch deßhalb, weil sie unter den kirchlichen Monumenten zum ersten Male auch eine Ausgabe des berühmten, aber unsern Zeitgenossen noch nicht bekannten Pönitentialbuches des Erzbischofes Theodor von Canterbury liefert, ein Buch, welches besonders als die Grundlage einer Menge späterer ähnlicher Arbeiten wichtig geworden ist. Der lange gehegte Wunsch, diese Sammlung in das Bereich wissenschaftlicher Forschung eingeführt zu sehen, ist nunmehr in Erfüllung gegangen. Das Ganze besteht aus fünfzig Kapiteln, von denen das erste eine unmittelbare Beziehung auf Deutschland nimmt, indem seine Ueberschrift lautet: Qualiter apud orientales provincias Germaniae atque Saxoniae pro diversis criminibus poenitentiae observatur modus. Hier wird namentlich des Gebrauches gedacht, daß derjenige, welcher wegen eines todeswürdigen Verbrechens z. B. wegen eines Verwandtenmordes, nicht nur sieben Jahre von dem Eintritte in jede Kirche ausgeschlossen würde, sondern auch baarfüssig und nur in Linnen gehüllt umherwandern mußte, ohne daß es ihm gestattet wurde, an einem Orte länger als vier und zwanzig Stunden zu bleiben; als Nahrung durfte er, Sonn- und Festtage ausgenommen, nichts als Brod, Wasser und Gemüse genießen. Als allgemeines Princip für die Auferlegung der Pönitenzen stellt Theodorus im 2. Kap. den Satz heraus: Medicus autem debet sanare aegrotum secundum austeritatem artis suae, et non palpare molliter, secundum voluntatem infirmi. Die nächsten 5 Kapitel handeln von der Buße im Allgemeinen und von der bey der Tödtung insbesondere; hier werden die einzelnen Fälle der absichtlichen und unabsichtlichen und der gebotenen z. B. wenn man im königlichen Heere gegen Rebellen auszieht, abgehandelt. Hieran schließen sich dann die Pönitenzen an, welche wegen einer der sieben Todsünden auferlegt werden. Unter den dann folgenden Kapiteln ist besonders das 27ste für die Geschichte des Heidenthums merkwürdig, indem hier eine Menge abergläubischer Gebräuche mit Pönitenzen belegt werden, z. B. C. 14. p. 29. Si qua mulier filium suum vel filiam super tectum pro sanitate posuerit vel in fornace VII annos poeniteat. 15. Qui grana arserit ubi mortuus est homo pro sanitate viventium et domus, V. annos in pane et aqua poeniteat. 16. Si quis pro sanitate filioli per foramen terrae exierit, illudque spinis post se concludit, XL. dies in pane et aqua poeniteat. (Die beyden ersteren Bestimmungen finden sich bey Egbert, Poenit. wieder). Sehr merkwürdig sind auch die Vorschriften in Betreff des Genusses von Thieren oder von Speisen, die durch das Hineinfallen todter Thiere verunreinigt sind (cap. 31.); auffallend ist die Bestimmung in c. 17: Equum non prohibemus, tamen consuetudo non est comedere, während gerade bey andern germanischen Stämmen (z. B. bey den Thüringern) der Genuß des Pferdefleisches, wegen der heidnischen Pferdeopfer, ausdrücklich verboten war. Die übrigen außer dem Liber poenitentialis des Erzbischof Theodor von demselben herrührenden oder gesammelten kirchlichen Vorschriften waren bereits früher gedruckt; eben so waren auch die nachfolgenden Monumenta Ecclesiastica theils schon in der Gesetzessammlung von Wilkins, theils in seiner Ausgabe der Concilia Magnae Britanniae enthalten; hier stehen der Dialogus Ecgberti, die Excerptiones, das Confessionale und das Poenitentiale desselben, welches vieles aus dem Pönitenzbuche Theodors enthält, dort und zwar unmittelbar nach den Gesetzen König Wihträds der Abschnitt, welcher mit den Worten anfängt Seofanfealde gifa sind Haliges gastes (Anc. Laws. p. 393) und die sämmtlichen übrigen Stücke kirchenrechtlichen Inhalts. Im Anhange findet sich eine fleißig ausgearbeitete Concordanz, welche die Parallelstellen für die einzelnen Gesetze angiebt, ein Glossarium und ein abgesondertes Inhaltsverzeichniß zu den weltlichen und kirchlichen Gesetzen; auf diese Art ist der Gebrauch des Ganzen sehr erleichtert.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nr. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

The wild sports of the southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope through the territories of the chief Moselekatse to the Tropic of Capricorn, by Captain William Cornwallis Harris, London 1840.

Capitän Harris, im Dienst der Dampfschiff-expedition von Bombay ist seinen Landsleuten schon längst als ein gewaltiger Jäger und unvergleichlicher Schütze bekannt, der sich mit seiner Leidenschaft zur Jagd den wilden Thieren dreyer Welttheile furchtbar gemacht hat. Er erzählt uns in der Einleitung zu den hier beschriebenen „Wild-Jagden im südlichen Afrika" wie er schon in seinem 6ten Jahre von dem unwiderstehlichen Drange seiner Natur hingerissen, sich eines geladenen, altväterisch-plumpen Schießgewehres bemächtigt und dasselbe auf eine Schaar von Sperlingen abgefeuert habe. Die wohlverdienten, väterlichen Züchtigungen, welche dieser Streich ihm zuzog, konnten seine Jagdlust nicht dämpfen; er fertigte sich bald hernach selber Bogen und Pfeile und schoß damit in Ermanglung des wilden, selbst nach zahmem Geflügel der Nachbarn und Gefreundte, und als man ihm auch diese Jagdgeräthschaften wegnahm, wußte er sich dennoch in Gesellschaft zweyer anderer Knaben eine Musquete zu verschaffen, mit welcher er seiner Schießwuth sich überlassen konnte. Hieraus erkannte seine friedliebende Familie, daß der junge William wohl zu nichts andrem bestimmt sey als zu einem „Futter für Pulver und Bley" und eilte ihn in die strenge Zucht und Aufsicht einer Militärschule zu bringen. In diesem neuen, seinen Neigungen ganz entsprechenden Element entfalteten sich seine Gaben so bald, daß man ihm schon in seinem 16ten Jahre eine Offiziersstelle bey der indischen Dampfschiffahrt-Expedition anvertrauen konnte. Seine Fertigkeit im Schießen und Treffen mit Feuergewehren, so wie seine Neigung zur Jagd wuchsen mit jedem Jahre und namentlich die letztere verlangte zuletzt ein Revier so groß und mannichfach an Arten der jagdbaren Thiere, als die ganze Oberfläche der Länder der Erde. Denn während er später, sitzend auf dem zahmen Elephanten, in den ostindischen Wäldern der Lust einer Tigerjagd sich hingab, da erwachte in ihm das Sehnen, sein gutes Gewehr jetzt auch einmal an der südafrikanischen Thierwelt zu probiren.

Die Gelegenheit kam ihm bald, als die Aerzte in Bombay ihm zur Wiederherstellung seiner wankenden Gesundheit einen längern Aufenthalt am Vorgebirge der guten Hoffnung anwiesen. Er verließ Bombay am 16. März 1836; die Ueberfahrt nach dem Cap, welche sonst gewöhnlich in 6 Wochen beendigt wird, dauerte dießmal 11 Wochen, (bis zum 31. May), doch entschädigte für den langen Verzug die Bekanntschaft mit einem von gleicher Neigung beseelten Reisegefährten: mit Herrn William Richardson Esq., der sich auch für die späteren Land- und Jagdpartieen dem Hrn. Harris anschloß.

Man würde indeß diesen beyden Reisenden sehr Unrecht thun und den Hauptwerth ihrer Reisebeschreibung sehr verkennen, wenn man ihre Expedition in das tiefe Innere des südlichen Afrika's nur als eine Jagdpartie nach riesengroßem Maßstabe betrachten wollte, während doch beyde den höheren Zweck: die geographische Erforschung eines noch großentheils unbekannten Länderstriches keinen Augenblick aus ihrer Beachtung ließen, und in diesem ihrem Bemühen so glücklich waren, daß Harris

Reise zu den Aufschluß gebendsten und interessantesten gehört, welche in neuerer Zeit nach Südafrika ihre Richtung nahmen.

Eben damals als Harris in der Capstadt ankam, war ein Hauptgegenstand des allgemeinen Gespräches jenes eben so kühne, als in seinem damaligen Verlaufe unglücklich scheinende Unternehmen einer großen Schaar holländischer Colonisten, die sich des Schutzes und der Herrschaft der Engländer aus eigenem Antrieb begeben hatten, um an der östlicheren Seeküste, bey Port Natal eine neue Niederlassung zu begründen. Es erschien von hohem Interesse, den Spuren jener Auswandrer zu folgen und mit ihrem Befinden zugleich die Motive ihres Unternehmens zu erforschen, deßhalb nahm unser Reisender auch einen Besuch bey jenen Flüchtlingen mit unter die Absichten seiner Reise auf, und ward hierdurch auf seinem Rückwege durch das noch undurchforschte Hauptthal des Wal-Stroms geführt.

Am 2ten July wurde die Seefahrt nach der Algoa-Bay begonnen; widrige Winde und Stürme hatten die sonst unbedeutende Reise so erschwert, daß die Ruhezeit einer Woche in dem erträglich guten englischen Wirthshaus von Port Elisabeth sehr noth that. Von hier fuhren unsre Reisenden auf einem ihnen noch neuem, mit Ochsen bespanntem südafrikanischen Fuhrwerk nach Grahams-Town, welches 650 (engl.) Meilen von der Capstadt und 30 von dem nächsten Punkt der Küste entfernt liegt. Die Gegend zwischen Port Elisabeth und Grahamstown ist großentheils ein ödes Heideland; in den beyden Wirthshäusern, die sich unterwegs finden, war weder Brod noch hinlängliches Futter für die Ochsen zu haben, dabey mußte man es jetzt, im July empfinden, daß man in der Mitte des Winters der südlichen Halbkugel lebe, denn an dem einen Morgen zeigte sich die ganze Landschaft dicht mit Reif bedeckt; ein Anblick, den unsre aus Indien kommenden Reisenden seit manchen Jahren nicht mehr genossen hatten. Noch um 7 Uhr stund das Thermometer keinen ganzen Grad R. über dem Gefrierpunkt.

Grahams Town hat sich schon zu einem Städtlein erweitert, welches aus 700 auf europäische Weise gebauten Häusern besteht und nahe an 3000 Einwohner (meist Engländer) enthält. Auch ein vortreffliches Gasthaus wird daselbst gefunden. Zu der theils schon aus Indien, theils aus der Capstadt und Port Elisabeth mitgenommenen Dienerschaft und Begleitung der Hottentotenknechte kam hier noch ein Hottentot-Mulatte, Andries Africander, der schon mehrmals im Lande des großen Häuptlinges Moselekatse gewesen war und welcher englisch so wie die Sichuana Sprache verstund, übrigens aber sich im Verlaufe der Reise als ein sehr lügenhafter, treuloser und gehässiger Begleiter erwies. Auch noch mehrere Postpferde waren in Grahamstown gekauft worden.

Die Unsicherheit und Armuth der Gegenden, welche das Ziel der Reise waren, die Nothwendigkeit, sich in eine etwas imponirende Stellung zu Moselekatse und seinen Leuten zu setzen, die Absicht, in welcher die Reise unternommen war, hatten die Masse der lebenden und todten Lasten, welche fortgeschafft werden sollten, so vermehrt, daß, als in dem nur aus 24 von Engländern bewohnten Häusern bestehenden Sommerset, welches fast auf halbem Wege nach Graaff Reinet liegt, statt des hier zurückkehrenden zweyten Ochsenfuhrwerkes für die Bagage kein neues zu erhalten war, ein Theil des Gepäckes bis auf günstige Gelegenheit dort zurückbleiben mußte. Die Reisegesellschaft mit ihrem unentbehrlichsten Gepäcke und ihrem mit 12 Ochsen bespannten Hauptwagen bewegte sich über die schlechten Gebirgswege mühsam vorwärts, während mit dieser schweren Art zu reisen die leichte eines irländischen, munteren, sang- und trinklustigen Kesselflickers, dem man unterwegs begegnete, einen auffallenden Contrast bildete.

Graaff Reinet liegt gegen 200 (engl). Meilen von Grahams-Town entfernt; seine äußerst netten, kleinen Häuser sind auf holländische Weise gebaut und sind von Gärten umgeben, in denen Wein so wie alle Früchte der wärmeren temperirten Zone gebaut werden. Es bildete einen eigenen Contrast für das Auge unsrer Reisenden, als diese am ersten Morgen nach ihrer Ankunft auf dem frisch gefallenen Schnee des Bodens die Pflanzungen von Citronenbäumen und die Gartenhecken der Quitten in der reichen Fülle ihrer goldgelben Früchte erblickten. Das Clima von Graaff Reinet ist gesund; der

hier vorbeyströmende Sonntagsfluß versorgt die Landschaft aufs Reichlichste mit Wasser. Dennoch, so vortheilhaft auch ihre bisherige äußere Lage war, hatte sich gerade damals, als Herr Harris hieher kam, der Bewohner ein unwiderstehlicher Hang zum Auswandern mitten in die Wildnisse des Landes bemächtigt, wo freylich viele von ihnen später den Tod durch Barbarenhände fanden. Unter diesen Umständen bedurften die wanderlustigen Bewohner einer solchen Menge von Ochsen und Wägen, daß unsre Reisenden nur mit großer Mühe und schweren Opfern sich in Besitz von 30 neuen Ochsen und einem zweyten Wagen setzen konnten. Dennoch würde dieser, da die Nachsendung aus Somerset ausblieb und angeblich zu Grunde gegangen seyn sollte, zum Theil überflüßig gewesen seyn, wenn man nicht hier in Graaff Reinet Gelegenheit gefunden hätte, den Abgang zu ersetzen. Außer den Hausgeräthschaften, den Kleidungen und Betten, den Geschenken und Tauschartikeln (namentlich Taback) bestund der von hier mitgenommene Vorrath in 6 Säcken Mehl, 2 Säcken Reis und zweyen mit Zucker, mehreren Kisten mit Thee und Kaffee, Zelten, Tischen, Stühlen, Küchengeräthschaften, geräuchertem Fleisch, vielen Käsen, gesalzenen und getrockneten Fischen, Zwieback, Wachslichtern, mehrern Dutzend Flaschen voll Arrak, einem Faß Branntwein, allerhand eisernen Geräthschaften, vielen Schießgewehren, 18,000 bleyernen Kugeln und mehreren Klumpen Bley zum Fertigen von Schrotten und Kugeln. Der großen Menge der Ochsen waren allmählich 14 Pferde beygefügt; zur Hut und Wartung dieser vielen Thiere hatte man noch 6 Hottentoten in Dienst genommen. So ungeheuer groß sind die Bedürfnisse eines in diesen Gegenden reisenden Europäers, der sich nicht von den gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens loszusagen vermag und hiebey noch solche Zwecke auf seinem Wege verfolgen will, wie unser jagdlustiger Engländer.

Der Weg nach den Gränzen der Cap-Colonie und nach den Ufern des Orangeflußes zog sich zuerst über die Kette der Schneegebirge, in deren höher gelegenen Engpässen die Kälte noch jetzt am 5ten Sept., mithin beym Beginn des südlichen Frühlings, mehr den 6° R. unter dem Gefrierpunkt am Morgen, und selbst noch 0° am Mittag gefunden wurde, wobey der Schnee in dichten Massen herabfiel. Doch diese Ungunst der Witterung wurde reichlich durch das Glück der Jagd aufgewogen; denn noch an demselben Tage schossen unsre Reisenden drey große Gnu-Antilopen und an einem der folgenden Tage kamen sie bey den sieben Quellen zu einem Punkt, wo die Landschaft im buchstäblichen Sinne ganz weiß aussahe von den unermeßlichen Heerden der Springböcke (Antilope Euchore). Diese Thiere brechen zuweilen aus dem tiefen Innern des Landes gleich Heuschreckenschwärmen in die angebauten Gegenden herein, verheeren und verzehren alles Grüne, reißen die Schaafheerden der Colonisten, wenn ihr Zug darauf stößt, mit sich fort und scheinen keinen andern Schutz gegen die Löwen und andern Raubthiere, welche mitten in ihre Haufen sich eindrängen, zu kennen, als den: daß sie sich so eng als möglich zusammenschaaren. Weder die Schnelligkeit, noch die hohen Sprünge dieser Thiere konnten sie vor den Schießgewehren unserer geschickten Jäger schützen; ihr wohlschmeckendes Fleisch speiste die ganze große Reisegesellschaft öfter und reichlich. Desto magerer war die Kost, welche die Zugochsen auf der Weide fanden, so daß bald 2 derselben so matt wurden, so daß man sie an einen reisenden Pädagogen und Freymaurer, Namens Friedrich Markgraf gegen einen schönen, starken Hund vertauschte. Dieser Futtermangel für das Zugvieh hielt auch in den darauf folgenden Tagen an; 4 andere völlig abgemattete Ochsen mußte man zur wahrscheinlichen Beute für die wilden Thiere zurücklassen, 2 Pferde hatten sich, nach Weide suchend, bey Nacht von der Carawane verlaufen und waren nicht wieder zu finden. Am Nu Garip, einem der beyden Hauptflüße, welche durch ihre Vereinigung den großen Orangestrom bilden, findet sich die Gränze der Cap-Colonie und die Wohnung des Gränzbeamten, des sogenannten Feld-Commandanten, welcher, obgleich von schottischer Abkunft, das Englische der Empfehlungsbriefe weder zu lesen vermochte noch auch verstund. Für den künftigen Mangel versorgten sich hier unsre Reisenden mit einer Heerde von 60 Schöpsen, welche sie von dem Feld-Commandanten kauften. Eine solche Vorsorge that Noth, denn die weitere Reise, von hier bis zu der 200 Meilen weiter abgelegenen Station Kuruman führt

zum großen Theil durch eine sandige Gegend, welche bey der jetzt eintretenden Dürre weder Wasser noch Futterkräuter darbot, so daß die Zugochsen öfters zwey Tage lang weder Trank noch Futter fanden und deßhalb täglich an Zahl abnahmen. Diese traurige Einöde wird von den Ueberresten der Urbewohner des Landes, den Buschhottentoten durchzogen, welche in neuerer Zeit zum Theil in der jenseit des großen Orangeflußes gelegenen Missionsstation Campbelstown einen wohlthätigen Anhaltspunkt geistiger wie leiblicher Pflege gefunden haben. Bey dieser Missionsstation fand man auch Gelegenheit, den bisherigen Abgang des Lastviehes, zum Theil wenigstens, durch den Eintausch von kräftigen frischen Thieren zu ersetzen.

In nicht minderem Grade als der Anblick des frischen Wassers nach Tage langem Wandern durch die wasserleere Wüste, erquickte es unsern großen Jäger, als er unvermutheter Weise zu Koning, jenseits Campbelstown, mitten in der Wildniß der Buschhottentoten einen Nimrod unter seinem Landsleuten, dem Capitän Sutton begegnete, welcher so eben von einer sehr glücklichen Elephantenjagd nach der Cap-Colonie zurückkehrte. Neben dem vielen Reizenden und Angenehmen, das dieser Herr seinen Landsleuten erzählte, erfuhren sie freylich auch von ihm die traurige Nachricht: daß der kriegerische Häuptling Moselekatse Feindseligkeiten gegen die neuerlich in sein Gebiet ausgewanderten Colonisten begonnen habe.

Noch einmal ward unsern Reisenden die Freude einer freundlichen Aufnahme von Landsleuten zu Kuruman, welches eine fruchtbare Oase mitten in der Wüste bildet, und wo ein englischer Missionär Mr. Moffat sein wohlthätiges Tagwerk treibt. Hier erfuhren sie Näheres über den mächtigen Häuptling der Abaka Zulus oder Matabilis, den schon mehrmalen genannten Moselekatse. Der Vater von diesem war ebenfalls Häuptling eines Stammes gewesen, der seinen Sitz nahe an der Seeküste, nordöstlich von Port-Natal hatte. Von seinen Feinden besiegt suchte er Zuflucht bey dem Wütherich Chaka, dem er bis zu seinem Tode diente. Sein Sohn Moselekatse hatte das Vertrauen des Tyrannen in solchem Maaße gewonnen, daß ihn dieser zu seinem Feldherrn machte, doch hatte die beständige Lebensgefahr, in welcher selbst die nächsten Günstlinge des Chaka schwebten, ihn bald vermocht, seine Stelle zu verlassen und mit einer Schaar von treu ergebenen Kriegern sich eine blutige Bahn durch mehrere von ihm bald besiegte und vernichtete Nachbarstämme nach der Gegend der Quellen des Molopa und Moriqua zu brechen, wo er jetzt, ein Schrecken aller wilden Völker des südlichen Afrikas, seinen Wohnsitz hat.

Die Gegend zwischen Kuruman und Klein-Taschui, wo sich eine Missionsstation unter dem Bechuanastamme befindet, an welcher damals ein französischer Missionär Hr. Lemue thätig war, ist eine röthliche Sandwüste, auf welcher Heerden von Straußen herumschweifen. Erst in der Nähe der Station selber belebt sich der Boden mit Gras und grünem, jetzt eben in Blüthe stehenden Strauchwerk. Die Sprache der Bechuanen zeichnet sich durch ihren Wohlklang aus und bildet hiedurch einen seltsamen Contrast zu dem Eindruck, welchen das Aussehen dieser Wilden auf das Auge macht. Denn namentlich pflegen die Frauen unter das gerade nicht wohlriechende Fett und Schmalz, womit sie ihre Haut, namentlich im Gesicht einreiben, das Pulver von Eisenglimmer zu mischen, der in den nachbarlichen Bergen in Menge gefunden wird. Hiedurch geben sie ihrem Körper einen Metallglanz, welcher sie ehernen Büsten ähnlicher macht als lebenden Menschen. Während bey den meisten andern Stämmen der Eingebornen der Tabak ein so beliebter Gegenstand des Tausches ist, daß man sich seiner statt des Geldes zum Ankauf der Lebensbedürfnisse bedient, steht derselbe bey den Bechuanen in keinem so hohen Werthe, weil man bey der hiesigen Missionsanstalt selber Tabakspflanzungen angelegt hat. Nach einigen unangenehmen Auftritten mit Mahura, dem Häuptling der Matlapi, dem erbitterten Feinde des Moselekatse, setzten unsere muthigen Jäger, die man vergeblich durch falsche Gerüchte von nahen Lebensgefahren einzuschüchtern versucht hatte, ihren Zug nach den Meritsane-Flusse fort.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nr. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

The wild sports of the southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope through the territories of the chief Moselekatse etc.

(Fortsetzung.)

Erst jetzt fand sich die Jagdlust in ihrem rechten Elemente. Die Truppen des gewöhnlichen Quaggas (Equus Quagga) zeigten sich hier brüderlich zusammen gesellt mit denen des gemeinen Gnu, während das Zebra-ähnliche Quagga (Equus Burchelii), welches eine vom gemeinen verschiedene Art bildet, sich das geschäckte Gnu (Cataplepas Gorgon) zum Genossen der Weide wählt. Als Herr Harris einst, in der Mitte der Tsui-Wüste in wenig Augenblicken 3 Quaggas erlegt hatte, da kamen aus dem Hinterhalt des Gebüsches 30 Barolongs-Afrikaner hervor, die das große Geschick und Glück des trefflichen Jägers rühmten, zugleich aber, wie hungernde Wölfe über die ansehnlich großen, geschossenen Thiere herfielen, sie anbissen, mit ihrem Fett sich salbten und dann das rohe Fleisch mit seinem Blute so rein aufzehrten, daß sie nur die Gedärme den Raubvögeln überließen.

Von den Stämmen der in diesem Landstrich herumziehenden Wilden kann man die werthvollsten thierischen Felle und die daraus zusammengenähten Mäntel, so wie Elfenbein und Straußenfedern gegen eine Gabe von Tabak und Glasperlen eintauschen; ein Geschäft, welchem viele Speculanten und Krämer der Cap-Colonie obliegen und bey dieser Gelegenheit auch an die Colonisten und Missionäre, die am Wege wohnen, mancherley Waaren, die sie vom Cap bringen, absetzen. Eine Caravane von Griquas, welche von der Giraffenjagd zurückkehrte, wollte unsern Reisenden von ihren freylich sehr abgemagerten Pferden das Stück um ein Pfund Pulver verkaufen; gerade von diesem Gegenstande konnten sich jedoch die Jäger am schwersten trennen.

Die zunächst in der Tsuiwüste zerstreut wohnenden Barolongs, Wangkets, Batlapi's und Baharutsi's sind die armseligen Ueberreste des vormals zahlreichen Bechuana-Stammes, den der kriegerische Moselekatse aus den früheren Wohnstätten am Maritsanefluße vertrieben und fast ganz vertilgt hat. Jene Flüchtlinge haben keine Vieheerden mehr; ihre Nahrung besteht bloß in Heuschnecken und in dem Fleische der wilden Thiere, welche sie in ihren Fallgruben fangen. Die Zeit des kurzen Aufenthaltes unserer Jäger in dieser Gegend war für jene Menschen eine festliche Belustigung und Erquickung. Die größere Zahl der geschossenen Thiere ward großmüthig ihnen überlassen, und wenn sie nun bis zum Ueberfluß vom Fleisch gesättigt auch noch mit dem von den Fremdlingen erbettelten Schnupf- und Rauchtabak sich gütlich gethan hatten, dann genossen sie, schlafend in der Nähe der Wägen, einer vergnüglichen Ruhe, welche sie all ihres Leides vergessen machte. Jene hungernden Wilden waren indeß nicht die einzigen Theilnehmer an der Beute der Jagd. Hoch in der Luft schwebend begleiteten die Schaaren der Geyer die Caravanen der Reisenden und stürzten sich begierig auf die Reste des Jagdwildprets, welche die Menschen ihnen ließen, oder auf die aus Mangel an Wasser häufig stürzenden Zugochsen herab. Mitten unter der Fülle der hiesigen pflanzenfressenden Thierwelt erstarkt und wächst auch die Begierde nach der Fleischnahrung in einer zahllosen Menge der Raubthierarten.

So unlieblich auch im Ganzen die beständige Begleitung der gefräßigen Wilden seyn mochte, so gerieth dennoch Hr. Harris bald in eine Lage, in der

er sich vergeblich nach jenen Gefährten sehnte. Schon in der Nähe des Meritsaneflußes ließ er sich einst in einer Gegend, welche von Schaaren der jagdbaren Thiere, namentlich auch der Zebras und mehrerer großen Antilopenarten wimmelte, von seiner Jagdlust hinreissen, indem er aus beyden Läufen seines Doppelrohres feuernd, und dabey fast niemals fehlend, ein Stück nach dem andern hinstreckte. Vergeblich sah er sich nach den Wilden um, die vorher immer bey der Hand waren, um von dem Jagdglück ihren Vortheil zu ziehen; keiner von ihnen machte heute den Geyern die Beute streitig. Die afrikanische Sonne, deren Hitze seit einiger Zeit während der Stunden des Tages sehr hoch gestiegen war, brannte mit fast unerträglicher Heftigkeit auf den Jäger und sein von Durst und Hunger mattes Roß herunter, da bemerkte Harris daß er seinen Führer durch die bahnlose Wüste: den Taschencompaß verloren habe. Vergeblich suchte er mehrere Stunden lang; endlich, das Pferd am Zügel führend, zog er in der Richtung nach dem Meritsane, der das gemeinsame Ziel der heutigen Tagreise seyn sollte, weiter. Kaum mehr zum Gehen fähig erblickt er, zu einzelnen kleinen Dorfschaften vereint, Wohnungen der Wilden. Die Noth, vor allem die des brennenden Durstes verscheucht jedes Bedenken; er geht auf die Dörfer zu. Aber die Hütten sind leer, statt der menschlichen Bewohner haben sich die Schaaren des geselligen Kernbeißers (Loxia socia) in ihnen angebaut; Menschengerippe und Gebeine, von der Sonne gebleicht, liegen häufig umher, als Denkmale an Moselekatses und seiner Krieger mörderischem Ueberfall. Ohne eine Spur von lebenden Menschen zu finden kommt er endlich an das meist ausgetrocknete Bette des Flußes, wo zwar sein wie des matten Thieres Durst gestillt wird, zugleich aber alle Schrecknisse einer mondscheinlosen Nacht, mitten unter dem lauten Gebrüll der Löwen auf ihn warten. Vielleicht hatte das öftere Abfeuern des Gewehres, auch dann als das angezündete Feuer verlöscht war, die wilden Thiere in einiger Achtung vor dem Fremdling ihrer Wüste erhalten und ihn aus der Gefahr gerettet, in welche ihn der in der zweyten Hälfte der Nacht nicht mehr besiegbare Schlaf gestürzt hatte. Wenigstens konnte der Löwe, den unser Jäger am andern Morgen, als er sich zum Suchen nach seinen Gefährten aufmachte, ganz langsam und majestätisch vor sich herschreiten sahe, nicht weit von ihm sein Nachtlager gehabt haben.

Alles ausgestandene Ungemach ward bald vergessen, als der Verirrte seine Gefährten, die auch in einiger Entfernung von dem Flusse übernachtet hatten, und bey ihnen die gewohnten leiblichen Erquickungen wieder fand. Noch mehr aber fühlte unser großer Jäger am andern Tage sich glücklich, als einige Batlapihottentoten, die den Wägen nachgezogen waren, ihn und seine Gefährten auf ein Jagdrevier führten, dergleichen er bis dahin noch keines gesehen hatte. Der vorherrschende Troß der wilden Heerden, welche über die grasichte und buschichte Gegend sich verbreiteten, bestund aus Quaggas und gesprenkelten Gnus; das Tönen ihrer Hufe lautete wie das Getös, das eine berittene Heeresmacht oder das ein gewaltiger Sturm hervorbringt, wenn er durch den Wald braust. Harris schätzte die Menge jener größeren Thiere auf 15000; unter ihren Heerden sah man jedoch vor allen auch Gruppen von blaulich braunen Sassaybeys-Antilopen, mit halbmondförmig gebogenen Hörnern, (Acronotus lunata), so wie von orangenfarbenen Hartebeestgazellen (Acron. Caama), während einzelne Familien von schnellfüssigen Straußen ihre langen Hälse über die vierfüssigen Genossen der Weide hervorhoben. Unter einer solchen, sich selber auf ihrer Flucht aufhaltenden und verwirrenden Menge des Wildprets fehlte kein einziger Schuß; für die kostbarste Beute der heutigen Jagd wurden jedoch die beiden Elenn-Gazellen (Boselaphus Oreas) gehalten, die man erlegte; denn das Fleisch dieses schönen, großen, überaus feisten Thieres wird für das wohlschmeckendste und köstlichste gehalten unter allen Fleischarten der hieländischen jagdbaren Thiere. Das vollkommen ausgewachsene männliche Thier erreicht eine Höhe von mehr denn 6 Fuß und ein Gewicht von 2000 Pfunden. Die Hottentotenbegleiter, vor der Hand sich noch keine Zeit zum Mahle lassend, bedeckten jedes der niedergeschossenen Thiere mit dornigem Buschwerk, um es vor den Geyern zu schützen; am Nachmittag überließen sie sich jedoch desto ungestörter ihrer Eß-

lust, und kamen erst spät mit den noch übrigen Fleischstücken, die sie wie Siegeszeichen um sich gehangen, wieder zur Carawane.

Der nächtliche Ueberfall einiger Löwen hatte die Zugthiere, vor allen die Ochsen in solchen Schrecken gesetzt, daß der eine derselben, wie man 6 Monate nachher erfuhr, seiner Flucht nicht eher Einhalt that, bis er den 500 Meilen abgelegenen Meierhof eines Colonisten erreichte, von welchem man ihn auf der Herreise gekauft hatte.

Die Gegend von hier bis an den Malopofluß, welcher die westliche Gränze der Besitzungen des Moselekatse bildet, zeichnet sich durch größere Fruchtbarkeit vor jener aus, durch welche die Reisenden früher kamen. Es war jetzt (im October) der Frühling der südlichen Halbkugel gekommen, die mannigfachen Arten der Bäume und Gesträuche standen in voller Blüthe; ein mächtiger Regenguß, der in Folge eines starken Gewitters eintrat, hatte die Landschaft in jeder ihrer Vertiefungen mit einer Fülle von Wasser versorgt; das tägliche Vergnügen der Jäger wurde erhöht, da sich jetzt zu den übrigen Gazellenarten auch Oryx capensis (von den Colonisten Gamsbock genannt) einfand, welche zwar im Lande der Namagua's-Hottentoten häufig, hier aber selten ist, und da jetzt auch schon die Vorposten der riesenhafteren Thierwelt, Rhinocerosse und Wallrosse, welche letztere den Malopofluß bewohnen, sich einstellten. Mit diesen größeren Thierarten zeigten sich auch zugleich die unzählbaren Schaaren einer kleineren, welche, furchtbar wie sie den meisten Völkern ist, dennoch hier in Südafrika von einigen als wohlthätige Erscheinung betrachtet wird. Dieses sind die Heuschrecken, welche jenen Districten, deren Bewohner vom Feldbau leben, Mangel und Noth bringen, den armen Buschmännern aber so wie andern ohne Eigenthum an Land und Vieh herumirrenden Stämmen dieser Wildnisse Sättigung und Genuß gewähren. Denn diese genießen die Heuschrecken roh, so wie am Feuer geröstet, und sammeln ganze Vorräthe von gedörrten; ein Jahr, das viele Heuschreckenschwärme erzeugt, ist für sie ein reiches Jahr. Außer den Menschen finden noch eine Menge von Thieren eine Freude am Genuß der Heuschrecken; nach unsers Verfassers Beobachtung fressen nicht bloß die meisten Vögel, sondern auch die Schaafe, Ochsen, Pferde und Antilopen sehr begierig jene verderblichen Thiere auf. Die Fresser waren dießmal nicht so häufig, daß sie das üppige Grün hätten vertilgen können, welches nach dem letzten Gewitter aus dem Boden, dessen altes dürres Gras die Hirten abgebrannt hatten, hervorgesproßt war. Die herrschende Gebirgsart der Gegend ist hier Granit; jenseits des Mimori Flusses zeigen sich viele Sümpfe oder Seen, in und bey denen riesenhafte afrikanische Büffel die Abkühlung des Wassers aufsuchen. Obgleich hier so viele Formen der Pflanzen und Thierwelt an die Nachbarschaft des Wendekreises erinnern, hatten dennoch unsere Reisenden in der Nacht des 18. Octobers von einem so durchdringend scharfen Wind zu leiden, daß sie sich selbst in ihren bedeckten, und noch dazu im Schutze dicht belaubter Bäume stehenden Wägen durch keine Kleider noch Decken gegen das Gefühl der eisigen Kälte schützen konnten. Das Thermometer stund am darauf folgenden Morgen auf 44° F. (5°, 33 R.)

Der große Häuptling Moselekatse befand sich bei der Ankunft unserer Reisenden nicht an seinem frühern Residenzort Mosega. Dennoch wurden die Fremden sehr freundlich von einem Unterhäuptling bewillkommt, welcher in Abwesenheit des Herrschers die Befehlshabersstelle über die Motabili-Krieger begleitete. Noch erfreulicher war für sie das Zusammentreffen mit dem hier wohnenden amerikanischen Missionär Herrn Dr. Wilson und seinem Gefährten, dem H. Lindley. Mosega liegt in einem sehr fruchtbaren, kesselförmigem Thale, das die Kurrichaneberge umgürten; dieses Thal war früher, ehe Mosalekatse sie vertrieb, der Wohnsitz der Bechuana-Hottentoten vom Baharutsi-Stamme. Das, was diese Reisenden hier von den Tyranneien und Grausamkeiten des Moselekatse hörten, konnte kein Verlangen nach der Bekanntschaft desselben erwecken; dennoch, als die Boten, die sie mit vorläufigen Geschenken an ihn abgesendet hatten, mit der dringenden Einladung des Fürsten, ihn zu besuchen, zurückkehrten, beschlossen sie die Weiterreise, welche in nordwestlicher Richtung an vielen, von dichten Dornenhecken statt der Mauern umgebenen Dorf-

schaften der Motabilis vorüberging. Die Bewohner derselben kamen in Menge herbey, um von unsern Reisenden Schnupftaback zu betteln, dessen Hineinziehen in die Nase zu den größten Sinnesgenüssen dieser Wilden gehört. Wie anderwärts goldene Ringe, tragen hier die wohlhabendern Männer kleine Schnupftabaksdosen von Leder an dem einen durchlöcherten Ohre, überdieß besitzt fast Jeder einen elfenbeinernen Löffel, aus dem man das reizende Niespulver in die Nase zieht.

Von der noch vor zehn Jahren, als Campbell sie sahe, so ansehenlichen Stadt der Baharutzis: von Kurrichane, zeigt sich nur noch ein einzelnes zertrümmertes Gemäuer; in der Nähe dieser Stätte findet sich ein Kanal, bey welchem, auf Befehl des großen Häuptlinges, die Fremden verweilen sollten bis zum andern Tage, an welchem Mosalekatse sie sehen wollte. Ein Herold oder Imbongo unterhielt sie mit den lobpreisenden Erzählungen von den Thaten seines Herrschers, indem er dazwischen die Stimme und selbst die Bewegungen jetzt des Löwen, dann des Elephanten und des Straußes mit vieler Geschicklichkeit nachahmte.

Der gefürchtete Herrscher, der Schrecken der Völker von Südafrika, befand sich in Kapain; schon in den Morgenstunden des nächsten Tages kam die Carawane bei diesem Orte an. Die Hügel waren, so wie der langsame Zug der Ochsenwägen sich näherte, mit Schaaren des neugierigen Volkes bedeckt; von Zeit zu Zeit liefen Boten hinein zum Herrscher, um diesem die Ankunft und alle Bewegungen der Fremden zu melden. Die Wohnung des mächtigen Moselekatse, des „edlen Elephanten,“ wie seine Unterthanen ihn nennen und wie er selber sich betitelt, zeichnet sich weder durch ihre Größe noch durch ihre Form vor einem Kraal oder Hütten-Meierhof der Hottentoten und Kaffern aus; in der Nähe dieses unansehnlichen Königspallastes machte die Carawane unserer Reisenden Halt. Als alles zu seinem Empfang und zu seiner Bewirthung bereit war, ließ man dem großen Häuptling es sagen; er erschien, begleitet von dem lautem Jubelgeschrey seiner Krieger und Trabanten. Ein großer, kräftig gebildeter Mann von etwa 40 Jahren, ohne Bart, das

Haupt bis auf eine kleine Haarkrone, in welcher die grünen Papageyenfedern stecken, und die von einem ovalen Metallring umgeben ist, ganz glatt geschoren, nur um Hals und Brust mit Glasperlenschnüren geschmückt, dann die Hüften mit einem Gürtel aus Pantherschwänzen bekleidet. Man bot ihm einen Stuhl, er saß darauf mit schweigender Gravität, während seine Krieger auf der Erde kauernd um ihn einen Halbkreis bildeten. Die Unterhaltung, welche wegen der großen Verschiedenheit der Sprachen selbst der hier nachbarlich beysammenwohnenden Völkerstämme durch vier verschiedene Zungen geht, beginnt; man legt dem Völkerüberwinder, dem edlen Elephanten die Geschenke hin, die man für ihn mitgebracht hat. Ein Tüffelrock mit 6 Krägen, großen Knöpfen, metallenen Schließhacken, dabey noch ausgeziert mit scharlachener Garnitur und Besetzung; eine Rolle von Messingdrath an Gewicht 50 Pfund, ein Spiegel, 2 Fuß ins Gevierte, 50 Pfund blutrothe Glasperlen, 2 Pfund schwarzer, irländischer Troßbuben-Tabak, endlich auch noch ein Paar Beinkleider, dieß sind Schätze, bey deren Anblick der glückliche Empfänger nicht mehr im Stande ist, seine frühere königliche Haltung zu behaupten, er klatscht mit den Händen an seine Brust, lacht mit allen Mienen seines Gesichts und ruft ganz außer sich sein Monanti und Tanta (gut, bravo!) aus. Alsbald will er sich auch in seinem neuen Kleiderstaate sehen, selbstgefällig betrachtet er sich im Spiegel, zeigt aber auch sogleich jene Unersättlichkeit der Habsucht, die ein ziemlich allgemeiner Zug der Wilden ist, indem er von dem aus Indien mitgekommenen persischen Bedienten die rothseidenen Armbänder sich ausbittet, mit denen derselbe bey dieser Audienz sich geschmückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nr. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

The wild sports of the southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope through the territories of the chief Moselekatse etc.

(Fortsetzung).

Der Thee, womit die Reisenden Sr. Kafferischen Majestät aufwarteten, wurde diesem zu seiner Auszeichnung in einer großen, buntbemalten Porzellanschaale gereicht, während Capitän Harris und sein Bedienter ihr Frühstück aus blechernen, für die Reise mitgenommenen Gefäßen genoßen; Moselekatse betrachtete eine Zeit lang diese verschiedenen Gefäße, dann gab er plötzlich die Porzellanschaale an seine Begleiter ab, während er selber nach dem blechernen Becher des Hrn. Harris griff und ihn hastig austrank. Unter der Dienerschaft der Engländer so wie den Begleitern des Königs wurde indeß das hochaufschäumende Waitzenbier herumgereicht, welches das Lieblingsgetränk der Kaffern so wie der nachbarlichen Hottentotenstämme ist, und welches jenen ein so unentbehrliches Bedürfniß des Lebens scheint, daß sie nur um Bier zu brauen, nicht um Brod zu backen, den Getreidbau betreiben.

Bey dieser ersten Audienz konnten die Fremden, die „so weit über Land und See hergereist waren, um den siegreichen Herrscher zu begrüßen" nichts von diesem erlangen als die unbeschränkte Freyheit in seinem Gebiete Elephanten zu jagen, jenes Thier, das keiner seiner Unterthanen in der Gegenwart des Herrn nennen darf, weil dieser selber den ausschließenden Titel des hohen, des edlen Elephanten sich zugeeignet hat. Von dem Wunsche der Fremden: durch das Gebiet des Walstromthales nach der Capkolonie zurückkehren zu dürfen, durch jene Gegenden mithin, welche eben jetzt der Schauplatz seiner Räubereyen und Feindseligkeiten gegen die ausgewanderten „weißen" Colonisten war, wollte Maselekatse heute noch nichts hören.

Was bey dem ersten Versuche nicht gelungen war, weil der Hottentoten Mulatte Andries, der das Amt des Hauptdolmetschers begleitete, selber dem kühnen Unternehmen abhold war, das zeigte sich später ausführbar. Der große Häuptling hatte zwar das höfliche Anerbieten der fremden Gäste, ihm in seiner Wohnung den Gegenbesuch zu machen, nicht angenommen, „weil er keinen Ort habe um sie zu empfangen," dagegen brachte er fast den ganzen Tag bey ihnen zu, indem er auf ihre Betten sich legte, oder auf andere Weise in ihrem Zelte seiner Ruhe pflegte. Nächst ihm, dieß gab er herablassend zu, möge der König von England wohl der größte Monarch der Erde seyn, obgleich ihn die Antwort auf seine Frage: ob der englische Herrscher auch so viele Ochsen und Kühe sein eigen nenne, als er, nicht ganz zu befriedigen schien. Fast bey jedem dieser Besuche fand sein Blick, obgleich man den mannigfachen Inhalt der Kisten und Kästen, womit die Wägen beladen waren sorgfältig vor ihm verhehlte, etwas Neues für ihn Brauchbares und Wünschenswerthes, und sollten es nur ein halbes Dutzend Wachslichter oder die Jagdschuhe des Hrn. Harris gewesen seyn. Endlich sprach er seinen höchsten Wunsch aus und dieß war der: das Zelt des Fremden zu besitzen. Man sicherte ihm dieses zu, gegen die unter solchen Aussichten leichter gewährte Erlaubniß, den Rückweg durch das Walstromgebiet nehmen zu dürfen.

Bey der Gelegenheit der Aufrichtung des Zel-



tes mitten im Meierhof des Königs bekamen dann unsere Reisenden auch diese Kaffernresidenz zu sehen. Sie dient, außer dem Herrscher selber, etwa 30 seiner Frauen zum Aufenthalt, davon jede ihre eigene kleine Hüttenzelle bewohnt. Die Schwänze und die mit den Klauen bewaffneten Fußenden der erschlagenen Löwen sind die Zierde der Wände. Die Frauen, mit dem schweren, phantastisch bunten Schmuck der Glasperlen behangen, sahen, ohne sich im Mindesten vor den Fremden, zu scheuen, dem Aufschlagen des Zeltes zu, in dessen Mitte sich der große Häuptling, sobald dieses tragbare Haus aufgerichtet war, auf eine große Bierkalabasse, deren Inhalt er so eben ausgetrunken hatte, hinsetzte, gekleidet in seinen neuen, buntbebänderten Tüffelrock und eine brennende Wachskerze in jeder Hand haltend, obgleich es noch heller Tag war.

Der gewaltthätige Kaffernfürst hätte vielleicht seine reichen Gäste nicht eher entlassen, bis er Alles, was sie für ihn Brauchbares besaßen, von ihnen genommen, oder, wie er sich zuweilen ausdrückte, „geborgt" hätte, wenn nicht auf der einen Seite der Wunsch, daß sie den Einzug seines durch den Raubmord der Weißen (Colonisten) bereicherten Heeres nicht sehen möchten und auf der andern seine habsüchtige Begier noch Glasperlen ihn zur Entlassung derselben bewogen hätten. Denn eines Tages hatte in Gegenwart des großen Häuptlings der persische Bediente eine Kiste geöffnet, welche voller blauer und rother Glasperlen war. Moselekatse streckte begierig seine Hände in diesen großen Schatz hinein und erklärte, daß die Perlen sein seyen. Allerdings, erwiderten die Engländer, denn es ist unsre Sitte, großen Männern, die wir besuchen, auch noch beym Abschied ein Geschenk zu machen und die Perlen sollst du erhalten am Tage vor unsrer Abreise. Der Häuptling nahm alsbald das Anerbieten an; die Kiste wurde in seine Wohnung getragen; am andern Tag entließ er die Gäste.

Der Stamm der Motabilis, deren Herrscher Moselekatse ist, zeigt allerdings Naturanlagen, wodurch er den Nachbarstämmen furchtbar zu werden vermochte. Die Männer sind kräftig gebaut, von wohlgeübten, leicht beweglichen Gliedern; mitten im Vaterlande der starken Löwen erwachsen ist ihnen der Kampf mit diesem Könige der Thiere ein Spiel, welches sie, obgleich nur mit dem Wurfspieß bewaffnet, eher aufsuchen als vermeiden; ihr Waffenglück im Kampfe mit den Colonisten hat sie selbst gegen das Feuergewehr furchtlos gemacht; durch Kraft und Schnelligkeit der Muskeln glauben sie jeder andern Macht trotzen zu können. Von einer Gottesverehrung dieses Volkes konnten unsre Reisenden keine Spur bemerken; wie die Arbeitsbienen ihre Königin, so ist diesen Menschen von halbthierischer Natur der kriegerische tapfere Häuptling, der sie zum Sieg und zur Waffenbeute führt, ihr Abgott, dem sie, er sey gegenwärtig oder entfernt, eine vergötternde Ehre erweisen. Könnten sie Tempel bauen, sie würden sie ihren Tschaka's und Moselekatse's errichten, wie dieß vormals andre, höher gebildete Heiden gethan, so aber vertritt die Stelle des Tempels der Haufen von weißen Steinen, den jeder Vorübergehende durch Hinzufügen andrer Steine vermehrt, indem er den Steinhügel „König" nennt. Es hat diese Vergötterung der Menschennatur an dieser selber, auch hier in Südafrika, dieselbe tollmachende Wirkung gezeigt, wie vormals an den Tyrannen des alten Roms, denn der Wüthrich Tschaka hatte weder an Nero, noch an irgend einem andern Menschenwürger der klassischen Vorzeit der Heiden seines Gleichen gehabt.

Nur der vermählte Mann oder das vermählte Weib der Motabilis trägt das Haupt glatt geschoren; die Werbung des Bräutigams um eine von ihm begehrte Braut ist hier sehr einfach: er reicht der Geliebten eine Schnupftabacksdose, nimmt sie diese an, so gilt dieß als Zustimmung, schlägt sie dieselbe aus, so bedeutet es „Nein."

Im scheinbaren Schutze einiger Kriegsobersten des Moselekatse, begleitet von einer Schaar der unersättlichen Wilden, die sich mit den Geyern zugleich auf das Fleisch der gejagten Thiere zu Gaste luden, setzten unsre Reisenden ihren Weg nordwärts vom Mariquisfluße fort. Das weiße Rhinozeros (Rhinoceros Sinusus) wurde hier, wie schon bey einigen früheren Gelegenheiten erlegt; der furchtbare, rachsüchtige Jähzorn des Thieres wird durch den Stumpfsinn desselben gelähmt, so daß der kühne Harris mehrmalen, in Gegenden wo weder ein Baum noch ein Gebüsch ihm einen Bergungsort

gewährte, der Lebensgefahr, in die ihn das verwundete, wüthend gegen ihn anstürzende Thier stürzte, dadurch entgieng, daß er sich platt auf den Boden ins Gras niederstreckte. Ueberdieß versorgten die Heerden der Gazellen die Reisenden, so wie ihre ungebetenen Gäste, aufs Reichlichste mit Fleischnahrung.

In Tulahn, einem Dorfe am Fluße des gleichen Namens, begegnete den Fremden der etwa fünfzehnjährige Sohn des Moselekatse, welcher die Macht seiner künftigen Herrschaft über sein Volk dadurch bewies, daß er dem Unterhäuptling, der als Schützer die Carawane begleitete, das Einschlagmesser, das ihm die Engländer geschenkt hatten, ohne Umstände wegnahm und es an seine Halsschnur hieng.

Obgleich schon die Länderstriche, durch welche unsere Jäger bisher gezogen waren, hinlängliche Ansprüche auf den Namen einer Wildniß hatten, fand sich dennoch die Gränze der recht eigentlichen, durch den Menschen wenig beeinträchtigten Herrschaft der wilden Natur so wie der wilden Thiere erst am Simalakate-Fluße. Bisher, selbst noch von Kurrichane aus, hatten sich auf dem sogenannten Wege, den die Reisenden mit ihrem schweren Fuhrwerk einschlugen, Spuren von den Rädern der Wägen gezeigt, mit welchen die Handelsleute der Colonie, wenn sie Elfenbein, Straußenfedern und kostbare thierische Felle holen, zuweilen hieherkommen; vom Simalakate an verschwanden selbst diese kaum erkennbaren Spuren; unsere Jäger geriethen jetzt einige Monate lang in Gegenden, durch welche noch niemals ein menschliches Fuhrwerk sich Bahn gebrochen hatte. Der eben genannte Fluß hat ein tiefes, langsam fließendes Wasser; das eigentliche Herrscherreich der wilden Thiere verlangte schon hier seine Gränzabgabe, einer von den beyden noch einzig am Leben gebliebenen Hunden der Carawane, als er den heftigen Durst am Wasser stillen wollte, wurde von einem der hier häufigen Krokodile verschlungen; andere Thiere dieser Art verzehrten in der darauf folgenden Nacht einen Theil des Lederwerkes am Wagen und mehrere Schuhe der Begleiter.

Man hatte am andern Morgen (den 1. November) ziemlich lange nach einer Stelle des Flußes

zu suchen, an welcher derselbe für die Wägen passirbar erschien, endlich war die Ueberfahrt über ein ziemlich ebenes Granitlager, über das der Fluß mit stärkerem Gefälle hinabrauscht, gelungen. Im dichten Schatten der Mimosen, auf dem mit hohem Gras und Blumen bedeckten Grunde ruhten, jenseits des Flußes, Menschen und Thiere aus, während der Feldherr des Moselekatse, Kalipi, und das Heer seiner Krieger mit den Rindviehheerden vorüber zogen, welche sie den emigrirten Colonisten geraubt hatten. Die Zahl des an diesem Tage vorübergeführten größeren Viehes wurde auf 5000 bis 6000 Stücke geschätzt. Das Leben so wie die Freyheit hatte damals der größte Theil jener Emigranten hinter seiner Wagenburg noch gerettet; die Schießgewehre hatten dem Feind manchen Verlust beygebracht. Die Wuth aber der Notabilis gegen die Weißen war so hoch gestiegen, daß einer der Unterhäuptlinge, welche unsre Reisenden begleiteten, es gegen diese aussprach, daß ihn das Niederstoßen eines weißen Feindes ungleich mehr erfreue als das eines Schwarzen, ja eine größere Lust sey als ein königliches Gastmahl.

Die Nachbarschaft des Caschan-Gebirges, in welche die Reisenden jetzt kamen, ist für den männlichen Muth eines leidenschaftlichen Jägers ein reiches Feld der Thaten. Hier lebt der König der wilden Thiere, der Löwe, noch in ganzen Schaaren, deren Gebrüll, zusammen mit der Stimme der Schakals und Hyänen jede Nacht das zahme Vieh der Carawane erschreckte; fast bey jedem Ausgang der Jäger nach Wildpret, zur Versorgung ihres Haushaltes, stießen dieselben auf Löwen und Löwinnen, die jedoch hier in der Fülle des Thierreiches, dessen Fleisch sie sättigte, niemals die Menschen ungereizt anfielen, sondern vor ihnen auswichen. Furchtbarer fast als die Löwen, droheten öfters den kühnen Jägern die Heerden der Büffel so wie die Rhinozerosse zu werden; ihr zähes Fleisch war weniger von den Europäern als von den sie begleitenden Hottentoten geachtet, während jene am Fleische der wilden Perlhühner so wie der vielen Gazellenarten, zu denen jetzt eine neue: die des Wasserbockes (Aegoceros ellipsiprymnus) hinzukam, sich reichlich schadlos hielten.

Der Weg durch die Gebirgspässe war jetzt zum Theil so schwer für die Wägen zu passiren, daß diese mehrmalen zum großen Nachtheile ihrer Ladung umwarfen; Ungewitter wie sie nur die afrikanische Sonne erzeugt, bey denen der heftigste Sturm mit den Strömen des Feuers und Wassers, die aus den Wolken sich ergossen, abwechselten, vermehrten das Ungemach der Reise. Doch dieses Alles konnte die innere Gluth der Leidenschaft bey unserm Jäger nicht abkühlen. Seine Jagdlust entbrannte heftiger denn jemals, als er sich jetzt in einer Gegend sahe, in welcher ganze, große Heerden von Elephanten weideten. Zuerst hatte sich ein kleiner Trupp von Mutterelephanten, mehrere von ihnen in Begleitung ihrer Kälber, bis auf geringen Abstand den Jägern genähert, eine der größten Mütter wurde von diesen erlegt, die andern scheuchte das jammervolle Geschrey ihrer tödtlich verwundeten Gefährtin hinweg. Unten im Thale giengen indeß noch 300 Stück derselben ruhig auf der Weide. Auch diese Heerde bestund aus Müttern, denen meistens ein Junges folgte, welches alle Bewegungen der Mutter mimisch nachahmte. Die Unbesonnenheit des Hottentoten Mulatten Andries, der zur Unzeit sein Gewehr unter die Heerde abfeuerte, verscheuchte diese zu bald, so daß nur ein Stück derselben erbeutet wurde. Der Rückweg nach den Wägen führte noch an 3 andern Heerden vorbey, von denen ebenfalls ein Stück als Opfer fiel. Ein solcher glücklicher Anfang der längst ersehnten Elephantenjagd hatte unsern leidenschaftlichen Jäger so freudig aufgeregt, daß er in der darauf folgenden Nacht vor innerer Bewegung nicht schlafen konnte; um ihn her donnerte und blitzte es, der Sturm heulte, er bemerkte dieß alles kaum, sondern vergnügte sich nur an den Nachbildern der eben vergangenen Tagesereignisse, die seine Phantasie ihm vorspiegelte; alle ausgestandenen Mühen der bisherigen Reise wog das freudige Bewußtseyn auf: das ersehnte Ziel derselben sey nun erreicht.

Einen Tropfen Wermuth mischte am andern Morgen das Mitleid in den Becher der Lust. Bey einer der getödteten Mütter war das Junge zurückgeblieben, ein Thier nur von $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe. Als die Jäger sich der Stelle naheten wo der Körper des alten Thieres lag kam das Junge mit Freudensprüngen auf sie zu. Als ob es verstehe, daß in dem Menschen mehr Rath und Macht sey zu helfen als im Thiere, streckte es seinen kleinen Rüssel gegen sie aus, umfaßte damit, indem es die wunderlichsten Geberden der Liebkosung machte, ganz sanft die Schenkel der Mörder seiner Mutter und führte sie zu dieser hin. Die Jammertöne, welche es jetzt hören ließ, als es um den Leib der Alten herumgehend vergeblich versucht hatte sie zu wecken, und mit seinem zarten Rüssel sie aufzuheben, mußten auch dem Rohesten zu Herzen gehen; sie hatten, wenn gleich nicht an Ton, doch an Ausdruck etwas Menschliches. Das arme, verwaiste Thier folgte später mit der Zuthätigkeit eines Hundes den Jägern zu ihrem Lager und blieb bey ihnen, bis es nach etlichen Tagen aus Mangel an Milchnahrung starb.

Die Höhe der gestern getödteten drey Elephantenmütter betrug $8\frac{1}{2}$, die Länge ihrer Stoßzähne, denn auch das Weibchen der afrikanischen Art besitzt dergleichen, maaß 3 — 4 Fuß, während ein heute durch Hrn. Harris erlegter männlicher Elephant $11\frac{1}{2}$ Fuß hoch war und Stoßzähne von 7 Fuß Länge besaß.

Wäre der Sporn, der unsre Reisenden trieb, nicht die bloße Lust am Jagen, sondern das Suchen nach Gewinn gewesen, dann hätten sie wohl durch ein längeres Verweilen in dieser Elephanten reichen Gegend so viel Elfenbein an Werth zu erbeuten vermocht, als die Unkosten ihrer ganzen Reise betrugen, so aber trieb sie ihre Neigung bald weiter, um ihr Jagdglück an neuen Gegenständen zu versuchen. Ohnehin verjagten die Hottentotenknechte, denen man, so war es ausbedungen, während sie das Lastvieh hüteten, Munition geben mußte, durch ihr beständiges Schießen, gegen welches kein Verbot half, die meisten jagdbaren Thiere so bald aus einer Gegend, daß man selten länger als einen Tag in derselben Beschäftigung fand, und dabey war dieses Schießen meist nur eine Folge der Feigheit jener Menschen, welche damit die Löwen verscheuchen wollten, und gewährte so wenig Nutzen, daß die Erhaltung der Carawane und jener hungernden Wilden, die dem Trosse folgten, mit Fleisch, fast ganz dem Hrn. Harris zur Last fiel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nr. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Vie, Correspondance et écrits de Washington publiés d'après l'édition américaine et précédés d'une introduction sur l'influence et le caractère de Washington dans la révolution des Etats-unis d'Amérique; par M. Guizot, membre de l'institut. Paris 1840. 6 Bände. 8.

Aus den Papieren, welche Washington, wohl geordnet in mehr als 200 Bänden, hinterlassen hatte, ward vor einigen Jahren durch Jared Sparks eine Auswahl des Merkwürdigsten getroffen und mit einer Lebensgeschichte des großen Mannes in den Druck gegeben, der zu Boston 1838 mit dem zwölften Bande vollendet wurde. Auf Ersuchen der Beförderer dieses Unternehmens übernahm Hr. Guizot die Verpflanzung desselben in die französische Litteratur. In dieser Bearbeitung erscheint die Lebensgeschichte vollständig übertragen, von den Papieren aber nur die kleinere Hälfte, vornehmlich das enthaltend, was die Denkungsart und den Charakter Washington's, desselben Antheil an der Verfassung und Regierung seines Vaterlandes, endlich die Beziehungen zu Frankreich ins Licht stellt. Ist dadurch die französische Ausgabe weit kleiner als die englische geworden, so hat sie dagegen vor dieser — abgesehen von der größeren Uebersichtlichkeit — einen glänzenden Vorzug durch die vom September 1839 datirte Einleitung, die Hr. Guizot dem ersten Bande vorgesetzt hat. Einleitung ist es eigentlich nicht, sondern weit mehr: das ganze Ergebniß der Sammlung; ein vollkommenes Bild Washington's, wie es sich wohl jedem aufmerksamen Leser, den Hauptzügen nach, zeichnen mag, in solcher Ausführung aber nur einem Guizot gelingt.

Den Eingang macht eine bündige Darstellung der Verhältnisse, in welchen der Streit Englands mit seinen nordamerikanischen Pflanzstaaten entstand. Es folgt der Anfang dieses Streites und was den Widerstand gegen die ungerechten Ansprüche des Mutterlandes theils begünstigte, theils aber auch erschwerte. Jetzt tritt Washington auf. Geboren in Virginien 1732, hatte er schon in erster Jugend an der Vertheidigung des virginischen Gebietes gegen die Franzosen, die es vom Ohio her bedrohten, Theil genommen, und sich dabey so ausgezeichnet, daß er nach wenig Jahren zum Befehlshaber der Miliz, welche diesen beschwerlichen Kampf bestehen mußte, ernannt worden war. Von da auf seine ansehnlichen Güter zurückgekehrt, hatte er sich ganz seinem ersten und liebsten Geschäft, der Landwirthschaft, ergeben; dabey jedoch die öffentlichen Angelegenheiten nicht aus dem Auge verloren, sondern, als Mitglied des Landrathes, beständig wahrgenommen. Als im J. 1775 die Pflanzstaaten zum Widerstande entschlossen waren, erkohr die allgemeine Stimme ihn zum Feldherrn.

„Ihm waren nicht jene glänzenden, außerordentlichen Eigenschaften zu Theil geworden, die alsbald alle Blicke auf sich ziehen. Nicht zu jenen Feuergeistern gehörte er, die es drängt hervorzubrechen, die, von der Größe eines Gedankens oder einer Leidenschaft hingerissen, nicht erst auf Anlaß oder Nöthigung von außen her warten, um sich in dem Glanze ihrer reichen Anlagen zu zeigen. Frey von jeder innern Aufregung, so wie von jeder ehrgeizigen und hochmüthigen Begehrlichkeit, kam Washington nicht den Sachen entgegen, warb nicht um die Bewunderung der Menschen. Dieser so feste, so hochherzige Mann war in tiefster Seele ruhig und bescheiden. Er, dem Kraft inne wohnte, der höchsten Bestimmung zu genügen, hätte vermocht, in der Verborgenheit, auch vor sich selbst, zu bleiben ohne darum unglücklich zu seyn; er hätte



in dem Anbaue seiner Fluren Befriedigung für die mächtigen Anlagen gefunden, deren Aufgabe die Anführung von Kriegsheeren und die Gründung einer Staatsverfassung wurde. Aber als die Gelegenheit kam, als die Noth eintrat, da wurde, ohne Anstrengung seinerseits, ohne Verwunderung der Andern, vielmehr nach ihren Erwartungen, aus dem besonnenen Landwirthe ein großer Mann. Er besaß in ausnehmendem Maße die zwey Eigenschaften, die im thätigen Leben zu großen Dingen fähig machen. Er vermochte seinem eigenen Denken fest zu vertrauen und nach diesem Denken auch entschlossen zu handeln, ohne die Verantwortlichkeit dafür zu scheuen. Hauptsächlich von Schwäche der Ueberzeugung rührt Schwäche des Betragens her; denn was der Mensch denkt, bestimmt sein Handeln ungleich mehr als jeder andere Beweggrund. Mit Anbeginn des Streites war Washington überzeugt, die Sache seines Landes sey gerecht und einer so gerechten Sache, in einem bereits so grossen Lande, könne der Sieg nicht fehlen. Der Krieg um die Unabhängigkeit erforderte neun Jahre; zehen die Gründung der Verfassung. Diese lange Bahn war mit Schwierigkeiten, wie es zu geschehen pflegt, übersäet: Hindernisse und Mißgeschicke; Feindschaft und Verrath; Verirrung oder Läßigkeit des Volkes; dazu persönliche Bitterkeiten. Keinen Augenblick ist sein Glaube, seine Hoffnung erschüttert worden." *) S. LXI — III.

Was er beherzt übernommen hatte, das führte er mit wunderbarer Geschicklichkeit aus. Ihm gelang es von dem Congresse Vollmachten, die keinem andern wären vertraut worden, zu erlangen; die Obrigkeiten der Pflanzstaaten und einzelner Bezirke zu eiliger Anstrengung zu bestimmen; und, was das Größte war, die Mannschaften, aus welchen das erst jetzt gesammelte Heer bestand, zu einem lenkbaren Ganzen zu vereinigen. Darauf führte er den langen Krieg nach unerschütterlichen Grundsätzen; wagte, den Fall der Noth ausgenommen, nichts ohne des Erfolges sicher zu seyn; und ertrug den Tadel, welchen ihm sein Zaudern oft zuzog, ohne sich zu rechtfertigen, weil er dieses nicht hätte thun können, ohne die Schwäche seiner Mittel kund zu geben. Als er den Kampf siegreich beendet hatte, trat er froh in den Privatstand zurück, obgleich aus dem Heere Stimmen sich erhoben, die ihn an dessen Spitze behalten und ihm die oberste Gewalt im Staate auftragen wollten. Er brachte diese Stimmen schnell zum Schweigen, so wie er im Laufe des Krieges jedem Eingriffe von Kriegsleuten in die bürgerliche Ordnung gewehrt hatte.

Wie er im Kriege der erste Anführer gewesen war, so wurde er das auch im Frieden. Dieser

---

*) Zur Vergleichung mag hier eine Stelle aus der Trauerrede stehen, welche bald nach Washington's Tode, in der Invalidenkirche zu Paris, auf Anordnung des damaligen Consuls Bonaparte, durch den berühmten Fontanes gehalten wurde.

„Es giebt wundergleiche Menschen, die von einer Zeit zur andern, mit dem Character der Größe und der Herrschaft, auf dem Schauplatze der Welt erscheinen. Eine höhere unbekannte Ursache sendet sie, wenn die Stunde gekommen ist, um ein neues Reich zu gründen oder ein verfallenes herzustellen. Vergebens stehen diese voraus berufenen Menschen in der Ferne oder in der Tiefe; plötzlich hebt sie die Hand des Glückes empor und führt sie schnell über Hinderniß auf Hinderniß, von Triumph zu Triumph bis zum Gipfel der Macht. Eine Art übernatürlicher Begeisterung ist das Leben aller ihrer Gedanken; eine unwiderstehliche Schnellkraft wirkt in allen ihren Unternehmungen. Die Menge sucht sie noch in ihrer Mitte und findet sie da nicht mehr; sie hebt ihre Augen auf und sieht in einem Kreise, strahlend von Licht und Ruhm, den Mann, welchen Unwissenheit und Neid nur für einen Tollkühnen hielt. Washington hatte nicht die stolzen und gebietenden Züge, die sich Jedermann aufdringen; er bewies mehr Ordnung und Richtigkeit als Stärke und Hoheit der Ideen. Vorzüglich und in ausnehmender Kraft besaß er eine Gabe, die man für gemein hält und die doch so selten ist; eine Gabe, so hülfreich für die Regierung als für das Leben, welche die Seele mehr in Ruhe als in Bewegung setzt, und sowohl denen welche sie besitzen als denen, auf welche sie zu wirken hat, mehr Glück als Ruhm verleiht; ich meyne, den gesunden Verstand; den gesunden Verstand, dessen alte Zucht der Hochmuth zu sehr verschmäht hat, und den es einmal Zeit ist in alle seine Rechte wieder einzusetzen. Die Kühnheit zerstört, das Genie erhebt, der gesunde Verstand erhält und vervollkommnet. Dem Genie ist der Ruhm eines Staates anvertraut; Ruhe und Dauer sichert ihm nur der gesunde Verstand." Oeuvres de Fontanes II. 153.

ließ in Kurzem den innern Zwist, den zuvor die gemeine Noth niedergehalten hatte, wieder aufkommen und stärker, sogar in gesetzwidrige Thätlichkeit, ausbrechen. Um die bedrohte Einheit zu retten und zu befestigen, ward 1787 ein Convent aus allen Pflanzstaaten zu Philadelphia versammelt, der sogleich Washington zum Vorsitze berief. Aus einer vier Monate lang von Tag zu Tag fortgesetzten Berathung ging die jetzt bestehende Verfassung des Bundesstaates hervor. Zum Oberhaupte desselben, unter dem Titel eines Präsidenten der vereinigten Staaten, wurde einstimmig Washington erwählt.

„Nie ist ein Mann zu dem höchsten Gipfel auf einem geraderen Wege, noch vermöge eines allgemeineren Begehrens, noch mit einem ausgebreiteteren und zugestandeneren Einflusse gelangt. Er allein zweifelte. Da er die Reise antrat, schrieb er: „heute nahm ich von meinem Gute, von dem Privatleben, von dem häuslichen Glücke Abschied mit schwerem Herzen, und gehe nun nach New-York, entschlossen meinem Vaterland zu dienen, weil es mich dazu beruft, aber mit wenig Hoffnung, seiner Erwartung zu genügen.“ S. XCV.

(Fortsetzung folgt.)

The wild sports of the southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope through the territories of the chief Moselekatse etc.

(Schluß.)

Am Limpopostrome, dessen Lauf die Reisenden bis in die Nähe seiner Quellen verfolgten, begann für sie eine neue Scene der Jagd: die der Hippopotamus. Das Erlegen dieser Thiere erfordert einen guten Schützen, denn nur hinter dem Ohr oder im Auge sind sie leicht verwundbar; ihr Fleisch fand man sehr wohlschmeckend.

Die Gegend glich jetzt mehr und mehr einer riesenhaften Menagerie. Fast aus jedem Gebüsch blickte der häßliche Kopf eines weißen Rhinozeros hervor; ganze Heerden des furchtbaren afrikanischen Büffels brachten oft die vereinsamten Jäger so wie ihre Carawane in Gefahr, wenn sie mit allzerstörender Wuth, wie ein Wirbelwind vorbeyrasten und etwa nur dadurch geschreckt werden konnten, daß man auf ihren gehörnten Anführer schoß und diesen schwer verwundete. In den Sümpfen wälzten sich die Rudel der großen Eber mit ihren ungeheuern Hauzähnen; von allen seinen Unterthanen gefürchtet schritt der majestätische Löwe herum; einsam weidete die seltne Kudugazelle, in ganzen Heerden der Klippspringer (Oreotragus Saltatrix), die Rehbockgazelle (Redunca Capreolus), der Nagor (Red. Lalandii), Urebei (R. scoparia), Steenbock (Tragulus rupestris), der Duyker (Cephalopus mergens), Bastardgemsböcke (Aegoceros equina) Bleßböcke (Gazella albifrons), Pallahs (Ant. melampus) und der Riese unter den Vögeln, der Strauß. Mit Recht nennt deßhalb Hr. Harris diese Landschaft ein Paradies der Jäger. Das schönste Thier übrigens, welches dieses „Paradies“ in sich hegt, ist nach dem Urtheil unsers Reisenden die Giraffe, welche jedoch selbst hier, in ihrer rechten Heimath, niemals in großen Heerden gesehen wird, so daß Harris im Verlauf eines ganzes Tages höchstens 35 Stück zu Gesicht bekam. Bey einer Jagdpartie, in welcher dieser Jäger ganz allein eine Giraffenheerde verfolgte, sah er sich selber von 3 Rhinozerossen verfolgt, welche jedoch ihr Stumpfsinn bald von seiner Spur abbrachte; nur durch die Schnelligkeit seines guten Rosses gelang es ihm, eine große, schöne männliche Giraffe von 18 Fuß Höhe zuletzt noch zu erlegen; er jauchzte laut vor Freude über dieses Jagdglück, zeichnete das Thier ab und nahm den mehr als 5 Fuß langen Schwanz als Siegeszeichen mit sich.

Bey dieser und andern Gelegenheiten rühmt unser Verf. die Kraft und Ausdauer, Gelehrigkeit und den Muth der südafrikanischen Pferde, auf deren Zucht und Veredlung doch so wenig Mühe gewendet wird. Er bedauerte nur, daß man nicht 40 statt 14 Stück zu der Jagdparthie und zugleich Hufeisen, um die zuletzt ganz unbeschützten Hufe zu beschlagen, mitgenommen hatte. Bey ihren großen Vorzügen sind jene Thiere zugleich so genügsam, daß sie durch bloßes Gras erhalten werden können, obgleich sie hiebey, so wie in Folge der schonungslosen Behandlung der Hottentotenknechte zusehends abmagerten.

Wir übergehen die Beschreibung noch mancher interessanten Löwen- und Straußenjagd. Eine

neue Art von Antilope fand und erlegte Hr. Harris gleichfalls noch, als er schon die Rückreise aus der Nachbarschaft des Wendekreises angetreten hatte, und machte von ihr eine getreue Abbildung und Beschreibung. Diese vorhin noch unbekannte Gazellenart ist von den vaterländischen Zoologen nach ihrem Entdecker Antilope Harrisii benannt worden. Nach seiner eigenen Aeußerung war ihm diese seltene Jagdbeute mehr werth, als alle Elephantenheerden von Afrika mit sammt ihrem kostbaren Elfenbein.

Auf solche Freuden sollte unser Verf. bereits ganz in der Nähe der Colonie auch noch den Becher bitterer Leiden, im Landstrich der Buschhottentoten kosten. In der heißesten Zeit des südafrikanischen Sommers, gerade am Morgen des Weihnachtstages hatte er sich auf den Weg gemacht, um den Haushalt der Carawane für den heutigen Festtag mit Fleisch zu versorgen; ein kegelförmiger Hügel, der aus der Ebene hervorragte, schien dem Auge einen sichern Anhaltspunct zu gewähren. Die Heerden der Gazellen waren hier so dicht gedrängt und zahlreich, wuchsen dabey noch mit jedem Augenblicke durch die nachkommenden und im Thale hindurch ziehenden Schaaren so an, daß unser Jäger ganz von seiner Leidenschaft hingerissen nicht mehr sahe und hörte, bis zuletzt so viele Thiere auf der weiten Ebene niedergestreckt lagen, daß er sich selber sagen mußte: es ist genug. Als er aber jetzt wieder zurückkehren wollte nach den Wägen, gerieth er bald so in die Irre, daß er weder an diesem noch am darauffolgenden, sondern erst am dritten Tage, geführt zuletzt durch einen Trupp der Bechuana-Hottentoten, seine Reisegesellschaft wieder fand. Diese war um sein Leben in nicht geringer Sorge gewesen; denn in dieser Gegend sind die armen, von allen andern Bewohnern der Umgegend geächteten und ausgestossenen Buschmänner mehr zu fürchten, als die allerdings häufig genug vorkommenden Löwen. Denn jene Unglücklichen, wie sie selber ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues sind, lassen gegenseitig ihren Haß an allen durch ihre Gegend kommenden schwarzen wie weißen Reisenden aus; ihre durch Schlangengift und den eingedickten Saft einer Amaryllis-Zwiebel vergifteten Pfeile, die sie aus verborgenem Hinterhalt abschießen, bringen den damit verwundeten Menschen wie Thieren den sichern Tod.

Wie weit die Tücke und Bosheit jener Buschmänner und ihrer Frauen gehe, das mußten unsere Reisenden durch ein anderes unglückliches Ereigniß erfahren, das ihnen großentheils durch die Nachlässigkeit und Trägheit ihrer Hottentotenknechte zugestoßen war, und den Anfang des Jahres 1837 für sie nicht wenig verbitterte. Noch besaß die Carawane zur Fortschaffung ihrer Wägen 38 Stück Rindvieh, obgleich in der letzten Zeit fast täglich ein oder etliche gestürzt waren. Von der Weide, worauf die Thiere grasten, hatten die Buschhottentoten, oder wahrscheinlich nur etliche Frauen derselben sie hinweggetrieben und einige davon verzehrt, die andern aber aus Bosheit vergiftet oder wenigstens gelähmt und unbrauchbar gemacht. Nur noch 6 der gemißhandelten Thiere wurden im traurigsten Zustand nach den Wägen gebracht, die jetzt nicht mehr weiter zu bringen waren, bis Hr. Harris zum großen Glück seiner Gesellschaft eine auswandernde Schaar der Colonisten antraf, die sich bereit finden ließ, Ochsen zum Transport abzulassen. In allem hatte man 69 Ochsen auf dieser Expedition verloren, ein Verlust, welcher großentheils vermieden worden wäre, wenn eine Anzahl europäischer Diener die Hottentotenbegleiter in Zaum und Aufsicht gehalten hätte. Unser großer Jäger achtete indeß den Verlust nur gering, gegen die Befriedigung, welche seine Leidenschaft bey dieser Gelegenheit gefunden. Fast von jeder der von ihm erlegten Thierarten hatte er zwey Schädel als Siegesbeute mitgenommen, und überdieß als geschickter Zeichner von jeder derselben eine gute Abbildung gemacht, welche eine schätzenswerthe Bereicherung und Zierde der African Views bilden. Auch seine Absicht, die Emigranten auf ihrem Zuge aufzusuchen und näher kennen zu lernen, war im Walthale vollkommen erreicht worden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nr. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Vie, Correspondance et écrits de Washington publiés d'après l'édition américaine etc.

(Fortsetzung.)

Bereits hatten sich die zwey Partheyen ausgebildet, die jetzt noch einander gegenüberstehen; damals Föderalisten und Demokraten genannt. Jene wollten eine starke Regierung, diese hingegen eine sehr beschränkte; und weil jene der Menge wenig, diese alles einräumten, so wurden erstere von ihren Gegnern eines Hanges zur Monarchie, die letzteren dagegen einer Begünstigung der Pöbelherrschaft beschuldigt. Washington allein besaß das Zutrauen beyder Partheyen; er stand, wie sie selbst bekannten, über ihnen. Darum trug er auch kein Bedenken, die anerkannten Häupter von beyden, Hamilton und Jefferson, in sein Kabinet zu nehmen.

„Er hielt beyde für aufrichtig und fähig, achtete beyde dem Lande nothwendig und bezeigte beyden dasselbe Vertrauen, ob er gleich persönlich dem ersteren geneigter war. Ueber die Geschäfte, die sie mit einander zu behandeln hatten, besprach er sich mit jedem besonders, um die Meynungs-Verschiedenheit zum Voraus abzuscheiden oder doch zu mildern. Er benützte geschickt jede Gelegenheit, sie in eine gemeinschaftliche Verantwortlichkeit zu ziehen. Und wenn der Zwist so tief, die Leidenschaft so heftig wurde, daß ein Bruch zu besorgen war, trat er dazwischen, ermahnte, bat und sprach die zwey Nebenbuhler bey ihrer Vaterlandsliebe und ihrem guten Sinne so offen und rührend an, daß er den Ausbruch eines Uebels, das er nicht heilen konnte, wenigstens aufhielt."

„Mit derselben Klugheit und Schonung wie die Menschen, behandelte er die Sachen. Er trat aus seiner Stellung nicht heraus, erhob keine vorzeitige oder überflüssige Frage, begehrte nicht, alles zu regeln und zu leiten, sondern ließ, von den obersten Behörden bis zu seinen Beamten herab, jeden in seinem Kreise, was ihm zustand verrichten und legte seine eigene Meynung und seine Verantwortlichkeit nur ein, wo es offenbar nöthig und nützlich war."

„Und bey all dieser Unpartheylichkeit, dieser Zurückhaltung, dieser Aufmerksamkeit, keine Blöße zu geben, war seine Regierung keineswegs schlaff, unzusammenhängend oder schwankend, keineswegs eine solche, die von allen Seiten her Rath und Antrieb sucht und sich gefallen läßt. Derselbe Mann, der sich bey der Wahl der Minister so duldsam bewiesen hatte, gab seiner Verwaltung eine starke Einheit in Grundsatz und in Ausführung. Nie würde er wissentlich, so erklärte er, irgend jemand ein bedeutendes Amt auftragen, dessen politische Gesinnung mit den allgemeinen Maßregeln der Regierung im Widerspruche stände; das Gegentheil wäre gewissermaßen ein politischer Selbstmord." S. CXXIV.

Die erste Versammlung des Congresses unter der neuen Verfassung mußte erst die Verhältnisse und Formen der Gewalten und Behörden ordnen. Es geschah unter Washington's mildem Einflusse ganz in demselben Geiste, der die Verfassung geschaffen hatte. Aber eine Hauptfrage, die nun zu lösen war, entzündete von Neuem die Zwietracht der Partheyen. Unermeßliche Verbindlichkeiten, zum Theil auch gegen das Ausland, hatte der Krieg zurückgelassen; ob sie ohne Unterschied und Abzug anzuerkennen seyen oder nicht, und ob von den einzelnen Staaten, welche sich zunächst verbindlich gemacht hatten, oder von der Gesammtheit zu übernehmen? war die Frage. Für die unbedingte Anerkennung und für die Uebernahme auf die Gesammtheit erklärten sich die Föderalisten, für das

Gegentheil die Demokraten. **Washington** stimmte den Ersteren bey und gab damit den Ausschlag. Hatten ihn gleich eine Zeit lang die nicht unbedeutenden Einwürfe der Demokraten bedenklich gemacht, so traten sie ihm doch zuletzt vor den Forderungen hoher Billigkeit zurück, deren Befriedigung überdieß, so viel sie auch kosten mochte, für das Land große Vortheile hoffen ließ.

„Der Erfolg übertraf die stolzeste Erwartung. Zutrauen kehrte in die Gemüther, Thätigkeit in den Verkehr, Ordnung in die Verwaltung zurück. Ackerbau und Handel stieg, der Credit nahm einen schnellen Aufschwung. Das gemeine Wesen, das sich frey und doch regiert fühlte, überließ sich mit Vertrauen seinem Gedeihen. Land und Regierung nahm mit einander zu, in jener schönen Einstimmung, welche die Gesundheit eines Staates ist. **Washington** sah mit Augen dieses für ihn so rühmliche und erfreuliche Schauspiel. Dreymal durchzog er langsam und feyerlich das ganze Gebiet des Bundes-Staates und wurde überall mit der dankbaren und liebevollen Bewunderung empfangen, die für das Herz eines Staatsmannes die einzige würdige Belohnung ist.“ S. CXXXIV.

Nach Ablauf der vier Jahre, worauf die Präsidentenwürde eingeschränkt ist, ward er 1793 zum anderenmale einstimmig dazu erwählt. Nur die Gefahren der Zeit bewogen ihn, den Ruf nicht abzulehnen. Von der französischen Revolution hatte er schon zu Anfang mehr gefürchtet als gehofft; jetzt war sie ihm „ein Meer, von welchem aus kein Land zu sehen ist.“ Sehr bald erstreckte sich ihr Treiben auf Nordamerika. Ein Gesandter der französischen Republik, Namens **Genet**, fand bey seinen Zudringlichkeiten gegen die Regierung, und selbst bey Handlungen, welche die von ihr erklärte Neutralität verletzten, Unterstützung durch einen mächtigen Anhang, den er bald gewonnen hatte. **Washington** forderte und erwirkte die Abrufung des Gesandten. Allein die Gährung, welche dieser gebracht hatte, dauerte fort und wuchs. Die Stimmen wurden zahlreicher und kühner, welche der Regierung eine zu große Nachgiebigkeit gegen England vorwarfen und die Beschränkungen, welche dieses der americanischen Schiffahrt auferlegte, mit Gewalt gebrochen wissen wollten. Diese Meynung war nahe daran, die Oberhand zu erlangen; **Washington** widerstand ihr und, anstatt Krieg zu erklären, sandte er nach England einen angesehenen Mann mit Vorschlägen zur Ausgleichung. Der Zorn der Opposition über diesen unerwarteten Schritt erschütterte ihn so wenig, daß er die Milizen mehrerer Staaten aufbot, ordnete und sich an die Spitze stellte, um die Empörung, die in einem Theile Pennsylvaniens begonnen hatte, zu dämpfen. Die Empörer unterwarfen sich schon bey der Annäherung des Heeres, zu welchem alle Mannschaften auf das bereitwilligste gestellt worden waren. Der Vertrag mit England kam zu Stande, aber nicht ganz befriedigend. Gleichwohl nahm **Washington** keinen Anstand ihn zu genehmigen. „Er hatte den seltenen Muth, sich fest an eine Haupt-Ansicht zu halten, und an einem Erreichbaren auch dessen Mängel und Beschwerden ohne Murren hinzunehmen.“ Da aber die Zustimmung der Repräsentanten-Kammer zu einigen Maßregeln der Vollziehung des Vertrages nöthig war, so versuchten ihn die Gegner durch Verweigerung dieser Zustimmung zu vereiteln. Wirklich erlangten sie in dieser Versammlung mehr als einmal die Oberhand. **Washington** beharrte auf seinem Beschlusse und siegte zuletzt über den Widerspruch. Jetzt brach der Unwille der Gegner in die heftigsten Schmähungen und Drohungen aus; aber die Freunde des Friedens und der Ordnung schwiegen nicht, sondern erhoben ihre stärkere Stimme in Anerkennung eines so ausnehmenden Verdienstes. Auch wurde, als das Ende der zweyten Präsidentschaft nahte, der Wunsch laut, selbst von Seiten, woher man ihn nicht erwartet hatte, daß **Washington** zum dritten male erwählt werden möchte; er aber eilte mit der Ankündigung seines festen Entschlußes nunmehr abzutreten. Das that er in einer Sitzung des Congresses am 4ten März 1797. Von da an lebte er auf seinem Landgute Mount-Vernon, nicht abgeschieden sondern vielfach theilnehmend an den öffentlichen Angelegenheiten. Er starb am 14ten December 1799.

So weit ein Auszug dieser ausgezeichneten Schrift, die ein englischer Critiker (Quart. Rev. N. 133. S. 21) allen früheren desselben Verfassers vorzieht. Das einzige, das etwa zu vermissen wäre, ist mehr Beachtung der Lagen und Umstände, der

Neigungen und Beschäftigungen, die von Einfluß auf die Bestimmung und Bewahrung des Charakters Washington's gewesen seyn mögen. Bevor er selbständiger Landwirth und bald auch Krieger wurde, war er mehrere Jahre Feldmesser. Diese strenge Beschäftigung in früher Jugend scheint den Grund zu der großen Ordnungsliebe und Pünktlichkeit gelegt zu haben, wodurch er dem jungen Freystaate vielleicht so nützlich als durch irgend eine andere seiner Eigenschaften geworden ist. Darauf umfaßte er die Landwirthschaft mit einer Liebe, die sich nie mehr verläugnete, so daß er auch im Lager und auf Congressen an seine Felder, auf ihre Pflege und Verbesserung dachte, und alle Muße, die ihm blieb, ihnen zuwandte. Xenophon in dem Lobe des Landlebens (wovon das fünfzehnte Capitel des Cato de sen. eine Nachbildung ist) rühmt von der angebauten Erde, sie sey eine Lehrerin der Gerechtigkeit; das scheint sie für Washington gewesen zu seyn und ihm die Meidung ehrgeiziger Richtungen, wenn er je dazu gelockt wurde, leicht gemacht zu haben. Auch seine glückliche, obwohl kinderlose, Ehe mit einer frommen und verständigen Frau, die selbst die Beschwerden des Feldlagers mit ihm zu theilen sich nicht scheute, gehört hieher. Indessen ist das und Aehnliches doch von minderem Gewicht; immerhin kommt doch das Meiste auf das Innere an, dem Aeußeres mehr oder minder förderlich seyn, nicht aber Gehalt, Maß und Ziel geben kann.

Die Schriften Washington's in gegenwärtiger Sammlung sind, außer einigen Bruchstücken jugendlicher Versuche, nur Briefe, dann einige Staatsschriften. Aus den Briefen fügt Ref. hier einige Auszüge bey.

Im Jahre 1786, während der Bewegungen, die der neuen Verfassung vorangingen, erhielt W. durch einen seiner Neffen Kunde von einer „patriotischen Gesellschaft," welche dieser in Verbindung mit Anderen gestiftet hatte. Darüber schreibt Washington:

„Gesellschaften wie diese sind eine Art Staat im Staate, und für die öffentlichen Geschäfte eben so oft hinderlich als förderlich. Ich bin kein Freund solcher Verbindungen, außer wenn sie sich auf das Oertliche einschränken. — In dem Staate Massachusetts sind vor Kurzem auch Vereine, wie der von Ihnen beschriebene, entstanden, und was haben sie gethan? Erklärt, daß mehrere Bestandtheile der Verfassung unnöthig, daß die Gehalte der Beamten eine Beschwerde seyen u. dgl. Noch mehr: sie sprechen zuerst aus, unter den jetzigen Umständen werden die Bürger durch die Gerichtshöfe unterdrückt; dann hemmen sie die Rechtspflege durch Widersetzlichkeit; was eine ernste Einschreitung der Regierung nöthig gemacht hat. Sie werden sagen, von Ihrer Gesellschaft sey etwas solches nicht zu erwarten. Es mag seyn. Aber ein Schneeball wächst im Laufe." V. 118.

Als ihm 1788 seine Ernennung zum Oberhaupte der vereinigten Staaten als sehr wahrscheinlich gemeldet wurde, antwortete er unter Anderem, nachdem er die Mißdeutungen berührt hatte, welche seiner Annahme des Amtes von Abgeneigten gegeben werden könnten:

„Daß ich um meinen Ruf allzu besorgt sey, werden Sie wohl nicht glauben. So großen Werth ich, wie es sich gebührt, auf die gute Meynung meiner Mitbürger lege, so würde ich doch, wenn ich mich anders recht kenne, nicht Eine Pflicht versäumen, nicht Einen sittlichen Vorzug hingeben, um Popularität zu erlangen oder zu behalten. So lange ich handle, wie es nach den Aussprüchen meines Gewissens, Pflicht gegen Gott, mein Vaterland und mich selbst ist, verachte ich alles Geschrey der Partheyen und den ungerechten Tadel derer, die aus Feindseligkeit gegen die Regierung ihren Haß auf mich werfen mögen. So oft ich überzeugt seyn werde, das gemeine Wohl fordere, daß ich daran meinen Ruf wage, bin ich entschlossen, diesen aufs Spiel zu setzen. Wenn ich also das Amt nicht annähme, so geschähe dieß aus einem ganz andern Grunde. Obgleich mein vorgerücktes Alter, mein zunehmender Geschmack an den Freuden des Landlebens und meine immer wachsende Neigung zur Eingezogenheit mich in der Vorliebe für den Privat-Stand mehr und mehr bestärken, so würden mich dennoch weder diese Gründe, noch die Gefährdung meines alten Rufes, noch die Scheu vor neuen Sorgen und Mühen von der Annahme abhalten; nur Ein Gedanke würde dieß thun, dieser nämlich, daß irgend ein Anderer, der nicht so viel Grund, noch so viel Verlangen hätte, das Amt abzulehnen, diesem ganz eben so gut, als ich, vorstehen könnte." V. 226.

Drey Monate nach dem Antritte dieses Amtes schrieb er an einen Freund, welcher ihm verschiedene, auf dem Lande vernommene, Urtheile über einige der ersten Anordnungen mitgetheilt hatte:

„Jetzt, wo America und vielleicht die Welt auf unsere Regierung aufmerksam ist und das Betragen aller ihrer Mitglieder von so vielen Leuten beobachtet wird, ist es mir sehr lieb, durch einen so guten Vermittler Kenntniß von der öffentlichen Meynung über die Männer und ihre Geschäftsführung, vornehmlich aber über mich selbst zu erhalten. Nicht sowohl das wünsche ich zu erfahren, was man etwa löblich an meinem Verhalten findet, als das worüber man anders urtheilt. Wer den Vorsatz hat nichts Böses zu thun, wird sich niemals ungeheurer Fehltritte schuldig machen; es kann ihn also nicht verdrießen, wenn er hört, daß man ihm gewiße Dinge als Schwächen zur Last legt. Sind es wirklich Schwächen, so ist die Kenntniß derselben, bey guter Gesinnung, ein großer Schritt zur Besserung. Hat man aber nicht Unrecht, so kann man die Beweggründe seiner Handlungen erklären und rechtfertigen." V. 259.

Dieß that er im folgenden Jahre in einem Antwortschreiben an denselben Freund, der ihm mehrere Aeußerungen von Unzufriedenheit berichtet hatte, namentlich die Behauptung eines angesehenen Mannes, Washington, gebe sich in seiner Art Besuche zu empfangen, das Ansehen eines Königs.

„Bevor ich einen Tag zum Empfange bloßer Höflichkeitsbesuche festgesetzt hatte, war es mir unmöglich, Zeit für die Geschäfte zu behalten, weil von Morgen bis Abend Leute zu mir kamen, die nur auf ihre Bequemlichkeit, nicht auf die meinige, Rücksicht nahmen. Da ich entschlossen war, meine Amtspflichten nicht zu versäumen, so hatte ich nur die Wahl zwischen gänzlicher Ablehnung solcher Besuche oder Bestimmung einer Stunde dafür. Ich wußte wohl, daß jenes vielen Leuten mißfallen, dieses aber mir den Tadel derjenigen zuziehen würde, die mit oder ohne Ursache zu tadeln entschlossen sind. Jedermann zu gefallen war unmöglich. Daher wählte ich das, was ich an sich untadelhaft und geeignet fand, die Forderungen des öffentlichen Dienstes mit der Rücksicht auf Wünsche von Privatpersonen zu vereinigen. Diese Besuche sind freywillig, es wird dazu nicht eingeladen. Ich nehme sie jeden Dienstag zwischen drey und vier Uhr an. Es kommen sehr viele Leute; ein Diener führt sie ein, sie grüßen mich, ich grüße sie und spreche mit so vielen als mir möglich ist; sie unterhalten sich ganz ungezwungen mit einander, bleiben so lange sie wollen und gehen nach Gefallen und ohne Förmlichkeit ab. In allem diesem wüßte ich nichts Steifes noch Geziertes zu entdecken. Vielleicht sucht man es darin, daß niemand sich setzt. Das geschieht, einmal weil es nicht gebräuchlich ist; zweytens, und das ist der Hauptgrund, weil mein Saal nicht den dritten Theil der Stühle faßt, welche nöthig wären, wenn die Gesellschaft sitzen sollte. Glaubt man, ich hätte diesen Gebrauch aus Eitelkeit eingeführt oder als Nachahmung der Hof-Etikette, (zu welcher, im Vorbeygehen bemerkt, die Bequemlichkeit, wo nicht die Nothwendigkeit, wohl mehr Anlaß gegeben hat, als man sich gewöhnlich vorstellt,) so kann ich zuversichtlich erklären, daß nie eine unrichtigere Vermuthung geschöpft worden ist; denn folgte ich meiner Neigung, so würde ich jeden Augenblick, den mir das mühsame Amt frey läßt, in Zurückgezogenheit zubringen." V. 301.

In einem Briefe von 1793 dankt er dem Gouverneur von Virginien für die Zuschrift, in welcher die Anhänglichkeit dieses Staates an die Regierung ausgedrückt war, und fährt dann fort:

„Leider giebt es bey uns, wie unter vielen andern Völkern, eine Anzahl Unzufriedene, die stets bereit sind vorzutreten. Die einen, das ist die kleinere Hälfte, meynen wirklich Recht zu haben und sind überzeugt, das Verfahren der Regierung sey tadelswerth; die anderen treibt eine verkehrte, ja, wenn ich es sagen darf, teuflische Gesinnung, Einzelenke wider alle Maßregeln für das gemeine Wohl zu versuchen, und sie bedienen sich dazu eines trefflichen Mittels, indem sie das Zutrauen untergraben, dessen die Staatsgewalt bedarf. Persönlich geht mir das nicht eben nahe; ich habe einen Trost, den mir nichts auf Erden rauben kann: das Bewußtseyn, daß mich niemals ein ehrgeiziger Beweggrund geleitet hat. Auch werden die Pfeile der Lästerung, so ausgesetzt ich ihnen bin, so scharf sie auch schon sind, nie in mein Herz dringen. Die Artikel von zwey Franzosen, die in den Zeitungen erscheinen, sind Frevel wider den öffentlichen Anstand; aber diese Leute werden so fortfahren, so lange die, an welche sie ihre Ansprache richten, mit Verachtung oder bloß mit Stillschweigen darüber hinweggehen; die Absicht dabey ist jedoch zu deutlich als daß sie rechtlichen, unbefangenen Männern verborgen bleiben könnte; diese sollten, meyne ich, darüber nicht unbekümmert seyn, denn es ist schwer abzusehen, wo das still stehen mag." V. 375.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nr. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Zweyter Theil mitherausgegeben von Ernst Dronke und Heinrich Beyer. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung. 1840.

Der zweyte Theil dieser für Deutschlands älteres Recht und ältere Sprache ungemein wichtigen Sammlung ist vor dem ersten erschienen und deßhalb auch mit der das Ganze bevorwortenden Vorrede versehen; der erste Theil ist im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht ganz vollendet, nur einzelne Bogen sind bisher ausgegeben worden; dieser Umstand thut indessen der Beurtheilung des Ganzen keinen Eintrag.

Noch jetzt bedienen wir uns in unserer Sprache der beyden sehr alten Ausdrücke: „Jemanden zurechtweisen“ und „Jemandem etwas weis machen,“ ohne an den eigentlichen und ursprünglichen Sinn derselben zu denken. Beyde hängen sie mit den sogenannten Weisthümern des ältern deutschen Rechts und dessen eigenthümlicher Gerichtsverfassung zusammen. Hier finden sich Weisthümer in verschiedener Bedeutung vor: wenn die Schöffen eines Gerichtes in einem vorliegenden Falle, es sey aus welchem Grunde es wolle, sich nicht zu einem Urtheile vereinigen konnten, also nicht das Recht festzustellen vermochten, so war es üblich, daß sie sich um Belehrung an ein anderes Gericht wendeten. Dieses wies dann das erstere zu Recht, es wies dasselbe darauf hin, was Rechtens sey, die Antwort selbst, die es ertheilte, hieß dann Weisthum. Außerdem war es eine durch ganz Deutschland verbreitete Sitte, daß die sogenannten ungebotenen Gerichte, zu welchen alle Dingpflichtige ohne vorhergegangene Aufforderung zusammen zu kommen hatten, dazu benützt wurden, um durch Frage und Antwort das geltende Recht, die Gewohnheit, im Gedächtnisse zu bewahren. Auch dieß waren Weisungen oder Weisthümer; sie kommen daneben auch unter manchen andern Ausdrücken, z. B. Hofsprachen, in Bayern Ehehaften und Tädingen vor. In diesem Sinne wird denn auch in den aufgezeichneten Quellen der Art gesagt: „Zu dem ersten wysent dye Scheffen“ (Weisth. v. Simmern unter Daun, S. 145) und nun bey jedem folgenden Puncte: „Auch wysent dye Scheffen“ oder: Ich fragen dich das du uns weis machst“ (Weisth. zu Cleinich S. 132) oder forters hat der scholteiss gefragt und gemahnet, dass sie uns weiss machen (Weisth. v. Zurmühlen S. 393) dass sie ausgehen, und uns weys machen (Weisth. zu Alflen. S. 409).

So lange das Recht lebendig in dem Volke lebte, war dieß unstreitig eine den Bedürfnissen vollkommen entsprechende Tradition desselben. Sehr schön sagen daher die Schöffen am Schlusse eines Weisthums: „Also ist es auff uns gewisen, und wir weisen es auch also forth“ (Weisth. zu Rhaunen. S. 130) oder: das haben die alten uf uns bracht, wyessen wir furter vor recht“ (Weisth. von Windesheim. S. 167), oder: „Also ists an uns kommen, so weisen wirs wieder von uns“ (Weisth. zu Steinbach. S. 203) „Die scheffen erkennen zurecht und habens von ihren alten“ (Weisth. von Holzfeld. S. 235), „wyssen nach alter gewonheit undt wie sie von ihren vursatzen scheffen gehört hetten und ain sie braigt were“ (Weisth. zu Irsch. S. 294) „Diss obige weistunb weisen wir scheffen des gerichts A. mit unterdinge und auf besser recht, und ist an uns also bracht und kommen von unserm vorfarn, und weisen das vor ein recht, biss dass wir mit bessern gewonheiten unterrichtet

werden." u. s. w. Erst in späterer Zeit fieng man an, dergleichen Weisthümer schriftlich aufzuzeichnen; so heißt es z. B. zu Anfang eines solchen Weisthums: „Hiebey ist zu wissen, dass man kein beschrieben weisthumb hat, sondern das mündlich weisen uf fragen eines schultheissen und vogts, wie das von unsern vorfharn schoeffen gehort und auch han helfen weisen, und von einem uf den andern kommen ist, alles sonder arglist und gefherde, ist geschrieben aus der schoeffen mund." (Weisth. zu Hirzenau. S. 231). Wir verdanken diesem Umstande die Erhaltung einer der merkwürdigsten und interessantesten Quellen des deutschen Rechts. Schon lange war man auf dieselbe aufmerksam, aber ihren wahren Werth erkannte man erst, seitdem J. Grimm in seinen Rechtsalterthümern einen so vielfach belehrenden Gebrauch von ihnen machte. Man sah daher begierig der Erfüllung des von demselben ausgezeichneten Gelehrten gegebenen Versprechens entgegen, wornach er seine Sammlung von Weisthümern durch den Druck bekannt machen wollte. Grimm hat nunmehr diese Zusage erfüllt und spricht sich in der Vorrede zu dem zweyten Theile über sein Unternehmen in folgender Weise aus:

„Der Zufall will es, daß dieser zweyte Theil einer schon lange angekündigten Sammlung vor dem ersten erscheint und ohne das beyden zugedachte Geleit. Ein Glossar sollte den unmittelbarsten Schwierigkeiten des Verständnisses abhelfen, die ausführliche Vorrede aber von der Natur der hier mitgetheilten Denkmale, ihrem Alter, ihrer einfachen Bedeutsamkeit, endlich von der dem Unternehmen widerfahrenen Unterstützung Rechenschaft geben, doch ehe das Alles geschehen kann, müssen die Texte gedruckt vor Augen liegen. Ich traue dem Publikum Lust genug zu, einer frisch sprudelnden Quelle sich zu nahen, wenn auch die Brunneneinfassung noch nicht vollführt und der Schöpfeimer unaufgehangen ist."

Ref. hat sich nun auch an diese frisch sprudelnde Quelle begeben und zu seiner wahren Erquickung daraus getrunken; er leugnet nicht, hin und wieder hat er dabey manche Mühe gehabt, aber diese ist ihm hinlänglich vergolten. Somit soll denn auch in diesen Blättern von dem schönen Buche eine Kunde gegeben und manches Einzelne daraus berichtet werden. Was über die Sammlung im Allgemeinen zu bemerken wäre, ließe sich auch in andern Worten, aber nicht kürzer und besser wiedergeben, als der Herausgeber selbst sich hierüber in der Vorrede ausspricht; wir nehmen daher keinen Anstand das Hiehergehörige unsern Lesern mitzutheilen:

„Was den Umfang der gegenwärtigen Abtheilung anlangt, so erstreckte sie sich von Diedenhofen, Sarbrücken und Kreuznach nordwärts bis nach Aachen und Crefeld, hält also ganz das Gebiet der Mosel, Saar, Nahe, Ahr und Ruhr ein, dazwischen laufen die kleinern Flüße Bliess, Sure, Kill, Salm, Lieser, Simmer, Nette, Erft, Calle und Inde. Die Gebirge des Hochwaldes, Idars, Hundsrückens und der Eifel fallen in diese Abgrenzung. Theile von Lothringen, Luxemburg und der Pfalz werden von ihr berührt, hauptsächlich aber sind ihr Boden die Länder von Trier, Cöln und Jülich, nur allenthalben von kleineren weltlichen oder geistlichen Besitzungen durchkreuzt. Jener kommen in Betracht die Grafschaften Saarbrücken, Sponheim, Blankenheim, Manderscheid und Virnenburg, die Burggrafschaft Rieneck, die Herrschaften Ersch, Schleiden, Winnenburg, Geroltstein, Junkerad, Schöneck, Monclar, Monjoin, Karpen, Stein, Sötern, welche oft als Vogteyen dem geistlichen Grundeigenthum zur Seite stehen. In die Obergewalt der Erzstifte Trier und Cöln, zum Theil auch des Metzer Bisthums und Mainzer Erzstifts, greifen sodann auf das Mannigfaltigste die Güter und Rechte einzelner meist reicher und angesehener Abteyen und Klöster, namentlich von Prüm, Esternach, Wadgassen, Tholey, Hombach, Herbigheim, Metloch; S. Maximin, S. Mattheis, S. Paulin, S. Simeon, S. Irmin (zu Trier), S. Florian und S. Castor (zu Coblenz); Himmerode, Springersbach, Laach, Brauweiler, Marienrode, Essen, Cornelismünster und Ravengirsburg."

„Alle diesen zweyten Band bildenden Rechtsdenkmale sind erwachsen auf der linken Seite des Rheines, in einem durch schmachvolle Friedensschlüsse von dem deutschen Reich ehemals abgerissenen und ihm noch nicht ganz wiedereroberten Lande. Welcher Kern deutscher Sitte in ihm gelegen war, verbürgt am sichersten eine Sammlung echt volksmäßiger Rechtsgewohnheiten, die nirgendwo sonst reicher und fruchtbarer ausfällt. Doch ist lange nicht alles zu sammeln möglich gewesen, Manches in der Fahrlässigkeit oder Barbarey selbst der jüngsten Zeit zu Grunde gegangen."

„Täuscht mich nicht meine Vorliebe, so wird diese Sammlung unsere Rechtsalterthümer unglaublich bereichern und beynahe umgestalten, wichtige Beyträge zur Kunde der deutschen Sprache, Mythologie und Sitte liefern, überhaupt aber gewissen Parthien der früheren Geschichte Farbe und Wärme verleihen; denn es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der Ursprung vieler in den Ueberlieferungen der Weisthümer enthaltenen Gebräuche weit über das Datum ihrer Aufzeichnung hinausreicht.“

Wäre dieß nicht der Fall, so würde diese merkwürdige Rechtsquelle nicht sehr weit hinaufzusetzen seyn, denn in der anliegenden Sammlung finden sich nur ganz wenige Stücke aus dem dreyzehnten und vierzehnten, die meisten sind aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte. Doch wenden wir uns zum Einzelnen.

Zunächst bieten diese Weisthümer sowohl in sprachlicher Hinsicht, als auch in Betreff der merkwürdigen Formeln, die sie enthalten, sehr interessante Beyträge dar; gerade hier finden wir die mannichfaltigsten Alliterationen, von denen freylich so manche noch immer nicht genügend erklärt ist. Als ein Beyspiel einer besonders vollständigen Formel mit Alliterationen und Reimen, möge folgende dienen:

Weisthum zu Erittenach und Obermennig. S. 117 — weisen und erkennen wir unserm ehrw. herrn vur ein rechten grundherrn, lehnhern, vogthern und hochgerichtshern, weisen ime zu

man und bahn,
zugk und fluck,
fundt und pfrundt,
wasser und weidt,
den vogel in der lufft,
das wyldt uf der erden
den fisch im wasser,
den sandt uff dem grundt
alle jagerey und fischerey,
gericht und recht
scheffen zu setzen und zu entsetzen
zu binden und zu entbinden;
darzu alle boessen gross und klein,
hoch und dieff u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)



Vie, Correspondance et écrits de Washington publiés d'après l'édition américaine etc.

(Schluß.)

Als im folgenden Jahre der Aufruhr im westlichen Pennsylvanien ausgebrochen und zu dessen Dämpfung ein großes Aufgebot der Milizen nöthig geworden war, schrieb W. an den Befehlshaber einer Abtheilung desselben:

„Ich bin ganz Ihrer Meynung, daß die Sache, die uns in das Feld ruft, mit Ernst geführt und der freche, aufrührerische Geist bezwungen werden müsse, der auf den Umsturz der Gesetze und der Verfassung ausgeht. Geschähe das nicht, so wäre es mit allem aus, und wir müßten hier zu Lande aller Regierung entsagen, uns ein Club- und Pöbel-Regiment gefallen lassen. Gestattet man, daß die Minderheit, sogar eine unbeträchtliche Minderheit über die Mehrheit herrsche, so giebt es keine Sicherheit mehr für Leben, Freyheit und Eigenthum. Solch ein Zustand muß alle Freunde der Ordnung, alle die ihrem Lande Frieden und Glück wünschen, aufs Höchste beunruhigen. Wie könnte es aber auch anders stehen, wo es Gesellschaften giebt, die ihr Oberhaupt, Genet, in der bestimmten Absicht errichtet hat, den Samen der Empörung auszustreuen?“ V. 414.

Von dem Erfolge dieses Aufgebotes spricht er in einem Schreiben an den Gesandten zu London:

„Das Volk hat eine Gelegenheit bekommen, seinen Abscheu vor der Unordnung und seine Anhänglichkeit an die Gesetze und die Verfassung zu zeigen; denn ich darf glauben, daß zu deren Vertheidigung fünf mal so viel Mannschaften, als man begehrt hat, bereit waren. Stabsofficiere, die bey ihrer Ankunft keinen Dienst in dieser Eigenschaft fanden, traten in die Reihen und dienten unter ihren eigenen Hauptleuten als Gemeine; Leute, die zu den Wohlhabendsten im Lande gehören, nahmen ohne alle Auszeichnung Theil, zogen Tag und Nacht mit ihren Mantelsäcken auf dem Rücken und lagerten sich in diesen eiskalten Nächten auf Stroh unter Zelten; und was vielleicht noch merkwürdiger ist,

mehrere junge Quaker aus den angesehensten und reichsten Familien sind eingetreten und mitgezogen, ohne daß sie von den Aeltesten zurückgehalten wurden. Alles dieses hat die Aufrührer erschreckt, die nicht erwartet hatten, daß ein solcher Geist sich erhebe. Jetzt lautet ihre Sprache ganz anders; aber sie bedürfen einer Zurechtweisung.“ V. 423.

Ueber die neue Aufregung, die im Jahre 1795 der Vertrag mit England zur Folge hatte, erklärt er sich so:

„Durch strenge Beobachtung der Neutralität, die ich angenommen, habe ich den Strom von Schmähungen auf mich gezogen, mit welchem die partheysüchtigen Zeitungen dieses Landes immer in Bereitschaft sind; die Feindschaft der Unzufriedenen aus allen Classen wirft sich auf mich. Da ich aber keine böse Absicht habe, so werde ich mich in meinem Gange nicht aufhalten lassen, so viel man sich auch bemüht hat und ferner bemühen wird, mir das Zutrauen meiner Mitbürger zu rauben. Ich begehre nichts, und wenn ich meine Pflicht thue, fürchte ich die Lästerungen wenig. Einst, nach meinem Hintritte, werden die Handlungen meiner Verwaltung noch da seyn und vor allen Menschen von Einsicht und Rechtsgefühl für mich zeugen.“ VI. 28.

Und ferner, wenige Monate vor seinem Abtreten:

„Es ist bekannt, und die Geschichte bezeugt es, daß der unruhige Character der Franzosen und ihre eigenthümliche Politik sie stets getrieben hat, alle auswärtige Regierungen bald geradezu bald unter der Hand meistern zu wollen, indem sie abwechselnd Drohungen und Freundschafts-Versicherungen anwandten. Das ist auch gegen uns versucht worden; da man aber sah, daß die Regierung ihre Neutralität entschlossen aufrecht hielt, so hat man sich beflissen, das Volk zu gewinnen und seine Leidenschaften zu erregen; Zeitungsschreiber und Verfertiger von Flugschriften in großer Zahl haben sich zum Geschäft gemacht, Handlungen des englischen Cabinets, die Tadel verdienten, mit großer Uebertreibung zu schildern, Beschwerde über das Verfahren unserer Regierung gegen Frankreich zu erheben und ihr sogar Unredlichkeit in dieser Beziehung, als Folge einer offenbaren Vorliebe für England, vorzuwerfen. Da dieser erste Angriff nicht nach Wunsch gelang, so dachte man, es sey überhaupt noch zu viel Zutrauen und Achtung gegen den Vorsteher der Nation da; hiernach wurde dieser zum Ziele der Angriffe genommen. Ob er gleich bald in den Privatstand zurücktreten sollte, fand man nöthig seine Absichten zu entstellen und Lüge auf Lüge zu häufen, um seinen Charakter so tief als möglich herabzuziehen.“ VI. 57.

Die letzte dieser Aeußerungen bezieht sich insbesondere auf eine vor vielen Jahren erschienene und vergessene, jetzt aber wieder aufgelegte Sammlung erdichteter Briefe Washington's. Diese gröbste Verleumdung war die einzige, die er sich herabließ durch eine öffentliche Rüge niederzuschlagen. Im Begriffe, von den Geschäften abzutreten, schrieb er noch an einen Vertrauten:

„Ich vergleiche mich mit einem müden Wanderer, der einen längst ersehnten Ruheplatz in der Nähe sieht und dahin eilt; aber es giebt Leute, die mich selbst das nicht in Frieden thun lassen wollen, die sich immer noch das Vergnügen machen, alle Beweggründe meines Handelns in ein falsches Licht zu stellen. Das innig tröstende Bewußtseyn jedoch, daß ich meine Pflichten streng erfüllt habe, und die billigende Stimme des Landes, die von dessen Vertretern frey ausgesprochen worden ist, nimmt den Wunden, die mir jene Leute beybringen, all ihr Gift und zeigt die Schlechtigkeit und Unmacht dieses Treibens in ihrer ganzen Blöße.“ VI. 62.

Nach Washington's Tode sprach der Senat der vereinigten Staaten aus: „die Reinheit seines Ruhmes sey noch größer als sein Glanz.“ II. 400. Auf einen Monat wurde Landestrauer angeordnet. Washington's Andenken ist seitdem, als eines Stifters geehrt; die Hauptstadt des Bundesstaates trägt seinen Namen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nr. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Zweyter Theil mitherausgegeben von Ernst Dronke und Heinrich Beyer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Schon in seinen Rechtsalterthümern macht Grimm auf die Schwierigkeit der Erklärung der Redensarten: Zuck und Fluck, Fundt und Pfrundt aufmerksam; er schlägt (S. 26) vor: Zuck für einen Schifferausdruck zur Bezeichnung des Ortes zu nehmen, wo der Nachen ans Land gezogen wird und Pfluck als den Pfahl beym Mühlenbau, Fund oder Pfund für einen Zoll (Pfundzoll) und Pfrund für Pfründe (praebenda) zu nehmen. Was zunächst den Zugk betrifft, so ist dieß wohl unstreitig unser Wort Zug, dann aber ist Fluck Flug, eben so möchte Fund nicht Pfund bedeuten, sondern geradezu von finden herzuleiten seyn, was aber ist Pfrund? freylich ist aber auch mit jenen Worten der Begriff selbst nicht erklärt. Unter den zahlreichen Parallelstellen, in denen sich jene Worte meistens nur in verschiedenen Formen (zeck, zock, zuck, pfrundt, pfrondt, prondt) wiederholen, scheinen doch einige näheren Aufschluß zu geben. Wir wollen das Wichtigste zusammenstellen, ohne daß wir unseren Lesern das Vergnügen des Räthselrathens ganz nehmen könnten.

1) Zug. In einigen Weisthümern (z. B. Weisth. zu Frankel. S. 429. zu Protiche S. 439) findet sich unter den Gerechtsamen, welche der Grundherr zu fordern hat der Usztzog (usszüg) genannt; ferner heißt es in dem Weisth. von Cröve. S. 378. Item weiset der scheffen eime vogt den zock und folge von den gemeinden; dann aber ist außerdem gar oft von dem Auszuge des „armen Mannes“ in diesen Weisthümern die Rede. Wenn dieser Alles, was er schuldet, bezahlt hat, so soll er einen „freyen Zock“ haben und wenn ihm der Herr „im Zock“ begegnet und der Arme nicht recht von der Stelle kann, so soll der Herr vom Pferde steigen — ja selbst der Herzog von Lothringen — und seinen Fuß hinter das Wagenrad des Auszüglers stellen, um diesem auf solche Weise weiterzuhelfen. Es ist dieß gerade eine der am häufigsten vorkommenden Bestimmungen und die Anschauung der hieher gehörenden Stellen — wo freylich leicht eine übersehen seyn kann — läßt noch eine andre Wahrnehmung zu, die nämlich, daß solche Rechtsprincipien nach gewissen Gegenden verbreitet sind; während auf den ersten 125 Seiten der Sammlung diese Idee von dem fußstellenden Herrn sechzehn Male vorkommt, wird sie auf den dann folgenden 134 Seiten, ohne daß die Weisthümer sich sonst in ihrem Inhalte von den andern unterscheiden, gar nicht erwähnt, findet sich aber dann wieder außerordentlich oft vor; den in dieser Beziehung leeren Zwischenraum füllen die Weisthümer der Ortschaften auf dem Hundsrück. Doch um wieder auf den Zug zurückzukommen, so mag das Wort theils die Bedeutung haben, daß der Ausziehende sich von dem Herrn loskaufen muß, theils die, daß es so viel als die Pflicht bedeutet, dem Aufgebote zum Auszuge Folge zu leisten. Oder sind diese des Zuges gedenkenden Stellen gar nicht in Parallele mit denjenigen zu stellen, welche „Zug und Flug“ nebst anderen in solche Reime gebrachten Gegenständen als die grundherrlichen Gerechtsame aufzählen? bedeutet etwa Zug im Allgemeinen so viel, daß der Herr des Grund und Bodens Alles als sein erwirbt, was über das Grundstück hinüberzieht? Dann wäre

2) Flug analog dasjenige, was der Herr an dem, was hindurchfliegt, erwirbt. So sagt das Weisth. von Metloch (S. 60), daß die Schöffen

„den hohen Flock" so weit S. Johannes Zehnten geht und was Bienen dazwischen gefunden werden, die sind halb des Gotteshauses, halb dessen, der sie findet. Das Weisth. zu Fresingen spricht von dem Flug in der Luft; des „hohen Flugs" erwähnt wiederum das Weisth. von Leiningen-Altdorf S. 47, indem es sagt: wan ein vogell uber das dorff bann oder herrlichkeit flüge, ein feder fallen liesse oder sunst fundt in der herren wäldt oder deren güter hohen flugs funden wurden, gehörte m. gn. h. zu; da aber solchs uff der gemeindt bösch oder hecken gefunden, sollte derselbig der gemeindt zustendig sein, womit zu vergleichen das Weisth. von Leiningen S. 49. Der Bienen gedenkt wiederum bey Erwähnung des Flocks das Weisth. zu Noispelt (S. 251), wo gesagt wird: wer Bienen findet, soll den Vogteyherrn um Erlaubniß bitten, sie zu Flock zu setzen (heißt das: sie schwärmen lassen?)

3) Daß unter Fund, wörtlich gefundene Sachen (wohl mit Einschluß von Fossilien) zu verstehen sind, unterliegt keinem Zweifel. Am deutlichsten sagt dieß das Weisth. von S. Ingbert, S. 55., welches von dem Fund „uber erde, under erde, auch in baumen" spricht. Dagegen bleibt

4) Pfrund, welches regelmäßig mit Fund in Verbindung genannt wird, immer etwas räthselhaft. So sagt das Weisth. von Tavern S. 265: „Die gerichten sollen dass hewe in den wiesen verzehnen, fundts und prundts halber, in deme wald der gemeyn seye." Am deutlichsten spricht sich darüber das Weisth. zu Alflen S. 410 aus: Item weisen wir u. gn. h. zu seiner gerechtigkeit fund und pfrund; und wer einen fund fünde, geschweige, könnt er nicht geschweigen, könnt er macht mehr verliesen; der pfrund ist eine sache vor sich; wer sich damit viel bekümmert und an sich bringt, möcht am letzten zum galgen dienen, da hütte sich eig jeglicher für." Demnach möchte unter Pfrund gestohlenes, verheimlichtes Gut zu verstehen seyn, was durch das S. Mattheisweisth. zu Trittenheim S. 325 noch bestätigt zu werden scheint; hier heißt es: Wann hie unser herr einichen prondt oder fundt suchen wulle, uff allen endten und orthen binnen s. Matheis vogtien zu Trittenheim, des soll er freymacht haben, efs sey in heusern, weingarten, wiesen, felden, ausgescheiden allein des mans fuerplatz oder herdt und platz seines beths; jedoch solt dasselbigh geschehen mit des armen man minsten schaden, und solt mit dem armen man gutlich gewerden. Stünde nicht die obige Stelle, welche Funds und Pfrundshalber die Verzehnung des Heus gebietet, entgegen, so könnte man fast versucht seyn, ans Schürfen, Suchen von Schätzen u. dgl. zu denken. —

Außerdem liefert diese Sammlung an Weisthümern eine große Menge von Beyspielen der eigenthümlichen germanischen Maaße und Symbole, für welche letztere Grimm in seinen D. R. A. den sehr passenden Ausdruck Wahrzeichen (vergl. Weisth. S. 298) empfohlen hat. Grimm selbst wird bey einer sehr zu wünschenden zweyten Ausgabe seines vorhin genannten Werks unstreitig alle die einzelnen in diesen neu bekannt gewordenen Quellen enthaltenen Fälle gehörigen Ortes mittheilen. Wir müßten selbst hier schon ein kleines Werk über Rechtsalterthümer schreiben, wenn wir eine nur einigermaßen systematische Zusammenstellung des Inhalts dieser Weisthümer machen wollten; wir beschränken uns daher darauf, einige Einzelnheiten hervorzuheben, und schließen uns in dieser Beziehung an die in dem vorliegendem Bande beobachtete Reihenfolge der Texte an. Zuvor wollen wir aber noch darauf hinweisen, wie so manche Form und Principien in diesen Weisthümern hervortreten, die dem graueſten Alterthume angehören z. B. die Bestrafung der Markfrevel (Weisthum zu Hottenbach S. 132), dann wiederum andere, welche mit den Femgerichtsformeln ganz und gar zusammenstimmen; als ein besonders merkwürdiges Beyspiel eines Maaßes diene endlich eine Bestimmung des Weisth. von Gillenfeld (S. 414), welches sagt: Undt da man der banmeilen nit zufrieden wäre, wie lang sie fein solle, soll man holen dreissig man, wie sie aus der kirche gingen und soll jeglichem einen klüppell in die handt geben, und jeder klüppell soll einer ehlen lang sein, und jedermann soll mit dem klüppel dreyssig würff thun, einer nach dem andern, und da die würff wenden, sollen gemeldte herren genug haben

mit der banmeilen und die nachbaren sollen nit weiters zu liebern gedrungen werden."

In den Briefen des hl. Franciscus von Sales kommt eine Stelle vor, worin derselbe es sich verbittet, daß seinetwegen die Leute die Nacht über aufbleiben sollen, um die Frösche in den Teichen still zu machen, damit er sanft schlafen könne. Eine Verpflichtung der Art legt das Weisth. von Völklingen (S. 10) den Bewohnern dieses Ortes auf, indem es sagt: Und geburt myner frauwe der graffynne zu Folkelingen zu lygen so sollent sie die frosche sweygen, das sie myn frauwe nit wecken. Grimm führt in seinen d. R. A. S. 355 schon mehrere Fälle der Art an, in welchen sich der Gebrauch indessen nur auf bestimmte Zeiten z. B. auf die Brautnacht des Herrn bezog. Während die Bewohner von Saarbrücken wie die von Arneval dem Gemahl jener Gräfin schuldig „zu seinem Hornblasen und Geschrey" auszuziehen, bringt ein andres ebenfalls der Saargegend angehörendes Weisthum ein Beyspiel von einer Maaßbestimmung nach dem Schalle; der Abt von Wadtgassen soll nämlich so weit im Umfang seines Klosters Bauholz fällen zu lassen befugt seyn, als seine Primglocke zu hören ist (S.12). Zu der Herrschaft des genannten Abtes gehörte auch Liesdorf; beider „konne" eigen leute standen dem Abte zu, doch gab es hier sieben Freyhöfe, unter welchen drey wiederum besonders ausgezeichnet waren, deren Besitzer die Pflicht hatten, die gefangenen Missethäter gen Wadtgassen zu führen. In Betreff dieser drey ausgezeichneten Freyen findet sich eine merkwürdige Beschreibung, indem von ihnen gesagt wird: das die drei freihen zu Liestorf von fuss an bis oben zu irem haupt up gewapnet und geharnesst sein sollen, und uf irer linken seiten ein schwert und uf der rechten seiten ein degen han, und in dem freihen jargedinge staen: ob einige frevel oder gewold vorgenommen wurde, sollen sie understehen das mit gewapneter hand zu weren." Dem ähnlich verlangt das Erfweiler Weisth. (II. 32), daß stets gewappnete Knechte zu jenem Zwecke im Gerichte gegenwärtig seyn sollen. Ein anderer Ort, Köllerthal, zinsete wiederum dem Grafen von Saarbrücken und zwar (S. 18): woe der eymer druffet und der rauch ruchet igliche hussgesesse III den. III hunre 1/2 ganss. (Vergl. Weisth. zu Neumünster S. 33 und von Bischofsheim S. 38).

Auch wird hier das Forstregal strenge gehandhabt, was das Weisthum dadurch bezeichnet, daß es sagt: und fure eyn arm man dadurch (durch den Wald), und breche yme eyn tischenagel, so sol er eynen finger in das loch stossen und keyne holz darzu da ime hauwen noch snyden in den forsten, während ein anderes Weisthum in dem nämlichen Falle, den armen Mann seinen Geißelstock in das Loch stecken läßt (Weisthum zu Schwarzenholz. S. 24). Eben so ward auch mit Sorgfalt des Wildes gedacht; nach dem Weisth. von Cröve: „Soll ein Graf von Dietz dem herrn den wiltband verhueden und ein herr von Ulmen von Oberborg von seinen wegen, und sol reiden dess sommers in einem groenen rock, des winters in einem grauen mit zweien handörnen sporen, uff das er das wilt nit enstoere; und soll die hecken brechen und stricken, schapreyden und drauwen nemmen, und nit gestaden, das das wilt gestöret werde." Die von Herbigheim waren zins- und dienstpflichtig gegen den Kastenvogt von St. Alban von Mainz; guten Flachs mußte jeder Mayer und Förster ihm liefern; zur Probe schüttete man den Flachs über einen schwarzen Mantel, für jedes Age (im Weisth. von Sensweiler: Augele), was auf denselben fällt, muß eine Buße bezahlt werden. Wenn aber ein Mayer von dem Voigt heimkommt, soll er in jeder Hand eine Maaß Weines bringen und zu der Aebtissin gehen und ihr sagen: der Vogt habe ihn wohl empfangen und ihn also lassen von ihm kommen, daß ihm die Augen übergehen. Entbietet der Voigt, so müssen Alle kommen und auf sein Gebot weiter ziehen; nur wer eine Kindbetterin daheim hat, braucht bloß so weit zu ziehen, daß er doch wieder am Abende zurück seyn kann. Auch sonst lassen sich in diesen Weisthümern manche Privilegien der Kindbetterinnen antreffen z. B. nach dem Weisth. von Crittennach (S. 119) soll die Wöchnerin, welche den Hühnerzins zahlt, das Huhn selbst zur Speise zurückbekommen, der Mayer nämlich soll dem Huhn den Hals abstechen und zurück über das Gatter

werfen (so auch im Weisth. von Sensweiler. S. 119 und Langenlolsheim. S. 154). Auch für Schwangere spricht sich öfters in diesen Qualen eine gewiße Sorgfalt aus; für sie darf Ausnahmsweise ein Fischlein gefangen werden (Weisth. von Coenen. S. 85), auch soll der Bäcker der Schwangern, welche mit ihrem Mehle zu ihm kommt, einen Sessel mit einem Kissen darstellen" u. s. w. (Weisth. von Zozenheim. S. 160). In eben jenem Weisthum von Herbigheim wird auch auf eigenthümliche Art die Manneskraft bestimmt: als lange ein meyger — uff eyme sessel ungehalten sitzen mach, so soll er um alle sachen, die sich vor yme, die wile er am ampte ist, verhandelt, vollenfurt und verussert, glaupt sin. So wird an einer andern Stelle (Weisth. von Wiltingen. S. 64) die Stärke des Müllers bestimmt und zu gleicher Zeit auch wieder einer Begünstigung der Frauen gedacht. Der Müller soll hier seyn also stark, daß er möge tragen ein halb Malter Korn von der Erden bis auf die Tröme und von der Tröme wieder auf die Erden. Kommt aber eine Frau mit Getreide zur Mühle, die Noth hätte daheim zu ihren Kindern zu gehen, so soll der Müller die Mühle stellen und der Frau den Schlüssel geben; damit mag sie dann nach Hause gehen und wiederkommen; ist unter der Zeit etwas in der Mühle gebrochen, so trägt die Frau keinen Schaden.

In dem Weisthum im Nalbacher Thal (S. 24) begegnet uns der auch aus andern Quellen (vergl. d. R. A. S. 80) wohlbekannte „dreystempslige Stuhl." Wenn eine Wittwe oder sonst ein Andrer arm ist, daß sie nichts weiter als einen solchen Stuhl besitzen und kein Mortuarium zahlen können, so sollen sie nach dem oben genannten Weisth. jenen Stuhl heraustragen und einen Stempel davon nehmen, den andern aber die Grundherren, damit sie ihre Herrlichkeit und Gerechtigkeit behalten; dieselbe Bestimmung hat das Weisth. zu Uhden (S. 65), während das von Rapwiler (S. 101) wie das von Borheim (S. 160) den dreystempligen Stuhl selbst geben läßt, an einer andern Stelle aber gleich dem von Wandelbach (S. 172) bestimmt, daß Jeder zum Besthaupt verpflichtet, der so viel Land besitzt, daß man einen solchen Stuhl darauf stellen kann. In einer andern Weise kommt dieser Stuhl in dem Sendweisth. zu Simmern unter Daun (S. 148) vor; indem hier von dem Hühnerzinse die Rede ist, heißt es: jeder solle von einer jeden Klucke einen Hahnen geben oder, wenn er keinen hat, einen Heller und „er mag den liefern dem Zehner, so er kann fahren auf einem dreybeinigten Stuhle." Eben jenes Nalbacher Weisthum hat auch eine sehr merkwürdige Bestimmung über die Pflicht der Grundherren, die armen Leute im Thale vierzehn Tage vor dem Beginne einer Fehde zu warnen, daß sie das Stroh aus ihren Häusern tragen, die Dächer und Wände von Spinnweben fegen und kehren und nicht mehr Strohes in ihren Häusern behalten, als nöthig ist, ihre Häupter darauf zu legen. Haben die armen Leute dieß beobachtet und wird dennoch einem sein Haus verbrennt, so sollen es ihm die Grundherren wieder aufbauen. Auch soll der Ackersmann frey seyn, mit seinem Pflug zum Acker zu fahren; sieht er den Feind kommen, so soll er hinter seinem Pfluge stehen bleiben mit einem gegürteten Rock oder Mantel, mit einem Hut oder einer Kogel auf dem Haupte und sein Knab soll das vorderste Pferd mit der Hand leiten; bleibt er bey seinem Pflug, so sollen ihm die Grundherren nach Kräften beystehen um ihn zu befreyen und erledigen; flieht er aber, so sind die Herren nicht schuldig, irgend etwas für ihn zu thun. So wie hier in der Fehde, so wird auch in Zeiten des Friedens der arme Mann nicht ganz vergessen, so daß auch da, wo eine ziemlich strenge Regalität der Jagd und Fischerey sich ausgebildet hat, ihm doch gestattet wird, sich hie und da einen Hasen oder Fisch für sich zur Speise, aber nicht zum Verkauf zu fangen. „Ob aber ein armer man uber feldt gieng mit einem hundt, sagt das Hochgerichtsweisthum zu Bliescastell (S. 28) und einen hasen fieng, mag der arm solchen hasen mit seinen kindern essen. (Vergl. Weisth. zu Omersheim. S. 30).

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Nro. 31, S. 253, Zeile 21 u. 22 von oben ist statt: „caus. 3. 96. can. 1. für caus. 3. 96. can. 1." zu lesen: „caus. 3. 96. can. 1. für caus. 3. q. 6. can. 1."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nr. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Zweyter Theil mitherausgegeben von Ernst Dronke und Heinrich Beyer ꝛc.

(Schluß.)

So weisen die Schöffen den Bannerherren von S. Ingbrecht die Fischerey, dem armen Mann aber zimlich ein vischelgen zu fahen, hoffen, die herren sollens inen nit weren (S. 55; vergl. mehr. Weisth. zu Kellenbach. S. 143). Im Uebrigen wird ihm in dem zuletzt angeführten Weisthum, wenn er sitzt mit „Feuer und Flamme“ gestattet „Wasser und Weidt“ zu gebrauchen. — In dem Weisthum von Hausen (II. 32) wird zuerst des nachher oft vorkommenden Einzugs und Empfanges des Gerichts- und Lehnsherrn erwähnt. Mit Umgehung dieser und andrer Stellen der Art möge hier nur eine aus dem Weisth. zu Fahr (S. 65) hervorgehoben werden. Darnach soll der Abt von Metloch auf den Tag, an welchem er das Jahrgeding zu Fahr halten will vor eines Mayers Haus mit „dritthalben Mann und dritthalben Pferd“ kommen und soll mitbringen „einen Vogel auf seiner Hand, zwey laufende Hund und ein Windt.“ Alsdann soll der Mayer den Herrn empfangen und ihm Wasser auf seine Hände geben und seinen Pferden Stroh bis an den Bauch und Futter bis an die Ohren, dem Vogel einen Hahn und den Hunden Brod genug. In dem Hause des Mayers soll der Herr finden: ein Feuer sonder Rauch, einen Tisch mit schönen weißen Tüchern gedeckt, darauf soll Salz stehen, zweyerley Wein, zweyerley Brod und siebenerley Kost gedoppelt, darauf soll der Abt niedersitzen mit seinen Schöffen und Gerichten und „tasten“ (das englische to taste) wornach er will. Ueberhaupt sind diese Weisthümar sehr reichhaltig in Bestimmung der nach Gewohnheit hergebrachten Mahlzeiten und ordnen bisweilen den Küchenzettel in einer Weise an, daß man gewiß recht wohl dabey hat bestehen können.

Hier einige Proben, wie unsere Altvordern gegessen haben: Nach dem Weisth. des Klosters Neumünster bekam der Mayer und die außer ihm unentbehrlichen Gerichtspersonen: ein Viertel Wein, 9 Viertel Kabbis (4 Viertel ist ein cappis heupt), wohl gespickt mit Fleisch und 4 Bratwürste. In Pollingen (S. 117) erhielten die 18 Schöffen des Morgens die Suppe, 2 Eyer, Knoblauch, zweyerley Brod und ein Glas schönen „einschmeckigen“ Weins; dann zum Mittag zum ersten Gericht Speck mit Erbsen, darnach grün Rindfleisch mit Mostert, zum dritten Schaaffleisch mit Kümmel, zum vierten Reisbrey und dazu weißes Brod. (Vergl. noch S. 37. 97. 113. 128. 145. 147. 148. 162. 168). Daß diese Victualien sämmtlich von hinlänglicher Größe waren, dafür hat unstreitig die Gewohnheit auch gesorgt, wenigstens darf man dieses aus einigen Andeutungen schließen. Wenn die Huber auf den Hof „zacker“ fahren, ist man, nach dem Weisth. von Tutlingen, (S. 46) jedem zwey Brod schuldig, „als hoch als ein Pflugradt und so dick als der Stock bis zum Loch.“ Ein anderes Weisthum (von Wolmünster S. 67) läßt die Brode so groß seyn: „daß ein Schöffe nicht mit dem mindesten noch mit dem meisten, wenn er seine Finger auf die Hüfte seiner Seiten setzt, innerhalb seiner gebogenen Arme durchgehen mag.“ Nach dem Weisthume von Schöndorf (S. 120) erhält der Bote ein Brod also groß, „daß ein Pflugrad in der Furchen steht und das Brod dabey, daß sie einander gleich hoch seyen.“ (Vergl. S. 128 und 151). Eben jenes Weisthum von Tutlingen bestimmt auch,

daß wenn der Mayer seinem Herrn ein Schwein liefert, der Herr ihm dagegen einen Braten „von dem Kopfe bis zum Zopfe“ schuldig sey. Die Größe des Schoppens aber wird im Weisth. von Riol (S. 301) dahin bestimmt, „das er dem man zuschen seinen henden mit dem knoef hencken bliebe.“ So finden wir, daß in allen vorkommenden Fällen stets an die Speise gedacht wird, daher ist es auch begreiflich, daß dem Müller von Gerstheim, welcher gegen den Eisgang die Nachbarn zu Hülfe ruft, auferlegt wird (S. 43) dafür zu sorgen, daß die Mühle „voll Kuchen liege, derenmassen, daß wenn ein Nachbar wolle, daß er einen hole, und dann wieder arbeite, daß ihm der Schweiß ausgehe.“ Bekannt ist der Gebrauch, der ehedem in einigen Gegenden Deutschlands Statt fand, daß man an die Dorfjugend einige Maulschellen austheilte, um ihnen eine juristische Handlung z. B. Setzen der Marksteine, ins Gedächtniß einzuprägen, bekannt sind ferner die bayerischen testes per aurem tracti. Höflicher war man in der Saargegend; zu einem gerichtlichen Verkaufe, bey welchem das Grundstück mit dem Symbole des Halmes „geerbt“ (übertragen) wurde, pflegte nach dem Weisth. von Eidenborn (S. 52) eine dreymalige Ausrufung „unter der Linden“ voranzugehen, für jede Ausrufung gab man eine halb Maaß Wein und 4 Pfennig Weißbrod, „des man unter der linden den Kindern und andern zu zeugniss mittheilet.“ In eben diese Kategorie gehört es auch, wenn in dem Weisth. von Rissenthal auf die Frage: „Wan jemandt in dem ban Rissenthal gerügt würde, wem dieselbe gebüren?“ geantwortet wird: „Erkhennen die schöffen der herrschaft die buessen, und den gerichten den wein.“ Eben für jenen Ort, der zu S. Maria von Herbitzheim gehört, wird auch ein allgemeines germanisches Rechtsprincip angewendet, daß wenn Einer „aus der Genossenschaft greift“ und eine fremde Dirne hineinbringt, diese nach Jahr und Tag ein „Mergenkind“ wird. Im Allgemeinen beziehen sich diese Weisthümer vorzüglich auf die Verhältnisse hofhöriger Leute, wie denn auch das Weisthum im Saargau (S. 58) sagt: „Darnach wiset der scheffen im Saargauw keynen rechten freyhen den allein eynen rechten pastor es sey denn dass eyner im Saargauw gesessen were u. gn. h. der innen zu dienst nach ride mit schwerdt und schilt.“

Schon oben ist eines Gerichtes unter den Linden gedacht worden; dieser alterthümlichen Sitte, dergleichen Versammlungen unter Bäumen zu halten, wird in den vorliegenden Quellen sehr oft gedacht; meistens sind es Linden, (S. 52. 54. 76. 120. 169. 171. 189. 204. 283. u. s. w.) doch auch der Haselnußstrauch kommt vor, ferner vor der Kirchenthür (S. 74. 91), im Kreuzgange vor der Kirche (S. 299), werden Gerichte gehalten, doch findet sich auch ein Beyspiel, wo die Schöffen sich auf einem Zimmer versammeln und hier wenigstens jenes eine Mal ihr Weisthum abgeben (Weisth. zu Talfort II. 125). Die Zahl der Schöffen wird nicht überall angegeben, bisweilen werden 14 (Weisth. zu Trittenheim S. 322, Neumagen 326), ja auch 21 genannt (Erfweiler Weisth. S. 30); im Verhältniß zu einander bezeichnen sie sich mit dem Ausdrucke: „Gesellen,“ „Eidsgesellen,“ (Weisthum von Hasborn S. 95), oder Stuhlbrüder, (Weisth. von Niederkerich (S. 276). Die Ehrfurcht vor dem Gerichte gebietet ihnen mit unbedecktem Haupte zu erscheinen, zu dem jargedinge zu S. Arnual sollen kommen des stifftes meijer und XIV scheffen mit blossen haupten, ire kogeln uff ire achseln geschlagen (Weisth. v. S. Arneval S. 20). Ueber das Verfahren der Schöffen bey Hebung des Jahrgedinges sind besonders interessant die beyden Weisthümer von S. Welfried von Hasborn, Steinbach und Bacharach (Seite 91. 94. 202 und 215). Mehrmals werden auch in den Weisthümern einige Oberhöfe genannt z. B. die Schöffen von Taben (S. 74) zogen nach S. Maximin in Trier vor der Vorderthür, die von Irsch nach des Abts Kammer von S. Martin in Trier (S. 296), die von Schweich nach Remscheid (S. 307), die von Neumagen nach Talfank (S. 327), von da nach Berncastel, von da nach Witlich, von da nach Trier an den krummen Stuhl. Für mehrere andere Ortschaften war Metloch der Oberhof (S. 61); hier trifft man auch das bey den englischen Geschwornen übliche Verfahren an, wenn sie zu einem Spruch gezwungen werden sollen, nämlich daß man sie in eine Kammer einsperrt, in

Metloch aber gab man ihnen doch zu essen und zu trinken.

Sehr reichhaltige Bestimmungen enthalten diese Weisthümer auch über die Behandlung des „mißthätigen Mannes", namentlich über die Verpflichtung der einzelnen Gemeinden zur Aufbewahrung, zum Transporte desselben und zur Lieferung der Gegenstände, welche zur Vollziehung der Strafe an jenem nothwendig sind. So sagt das Erfweiler Weisth. (S. 30): der mißthätige Mann solle von dem Haus Castell nach Aßweiler, von da an die Buchenslaude geliefert werden, wo ihn der Schultheiß holen soll, der ihn zu Gericht zu führen hat; der Vorsteher der Hundt hat die Leiter und die von Omersheim haben den Galgen, eine eichene links gedrehte Widt (Ruthe) und einen hanbüchenen Knebel zu liefern. (Vrgl. S. 90. 96. 98. 205. 317 u. s. w.) Auch werden die Plätze näher bestimmt, welche für die Missethäter Friedstätten seyn sollen. Zu solchen Asylen gehört insonderheit das Haus eines jeden Schöffen, außer wenn dieser ein Gastwirth war, in welchem Falle allein seine Schlafkammer diese Freyheit genoß. (Weisth. von Renich. S. 245).

Ein Gegenstand, welcher sehr ausführlich in den Weisthümern zur Sprache gebracht wird, sind die Abgaben, zu welchen die Hofhörigen gegen ihre Herrschaften verpflichtet sind; es ließe sich in dieser Rücksicht eine sehr vollständige Sammlung der mannichfaltigsten Abgaben der Art machen. Auch hier spielen, wie überhaupt bey den bäuerlichen Zinsen, die Hühner die Hauptrolle, und keine Naturgeschichte kennt so viele Hühnergattungen als die Jurisprudenz. Nach den Weisth. von Cröve soll das Huhn so groß seyn, daß wan es ein mittelmässig man in der handt hat, dafs ime der Kopf voraus gehe und der schwantz hinten aufs. Eben hieher gehört auch die Bestimmung des Weisth. von Gillenfeld (S. 414), welches sagt: und ob die herren oder ihre diener bedächten und sagen wolten, dafs die hanen zu klein wären, soll man einen stuhl dritten halben Fuss hoch darstellen, ist der han also gross, dafs er uff den stuhl springen kann, so soll der lehenmann darmit bezahlt und genug gethan und die herren damit ein gnügen haben; ist er aber nit so grofs, dass er uff den obgen. stuhl nit springen kann, soll der lehenmann den hanen wiederumb heimtragen und ihn also lang ziehen, dafs er grofs genug werde und soll ihn auf den Michelstag wiederbringen, damit soll er die herren bezahlt haben."

Solche überaus naive Züge älterer deutscher Sitte und Ansicht ließen sich tausend und aber tausend aus diesen Weisthümern entnehmen. Das Mitgetheilte wird aber genügen den Charakter dieser Quellen und ihre Bedeutsamkeit für deutsches Recht und deutsche Geschichte zu erkennen.

G. Phillips.

Oeuvres de M. de Fontanes recueillies pour la première fois et complétées d'après les manuscrits originaux, Paris 1839. T. 1. CXXII. und 431 S. T. 2. 416 S. 8.

Ludwig Marquis von Fontanes, geb. 1757, gest. 1821, ist außerhalb Frankreichs weniger durch seine Schriften als durch das Amt bekannt geworden, das er von 1809 bis zum Anfange der sogenannten ersten Restauration bekleidet hat. Dieses Amt: „Großmeister der Universität," d. h. oberster Vorsteher des gesammten Unterrichts, übertrug ihm Napoleon als einem monarchisch gesinnten Manne, da er darauf ausging, die hohen und die niederen Schulen als Werkzeug in der Hand zu haben, um auf das jüngere Geschlecht die republikanischen Neigungen und Gewohnheiten des älteren nicht übergehen zu lassen, ersteres vielmehr für die Monarchie, jedoch für seine, zu gewinnen. In einem, gegenwärtiger Sammlung vorangestellten, Aufsatze von Sainte-Beuve über Fontanes Leben und Schriften sind einige, von diesem aufgezeichnete, Erinnerungen mitgetheilt, in welchen die Ansichten und die Absichten des Kaisers sich besonders klar ausdrücken. Das Merkwürdigste ist wohl Folgendes. Fontanes wünschte einen zahlreichen Universitäts-Rath und schlug zu Mitglie-

dern desselben sehr achtbare, in mancherley Berufen und Schicksalen bewährte Männer vor. Dagegen erklärte sich der Kaiser in einer Unterredung, stoßweise wie er pflegte:

„In einer neu errichteten Behörde hat jeder eine verschiedene Meynung. Die ordentlichen Rathsglieder dürfen, meines Erachtens, erst nach Jahren ernannt werden. — Man muß warten, bis die Universität organisirt ist wie sie seyn soll. — Dreyßig Rathsglieder schon zu Anfang der neuen Einrichtung würden nichts als Unordnung und Verwirrung stiften. — Die Behörde soll ein Kopf seyn, der die falschen Lehren, die gefährlichen Systeme abhalte und zurückweise. Man muß also diesen Kopf erst nach und nach aus Männern zusammensetzen, welche die ganze Bahn zurückgelegt haben und eine große Sachkenntniß besitzen. — Die ersten Wahlen geschehen ungefähr so wie man in die Lotterie setzt. Man muß es auf den Zufall nicht ankommen lassen. In den ersten Sitzungen einer so besetzten Stelle sind alle Meynungen getheilt; jeder bringt seine Theorie, nicht seine Erfahrung mit. — Erst wenn man eine Laufbahn zurückgelegt hat, kann man ein guter Rath seyn. Ich selbst habe darum meine Staatsräthe reisen lassen, bevor ich sie bey mir anstellte. Sie mußten vielerley Bemerkungen sammeln, ehe ich die ihrigen anhörte. — Für jetzt also sind eure wesentlichsten Arbeiter die Inspectoren. Durch diese könnt ihr eure ganze Maschine sehen und berühren. Sie werden dem Rathe viele Thatsachen und Erfahrungen zutragen, und das habt ihr am meisten nöthig. Lasset sie also frisch durch ganz Frankreich herumreisen und in den großen Städten mindestens vierzehn Tage verweilen. Richtige Urtheile schöpft man nur in Folge wiederholter Prüfungen. — Bedenket, daß jedermann Anstellung begehrt. Man sieht nur auf sein Bedürfniß, nicht auf seine Fähigkeit. — Vielleicht zwanzig ordentliche Rathsglieder, ist das schon viel; da würde die oberste Behörde aus verschiedenartigen Elementen bestehen. Der wahre Geist der Universität muß zu Anfang in Wenigen seyn. Er kann sich nur allmählich, durch viele Klugheit, Besonnenheit und beharrliche Anstrengung ausbreiten. — Fontanes, wißt ihr, was ich an der Einrichtung der Welt am meisten bewundere? Daß die Gewalt unfähig ist, irgend etwas zu organisiren. — Es giebt in der Welt nur zwey Mächte; Säbel und Geist. Unter Geist verstehe ich die bürgerlichen und religiösen Institutionen. Am Ende wird der Säbel immer durch den Geist geschlagen."

Der erste Band dieser Sammlung enthält lyrische Gedichte; ein didaktisches, la Maison rustique; Bruchstücke eines epischen: la Grèce sauvée (das alte Griechenland gegen die Perser.) In dem zweyten Bande findet man eine als vortrefflich anerkannte Uebertragung von Pope's Versuch über den Menschen (von welchem Winkelmann sagt, er habe ihn fast auswendig gewußt;) dann kritische Aufsätze aus Zeitschriften, worunter ein sehr scharfer gegen das Buch der Frau von Stael: de la littérature; endlich eine Anzahl Reden, welche Fontanes als Präsident des gesetzgebenden Körpers, als Großmeister, als Senator, und als Mitglied der französischen Akademie gehalten hat. Liebhabern der älteren französischen Litteratur können diese Schriften nicht gleichgültig seyn; sie sind die letzten aus der Schule Racine's und Boileau's. Fontanes war, seit La Harpe's Tode, der einzige noch übrige Sprosse dieser Litteratur, die, ungefähr hundert Jahre vor seiner Geburt, mit Corneille und Pascal begonnen hat. An Willen fehlte es ihm nicht, dem Eindringen des Fremden zu wehren; aber ein Werk, das Bollwerk gegen die Romantiker seyn konnte, hat er nicht zu schaffen vermocht. Jetzt ist Victor Hugo in die französische Akademie aufgenommen, und damit in der Litteratur, viel später als im Staate, die Revolution vollbracht.

Eine litterarische Seltsamkeit trifft man in einem Briefe des Hrn. v. Chateaubriand an Fontanes Tochter im Eingange der Sammlung. Er wollte gerne, sagt er, die Werke seines Freundes durch eine Denkschrift auf ihn eröffnen; allein er kann das nicht, der Verpflichtung wegen, die er gegen die ehrenwerthe Gesellschaft übernommen hat, welche die Eigenthümerin aller seiner noch ungedruckten und nachzulassenden Schriften geworden ist. Von einer Verschreibung solcher Art giebt es wohl unter den deutschen Schriftstellern kein Beyspiel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique. Bruxelles chez Ph. Van der Maalen 1838. 1 Vol. 8. ppl.

Collection des Chroniques belges, publiée par ordre du Gouvernement t. II. Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg, Bruxelles 1836. I. T. 4. Die Introduction. §. I. *)

Bibliothèque Académique Belge, ou Repertoire systématique des Memoires de l'ancienne et la nouvelle Académie de Bruxelles, par P. Namur. Liège, 1838. IV. 8. p. 1 — 78.

F. H. Goethaels Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique. Bruxelles 1837 — 1840. 6 Bde. 8. **)

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Wir haben bereits in dieser Uebersicht die Namen einiger Männer genannt, welche während der Dauer der französischen Herrschaft in Belgien die Geschichte ihres Vaterlandes mit Liebe pflegten. Da dieselben in der folgenden Periode unter der Regierung des Königs Wilhelm noch thätig waren, ja zum Theil erst zwischen 1815 und 1830 Größeres leisteten, so wollen wir eine kurze Charakteristik der historischen Studien während dieser Zeit geben, ehe wir eine Skizze ihres Lebens und Wirkens versuchen.

Das neue Königreich der Niederlande galt in den Augen der belgischen Geschichtsfreunde als die Fortsetzung der burgundischen Zeiten, in welchen die siebenzehn Provinzen einen so schönen, reichen, ja selbst mächtigen Staat gebildet hatten. Sie knüpften gerne den neu beginnenden Anfang an das vor dreyhundert Jahren gewesene Ende ruhmvoller Zeiten, gerne die vielversprechende Gegenwart an die hochgepriesene Vergangenheit an. Die Niederländische Regierung begünstigte die schöne Richtung, welche zum Wiederaufleben der Niederländischen Nationalität auch für die südlichen Provinzen führen konnte.

Mit Freuden stellte sie am 7. März 1816 die Brüsseler Akademie wieder her. Aeltere und jüngere Freunde der belgischen Geschichte schrieben Werke in nicht geringer Zahl zwischen 1817 und 1830. Jedes Jahr wurde der Eifer reger, die lange Erstarrung hatte aufgehört, und die Hoffnung besserer Zeiten war in allen Herzen. Auch an den Universitäten wurde für die Nationalgeschichte gewirkt, aber bey weitem weniger als man erwarten konnte. Für die alte oder die neuere Geschichte thaten nur Wagemann in Lüttich (zwischen 1820 und 1825) und Mone *) in Löwen (zwischen 1827 und 1830) etwas Folgenreiches. Den für die vaterländische Geschichte angestellten Lehrern gelang es selten, junge Leute für dieses Studium zu gewinnen. In Lüttich lehrte sie Hr. Rouillé, ein französischer Literator und Mann von Verdienst, der sie aber nur als Nebensache behandelte; in Löwen und Gent zwey holländische Gelehrte, die aber weniger Belgien als die glorreiche Geschichte ihres Vaterlandes d. h. der nördlichen Provinzen im Auge hatten. Nur wenige Zöglinge wurden an den

*) Prof. Dumbeck in Löwen (von 1817 — 1830) regte manches an durch die von ihm gegebenen Preisaufgaben.



belgischen Universitäten dem Studium der Geschichte gewonnen. *)

Der zwischen 1824 und 1835 in Löwen als Professor der Philosophie angestellt gewesene Baron von Reiffenberg pflegte mit Enthusiasmus die Geschichte seines Geburtslandes. Was sonst geschah steht mit den Universitäten in keiner näheren Verbindung.

Die ersten Jahre des Königreiches waren übrigens den historischen Studien in Belgien nicht ganz günstig. Noch war der geschichtliche Sinn nicht erwacht. Erst als durch Guizot und seine Freunde derselbe in Paris wieder erweckt worden war, wandte die jüngere Generation sich ihm zu.

Ja ein in Paris gebildeter junger Belgier, Jules van Praet, Neffe des Bibliothekars der Bibliothèque royale allda, der 1828 und 1829 auftrat, **) muß als Guizot's eigner Schüler betrachtet werden.

Sechs belgische (alle schon gestorbene) Historiographen während der französischen und der niederländischen Periode verdienen aber besonders ausgezeichnet zu werden, sie sind der ehemalige Canonicus Ernst, gestorben als Pfarrer zu Afden im Limburger Land, von Villenfagne d'Engihoul in Lüttich, der Canonicus de Bast, und der Rathspensionär Dierick in Gent, Joh. Jos. Raepsaet in Audenarde und der 1835 verstorbene Secretär der Brüsseler Akademie Decoez. Wir bedauern, nicht über jeden dieser Schriftsteller vollständige Lebensnotizen mittheilen zu können.

Zur richtigen Beurtheilung des Characters und der Schriften dieser Männer, ist es höchst wichtig zu wissen, welcher politischen Parthey ihres Vaterlandes sie angehörten, und welches ihre religiöse Denkungsweise gewesen; weil beydes auf die ganze Haltung ihrer Schriftstellerischen Thätigkeit einen entschiedenen Einfluß äusserte. *)

I. Simon Peter Ernst, **) geboren im Herzogthum Limburg, starb im Jahre 1818 als Pfarrer in Afden nahe bey Aachen, als Mitglied des K. Niederländischen Instituts und der Akademie zu Brüssel. Er war zuerst Professor der Theologie, dann Canonicus in der Abtey zu Rolduc bey Mastricht, die 1797 aufgehoben wurde. Er besaß eine seltene Kenntniß der Geschichte jener Provinzen und der vielen einst so berühmten adlichen Geschlechter im Ardenner Lande und der an sie gränzenden Gegenden. Sein erstes berühmt gewordenes Werkchen ist eine von der Brüsseler Akademie gekrönte Preisschrift über die Frage: Vers quel temps les ecclésiastiques commencèrent-ils à faire partie des états de Brabant? Bruxelles 1783. in 4. Bald darauf erschien seine Histoire abrégée du Tiers-état de Brabant. Maestricht 1787. Dieß 206 Seiten starke Schriftchen ist das beßte was bis heute noch über die brabantischen Städte geschrieben ist. Ernst tritt als Vermittler zwischen dem Kaiser Joseph II. und den brabantischen Ständen darin auf. Ist seine Sprache kein klassisches Französisch, so wiegt diesen Mangel doch der Gehalt des Werkchens auf. Sein letztes Buch ist das 1806 erschienene Tableau historique et chronologique des suffragans de l'Evêché de Liége. Er nahm einen sehr bedeutenden Antheil an dem von Dom Clement, Benedictiner von St. Maur zuerst herausgegebenen und 1818 und in den folgenden Jahren vom Marquis de Fortia verbesserten und vermehrten höchst wichtigen Werk l'Art de vérifier les dates.

*) Wir haben indeß unter ihnen zu erwähnen die Herren De Rote, Professor der neuern Geschichte in Gent, Serrure, Professor der belgischen und der Geschichte des Mittelalters und Mock, Prof. der alten Geschichte allda, und Altmayer, Professor der Geschichte in Brüssel. Unten von ihnen ein näheres.

**) Zuerst mit einer Histoire de Flandre depuis 1280 à 1389 als Einleitung zu De Barante's histoire des Ducs de Bourgoigne und 1829 mit einer Abhandlung sur l'origine des Communes flamandes. Er ist seit 1830 erster Sekretär Sr. Majestät des Königs Leopold.

*) Dieß hat besonders gut Herr Goethaels in seinen Lectures hervorgehoben.

**) Man vergleiche über ihn Barbier Examen critique des dictionnaires historiques und die Biogra hieuni verselle classique ou dictionnaire historique portatif, ouvrage entièrement neuf par une Société de gens de lettres. Paris 1829. Première Partie p. 993.

Wichtiger als die von Ernst selbst herausgegebenen sind dessen hinterlassene Schriften. Eine vollständige, diplomatische Geschichte des alten Herzogthums Limburg in drey Foliobänden sind darunter und eine Menge einzelner Genealogien und anderer historischen Abhandlungen. Die Erben ihres Verfassers vertrauten sie Hrn. Regierungsrath Ritz in Aachen, einem der gelehrtesten Geschichts- und Alterthumsfreunden des Niederrheins an, um für deren Bekanntmachung Mittel zu finden. Im Jahre 1830 wurden dieselben dem Schreiber dieser Uebersicht übersandt, weil eine Hoffnung sich zeigte, sie auf Kosten der niederländischen Regierung gedruckt zu sehen. Die Herrn von Reiffenberg und Mone sollten ein Gutachten über den wissenschaftlichen Werth dieser Werke machen. Der Ausbruch der belgischen Revolution zerstörte diese Aussichten. Hr. von Reiffenberg ließ indessen einige der Genealogischen Abhandlungen in seinen Nouvelles Archives historiques des Paysbas T. V. Bruxelles 1830. z. B. p. 28 — 56 ein Mémoire sur les premiers Comtes de Louvain, abdrucken und verarbeitete eine Anzahl derselben zu einem von ihm bekannt gemachten Supplément de l'Art de verifier les dates. Der gesammte literärische Nachlaß Ernst's ist vor einigen Jahren das Eigenthum eines jungen Geschichtsforschers in Lüttich, des Herrn Prof. Lavalleye, geworden, und dieser hat den größten Theil desselben schon herausgegeben. Besonders wichtig darunter ist die genannte Geschichte des Herzogthums Limburg, eines Landes, das zu verschiedenen Zeiten in der deutschen Geschichte wichtig ist. Durch dieses Geschichtswerk wird daher eine Lücke in der deutschen Geschichte ausgefüllt. Wir machen die deutschen Geschichtsforscher auf dasselbe aufmerksam. Dessen Titel ist: Histoire du Limbourg, suivie de celle des Comtés de Daelhem et de Franchimont, des Annales de l'Abbaye de Rolduc par M. S. P. Ernst, curé d'Afden. Publiée avec notes et appendices et précédée de la vie de l'auteur par Ed. Lavalleye Tom. I — VI. Liége 1837 — 1840.

II. Hilarion Noël, Baron von Villenfagne d'Engihoul, *) war geboren in Lüttich 1753, bekleidete die Stelle eines Bürgermeisters seiner Vaterstadt im Jahre 1791, die eines Geheimenrathes des Fürstbischofs 1792. Unter der niederländischen Regierung, als er 1826 starb, war er Deputirter der Ritterschaft bey den Provincialstaaten Lüttichs, Mitglied des Königlich Niederländischen Instituts in Amsterdam und der Akademie zu Brüssel, und Curator der Universität Lüttich. Schon im Jahre 1779 begann Villenfagne seine literärische Laufbahn durch die Herausgabe der Oeuvres choisies des Baron van Walef, eines Lütticher Diplomaten und Dichters, der zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans lebte. Als in demselben Jahre die noch bestehende theils literärische, theils der Beförderung der schönen Künste und besonders der Musik gewidmete Société d'Emulation in Lüttich errichtet wurde, begünstigt von dem aufgeklärten noch jetzt hochgerühmten Fürstbischof Velbrück, nahm Villenfagne den lebhaftesten Antheil an ihrem Emporkommen. Er schrieb im Jahre 1781 einen Discours sur les Artistes Liégois, arbeitete mit an der Zeitschrift L'ésprit des Journaux; und bildete aus seinen Artikeln darin jenen Discours und Vorarbeiten für sein erstes größeres Werk: Mélanges de Littérature et d'Histoire, Liége 1788. Darin ist unter andern ein Leben des Bischofes Rotger (zwischen 979 und 1008) enthalten, der (vorher in St. Gallen) — als der eigentliche Schöpfer der Stadt Lüttich anzusehen ist. Als Freund des Bischofs, der Kirche und als Mitglied des Adels emigrirte Villenfagne nach der Besetzung seines Vaterlandes durch die Franzosen nach Düsseldorf, und lebte nach seiner erst später erfolgten Rückkehr mit dem Ueberrest seines, großentheils confiscirten Vermögens, in stiller Zurückgezogenheit auf seinem

*) Es hieß d'Engihoul von einem Schlosse dieses Namens an der Maas, das ihm gehörte. Godfried von Bouillon hatte es einst bewohnt. Wir haben über ihn eine Notice nécrologique von Hrn. Prof. de Chénedollé Lüttich 1826, abgedruckt im Rapport, de la Société d'Emulation de Liége, in Michaud Biographie Universelle, und vermehrt im Annuaire de l'Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles Année 1836. p. 94. Einen kurzen Auszug daraus hat die bereits citirte Biographie Universelle Classique T. III. p. 32 — 35.

Schlosse Engihoul. Historische Studien waren seine ausschließliche Beschäftigung, und zwar nicht bloß die eigentlich geschichtlichen sondern auch die literärhistorischen. Er gab 1803 eine Geschichte von Spaa heraus, in der er zeigte, daß die von Plinius genannte Fons Tungrensis jene Heilquelle sey. *) Im Jahre 1808 folgten darauf Essais critiques sur différens points de l'histoire civile et littéraire de la cidevant principauté de Liége. **) Zwey Jahre darauf (1810) Mélanges pour servir à l'histoire civile, politique et littéraire du cidevant pays de Liége. Aber das Hauptwerk Villensagnes wurden die 1817 und 1818 über die Verfassung Lüttichs erschienenen zwey Bände, betitelt: Recherches sur l'histoire de la cidevant principauté de Liége, contenant la formation, les accroissemens successifs de ce grand Etat de l'ancien empire Germanique, le tableau de sa constitution, le recit des guerres civiles des Liégeois contre leur Prince, des notices sur plusieurs artistes. ***)

Dieses Buch ist das beste was wir über den untergegangenen seiner Verfassung wegen wirklich sehr merkwürdigen Staat Lüttich haben. Niemand kannte dessen Geschichte so gründlich wie Villensagne, er setzte in den Recherches seinem Vaterlande ein unvergängliches Denkmal. Zu bedauern ist, daß Villensagne die Geschichte des deutschen Mittelalters und die Verfassung des deutschen Reiches zu wenig kannte, und daß sein französischer Styl wenig correct und etwas trocken ist. — Im zweyten Band der Nouveaux Mémoires de l'Académie de Bruxelles gab er eine lesenswerthe Abhandlung über die Entdeckung der Steinkohlen im Lüttiche Lande, welche bekanntlich bereits gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts statt hatte. Villensagne war ein Feind der philosophischen Ideen, welchen er alles Unheil der Welt zuschrieb. Er lobte deßhalb die alten Zeiten und die Schulen der Jesuiten, *) über die ihm nichts gieng. Er setzte dieselben über die 1817 geschaffene Universität seiner Vaterstadt, zu deren Curator er war ernannt worden. Diese seine Anhänglichkeit an das Alte ist eine der Ursachen, daß die jüngeren Zeitgenossen seines Vaterlandes ihn nicht so achteten wie er verdiente. Im Auslande ist sein Name fast gänzlich unbekannt geblieben.

III. Wir verlassen die Ufer der Maas, um die belgischen Geschichtsforscher näher kennen zu lernen, welche an der Schelde lebten, und richten zuerst unsern Blick auf den Genter Canonicus de Bast. **)

Martin Johann de Bast war geboren in Gent am 26. October 1753, von wohlhabenden Eltern aus dem Kaufmannsstande. Er studierte in Löwen Philosophie und Theologie, wurde Priester 1773, dann 1787 Pfarrer der Pfarrey St. Nicolaus in Gent und Canonicus des Stift Sanct Pharahilde allda.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dem zweyten Theil ist eine Notiz angehängt über den Astrologen Nostradamus und Mathieu Laensbergh.

**) Darin Aufschlüsse über die dem Fürstenthume früh einverleibten Grafschaften von Looz, Horn, Moha und das Herz. Bouillon.

***) Villensagne sucht zu beweisen, daß Peter Paul Rubens ein Lütticher gewesen. Allein er zeigt nur, daß Rubens Familie aus S. Trond abstamme, wo noch Nachkommen seiner Ahnen wohnen. Schreiber dieses sah 1824 in S. Trond ein Mitglied dieser Familie.

*) Er sagt dieß in einer historischen Notiz über das Lüttiher Universitätsgebäude in den Annales Academiae Leodiensis von 1821. — Dieses Gebäude gehörte einst den Hieronymiten oder fratres ad Pennam, die Handschriften verfertigten, dann den Jesuiten, die es umbauten, später war es Lycée bis es 1817 der Universität gegeben wurde.

**) Wir haben über diesen Gelehrten nur zwey kurze Notizen, eine von Baron von Staffart in den Archives du Nord de la France et du Midi de la Belgique T. I. Valenciennes 1829. p. 245 — 247. und von seinen Verwandten Amand de Bast im Messager des Sciences et Arts von 1836. S. 193 — 197.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nr. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1787 nahm er am Aufstande gegen Kaiser Joseph II. einen thätigen Antheil, zog sich dann ins Privatleben zurück, fand aber für nöthig, nach der Eroberung Flanderns durch die Franzosen (von 1794) sich bis 1801 verborgen *) zu halten. Während dieser Periode seines Lebens widmete er seine Muße historischen und archäologischen Studien und besonders der Numismatik, für deren ersten Kenner im Lande er galt.

Er bildete ein nicht unbedeutendes Antiquitäten- und Medaillen-Kabinet, ferner eine Sammlung von Handschriften und Büchern über die flandrische Geschichte. Die ersten Früchte seiner Forschung sind niedergelegt in einem 1804 zu Gent erschienenen Recueil d'Antiquités Romaines et Gauloises, trouvées dans la Flandre proprement dite, 1. Bd. 8. Im Jahre 1808 machte er davon eine neue über das doppelte vermehrte Prachtausgabe in 4. mit 300 Kupferstichen verziert, und durch historische Abhandlungen verschiedener Art bereichert.

Eine erste Fortsetzung davon erschien 1809 (Premier supplément aux Antiquités Romaines), eine zweyte im Jahre 1813.

Andere Werke folgten später, 1815: Recherches historiques et litéraires sur la langue celtique, gauloise et tudesque IV. Bde. 1819. L' Institution des Communes dans la Belgique pendant les XII. et XIII. siècles, suivie d'un traité sur l'histoire chimérique de nos Forestiers de Flandre.

1821. L'ancienneté de la ville de Gand, établie par des Chartes et d'autres monumens antiques pour servir de supplément au Recueil d'Antiquités.

De Bast starb den 11. April 1825, als Mitglied des niederländischen Instituts, der Akademie in Brüssel, der celtischen Akademie in Paris, der gelehrten Gesellschaften zu Harlem, Leiden, Middelburg und Gent. Der im July 1825 gedruckte Verkaufscatalog seiner Bibliothek hat 81 Seiten in 8.

Napoleon hatte de Bast zum Ritter der Ehrenlegion ernannt; im Jahre 1816 ertheilte ihm König Wilhelm das Kreuz des belgischen Löwens. Sein Cabinet kaufte die Regierung und vertheilte es unter den Universitäten von Gent und Leiden.

De Bast darf nicht als eigentlicher Geschichtsschreiber angesehen werden. *) Er ist nur ein fleißiger Sammler und klarer Zusammensteller einzelner für die Geschichte seines Vaterlandes wichtiger Thatsachen. Das Lob der Gründlichkeit kann ihm jedoch nicht versagt werden. Nur soll er manchmal getäuscht worden seyn von Freunden des Scherzes, die sich den Spaß machten, von anders woher erworbene römische Münzen ihm für einen hohen Preis zu verkaufen durch Bauern, die ihn ver-

*) Er wurde von der Convention und dem Directoire verfolgt, und gieng verkleidet als holländischer Matrose oder als Fuhrmann einher.

*) Eine genauere Kritik seiner Werke geben wir in unserer flandrischen Staats- und Rechts-Geschichte. Th. I. S. 77 und Th. II. Abth. I. S. 3—4.

sichern mußten, sie seyen in dieser oder jener Gegend Flanderns gefunden worden. *) Dieß vermindert, so fern die Thatsache wahr ist, den historischen Werth jenes Recueil d'Antiquités Romaines. Das Werk sur l'Institution des Communes dans le Belgique ist fast nichts anders als ein sehr reiches Verzeichniß von Urkunden über die ältesten Gemeindestatuten der belgischen und nordfranzösischen Städte.

De Bast's Name ist früh im Auslande bekannt geworden. Im Messager vom Jahre 1836 S. 193 ist ein gutes in Kupfer gestochenes Porträt desselben eingeschaltet.

IV. Neben de Bast haben wir nur einen seiner Landsleute zu nennen, der so lange er lebte, dessen unversöhnlicher Gegner war: nämlich den Ritter Charles Louis Diericx, von 1794 Raths-Pensionär **) der Stadt Gent, dann als politischer Flüchtling im Ausland lebend bis 1802, später Mitglied des Departementsrath im Departement der Schelde, und Director des botanischen Gartens, bis 1814; dann (1817 — 1821) Mitglied der Provincialstaaten von Flandern und des königlich niederländischen Instituts.

In welchen Jahren er geboren und gestorben, ist uns unbekannt. Keine nekrologische Notiz ist uns über ihn je zu Gesicht gekommen. Nur das wissen wir, daß er einige Jahre nach der Herausgabe seines letzten Werkchens (1821) im Zustand völligen Irrseyns aus dieser Welt gieng.

Diericx war ein eifriger Anhänger Josephs II. und somit Feind der Gegner dieses Kaisers, nämlich der Geistlichkeit und des Adels. ***) Von feurigem Temperamente, gründlich bewandert in der Geschichte und der 1794 gewaltsam zerstörten Verfassung seiner Vaterstadt Gent, wollte er beyde in einer Reihe zusammenhängender Memoiren dem Andenken der Nachwelt aufbewahren, und benützte hierzu die sämmtlichen in derselben ihn zu Gebot stehenden Archive. Im Jahre 1808 machte er gegen de Bast eine Brochure über die Topographie de l'ancienne ville de Gand, worin er den Canonikus de Bast mit leidenschaftlicher Heftigkeit anfiel, wogegen dieser sich in seinem ersten Supplément au Recueil d'Antiquités vertheidigte. In allen folgenden Schriften behandelte ihn nun Diericx als einen unwissenden eitlen Menschen was der thätige verdienstvolle Mann gewiß nicht verdiente und mit Geduld ertrug.

Zwischen den Jahren 1814 und 1821 folgten Diericx Mémoires schnell nach einander, zuerst über die Stadt Gent (1814 und 1815) zwey Bände in fünf Lieferungen, mit einem Appendix von 1816, dann 1817 und 1818 die über die ältesten Quellen des Genter Stadtrechts, endlich 1821 einem aus den Klosterarchiven von Sanct Bavo und Sanct Peter geschöpften Charterboekje: Werke — welche für die Geschichte der einst so wichtigen Stadt Gent, ihre Verfassung und ihr altes Recht ewig denkwürdig bleiben werden.

Wenig correct und anziehend in ihrer Form haben sie noch den Fehler, daß es den darin abgedruckten zahlreichen Urkunden sehr oft an diplomatischer Genauigkeit fehlt, und daß die geistlichen oder kirchlichen Verhältnisse Gents mit fühlbarem Widerwillen behandelt und deßhalb oft in einem falschen Lichte dargestellt sind. *)

Diericx wird zu den liberalen Geschichtschreibern Belgiens gerechnet und war als solcher von seinen politischen Glaubensgenossen als der erste Historiker des Landes geachtet. Seine Schriften sind in Deutschland zuerst durch Hüllmanns Werk über das Städtewesen im Mittelalter bekannt geworden.

V. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Parthey steht als Freund des Canonicus de Bast, der diesem an Kenntnissen und Talent weit überlegene,

---

*) Eine uns mündlich erzählte Anekdote.

**) Eine Conseiller Pensionnaire ist ein besoldeter Stadtrath oder vielmehr ein besoldetes städtisches Verwaltungs-Mitglied.

***) Er soll in flamändischer Sprache ein fortlaufendes Pamphlet gegen alle Theilnehmer der belgischen Revolution von 1790 geschrieben haben.

*) Eine nähere Kritik der Werke von Diericx geben wir in unserer flandr. Staats- und Rechts-Geschichte Th. I. S. 77 — 78. Th. II. Abth. I. S. 1 — 3.

von den belgischen Geschichtsfreunden hoch gefeyerte, auch im Auslande, d. h. in Holland, Frankreich und Deutschland berühmt gewordene, erst den 15. Februar 1832 als 82 jähriger Greis gestorbene Johann Joseph Raepsaet. *) Seine Laufbahn war eine doppelte, eine politische und eine literärische. Dort war er nicht ohne Einfluß auf die in seinem Vaterlande wichtigen politischen Begebenheiten zwischen 1787 und 1815. Als Schriftsteller ist er der bewandertste Rechtshistoriker Belgiens.

Erst im Jahre 1836 wurde eine von ihm und seiner Familie herrührende genauere Kunde seines Lebens und Wirkens veröffentlicht, aus welcher wir nachstehende Auszüge geben. **)

Eine wie es scheint von Raepsaet selbst geschriebene Lebensskizze steht in der fast unbekannt gebliebenen Nouvelle Biographie des Contemporains, herausgegeben bey L. Roux in Mons 1829.

Johann Joseph Raepsaet ist geboren zu Audenarde in Flandern den 29. December 1750. Er machte seine Humanitätsstudien an den ausgezeichnetsten Gymnasien seines Vaterlandes, bezog dann die Universität Löwen, wo er im Pädagogium zum Castell ***) seinen philosophischen Cursus nach der Sitte jener Zeit begann. Eine Brustkrankheit nöthigte ihn aber denselben zu unterbrechen. Er begann nachher das Studium der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1773 war er bereits Advocat am hohen Gerichtshofe von Flandern zu Gent.

Raepsaets Vater bekleidete die Stelle eines Greffiers bey der Regierung des unter dem Namen der Châtelenie bekannten Bezirkes von Audenarde. Kurz vor seinem Tode wurde dieser von den erblichen Regierungsmitgliedern (hautpointers) *) genannt, verstattet, seinem Amt zum Vortheile seines Sohnes zu entsagen. Raepsaet erhielt ein Altersdispens von der Landesregierung, und trat, erst 23 Jahre alt, die Stelle an, verband damit fünf Jahre später (1778) die des Stadtgreffiers, welche sein Schwiegervater, Joh. Bauwens, bis dahin inne hatte. Die beyden Stellen gaben dem sonst wohlhabenden Raepsaet nicht bloß ein reiches Einkommen, sondern auch einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt. Durch Talent, Kenntnisse und eine rastlose Thätigkeit gleich ausgezeichnet, zog er die Aufmerksamkeit der Kaiserin Maria Theresia auf sich, und würde zu höhern Staatsstellen befördert worden seyn, wenn diese Fürstin nicht um jene Zeit (1780) gestorben wäre. Seine stille Wirksamkeit wurde aber durch die unter Josephs II. Regierung so stürmischen Ereignisse in den belgischen Provinzen gestört. Verflochten in dieselben hatte Raepsaet von nun an ein wechselndes Schicksal zu durchleben, in welchem Ruhm und Ehre mit Verfolgungen sich kreuzten.

Als Kaiser Joseph II. in seinen niederländischen Erblanden jene gewaltsamen Reformen begann, für welche dieselben weder reif noch geeignet waren, entwickelte sich bald der Widerstand, welcher die bekannte belgische Revolution vom Jahre 1790 herbeyführte. Im Anfange ließen es die vom Volke ausgehenden Behörden bey Reclamationen bewenden. Bloß die Stände von Brabant hatten gewagt, eine etwas freye energische Sprache zu führen. Raepsaet war es, der durch seinen Einfluß zuerst eine, jedoch gesetzliche, Versammlung der Notablen des Regierungsbezirkes von Audenarde hervorrief, welche beschloß, sich (selbst thätlich) den verfassungswidrigen Neuerungen des Kaisers zu widersetzen. Drey und dreyßig Grundherren (Seigneurs de terres à cloches) und 66 Repräsentanten der Dorfbewohner traten trotz des Verbotes des Hofes, den 17. April 1787 zusammen, und beschlossen unter den lautesten Bezeu-

*) Ausgesprochen Rapsat.

**) Man vergleiche eine von Herrn Cornelissen in Gent mitgetheilte Notice sur M. Raepsaet im Annuaire de l'Académie de Bruxelles 1836. S. 104 und von 1837 Livr. II. S. 169 — 200. Hier findet sich auch ein wohlgelungenes in Kupfer gestochenes Porträt von J. J. Raepsaet. Eine biographische Notiz von R. giebt auch Goethaels Lectures Bd. III. a. E.

***) Man machte seinen philosophischen Cursus früher in einem der 4 hiezu bestimmten Pädagogien zu Löwen.

*) Nicht hautes parties wie im Annuaire irrig gedruckt ist.

gungen ihres patriotischen Enthusiasmus eine Remonstration an den Kaiser und den Widerstand gegen jeden constitutionswidrigen Act seiner Regierung.

Raepsaet hatte sich eine Abschrift des Barrieren-Tractates zu verschaffen gewußt, in welchem die am 7. Juny 1706 mit den Seemächten abgeschlossene Capitulation enthalten war, in Gemäßheit der Flandern unter die Herrschaft des Hauses Oestreichs kam. Im 20. Artikel jenes Tractats heißt es: Sa Majesté maintiendra cette province dans tous ses privilèges, coutûmes et usages tant ecclésiastiques que séculières; S. M. comme Comte de Flandre ne souffrira point, que rien ne soit alteré ou diminué en l'un ou l'autre d'iceux. Diese Clausel, so wie das ganze Actenstück war den übrigen ständischen Collegien des Landes unbekannt gewesen. Groß war also ihre Freude über diese Entdeckung; worauf sie die vertragsmäßige Verbindlichkeit des Kaisers als Grafen von Flandern stützten, die staatsrechtlichen Prärogative des Landes unangetastet aufrecht zu erhalten." Die übrigen Landesbezirke Flanderns folgten dem Beyspiele der kleinen Châtelenie von Audenarde. Die Stände von Brabant beschlossen den 28. April 1787 die Verweigerung der Subsidien bis zur Abstellung der Beschwerden. Eine allgemeine Conföderation der belgischen Provinzen wurde nun unterzeichnet. Der Erfolg des energischen Schrittes war die provisorische Zurücknahme der mißfälligen Decrete von Seiten der General-Gouverneure, nämlich des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine.

Raepsaet war zum Deputirten seiner Provinz erwählt worden. Die Freude derselben über die Rücknahme der Decrete war so groß, daß ihm im Namen der Châtelenie bey seiner Heimkehr von Brüssel eine goldene Denkmünze vom Abt von Eenham überreicht wurde. *)

Die patriotische Freude war aber von kurzer Dauer. Der Kaiser war weit entfernt, seine Pläne aufzugeben. Die Häupter der Unzufriedenen wanderten aus theils nach Breda im holländischen Brabant, theils nach Hasselt. Raepsaet wollte durch sein Beyspiel diese politische Emigration nicht fördern, verhielt sich also ruhig. Allein am 21. October 1789 wurde er von kaiserlichen Dragonern in seinem Hause ergriffen, zuerst in das Staats-Gefängniß zum Treuerenberg in Brüssel und dann in die Citadelle von Antwerpen abgeführt.

Diese gewaltsame Maßregel und andre derselben Art beschleunigten den bewaffneten Aufstand aller Provinzen. Raepsaet wurde durch seine Landesgenossen befreyt und bey seiner Rückkehr als Sauveur de la patrie begrüßt. Der kaiserliche Minister v. Trautmannsdorf wollte sich seiner als Vermittler zwischen dem Kaiser und dem Lande bedienen, er lehnte sowohl dieses ab, als auch die Ehre als Mitglied des National-Congresses in Brüssel an der souveränen Macht Theil zu nehmen, und beschränkte seine Thätigkeit auf die Aufrechthaltung der althergebrachten gesetzlichen Ordnung in seiner Châtelenie, die er, so zu sagen, regierte. Hie und da erschien er im Namen derselben vor dem Congresse, mit dessen Gang er eben so wenig zufrieden war, als mit dem Betragen der beyden politischen Partheyen, deren Uneinigkeit das wenig ehrenvolle Ende des revolutionären Dramas Belgiens im Jahre 1790 herbeyführte. Besonders unzufrieden war er mit dem eigentlichen Haupte der Van der Nootschen Parthey, dem Priester van Eupen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Sie wird im Antiquitätenkabinet zu Gent, dem Raepsaet sie vermacht hat, aufbewahrt und hat auf der einen Seite die Inschrift: J. S. Raepsaet defensori suo meritissimo felix sed non ingrata Cast. (elania) Alden. (ardensis): auf der andern: Quod Ingenio, virtute et constantia rempublicam juraque antiqua vindicavit, restituit stabiliit. Anno Salutis MDCCLXXXVII. Einen Kupferstich der Medaille giebt der Messager von 1836. l. c.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nr. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Raepsaet war einer der nach dem Haag zur Unterhandlung mit den vermittelnden Mächten abgeordneten Gesandten, deren Werk die Exaltirten des Congresses zu vereiteln wußten. Die vom Kaiser Leopold II. am 21. November 1790 versprochene Amnestie schien vielen belgischen Patrioten verdächtig. Man war unklug genug sich deßhalb 1793 in die Arme der französischen Republikaner zu werfen, welche aber mit einem Schlage alle die Freyheiten und Rechte der belgischen Stände vernichteten, für die man gegen Kaiser Joseph II. die Waffen ergriffen hatte. Raepsaet als Freund der nun schnell enttäuschten Parthey floh in das holländische Flandern nach Ardenburg (im März 1793).

Mit Freuden empfieng man daher später die siegenden Oesterreicher wieder und schloß sich innig an den Erzherzog Karl und den Minister, den Grafen von Metternich-Winneburg an. *) Aber nur kurz war der Jubel. Im Juny 1794 kamen die Franzosen wieder, um das Land zwanzig Jahre lang zu beherrschen, und seine alte Verfassung, sein altes Recht als Ausgeburten der Barbarey des Mittelalters für immer zu vernichten. Raepsaet wurde mit der Kasse und den Archiven seiner geliebten Châtelenie nach Seeland gesandt, blieb 10 Monate in Goes, und fand als er später zurück kam, sein Haus und andere Besitzung von Staatswegen als Emigrantengut verkauft. Als nach dem Aufstande der flandrischen Bauern 1798 Geißel aus den Notablen des Landes nach Paris abgeführt wurden, hatte er die Ehre am 11. Januar 1799 dorthin gebracht und zuerst in Sainte Pelagie, dann im Temple gefangen gehalten zu werden. Ja, er war zur Deportation nach der Insel Cayenne bestimmt, aber der 18. Brumaire gab ihm die Freyheit wieder.

Von nun an waren Raepsaets schwere Zeiten vorüber. Er schloß sich an die Regierung Bonapartes mit Liebe an. Zuerst Rath seines Departements wurde er 1803 einstimmig zum Mitglied des Corps législatif in Paris erwählt, und blieb es bis zum Jahre 1813, wo Belgien durch die Alliirten Mächte Frankreich wieder entrissen wurde.

Er benützte diese zehn Jahre um seine historischen Forschungen über die politischen Institutionen des alten Frankreichs, seines Vaterlandes und der von den germanischen Völkern gegründeten Reiche auf das gründlichste zu betreiben. Auch sein Aufenthalt in Seeland war von ihm für dieselben benützt worden.

Als im Jahre 1814 der König Wilhelm von Holland zum Gouverneur der belgischen Provinzen ernannt wurde, die mit denen der ehemaligen Republik der Niederlande zu einem Königreiche vereint zu werden bestimmt waren, ließ er Raepsaet eine Stelle in seinem Staatsrathe anbieten. Dieser lehnte sie aber ab, kehrte jedoch während des provisorischen Zustandes seines Vaterlandes zu den vor zwanzig Jahren ihn begeisternden Lieblingsideen zurück: dazu beytragen, den belgischen Provinzen

*) Man schlug eine Medaille wegen dieses Ereignisses mit der Inschrift Fusis fugatisque Gallis, Belgarum cum principe suo fortuna redux. A. MDCCLXXXXIII.

die alten Garantien ihrer politischen Freyheit und eine der früheren ähnliche Verfassung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke gab er mit Nennung seines Namens sein Mémoire sur les inaugurations des souverains de la Belgique (1816) heraus.

Zugleich aber auch eine anonyme Broschüre unter dem Titel: Observations d'un Belge sur le sort des Paysbas autrichiens. Er suchte in jener zu zeigen, „daß ein Fürst in Belgien keine legitime Macht habe, wenn er nicht von dem Volke als solcher anerkannt sey." Diese anonyme Brochüre kam in die Hände des Königs Wilhelm, der ihn bald zu einer Unterredung einlud. Raepsaet hatte ähnliche Ansichten über die seinem Vaterlande zu gebende Verfassung, welche in England die Torys zu haben pflegen. Er wurde am 22. April 1815 zum Mitglied der aus Belgiern und Holländern bestehenden Commission ernannt, welche mit der Redaction des Grundgesetzes des Königreiches der Niederlande beauftragt war, fand sich aber sehr bald in so schroffen Gegensätzen mit der Mehrzahl seiner Collegen, daß er sich kurz vor der Schlacht von Waterloo zurückzog. Einige seiner Ideen wurden jedoch gewürdiget und in Artikeln der Verfassungsurkunde sanctionirt. Er war z. B. für zwey Kammern, und für die Angabe der Entscheidungsgründe bey allen Urtheilen in Civilsachen. Verworfen ward aber sein Plan, den Provinzen und allen Regierungsbezirken vom Gouvernement ganz unabhängige Verwaltungen zu geben. Diese Anordnung, welche nicht einmal einen Gouverneur als Repräsentanten der höchsten executiven Gewalt zuließ, würde Belgien in eine Menge kleiner Republiken umgewandelt und das gemeinsame Staatsband sehr locker gemacht haben.

Indeß gab ihm der König Wilhelm den Orden des belgischen Löwen, den Titel eines Staatsrathes en service extraordinaire; das niederländische Institut ernannte ihn zum ordentlichen Mitgliede. Seine Landesgenossen erwählten ihn zum Mitgliede der zweyten Kammer und der Generalstaaten von Flandern. Er lehnte aber diese beyden Auszeichnungen ab, und lebte ausschließlich den historischen Studien. Die Zahl der von ihm herausgegebenen Werke ist bedeutend, aber noch bedeutender die der Memoiren und historischen Abhandlungen, welche er hinterlassen hat. Eine von ihm selbst verfertigte mit Anmerkungen begleitete Liste aller historischen und politischen Memoiren Raepsaets findet sich in der zweyten Lieferung des Messager des Sciences et Arts de la Belgique vom Jahre 1837 S. 171—178. Es sind deren acht und fünfzig genannt, wovon mehrere aber größere Werke bilden. *)

Raepsaets kleinere Abhandlungen und Brochüren waren selten zu kaufen, wie z. B. seine Défense de Charles Martel, sur l'origine des Dîmes von 1806; oder das Mémoire sur l'origine et la nature du droit des premières nuits, das sur l'origine du Carnaval u. s. w. Sie verdienten gesammelt und in einem Bande wieder abgedruckt zu werden mit seinen Abhandlungen sur l'origine des Belges, Gent 1821, und seine Histoire de l'origine et des droits et des pouvoirs des les états généraux et provinciaux des Gaules et specialement de la Belgique. Gand 1819. Eben so war Raepsaets Hauptwerk nur zu etwa 300 Exemplaren abgezogen, so selten, daß man es nur in Versteigerungen und zu hohem Preise (bis zu 40 Francs) haben konnte. Es führt den Titel: Analyse historique et critique de l'origine et des progrès des droits civils, politiques et religieux des Belges. Gand 3 Vol. 8. 1824—1826. Dieß Werk, das vollständigste über die belgischen, besonders aber über die flandrischen, Staats- und Rechtsalterthümer, hat schnell die Aufmerksamkeit der deutschen Rechtsgelehrten und Historiker auf sich gezogen, ist dem ungeachtet aber nur wenigen derselben zu Gesicht gekommen.

Eine vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke Raepsaet's war deßhalb sehr wünschenswerth. Dieselbe unternahm im Jahre 1838 der Buchhändler Leroux **) unter dem Titel: Oeuvres complètes de J. F. Raepsaet, revues, corrigées et considerablement augmentées par l'auteur, sui-

*) Der Schreiber dieser Zeilen sah im Herbst 1831 die Exemplare und handschriftlichen Notizen des alten ehrwürdigen Mannes. Sie füllen 10 Folianten und über 30 Cartons.

**) Er hat Buchhandlungen in Lüttich, Brüssel, Mons und Gent.



vies de ses Oeuvres posthumes. Bis zum Ende des Jahres 1839 waren fünf sehr schön gedruckte Bände der Sammlung erschienen, wovon die beyden ersten die kleineren Abhandlungen Raepsaets und dessen histoire des Etats généraux, die drey letzten eine zweyte verbesserte *) Ausgabe der Analyse de l'origine des droits u. s. w. enthält. Die Oeuvres posthumes werden nun folgen.

Ein mehrjähriges Studium der Werke Raepsaets macht es uns möglich, über dieselben ein Urtheil abzugeben. Was ihre Form und besonders die des größern Werkes, der Analyse historique, betrifft, so läßt dieselbe viel zu wünschen übrig. Der Styl ist fast durchgehends verwerflich, verworren, und obgleich von einem französischen Literator durchgesehen, oft nicht französisch. **) Auch die Anordnung der einzelnen Paragraphen ist nicht selten willkührlich. Es ist schwer, dem Gang des Verfassers zu folgen. Man findet mehr fragmentarische Zusammenhäufungen einer Masse von Einzelnheiten als eine organische Verschmelzung zu einem in sich geschlossenen Ganzen. Sorgfältiger ist der Styl gepflegt im Mémoire sur les Inaugurations des Souverains de la Belgique und der Histoire des Etats Généraux.

Was den Inhalt der Werke angeht, so muß man über den Umfang und die Tiefe der rechtsgeschichtlichen Kenntnisse des Verfassers erstaunen. Bewunderungswürdig erklärt er oft Gebräuche und noch im Jahre 1794 bestehende Einrichtungen seines Vaterlandes aus den ältesten germanischen Rechtsbüchern, ja aus Tacitus' Germania. Man sieht auf jeder Seite daß Raepsaet Quellenstudien gemacht, die Chronisten (in der Sammlung Dom Bouquets so wohl als ausser ihr) fleißig gelesen, und die altfranzösischen Rechtsalterthümer richtig verstanden hat.

*) Leider läßt, wie der Verfasser sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, sie noch manches zu wünschen übrig. Einige Fehler scheinen durch die neue Ausgabe erst veranlaßt worden zu seyn, welcher ein juristischer Corrector gefehlt haben mag.

**) Die neue Ausgabe ist jedoch viel correcter als die erste.

Im Ganzen nähert er sich den Ansichten der deutschen historischen Schule, die er freylich eben so wenig kannte, als irgend einen neuern Germanisten oder die deutsche Sprache. Nicht einmal Wieners in lateinischer Sprache bereits 1787 geschriebene Geschichte des deutschen Rechts ist ihm bekannt. Nur Leysers jus Georgicum citirt er oft mit Vergnügen.

Ueberhaupt erscheint Raepsaet fast durchaus als Autodidact. Daher die Eigenthümlichkeit aber auch oft die Unhaltbarkeit seiner historischen Ansichten. Wer die germanischen Rechtsalterthümer Flanderns, Brabants oder des Hennegaues kennen lernen will, darf seine Werke nicht umgehen. Aber er hüte sich ja, ihn unbedingt zum Gewährsmann zu nehmen, ohne vorher jeden Punct genau nach den Quellen erforscht zu haben. *)

Auch seine politischen Meynungen haben nicht selten Einfluß auf seine geschichtlichen Darstellungen. Als Freund sowohl der democratischen Unabhängigkeit der kleinen Grundeigenthümer und der Gewerbs-Innungen, als der aristocratischen, etwa wie sie das Feudalsystem kannte — sieht er überall eine vertragmäßige Begründung aller Rechte, auch wo dieselbe auf uralter Sitte oder Gewohnheit beruht. Oft könnte man ihn für einen Anhänger von Haller's halten, wenn es nicht gewiß wäre, daß ihm die Schriften dieses Politikers vor 1830 nicht bekannt seyn konnten. So viel über Raepsaet.

VI. Es bleibt uns übrig von Dewez zu sprechen. Noch hat diesem so fleißigen Geschichtschreiber Belgiens sein Vaterland kein biographisches Denkmal gesetzt. Es ist uns daher nicht möglich, eine genauere Lebensskizze dieses durch viele Schriften in seinem Vaterlande bekannt gewordenen Mannes hier zu geben. **)

*) Deßwegen haben wir ihn selten in unserer flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte zum Führer genommen.

**) Er wird von Hrn. v. Reiffenberg in der Introduction zur Chronik von Phil. Mousque nur einmal vorübergehend genannt p. LXVII. Das Annuaire der Akademie von 1836 enthält nur das Datum seines Todes. Im Indépendant vom 28. October

Louis Dieudonné Joseph Dewez war geboren in Namur und starb zu Brüssel über siebenzig Jahre alt, als Inspector der Gymnasien und Athenäen Belgiens, und als beständiger (besoldeter) Secretär der Akademie am 26. October 1834. Am 16. Februar 1816 war er zum Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft und am 13. Januar zum beständigen Secretär derselben erwählt worden. Während der französischen Herrschaft war er eine Zeit lang Unterpräfect zu Saint-Hubert in den Ardennen gewesen. Seine Lieblings-Beschäftigungen waren aber stets das Schulwesen und die historischen Studien. Er war auch Mitglied des niederländischen Instituts, und der im August 1834 ernannten Commission royale d'histoire. Hier die Angabe seiner historischen Schriften, so weit dieselben uns bekannt geworden.

Im Jahre 1807 und den folgenden Jahren erschien von Dewez eine Histoire génerale de la Belgique in 6 Bänden 8.

1816 seine Histoire particulière des Provinces belgiques sous le Gouvernement des Ducs et des Comtes pour servir de complément à l'histoire générale. Bruxelles chez A. Staplaux. 3 Bde. 8.

1822. Histoire du Pays de Liége. Bruxelles chez Demat. 2 Vol. 8.

1826 und 1827 eine neue Histoire générale de la Belgique in sieben starken Bänden bey Tarlier in Brüssel.

1833. Cours d'Histoire Belgique contenant les leçons publiques données au Musée des Lettres et des Sciences de Bruxelles, par M. Dewez et redigées par lui même. Bruxelles chez J. P. Meline 2 Vol. 8.

Ausser diesen Geschichtswerken schrieb Dewez mehrere historische Abhandlungen, welche in der Sammlung der Nouveaux Mémoires de l'Académie de Bruxelles eingerückt, aber auch für des Verfassers Freunde besonders abgezogen worden sind.

1834 steht die Rede, welche Hr. Quetelet an seinem Sarge hielt. Sie enthält über Dewez Leben sehr wenig.

Wir besitzen *) davon folgende:

1. Mémoire pour servir à l'histoire d'Alpaide, mère de Charles Martel lu à la Séance du 2. Mai 1823 42 Seiten in 4.
2. Mémoire sur les invasions, l'établissement et la domination des Frances dans la Belgique: lu à la séance du 5. Mars 1824. 34 Seiten 4.
3. Mémoire sur le Gouvernement et la constitution des Belges avant l'invasion des Romains, lu dans la séance du 30. Oct. 1824. 21 Seiten 4.
4. Mémoire sur le droit public du Brabant au moyen âge, lu à la séance du Janvier et 4. Février 1829. 59 Seiten 4.
5. Mémoire sur le droit public du pays de Liége au moyen âge et sur le dévéloppement de ce droit dans les temps postérieurs: lu à la séance du 7. Mars et 4. Avril 1820. 76 Seiten 4.
6. Notice sur Froissart, lue le 2. Avril 1831 8 Seiten. 4.
7. Mémoire sur la bataille de Roosebeke, lu le 7. Mai 1831. 12 Seiten 4.
8. Mémoire sur la Ressemblence des Germains et des Gaulois avec les Belges des temps postérieurs, lu le 9. Juillet 1831. 28 Seiten. 4.

(Fortsetzung folgt).

---

*) Da uns die Nouveaux Mémoires der Brüsseler Akademie nicht zu Gebote stehen, so ist es uns nicht möglich auszumitteln, welche Abhandlungen Dewez noch sonst in denselben bekannt gemacht hat.



"# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Door de Leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indie en andere Schrijvers. Zoölogie. N. 1. Leiden 1839. 9 Bogen mit 10 Tafeln. — N. 2. 1840. 13 Bogen mit 10 Tafeln Fol.

Keine Regierung hat auf die Erforschung der Naturverhältnisse ihrer Kolonien solche beträchtliche Summen verwendet als die holländische, aber nirgends sind auch die Resultate um einen so hohen Preis erworben, nirgends so viele ausgezeichnete Naturforscher ein Opfer ihres Berufes geworden, als im niederländischen Ostindien. Kuhl, van Hasselt, Boie, Zippelius, Macklot, van Ort, Keultjes, van Raalten, Horner und Kollmann, sie alle sind in der Blüthe ihrer Jahre dem Ungemach des Klimas erlegen, und haben frühzeitig ihr Grab auf dem Archipel der indischen Inseln gefunden. Salomon Müller ist einer der wenigen Glücklichen, der nach eilfjährigem Aufenthalt in den holländisch-ostindischen Kolonien wohlbehalten den europäischen Boden wieder erreicht hat und jetzt, in Gemeinschaft mit Freunden, die mit so großen Opfern erkauften Resultate vorlegt.

Wenn auch ein großer Theil der von den holländischen Naturforschern auf den Inseln des indischen Archipels gesammelten Thiere und Pflanzen jetzt freylich für die Wissenschaft nicht mehr ganz neu ist, da seit zwanzig Jahren alle bedeutenderen Museen von dort aus Sendungen erhalten und mit den Holländern sich in die Bearbeitung dieser Gegenstände getheilt haben, so bleibt doch den Herausgebern nicht bloß eine reichliche Nachlese in der Publication neuer Arten über, sondern der schönste und wichtigste Theil der Naturgeschichte, die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen, und die Lebensweise der ersteren ist ein Gegenstand, der nur auf Beobachtungen an Ort und Stelle beruht und daher lediglich von dem Reisenden, oder doch wenigstens nur nach dessen Angaben von einem Andern bearbeitet werden kann.

Die Kosten der Herausgabe dieser „Verhandelingen" hat die holländische Regierung übernommen, was allerdings einen gedeihlichen Fortgang voraussehen läßt, und das Werk erscheint in der soliden Pracht, welche man von den Holländern gewohnt ist. Zur Abfassung ist die holländische Sprache gewählt, was zwar ganz patriotisch ist, der allgemeinen Verbreitung aber einen merklichen Eintrag thun wird. Am ersten wird sich der deutsche Naturforscher *), wenn er auch der holländischen Sprache

---

*) Freylich muß er etwas genauer zu Werk gehen, als dieß in Froriep's Notizen und in der Isis der Fall ist, die beyde obige Verhandelingen ausgezogen haben, woselbst ich aber einige starke Uebersetzungsfehler auffand. So wird z. B. in den erwähnten Notizen immer von den „Backentaschen" des Orang-Outangs gesprochen, während es seit Wurmb's Zeiten bekannt, daß gerade der Mangel derselben ein charakteristisches Merkmal für jenes Thier ist. Schlägt man im Original nach, so findet man freylich, daß dort nirgends von Backentaschen, sondern von wangkwabben d. h. von äußerlich den Wangen ansitzenden schwieligen Lappen die Rede ist. — In der Isis heißt es bey den Fledermäusen: „darunter ist eine dem Chiromeles torquatus nahe verwandte Gattung." Im Original steht dagegen: Onder de talrijke soorten is Chiromeles torquatus, of, bijaldien de van dit dier door Horsfield geleverde afbeelding volkomen juist is, eene daarmede zeere



nicht mächtig ist, zu recht finden, indem er mit Hülfe eines guten Wörterbuchs und einiger Kenntniß der Declinationen und Konjugationen ganz leidlich auskommen wird. Der Engländer aber und noch mehr der Franzose kann sich in dieser Weise nicht forthelfen und ehe er sich entschließt eine ihm fremdartige Sprache zu erlernen, wird er das Original so lange bey Seitz legen müssen, bis ihm etwa eine Uebersetzung, die er auch nicht immer leicht erlangen wird, zu Hülfe kommt.

Bis jetzt liegen von der Zoologie zwey Hefte vor, welche Arbeiten von Müller und Schlegel enthalten. Die erste Abhandlung: „über die Säugthiere des indischen Archipels" ist von Müller allein bearbeitet. Sie umfaßt eine sehr anziehende Schilderung dieser Inseln und der geographischen Vertheilung der darauf befindlichen Säugthiere, wobey wir nicht weiter verweilen wollen, da dieser Gegenstand nach den Angaben der holländischen Reisenden schon früher von Temminck und Schlegel ebenfalls bearbeitet und in diesen Blättern ausführlich besprochen werden ist. *) Eine sehr bequeme Uebersicht über die Verbreitung der Säugthiere auf den genannten Inseln gewähren zwey Tabellen, in welchen alle Arten dieser Klasse von Java, Sumatra, Banka, Borneo, Celebes, Bavian (Boeton, Boeroe und Ternate), Amboina, Banda, Timor und Neuguinea aufgezählt sind. Hiebey ist die Gelegenheit ergriffen worden, eine Menge lehrreicher und berichtigender Bemerkungen über länger bekannte Arten, so wie Beschreibungen mehrerer neuer Arten beyzubringen.

Auf diese Darstellung allgemeineren Inhaltes folgen 3 besondere Abhandlungen von Müller und Schlegel gemeinschaftlich verfaßt, nämlich 1) Beyträge zur Naturgeschichte des Orang-Utangs (Simia Satyrus), 2) Uebersicht der in dem indischen Archipel lebenden Arten der Gattung Pitta, und 3) über die Krokodile des indischen Archipels. Von diesen drey Abhandlungen ist nur der Anfang geliefert, keine noch vollendet, daher ich zur Zeit auch nur auf die erste näher eingehen will, da sie Referenten, der über denselben Gegenstand gearbeitet hat, vorzugsweise interessirt, auch wenigstens über einen der strittigen Punkte am Abschlusse steht.

Die Verfasser erinnern im Eingange ihrer Abhandlung, daß es wenig Thiere gebe, welche die Aufmerksamkeit des Menschen in einem so hohen Grade erregt haben, als der Orang-Utang. Gleichwohl ist Wurmbs gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienene Beschreibung die erste, welche nach einem alten Thiere entworfen worden ist. Daß der Orang-Utang und der Pongo zu einer Art zu zählen seyen, ist zuerst von Rudolphi und Cuvier ausgesprochen und seitdem zur Evidenz erwiesen worden. Das pariser Skelet des Pongos war lange Zeit hindurch das einzige, das von einem alten Thiere in Europa bekannt war. Seit dem letzten Jahrzehent sind aber so viele Schädel, Skelete und Felle erwachsener Thiere zu uns gebracht worden, daß man sich an mehreren Orten in den Stand gesetzt gesehen hat, die zoologischen und osteologischen Verhältnisse dieses merkwürdigen Geschöpfes zum Gegenstand genauer Erörterungen zu machen. Die erste Arbeit der Art rührt von Owen *) her, und stützt sich rein auf die osteologischen Verhältnisse. Nach der Verschiedenheit der Schädelformen unterscheidet er 3 Arten, wovon 2 (Simia Wurmbii und Morio) auf Borneo, die dritte auf Sumatra einheimisch seyn soll. Nach dieser Arbeit erschien die von Temminck **), auf das reiche Material begründet, das aus den Kolonien eingegangen war.

---

naauw verwante soort, d. h. unter den zahlreichen Arten ist Ch. torquatus, oder, wenn anders die Abbildung von H. vollkommen richtig ist, eine damit sehr genau verwandte Art. Ferner liest man in der Isis: „Pteromys elegans. Heißt Bieluk, so wie Pt. nitidus, welcher größer ist und sich durch die Rücken-Haare unterscheidet." Das Original sagt hievon das Gegentheil aus: „Pt. elegans. Onder den naam von Bieloek verwisselen de Sundanezen twee soorten, namelijk de hier bovengenoemde en Pt. nitidus. De laatste is grooter dan de eerste, die zich buitendien door haren . . . rüg onderscheidt." Also nicht Pt. nitidus, wie die Isis sagt, sondern Pt. elegans, wie das Original angiebt, hat den . . . Rücken.

*) Jahrg. V. S. 41 und VII. S. 465.

*) Transact. of the zool. Soc. of London. I. 4.

**) Monograph. de mammalog. II. 2. Die Abhand-

Er findet unter all seinen Exemplaren nur eine einzige Art, dieselbe für Borneo wie für Sumatra, doch unterscheidet er eine zweyte, den Orang-roux, von dem man bloß ein junges Exemplar in der pariser Menagerie kennt und das Temminck als vom indischen Kontinent abstammend vermuthet. Auf Owen's Arbeit ist von Temminck keine Rücksicht genommen. Bald nach dieser Bearbeitung folgte die des Referenten *), die zwar auf kein so reichhaltiges Material fußen konnte als die seiner beyden Vorgänger, das gleichwohl aber ausreichend genug war, um darzuthun, daß die bisher unter den Orang-Utangs unterschiedenen Arten nicht haltbar seyen, und daß man mit Sicherheit nur eine einzige Species annehmen könne, als deren Vaterland Borneo und Sumatra, keineswegs aber das indische Festland, nachgewiesen sey.

Die neueste Arbeit über diesen Gegenstand ist die, welche uns Schlegel und Müller in den Verhandelingen **) vorgelegt haben, und Referent ersieht mit Vergnügen, daß sie durchgängig auf dieselben Resultate, die er vor ihnen publicirte, gekommen sind. Zuerst weisen sie nach, daß keine einzige sichere Thatsache vorliegt, woraus man auf das Vorkommen der Orang-Utangs in Indien oder China schliessen könne. Dann gehen sie an die Untersuchung, ob die auf Borneo und Sumatra vorkommenden Thiere dieser Gattung von einander specifisch verschieden sind oder nicht. Von Borneo besitzen sie ein sehr reiches Material, von Sumatra aber lediglich zwey Schädel; außerdem hatte Müller nur noch Gelegenheit auf Padang ein junges lebendes Exemplar zu sehen, so daß, außer dem eben Genannten, von dem sumatranischen Orang-Utang uns nichts weiter bekannt ist, als die Nachrichten von Abel Clarke, dann ein altes Weibchen in der Sammlung der Linneischen Gesellschaft zu London und ein junges Exemplar, das Owen untersuchte. Die Uebertreibungen von Clarke's Größen-Angaben habe ich bereits auf ihr rechtes Maaß zurückgeführt, ohne gerade nöthig zu haben, ihn der Lüge zu strafen. Wie mir fällt es auch den Verfassern auf, daß Abel Clarke der Wangenlappen nicht gedenkt, so daß sie sicherlich seinem Exemplare gefehlt haben. Gleichwohl meynen Schlegel und Müller, daß man daraus noch nicht folgern dürfe, daß der sumatranische Orang-Utang dieses Kennzeichen immer entbehre, da Müller auf Borneo ein sehr großes Männchen antraf, das ebenfalls keine Wangenlappen hatte, obschon sie bey allen andern, selbst jüngeren Exemplaren, vorhanden waren. Die Färbung der Orang-Utangs von Sumatra stimmt ohnedieß mit der von Borneo überein. Die Färbung von Temminck's Orang-roux, der wahrscheinlich von Sumatra abstammt, betrachten die Verfasser nur als individuelle Modificationen, welche bey Weibchen gewöhnlich sind.

Was die Schädel anbelangt, so scheinen vom sumatranischen Orang-Utang nur zwey Schädel alter Thiere, die schon erwähnten im Museum zu Leyden, bekannt zu seyn; Owen's sumatranischer Orang-Utang ist ganz ungewisser Abkunft. Von diesen beyden Schädeln bemerken Schlegel und Müller, daß sie, obschon sie unter sich beträchtlich differiren, gleichwohl von denen von Borneo, deren sie gegen 30 vergleichen konnten, sich durch die linienförmigen Nasenbeine und die geringere Entwickelung der Leisten unterscheiden. An ihrem ältesten sumatranischen Schädel, der dem des pariser Museums an Größe gleich kommt, stehen die beyden Leisten, obschon stark entwickelt, noch fast 2 niederl. Zoll aus einander. Die Nasenbeine bilden einen langen und schmalen Streifen, der keine Spur von der Nath zeigt, und bey einer Länge von ungefähr 4 Zoll nur 0,002 breit ist.

---

lung ist zwar vom November 1835 datirt, aber erst in der Ostermesse 1838 ausgegeben worden; letzteres Datum kann daher allein in der chronologischen Reihefolge gelten.

*) Schreber's Säugthiere 80 und 81stes Heft. Die Bearbeitung ist zwar schon im Jahre 1838 vollendet, die beyden Hefte sind aber erst am 1. Juny 1839 (wie der Umschlag ausweist) in den Buchhandel gegeben worden. Einen Nachtrag habe ich in den Münchner Gel. Anzeig. vom 10. September 1839 geliefert.

**) Die Vorrede zum ersten Hefte der Verhandelingen ist auf den 12. Dezember 1839 datirt; die bisher erschienenen Lieferungen sind aber erst seit der Herbstmesse 1840 angezeigt und durch den Buchhandel verbreitet worden.

Aus diesen Untersuchungen ergiebt sich als Resultat, daß als Unterschiede zwischen dem Orang-Utang von Sumatra und Borneo keine anderen hervorgehoben werden können, als daß bey ersterem das alte Männchen keine Wangenlappen hat, daß die Schläfenleisten nicht zu einem gemeinschaftlichen Kamm zusammenstoßen und daß die Nasenknochen einen langen schmalen Streifen bilden. Wir fragen nun, setzen die Verfasser hinzu, ob diese Kennzeichen, deren Stetigkeit nicht einmal hinlänglich bewiesen ist und die wir, nur mit geringen Abweichungen, auch bey dem schon angeführten, ziemlich alten Männchen ohne Lappen von Borneo wiederfinden, für ausreichend erachtet werden, um den Orang-Utang von Sumatra spezifisch von dem auf Borneo zu trennen?

Alsdann wenden sich die Verfasser der Frage zu, ob man, wie es Johannes Müller und Owen meynen, mehrere Arten von Orang-Utangs zum wenigsten auf Borneo annehmen dürfe. Wie ich es schon früher gethan, beantworten sie diese Frage mit Nein, und machen auf die mancherley Differenzen aufmerksam, nach welchen sich die Schädel unterscheiden und wie sie bey allen Thieren gefunden werden, bey denen mit dem Alter bedeutende Umänderungen in der Schädelform sich ergeben. Namentlich erinnern sie auch an die Verschiedenheiten, welche die Augenhöhlen in Form und Größe darbieten und selbst an einem und demselben Individuum, wie ich es ebenfalls angegeben habe, nicht gleichartig sind. So weit reicht zur Zeit diese Monographie, deren baldige Fortsetzung wir wünschen.

(Schluß folgt.)

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser dieser zahlreichen historischen Schriften galt in seinem Vaterlande nicht als ein Geschichtschreiber von eminentem Talente. Man pflegte ihn gewöhnlich le bon Monsieur Dewez zu nennen. Seine Schreibthätigkeit war größer als sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit. In den ersten seiner Werke ist wenig historische Kritik sichtbar, so wie eine etwas beschränkte Auffassung der Geschichte überhaupt. Die französischen Geschichtschreiber wie Velly, Daniel und Anquetil scheinen seine Meister gewesen zu seyn. Dewez Erzählung ist schwerfällig, sein Moralisiren bey Gelegenheit wichtiger Ereignisse meistens unpassend und störend. Dabey ist es bey ihm aber auf materielle Vollständigkeit abgesehen.

In den einzelnen Mémoires und den beyden letzteren Werken ist ein Fortschritt in Dewez's historischer Kunst sichtbar. Die Ideen der Zeit haben auf seine Geistesrichtung Einfluß gehabt. Der französische Styl ist frischer und die Kritik häufiger. Wenn demungeachtet diese Werke den Forderungen der Wissenschaft nicht Genüge leisten, so hat dieß seinen Grund darin, daß es dem Verfasser an manchen historischen Vorkenntnissen fehlte, daß er selten die ursprünglichen Quellen zu Rath zog, und daß besonders die Leistungen der deutschen Historiker ihm unbekannt und die der neuesten französischen von ihm unbeachtet blieben. Dewez stand auf Seiten der Lieberalen seines Vaterlandes, schloß sich später an die holländische Regierung aufrichtig an, und suchte nach ihrem Umsturz seit 1830 so viel zu wirken für die Akademie so wohl als die Schulen, als während der ungünstigen Uebergangsperiode möglich war.

Wenn das in Magnis voluisse sat est, in der historischen Kunst genügte, so hätte Dewez das höchste erreicht. Wie dem sey, seine zweyte Bearbeitung der Histoire génerale de la Belgique ist auf jeden Fall das vollständigste, ausführlichste Geschichtswerk über Belgien und darf von keinem, der sich mit diesen Studien beschäftigt übergangen werden.

Auf seine späteren Memoires haben oft nicht gekrönte Preisschriften der Akademie einigen Einfluß gehabt.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Crania Americana, or a Comparative view of the Skulls of various Aboriginal Nations of North and South America; to which is prefixed an Essay on the Varieties of the Human species, illustrated by seventy eight plates and a colored map; by Samuel George Morton M. D. Prof. of Anatomy in the medical department of Pennsylvania College at Philadelphia etc. Philadelph. and Lond. 1839. 296. S. fol.

Dieses Werk, das bedeutendste, welches bisher in Amerika über die Naturgeschichte des Menschen erschienen ist, erlangt für uns, selbst wenn man vom Texte ganz absehen wollte, einen ausgezeichneten Werth durch die Menge und Schönheit seiner Abbildungen amerikanischer Schädel von mehr als vierzig der verschiedensten Völkerschaften, sowohl aus der nördlichen, wie aus der südlichen Hälfte dieses Kontinents. Es ist hiermit ein reiches Material vorgelegt, aus dem Jeder ein selbstständiges Urtheil über die Rassenbeziehungen der amerikanischen Urbewohner untereinander und zu den Völkern der übrigen Welttheile sich bilden kann. Diese Tafeln können als eine in großem Maaßstabe fortgeführte Fortsetzung der berühmten Decades craniorum von Blumenbach betrachtet werden, und daß sie bloß amerikanische Schädel darstellen, ist für sie kein Nachtheil, sondern giebt ihnen in dieser Beschränkung gerade einen Hauptwerth, da hiedurch von einer großen Hauptabtheilung des Menschengeschlechts die Schädel der verschiedenen Abzweigungen derselben in einer Vollständigkeit vorgeführt werden konnten, wie solche bey keiner der übrigen Abtheilungen noch erreicht ist, jetzt aber desto lebhafter gewünscht werden wird.

Bevor sich der Verfasser seinem speciellen Gegenstande zuwendet, giebt er in der Einleitung eine allgemeine Darstellung der Varietäten des Menschengeschlechtes. Die Einheit desselben als eine unbestreitbare Thatsache voraussetzend, kann er nur von Varietäten oder Rassen, aber nicht von Arten sprechen. Mit Blumenbach nimmt er 5 solcher Varietäten an, welche er wieder in 22 Familien abtheilt. Da in dieser Beziehung der Verfasser nichts Neues vorbringt, so genügt hier die einfache Mittheilung seines Schemas.

I. Kaukasische Rasse.
1) Kaukasische Familie.
2) Germanische „
3) Celtische „
4) Arabische „
5) Libysche „
6) Nilotische „
7) Indostanische „

II. Mongolische Rasse.
8) Mongolisch-tartarische *) Familie.
9) Türkische Familie.
10) Chinesische „
11) Indochinesische Familie.
12) Polar Familie.

III. Malayische Rasse.
13) Malayische Familie.
14) Polynesische „

IV. Amerikanische Rasse.
15) Amerikanische Familie.
16) Toltecansche „

*) Es ist ein Irrthum vom Verfasser, daß er Tataren und Türken der mongolischen Rasse zuzählt; beyde Völker gehören, wie jetzt erwiesen, der kaukasischen Rasse an.

V. Aethiopische Rasse.
17) Neger-Familie.
18) Kaffern „
19) Hottentotten Familie.
20) Ozean-Neger „
21) Australische „
22) Alfurische „

Wir fassen hier bloß die Charakteristik der amerikanischen Rasse auf, welche der Verf. als ein Ganzes ansieht und sich deshalb auf das einstimmige Zeugniß der Reisenden beruft. Daher verwirft er auch Bory's Annahme von vier amerikanischen Menschenarten, erweist aber dem verrückten Einfall des Letzteren allzu übertriebene Ehre, wenn er dessen Urheber als ingeniös bezeichnet. Als die am meisten natürliche Eintheilung der amerikanischen Rasse sieht der Verf. die in 2 Familien an, wovon die toltecansche hundertjährige Beweise einer Halb-Civilisation aufzuweisen habe, während die andere unter dem Collectivnamen der amerikanischen Familie alle barbarischen Nationen der neuen Welt, mit Ausnahme der Polarstämme, umfasse.

Die Meynung, daß auch die Eskimos noch zu der amerikanischen Rasse zu zählen seyen, theils wegen einiger Aehnlichkeit in den Zügen, theils wegen partieller Analogie der Sprache, bestreitet der Verfasser, indem er die Eskimos für fremde Eindringlinge ansieht, welche aus Asien einwanderten, und mehr oder minder von der Sprache und den Sitten der Völker, unter welche sie sich niederließen, annahmen. Er betrachtet daher die Eskimos, namentlich die Grönländer, als eine theilweise gemischte Rasse, bey der im Leibesbau der mongolische Charakter vorherrscht, während ihre Sprache eine deutliche Verwandtschaft mit der der Chippewyer zeigt, die ihre südlichen Grenz-Nachbarn ausmachen.

In der amerikanischen Familie unterscheidet der Verfasser folgende 4 Stämme.

1) Der appalachische Stamm begreift alle Nationen Nordamerikas mit Ausnahme der Mexikaner, überdieß die Völker nordwärts vom Amazonenstrome und östlich der Anden. Der Kopf ist gerundet, die Nase groß, vorspringend und adlerartig, die Augen dunkelbraun und von geringer oder keiner schiefen Stellung, der Mund ist groß und gerade, die Zähne fast senkrecht und das ganze Gesicht dreyeckig. Der Hals ist lang, die Brust breit,

aber selten hoch, der Körper und Gliedmassen muskulös und selten zum Fettwerden geneigt. Der Charakter dieser Nationen ist kriegerisch, grausam und unversöhnlich. Sie zeigen einen Widerwillen gegen die Beschränkungen des civilisirten Lebens und haben nur geringe Fortschritte in der Geisteskultur oder in nützlichen Künsten gemacht.

2) Der brasilische Stamm ist ausgebreitet zwischen dem Amazonen- und La Plata-Strom, und zwischen den Andes und dem atlantischen Ocean. Die physischen Züge weichen nur wenig von denen des appalachischen Stammes ab, doch sind vielleicht Mund, Lippen und Nase größer. Die Augen sind klein und mehr oder minder schief; der Hals ist kurz und dick, der Körper untersetzt und zum Dickwerden geneigt. Im Charakter zeigt sich kaum ein Unterschied vom appalachischen Stamme, der Kultur ist indeß der brasilische noch unzugänglicher.

3) Der patagonische Stamm begreift die Nationen südlich des La Plata bis zur Magellanstraße und die Gebirgsvölker von Chili. Sie sind größtentheils ausgezeichnet durch ihre hohe Statur, feinen Formen und unerschütterlichen Muth, an welchen Eigenschaften die Araukanen einen vorzüglichen Antheil besitzen.

4) Der feuerländische Stamm auf Feuerland ist von kleiner Statur. Der Kopf groß, das Gesicht breit, die Augen klein, die Brust breit, der Leib dick, die Kniee breit und die Beine übel geformt. Die Farbe ist braun gleich der der nördlicheren Stämme. Die Geistesfähigkeiten sind von einem sehr geringen Grade.

Hierauf giebt der Verfasser allgemeine Bemerkungen über die barbarischen Nationen, aus denen die amerikanische Familie besteht. Es ist dieß eine sehr gelungene und umsichtige Darstellung derselben, sowohl in Hinsicht auf ihre physischen als intellektuellen und sittlichen Verhältnisse, woraus Einiges hier eine Stelle finden mag.

Aus der Untersuchung vieler Schädel hat der Verfasser gefunden, daß die Nationen östlich der Alleghanys, sowie die verwandten Stämme, einen länglicheren Schädel als die übrigen Amerikaner haben; diese Bemerkung gilt vorzüglich von dem großen Lenape Stamme, den Irokesen und Tschero-

kesen. Im Westen des Mississippi trifft man diese länglichen Schädel bey den Mandans, Ricaras, Assinaboins und einigen andern Völkern. Indeß auch in diesen Fällen ist die charakteristische Abstumpfung des Hinterhaupts mehr oder minder sichtlich, während viele Nationen östlich der Felsgebirge, wie die Osagen, Ottoes, Missuris, Dacotas und zahlreiche andere den runden Schädel haben, der für die Rasse so charakteristisch ist. Dieselbe Form ist gemein in Florida, wo aber einige Nationen entschieden der toltecanischen Familie angehören. Der Kopf der Karaiben ist von Natur aus auch rundlich, und dieser Charakter zeigt sich bey den Völkern östlich der Andes, den Patagonen und den chilischen Stämmen. Die Flachheit des Hinterhaupts charakterisirt eine größere oder geringere Zahl Individuen aus allen Völkern vom Feuerlande an bis nach Kanada.

Die Stirne ist stark rückwärts gedrückt, kurz, aber breit. Die Augen sind bey den nordamerikanischen Indianern selten schief, was bey südamerikanischen öfters beobachtet wurde. Der obere Rand der Augenhöhlen ist gewöhnlich nur schwach gekrümmt, während der untere einem umgekehrten Bogen verglichen werden kann; die Curven der Seitenränder halten das Mittel zwischen den beyden andern. Hierin liegt ein auffallender Contrast in Bezug auf die länglichen Augenhöhlen der Malayen mit parallelen Rändern, was bey dem Amerikaner selten und hauptsächlich nur bey solchen Schädeln gesehen wird, die eine künstliche Verdrückung der Stirnbeine erlitten haben. Einer der allgemeinsten Züge liegt in der gekrümmten Form der Nase. Die Wangenbeine sind groß und vorragend, mit plötzlicher Neigung gegen den Unterkiefer. Der Oberkiefer ist öfters gestreckt und stark auswärts geneigt, aber die Zähne sind gewöhnlich senkrecht; der Unterkiefer ist breit und vorn abgestutzt.

Das lange, schlichte, schwarze Haar ist allen Amerikanern gemein; eben so der schwache Bart. Die Haut wird gewöhnlich kupferfarbig genannt; diese Bezeichnung findet der Verfasser mit M'Culloh für unrichtig, da die Kupferfarbe nur durch das Anstreichen herbeygeführt wird. Als eigentliche Hautfarbe erklärt er die braune in mannigfachen Schattirungen, die sogar in einigen Fällen vom Weissen bis zum Schwarzen variiren. Die Statur ist sehr verschieden, characteristisch sind die kleinen Füße und Hände.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise theilt der Verfasser die amerikanischen Völker in Jäger, Fischer und Ackerbauer, wovon die letzteren die mindest zahlreichen sind und es nicht über das Nothwendigste gebracht haben. In Bezug auf intellectuelle Fähigkeiten erklärt er sie für eine der kaukasischen und mongolischen Rasse entschieden nachstehende Kaste. Ihre Ungeschicklichkeit zur Civilisation scheint dem Referenten jedoch noch keine so ausgemachte Sache zu seyn als es der Verfasser behauptet, da wenigstens die Tscherokesen bereits einen günstigen Beweis vom Gegentheil geliefert haben.

Die zweyte Familie in der amerikanischen Rasse ist, wie schon erwähnt, die toltecansche. Unter dieser Gruppe begreift der Verfasser die civilisirten Nationen von Mexiko, Peru und Bogota, vom Rio Gala unter dem 33° nördlicher Breite an längs des Westrandes des Kontinents bis zur Grenze von Chili. In Nordamerika war jedoch diese Familie von dem einen Ocean bis zum andern verbreitet, während sie im Gegentheil in Südamerika einen schmalen Landstreif zwischen den Andes und dem stillen Ocean einnahm, der im Süden von der großen Wüste von Atacama begrenzt wurde; nur weiter nordwärts, in der jetzigen Republik Neu-Grenada lebten die Bogotesen, ein Volk, dessen Civilisation gleich seiner geographischen Lage das Mittel zwischen der der Peruaner und Mexikaner hielt.

In den intellektuellen Fähigkeiten liegt, wie der Verfasser weiter bemerkt, die große Differenz zwischen der toltecanschen und amerikanischen Familie. In den Künsten und Wissenschaften der erstern sehen wir die Beweise einer vorgerückten Civilisation. Vom Rio Gila in Kalifornien an bis zu der Südgrenze von Peru überraschen den Reisenden ihre Ueberreste der Architektur, ihre Pyramiden, Tempel, Grotten, Basreliefs und Arabesken, während ihre Straßen, Wasserleitungen und Befestigungen ihre Fortschritte in den praktischen Künsten des Lebens bezeugen.

In Bezug auf die amerikanischen Sprachen, fügt der Verfasser hinzu, mag die Bemerkung genügen, daß sie eine nicht minder merkwürdige Aehnlichkeit zeigen, als die, welche in den physischen und

moralischen Zügen dieses Volkes gefunden wird. Alle Nationen vom Kap Horn bis zum arktischen Meere haben Sprachen, welche, wie Gallatin sagt, einen bestimmten Charakter besitzen, der allen gemein ist und auffallend von dem der andern Kontinente abweicht, mit welchen wir bekannt sind.

Auf diese allgemeine Einleitung, von Seite 1 — 95 eine übersichtliche Darstellung der verschiedenen Menschenrassen gewährend, folgt nun die specielle Beschreibung der Schädel der amerikanischen Völkerstämme. In dieses reiche Detail vermögen wir dem Verfasser, um nicht allzu weitläufig zu werden, nicht mehr zu folgen, wir machen nur bemerklich, daß jeder Tafel eine ausführliche Erläuterung mit den hauptsächlichsten Maaßen, so wie noch die Umrisse einiger andern Schädelansichten, als die auf der Tafel gewählt ist, beygefügt ist. Ueberdieß finden wir, bevor an die Beschreibung der Schädel eines besondern Volkes gegangen wird, jedesmal die Hauptverhältnisse seines ganzen Wesens in charakteristischen Zügen genau und interessant geschildert. Es ist hiebey in diesen Darstellungen nicht bloß auf die noch lebenden Völker, sondern insbesondere auch auf die untergegangenen Rücksicht genommen, und da bey mehreren amerikanischen Nationen die seltsame Sitte herrschend ist, dem Schädel in der Kindheit eine widernatürliche Gestalt zu geben, so ist der Verfasser darauf bedacht gewesen, auch diese Difformitäten zur Anschauung zu bringen. Am Schluße liefert er noch mehrere, mit bewundernswerthem Fleiße ausgeführte Tabellen von anatomischen und phrenologischen Ausmessungen der Schädel.

Im Anhange hat George Combe phrenologische Bemerkungen über die Beziehungen zwischen den natürlichen Talenten und Dispositionen der Nationen und der Entwickelung ihres Gehirns beygefügt.

Von den beygegebenen Foliotafeln stellen 71 fast durchgängig Schädel dar. Tab. 72 ist zur Erläuterung von Combe's phrenologischen Ansichten bestimmt, ein Titelkupfer liefert das Porträt eines Häuptlings der Omawhaws, und eine kolorirte Karte zeigt die geographische Verbreitung der Menschen-Rassen. Die Abbildungen, von Collins in Philadelphia auf Stein gezeichnet, sind von einer Genauigkeit und Schönheit, daß sie den besten in Europa gefertigten ohne Weiters an die Seite gesetzt werden können. Ueberhaupt ist die ganze typographische Ausstattung dieses Werkes von einer Vollendung, daß sie den Leistungen der Vereinigten Staaten auf diesem Gebiete zu nicht geringer Ehre gereicht.

Schlüßlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser in der Vorrede bemerkt, daß er beabsichtige einen kleinen Supplementband nachfolgen zu lassen, dazu bestimmt die gelassenen Lücken auszufüllen. *)

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen.

(Schluß.)

Da die mit großer Genauigkeit und Schönheit ausgeführten Abbildungen einen Hauptwerth dieses Werkes ausmachen, so ist ihrer noch besonders zu gedenken. Tab. I. der ersten Lieferung stellt einen alten Orang-Utang vor; ein monstrum horrendum, das gleichwohl nach der Meynung einiger Afterweisen der Urtypus des Menschengeschlechts seyn soll. Tab. 2. bildet das Gehirn von Simia Satyrus und Hylobates syndactylus ab. Tab. 3. Theile der Brust von ersterem, 4 den Potamophilus barbatus, Tab. 1. Pitta Boshii, 2 Pitta Baudii, 3. Nester und Eyer von Pitta. Tab. 1 u. 2. Crocodilus (Gavialis) Schlegelii, 3. Schädel mehrerer Krokodilsarten.

In der 2ten Lieferung sind enthalten: Tab. 5, 6, 7 zur Anatomie des Orang-Utangs gehörig. 8. Semnopithecus frontatus, 9. Semnopithecus rubicundus, 10. Semnopithecus chrysomelas, 11, 12. Junge und Schädel von Schlankaffen. Tab. 4. der Amphibien stellt Testudo Emys und Tab. 1 der Fische Osteoglossum formosum vor.

A. Wagner.

*) In Silliman's Americ. Journ. of Science and Arts. XXXVIII. (1840) p. 341 ist eine sehr ausführliche Anzeige dieses Werkes erschienen, auf welche Referent hinzuweisen sich erlaubt, indem sie sich nicht bloß auf ein Referat des von Morton Geleisteten beschränkt, sondern viele beachtungswerthe phrenologische Betrachtungen beyfügt.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Engl. des W. Whewell, mit Anmerkungen von J. J. v. Littrow. II. Theil. Stuttgart. 1840.

Nach demjenigen was in der Anzeige des ersten Bandes in diesen Blättern Bd. X. S. 721 fgg. von diesem Werke gerühmt worden ist, wird es genügen auf die Fortsetzung und den bevorstehenden Schluß desselben aufmerksam zu machen. Es wird die Geschichte der hieher gehörigen Wissenschaften in der a. a. O. charakterisirten Art, so nämlich vorgetragen, daß immer vornämlich nur diejenigen Männer und diejenigen Schritte herausgehoben werden, durch welche eine genügende neue Theorie in ihren Principien und Entwickelungen zu Stande gekommen ist. Auch hier ist noch nicht abzusehen, was der Verfasser aus alle dem für Resultate zu seiner Philosophie der inductiven Methode ziehen werde; soviel nur ist ersichtlich, daß nach genauen meistentheils sehr einfachen Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen, und nach den in Folge derselben gewagten Hypothesen, Combinationen und Analogieen das letzte und beste immer die Zuziehung der Mathematik gethan hat, wo nur immer für sie gewisse und meßbare und berechenbare Unterlagen gegeben waren. Es leuchtet aber ein, daß Geometrie und Analysis nicht in allen Zweigen der Naturwissenschaften, nicht z. B. in dem organischen und physiologischen Bereich in Anwendung kommen könne, ja daß sie selbst in der anorganischen Natur nur bis zu einer gewissen Gränze hin herrsche und schalte. Dieß fällt hier an mehreren Stellen in die Augen, theils bey mehreren Kapiteln der Optik, theils, und insbesondere aber im 10. B., welches die Geschichte der Wärmelehre und der Meteorologie vorträgt, wo noch Hypothese mit Hypothese kämpft, jede von der Mathematik unterstützt wird, so viel sie eben thun kann, wo aber zuletzt nur die dynamische Ansicht eine Entscheidung bringen kann.

Im sechsten B. behandelt H. Whewell die Geschichte der mechanischen Wissenschaften seit Galilei, und erzählt sehr gut und verständlich, wie nach einander die Begriffe und Principien von Druck und vom freyen Fall, von der Bewegung, sowohl der gleichförmigen als der beschleunigten, sowohl auf ebenen als auf schiefen Flächen, der festen wie der flüssigen Körper, vom Gleichgewicht, vom Schwung u. dgl. m. theils berichtiget, theils durch Versuche und Beobachtungen gefunden oder aus ihnen vermuthet, und endlich durch Beyhülfe der Rechnung und Messung bestätiget und auf feste allgemeine Formeln gebracht wurden. Es konnte nicht fehlen, daß die mechanischen Gesetze, nachdem sie einmal in den Erscheinungen um uns her an der Erde entdeckt und bewährt waren, auch sehr bald erweitert und auf die himmlischen Erscheinungen ausgedehnt wurden. Die allmählichen Fortschritte zu diesem Ziel verfolgt der Verf. im 7. B., welches die Geschichte der physischen Astronomie und die großen Entdeckungen und sinnreichen Theorien Newtons vorträgt und erzählt, wie sie bis auf unsere Tage herab mehr und mehr bestätiget, entwickelt, angewandt oder modificirt worden sind. Eben desgleichen wird im 8. B. S. 321 — 357 die Geschichte der Akustik, und im 9ten Buch S. 361 bis 496 die Geschichte der formellen und physischen Optik bis auf die letzten Jahre herabgeführt. We-

der hier noch im ersten Bd. (S. 89 — 91 frühester Zustand der Optik) gedenkt H. Whewell des Ptolemäus, der erst nach der Abfassung seines großen Astronomischen Werkes eine sehr wichtige astronomische Entdeckung machte, von der er zur Zeit, als er das genannte Werk ausführte, noch keine Idee hatte, die Entdeckung nämlich der Refraction des Lichtes; Delambre in s. Geschichte der alten Astronomie, Bd. II. S. 411 — 432 widmet der Optik des Ptolemäus das ganze 15. Kap., das die Aufschrift hat: De l'Optique de Ptolémée comparée à celle qui porte le nom d'Euclide et à celles d'Alhazen et de Vitellon. Ueber die Ausgaben der letztgenannten Optiker kann man bey Kästner Gesch. der Mathematik Bd. II. S. 238 — 255 fgg. nachsehen. Es ist ein seltener Fall: ein Franzose, Delambre, ist den Alten, zumal den Griechen, auf dem Felde, das er beherrschet, weitaus gerechter, als ein Engländer! Hr. Whewell kannte aber Delambre, Gesch. d. a. Astr., die bereits i. J. 1817 erschien, und führt sie auch irgendwo gelegentlich an. Die Optik des Ptol., von der Delambre berichtet, ist nur in lateinischer Uebersetzung durch Ammiratus Eugenius Siculus — vielleicht zu den Zeiten Kaiser Friedrichs II. — und handschriftlich in der K. Bibl. zu Paris vorhanden; es müßte denn Halma in seiner Ausgabe des Ptolemäus sie aufgenommen haben, die ich aber nicht kenne; ich kann daher auch nicht sagen, ob sie dieselbige Optik des Ptol. ist, von der Kästner a. a. O. S. 264 fgg. redet, und welche Regiomontanus hatte herausgeben wollen. Ueberhaupt werden gerade mit diesem Buch, das die Fortschritte der Optik vorführt, manche Deutsche und Verehrer des Alterthums nicht völlig zufrieden seyn. Zwar trägt auch bey Hrn. Whewell die Undulationstheorie in der physischen Optik Kap. 10 — 12 den Sieg über Newtons Emanationssystem davon, und das 13te Kapitel liefert die „Bestätigung und Erweiterung der Undulationstheorie." Letztere wird hier Seite 421 dem Hooke zugeschrieben; aber ich bin sehr geneigt, unserem Lichtenberg beyzustimmen, der, ein Verfechter des Emanationssystems — s. Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre, mit Zusätzen von Lichtenberg 5te Aufl. §. 308 S. 267 Anmerkung — zu §. 311 S. 269 bemerkt: „Diese Lehre (die Euler zuerst mit Nachdruck und Gewicht dem Emanationssystem entgegenstellte und vorzog) hat schon Aristoteles in seinem Buche von der Seele, und Huygens in seinem Traité de la Lumière, à Leyde, 1690, 4.; auch Dr. Hooke in seiner Micrographia vorgetragen." — Man sehe Arist. Von der Seele B. II. Kap. 7. H. Whewell gedenkt dieser Stelle Bd. I. S. 90 mit den Worten: „Die Aristotelische Physik enthielt auch hier — in der Optik, — wie überall viel schädlichere Irrthümer. Der spitzfindige Stagirite begnügte sich nicht, die Gesetze des Sehens zu suchen, er wollte vielmehr den letzten Grund, die Causation, wie man es nannte, dieses Sehens erforschen; und der Apparat, den er zu dieser Entdeckung in Bewegung setzte, bestand, wie sonst überall, aus unbestimmten Worten, aus unangemessenen Ideen und aus schlecht combinirten Beobachtungen." — Es folgt die Stelle des Stagiriten im Auszug; und dann fährt Hr. Whewell in seinem Urtheil weiter mit den Worten: „In allem diesem Gerede sieht man keinen Zusammenhang, weder mit dem innern Begriffe, noch mit der äußern Erscheinung des Gegenstandes u. s. f." Im 2ten Bd. Kap. 3. S. 370.: Dispersion des Lichtes durch Refraction überschrieben, wird des Griechen Erklärung der Farben des Regenbogens im Auszuge angeführt und abermals mit den Worten abgefertiget: „Diese Darstellung würde kaum der Erwähnung werth seyn, wenn sie nicht in der neueren Zeit wieder aufgeweckt worden wäre." — Nämlich S. 376: „Der berühmte Göthe hat eine ganz neue Farbenlehre geschrieben — und Newtons Optik als ein durchaus falsches und mißverstandenes Werk darzustellen zum Zweck gehabt." Göthe glaubt mit Aristoteles, daß die Optik und die Chromatik zwey ineinanderspielende aber doch gesonderte physikalische Zweige seyen, daß das Licht eben Licht und farblos sey, aber προσπεσόν ὑπό τινων ἐχρώσθη u. s. w. de Color. c. 2. 3. — Herr Whewell läßt überall nur soviel bey den älteren Vorgängern gelten, als eben dazu taugt, der Rechnung und Messung unterworfen zu werden, und sich auf diesem Wege bestätiget. Deßfalls sagt Kästner, Gesch. der Math. II. 248 ganz richtig: „Soviel

Macht hat die Geometrie: einer falschen physischen Vorstellung das Schädliche zu benehmen und sie der Wahrheit dienstbar zu machen. Es kömmt nämlich darauf an, Naturwirkungen besonders in Absicht auf das zu kennen, was Größe bey ihnen betrifft; wo sie eigentlich herrühren, das zu wissen ist immer gut, aber für den Gebrauch oft entbehrlich, wenn man nur weiß, daß sie vorhanden sind." — Kästner sagt dies in Bezug auf die Emissions-Optiker, welche den Lichtstrahl vom Auge ausgehen ließen, während er nach den Immissionsoptikern, oder im Emanationssystem von außen in das Auge gieng; beyde lehren von Erscheinung, Größe, Gestalt u. s. w. ein und dasselbige.

Es ist dieß einer der nicht seltenen Fälle, die zeigen, daß es nicht immer hinreicht, wenn nur einerley Resultat herauskommt; denn auch aus falschen Vorgaben und nach irrigen Verfahrungsweisen kann man die Wahrheit als Endergebniß finden; ein solcher Irrthum pflegt aber desto wirksamer nachzuhalten, je mehr er durch die anscheinende Probe bewährt ist. Naturgesetze sagen nur, daß etwas so und so ist, (wie Sittengesetze, daß etwas so und so seyn soll,) sie sagen nicht: woher und wozu, wie und wodurch etwas gerade so und nicht anders ist, noch seyn kann, noch soll. Nur erst seitdem der geistreiche witzig aphoristische, meines Ermessens aber doch sehr überschätzte Baco von Verulam, neben manchen scholastischen Mißbegriffen auch die Betrachtung der Endabsichten als „unfruchtbarer Jungfrauen und Nonnen," mit Spott und Hohn verfolgt und aus der Naturforschung ausgetrieben und verbannt hat, erst seitdem konnte die Physik so gänzlich um die Religion kommen, wie sie es im Wahne Lalande's war, erst seitdem konnte der Materialismus in ihr zu scheinbar wissenschaftlicher Herrschaft gelangen, so daß selbst die zum Theil sehr guten, und von namhaften Gelehrten wie Derham, Rich. Bentley, u. a. abgefaßten Astro-Physico-Phyto- u. s. w. Theologien, die durch Rob. Boyle's Stiftung veranlaßt waren, gegen die Folgen jener von Baco und Cartes gegebenen Richtung nichts vermochten. Gerade jene Fragen nach dem Woher und Wozu, gerade die Betrachtung der Endabsichten erhebt den Menschen auf der einen Seite eben so sehr, als sie ihn auf der anderen demüthiget, wie Kant in seinem Meisterwerk, in der Kritik der Urtheilskraft, unvergleichlich gezeigt hat. Naturgesetze zu entdecken und zu kennen, ist gut und dienlich; aber auch nach Naturursachen und Endzwecken zu fragen ist löblich, wenn nur nicht Mißbrauch getrieben wird weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Keppler hat die Gesetze der elliptischen Bewegungen der Planeten entdeckt, Newton dazu die Ursache, die Gravitation gefunden, und wird darob hoch erhoben. Man darf daher, wie nirgend, so am wenigsten in der Physik über der Auffindung der Gesetze, beyseitlassen auch nach den Ursachen zu forschen. Zu bemerken ist, daß Aristoteles die Optik, das Licht, fast nur in Bezug auf die organische Natur, als Zoolog und Psycholog in Betracht zog, daher hätten dieserley Stellen beygezogen werden müssen, wenn das Urtheil gerecht ausfallen sollte; dazu ist hier jedoch nicht der geeignete Ort. Uebrigens sagt Hr. Whewell S. 408: „Die Undulationstheorie des Lichtes ist die einzige unter allen andern Entdeckungen des menschlichen Geistes, die sich der Theorie der allgemeinen Schwere kühn zur Seite stellen kann, in Beziehung auf ihren hohen Standpunkt sowohl, als auch auf ihre Allgemeinheit, ihre Fruchtbarkeit und innere Sicherheit."

Um diese Theorie hat sich unser gelehrter Mitbürger Hr. Prof. Schwerd in Speyer ausgezeichnete Verdienste erworben, die auch v. H. Whewell mit gebührendem Lobe S. 487 anerkannt, nur jedoch zu kurz angegeben werden; außer Prof. Schwerd werden keine Deutschen, nur Engländer und Franzosen genannt, die sich um diese Theorie verdient machten.

Das 10te Buch S. 499 — 578 umfaßt, wie schon vorhin gesagt worden, die Geschichte der Thermotik und der Meteorologie, und was sonst hieher gehört, z. B. Luft und Dämpfe, die dermalen eine so große geräuschvolle Rolle in der industriellen und commerciellen Welt spielen; sie werden im 3. Kapitel abgehandelt. Die Macht der Luft und der elastischen Dämpfe haben schon die Hellenen gut erkannt; Aristoteles, Theophrast, Kallisthenes u. m. a. suchten in derselben die Ursache

der Erdbeben; s. Seneca im 7. Buche der Physikalischen Untersuchungen. Was sie mit ihnen für Kunststücke und Maschinen zu Stande gebracht haben, das lehren uns Heronis Alexandrini Πνευματικά und Bruchstücke ähnlicher Werke. Wie wenigstens die byzantinischen Griechen die Dämpfe bey vielerley uns unbekannten Unternehmungen und Geschäften anwandten, läßt sich aus den Ueberresten der mathematischen Literatur ersehen, insbesondere aber auch aus einer Erzählung im 2. Buche des Geschichtschreibers Agathias (bey Schneider in den Ecl. phys. I. S. 205 fgg.); zum Schluß sey es erlaubt, sie in Kürze hier anzuführen, mögen die Leser sich daran ergetzen, oder aber entsetzen. Anthemius, der berühmte Baumeister in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Justinian, der den Plan und Grundbau der Sophienkirche in Konstantinopel und viele andere Bauten geführt hat, der auch über seine Kunst mehreres geschrieben z. B. über wunderbare Rüstzeuge (περὶ παραδόξων μηχανημάτων), davon jedoch nur ein Bruchstück übrig ist, das Dupuy in Paris 1777 herausgegeben hat und das lehrt, wie Brennspiegel gleich denen des Archimedes, die wenigstens auf Bogenschußweite wirken, angefertigt werden sollen, — dieser Anthemius wohnte wie unter einem Dache als Hauswandnachbar mit dem damals sehr angesehenen und gleichfalls bey Hofe wohlbekannten Rhetor und Fürsprecher Zenon zusammen, — lange friedlich und ohne Störung, bis beyde Herren in Folge von Bauten, wodurch die Aussicht und das Licht benommen wurde, sich entzweyten und mit einander bis vor die Gerichte kamen. Der Baukünstler unterlag hier begreiflicher Weise dem zungenfertigen Redekünstler, und verlor den Proceß. Das wurmte ihn, und er sann auf Rache mit einem Pröbchen von seiner Kunst. Im obern Gaden hatte Zenon einen geräumigen geschmackvoll und prächtig ausgeschmückten Saal, in dem er sich gerne aufhielt und mit seinen guten Freunden zu gastiren und zu zechen pflegte. In dem unteren Geschoß nebenan wohnte Anthemius. Die Balken, Trame, Dielen und Bretter seiner Zimmer streckten sich in den Saal seines Nachbars hinein, waren damit verschränkt, verkeilt und verfestet. Er stellte nun in einer seiner Stuben oder Waschhaus mehrere große Kessel mit Wasser gefüllt und verschloß ihre Oeffnungen oben mit starken ledernen Schläuchen, so behäb als nur möglich; die Schläuche, vom Kessel an weit, verengten sich, auslaufend, immer mehr und mehr. Die engen Enden derselben fügte er sodann in die vorspringenden Balken und Sparren und zwischen die Bretter des anstoßenden Saales so fest und genau ein, daß die Luft und Dämpfe nirgend herausdringen konnten. Nachdem er alle dieß ingeheim bewerkstelliget hatte, wartete er die Stunde ab, da Zenon mit seinen Gesellen tafelte und zechte, und schürte dann so fort Feuer unter die Kessel. Alsbald stiegen die Wasserdämpfe zu Hauf in den Schläuchen in die Höhe bis an und zwischen die Bretter und Balken und erschütterten, Durchgang mit Gewalt suchend, das Haus und den Saal dergestalt mit Gedröhne, daß die lustigen Zecher höchlich erschracken, aufsprangen, fortliefen, und auf die Gasse hinausstürzten, zitternd und Zetter schreyend, gleich als ob das Haus einstürze oder ein Erdbeben hereinbreche! — Anthemius indessen im kaiserlichen Palaste fragte bey seinen Bekannten nur nach, ob Niemand Schaden genommen habe; erhielt aber viele Vorwürfe über seine Teufelskünste — ὡς δὴ τοιαῦτα φευκτὰ καὶ ἀπαίσια τερατευόμενος! Er trieb es wirklich zu arg wider den Süßzüngler, seinen Nachbar: mit seinen Brennspiegeln zündete er diesem sein Häuschen an, wendete sie, und blendete die Leute, deren Blick eben entgegen kam; auch Donnermaschinen verfertigte er, deren furchtbares Getöse und Gekrache den rhythmischen Nachbar genug belästigten, so daß ihm kein Mittel übrig blieb, als nach Hof zu gehen, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen und um Gotteswillen nach Schutz gegen den bösen und gottlosen Nachbar anzuflehen. — Ohne Zweifel wurde der Dampfkünstler, wie billig, unter polizeyliche Aufsicht gestellt, wenigstens solcherley Anwendung der Kunst scharf verpönt.

Auch diesen Band hat der deutsche Bearbeiter mit vielen kurzen biographischen Artikeln ausgestattet und sogar einige Kapitel unter der Aufschrift: Erläuternde Zusätze, S. 408 — 419 eingeschaltet, die den meisten Lesern sehr erwünscht seyn werden. Möge er uns bald den dritten und letzten Band mit ähnlichen Zugaben und Bereicherungen liefern.

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	5. März.
Nro. 46.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.

I. Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Dr. Carl Theodor von Siebold. — Ueber Medusa, Cyclops, Loligo, Gregarina und Xenos. Mit 3 Kupfertafeln. Danzig 1839. 94 S. 4.

II. Aktinien, Echinodermen und Würmer des adriatischen und Mittelmeeres nach eigenen Sammlungen beschrieben von Dr. Adolph Eduard Grube. Mit 1 Steindrucktafel. Königsberg 1840. 92 S. 4.

III. Auszug aus dem Monatsbericht der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Monat April 1840, enthaltend: Joh. Müller über den Bau des Pentacrinus caput Medusae. 21 S. 8.

Wir fassen hier in einer Anzeige drey kleinere Schriften zusammen, die verschiedene Beyträge zur Kenntniß der wirbellosen Thiere liefern.

I. Th. v. Siebold's Beyträge befassen sich mit Medusa, Cyclops, Loligo, Gregarina und Xenos, die wir in genannter Reihenfolge der Betrachtung vorführen wollen.

I. Ueber Medusa aurita. — In dieser kleinen Abhandlung hat uns v. Siebold höchst schätzenswerthe Beobachtungen mitgetheilt, welche mit so klaren Beweisen ihrer Richtigkeit belegt sind und so sehr mit der bisherigen Kenntniß der Pflanzenthiere disharmoniren, daß sie sich wohl eignen, nebst den schönen Arbeiten von Corda, Rapp, Ehrenberg, Lowén die Basis zu einer ganz neuen Erkenntniß der Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie dieser Thiere abzugeben. Referenten macht es ein besonderes Vergnügen, hier eine kleine Zusammenstellung der Hauptpuncte zu geben, da er durch eigene, glückliche Untersuchungen über denselben Gegenstand, die er im Jahre 1839 an einer südlichen Küste anzustellen Gelegenheit hatte, sich in Stand gesetzt sieht, sie größtentheils bestätigen und hie und da Ergänzungen beyfügen zu können.

Der Verfasser stellte seine Beobachtungen besonders an Medusa aurita an, welche er im August und September in zahlloser Menge, sparsam im Juny und July, October und November, dagegen aber im Winter und Frühling, weil sie sich in dieser stürmischen und kalten Zeit wahrscheinlich in die Tiefe des Meeres zurückziehen, nie im Meere bey Danzig fand. Auch den Sommer über zeigen sie sich nicht immer am Strande: wenn der Seewind weht, welcher sie an das Land treiben und mit den brandenden Wogen auf's Trockne werfen würde, suchen sie die offene See, und nähern sich dagegen dem Lande, wenn Windstille eintritt, oder der Landwind sie zu weit in die offene See zu treiben drohte. Sie schwimmen willkührlich nach allen Richtungen hin, wobey sie sich mittelst abwechselnden Zusammenziehens und Ausdehnens ihres Leibes, mithin rückwärts und stoßweise fortbewegen. — Die Menge, in welcher diese Thiere den Sommer über erscheinen, schildert der Verf. als ungeheuer groß, indem sie manchmal die Oberfläche des Wassers große Strecken weit gänzlich bedecken. Unter solchen Massen einer einzigen Art, welche Ehrenberg als die einzige in der Ostsee lebende Meduse ausgab, fand der Verf. auch noch, freylich, im Vergleich zu obiger, selten die Cyanea capillata. Die M. aurita war immer in verschiedener Größe vorhanden; die kleinsten maaßen 3/4 — 1/2″.

Ganz ähnliche Beobachtungen, jedoch an einer anderen Meduse, machte Ref. in der Bucht von Villa franca bey Nizza. Es stellt sich dort, wie es scheint, in demselben Verhältniß, wie die M. aurita in der Ostsee, die Pelagia denticulata (welche ich schon im Jahre 1837 in großer Anzahl im inneren Hafen der Quarantaine San Leopoldo in Livorno fand) bey Landwind in unglaublicher Menge ein, während man als Seltenheiten in der Nähe des Landes noch einige andere Quallen bemerkt, unter denen eine zur Gattung Mesonemia gehörende wohl die allerschönste ist. Dieses Vorherrschen einer einzigen Species von Medusen an einer gewissen Küste beobachtete Ref. auch im Jahre 1836 am Strande von Smyrna etwas nördlich vom Hafen an einer großen Cyanea, wo die Zahl dieser Thiere zwar nicht so ins Ungeheure ging — freylich war ich auch im November in jener Gegend — aber doch die übrigen Gattungsverwandten auffallend weit übertraf. Aber in Villa franca, in deren Nähe ich mit Prof. R. Wagner einen Theil des Augustes und Septembers zubrachte, waren manche Partien, besonders zwischen Felsen eingeschlossene seichte Stellen des Meeres, mit der Pelagia ganz angefüllt, so daß im vollsten Sinne des Ausdruckes ihrer mehrere nimmer Platz gehabt hätten. Sie waren nicht nur möglichst dicht neben einander, sondern auch noch unter und über einander, wobey nicht selten die oben gelegene mit ihren vier Armen den glockenförmigen Leib der zunächst unter ihr liegenden umfaßte und so festhielt, daß sie mit dieser Bürde behangen unter den übrigen sich herumdrängte. Sie waren von der verschiedensten Größe: bald hatte ihr Leib nur den Durchmesser eines Zolles, bald mehr denn drey Zolle; bald waren sie wasserklar, bald trüb ins Rosenrothe spielend und jedesmal mit vielen braunen Warzen besäet. Sehr wechselte an ihnen die Größe der feinen, vom Rande des glockenförmigen Leibes herabhängenden, schön rosenroth gefärbten Faden, welche sich durchaus nicht nach der Größe des ganzen Thieres richtend, bey manchen so klein waren, daß man sie kaum bemerkte, bey andern die Länge eines Zolles hatten, bey andern der Länge der Arme gleich kamen, bey noch andern diese 2 — 3 mal übertrafen, ja bey mehreren 10 — 12mal länger als das ganze Thier waren und gegen 1 1/2 Fuß maaßen. An Stellen, wo sie sich durch ihre Anzahl nicht so sehr hinderten, schwammen sie recht lebhaft und ziemlich schnell umher: die Arme und Faden streckten sie schnurgerade, und der Leib zog seine glockenförmige Gestalt bald enge zusammen, bald erweiterte er sie wieder, und so rückten sie stoßweise und rücklings im Wasser dahin — eine Art zu schwimmen, welche auch die Cephalopoden, besonders Octopus, Eledon zeigen, die aber vorzugsweise bey der zierlich gebauten Pelagia, besonders wenn sie die gewaltig langen Faden besitzt, einen überaus schönen Anblick gewährt.

Unstreitig hat sich der Verf. in dieser Abhandlung das größte Verdienst dadurch erworben, daß er einmal das Sexualverhältniß der Medusen richtig erkannte, und dann die merkwürdigen Verwandlungsstufen, welche diese Thiere vom Eyzustande an zu durchlaufen haben, großentheils entdeckte.

Die Sexualorgane betreffend zeigt der Verf., daß die M. aurita vollkommen getrennten Geschlechtes ist, d. h. daß die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile an verschiedene Individuen vertheilt sind und es eben so, wie bey den höheren Thieren, nur entweder Männchen oder Weibchen giebt. Die Hoden der Männchen und Ovarien der Weibchen haben einerley Lage, Form (für das freye Aug) und einerley Farbe, aber die feinere Struktur unterscheidet sie weit von einander, und der auffallendste Contrast ist dadurch gebildet, daß die Hoden nur Spermatozoen, die Ovarien nur Eyer enthalten.

Aus der speziellen Beschreibung der männlichen Geschlechtstheile erlaube ich mir nur einen Punkt herauszuheben und näher zu beleuchten.

An den Tentakeln, welche an den Hoden hängen, in den Tentakeln der großen Fangarme und in den Randfaden der Scheibe fand der Verfasser eigenthümliche, glashelle, rundliche Körperchen von zweyerley Art, von denen erstere als die kleineren leider nicht beschrieben, die zweyte aber als mit einem Kerne im Inneren, der an einer Seite die Peripherie des Körperchens berührt und vielleicht überragt, angegeben ist, wobey der Verf. bemerkt, er halte sie für Analoga derjenigen Organe, welche

Corda an den Fangarmen der Hydra fand. Diese Körperchen sind höchst wahrscheinlich die merkwürdigen Organe, welche R. Wagner zuerst bey Pelagia denticulata, Mesonemia, Actinia *) entdeckte, die ich dann bey Veretillum, Alcyonium auffand und bey Hydra zur klaren Erkenntniß brachte, was ich ausführlicher an einem andern Orte abhandeln werde; hier nur die Hauptsache. Bey Pelagia, Mesonemia, an denen ich mich selber oft überzeugte, daß sie getrennten Geschlechtes sind, fand R. Wagner an denselben Stellen, an welchen v. Siebold die durchsichtigen Körperchen sah, und überdieß noch auf den braunen Warzen der äußeren Oberfläche der Pelagia, sowie an den Fangarmen der Aktinien blasig gestaltete, mikroskopische Organe von ganz eigenthümlichem Baue.

Bey den Polypen sind sie meistens länglich, bey den Medusen theils rund, theils länglich, prall gespannt und enthalten einen spiralförmig eingerollten Faden, der in einer schnellenden oder kriechenden Bewegung aus der Blase hervorzutreten vermag, und dann sich von oft außerordentlicher, selten ganz zu sehender Länge zeigt. Meistens sind diese Körperchen in enormer Menge vorhanden, liegen theils lose in dem den Leib dieser Thiere umgebenden Schleim (besonders wenn sie gereizt wurden), theils stehen sie haufenweise an den oben erwähnten Organen; und bey Medusa und Actinia sind sie gerade an den Theilen am häufigsten, bey deren Berührung man vorzugsweise das unangenehme, bey Pelagia sehr schmerzhafte, Gefühl des Nesselbrennens empfindet, weßwegen auch R. Wagner diese Wirkung jenen Organen zuzuschreiben und sie „Nesselorgane" zu nennen geneigt war.

Im Parenchym der Hoden der M. aurita fand der Verf. sehr viele Blindsäckchen, von denen jedes sich nach außen so öffnet, daß es seinen Inhalt, die Samenfeuchtigkeit, in die Athmungshöhle entleeren kann. Die Spermatozoen machen dieselbe Entwicklung durch, welche R. Wagner bey den Wirbelthieren aufgefunden hat. Die noch nicht reife Samenfeuchtigkeit der Medusen zeigt nämlich noch keine Spermatozoen, sondern nur die sogenannten Entwicklungskugeln — zellenartige Gebilde, in welchen die Samenthierchen entstehen und sich ausbilden. Und so wie Wagner diese Entwicklungskugeln am allerhäufigsten in den Hoden der Wirbelthiere, ihrer wenige und desto mehr schon gebildete Samenthierchen im Vas deferens, in den Samenbläschen aber bloß Spermatozoen fand, bemerkte hier auch von Siebold Entwicklungskugeln besonders häufig im Grunde der Blindsäckchen der Medusenhoden, und ihrer wenige, dagegen desto mehr Samenthierchen am engeren Halse derselben.

Aus den Blindsäckchen kommen die Spermatozoen in Bündeln zusammengerollt heraus und begeben sich erst im (See-) Wasser aus einander, wo sie sich dann sehr lebhaft bewegen. Ueberhaupt scheint das Seewasser nicht bloß für die Spermatozoen der Medusen, sondern aller derjenigen im Meere lebenden Thiere, welche nicht durch Vereinigung äußerer Geschlechtstheile die Begattung üben, in befreundetes Medium zu seyn.

Die Spermatozoen der M. aurita beschreibt v. Siebold als Thierchen mit einem sehr langgezogenen Leibe, mit einem vorderen spitzen und einem breiteren, abgerundeten hinteren Ende, von welchem der fadenförmige Anhang (Schwanz) entspringt. Mir ist diese Form, welche durch die beygegebene Zeichnung deutlich genug ausgeprägt ist, sehr auffallend, da ich weder bey Pelagia, noch bey den Polypen, wie Veretillum, Hydra etwas Aehnliches sah, deren Spermatozoen mir einen mehr birnförmigen Leib erkennen ließen, von dessen dünnerem Ende der fadenförmige Anhang entsprang, dessen Ende ich aber eben so wenig wie v. Siebold zu sehen vermochte.

Die weiblichen Geschlechtstheile gleichen auf den ersten Blick vollkommen den männlichen; nur durch mikroskopische Untersuchung erkennt man im Parenchym der bandartigen (nicht schlauchförmigen) Ovarien die bald größeren, bald kleineren Eyer, welche durch ihr allmäliges Größerwerden sich über das Parenchym erheben, endlich aus demselben hervorbrechen und in die Athmungshöhle fallen. Die Eyer sind mit allen charakteristischen Zeichen ver-

*) Diese Körperchen sind es, welche bey Actinia R. Wagner für Spermatozoen hielt, worauf sich v. Siebold im §. 8. beruft.

sehen, welche in unseren Tagen R. Wagner als durch das ganze Thierreich giltig nachgewiesen hat: v. Siebold fand nämlich an seinen Meduseneyern Dotter, Keimbläschen und Keimfleck, aber kein äußeres Chorion. Ich dagegen fand an allen Medusen- und Polypeneyern, die ich zu untersuchen bekam, nebst den übrigen Theilen, auch das Chorion auf das evidenteste ausgebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXXXIX. Zweyte Reihe. Bd. XIX. 1840.

Der bis jetzt beygehaltenen Ordnung gemäß beginnen wir auch gegenwärtige Auszüge aus dem XXXXIX. Bande mit dem, was über Elektricität geleistet worden ist, obschon dieses Mal auch andere Theile der Physik mehr, als in den früheren Bänden berücksichtiget worden sind.

1. Bekanntlich hat als Stütze der chemischen Theorie des Galvanismus Hr. Faraday vorzüglich geltend zu machen gesucht a) den Schließungsfunken einer einfachen Kette, b) das elektrolytische Gesetz, und c) das Uebergewicht einer Kette aus Zink, Platin und Schwefelsäure über eine aus denselben Metallen und Jodkaliumlösung gebildete.

Allein, bemerkt Hr. Poggendorff (31 — 72) außer dem, daß Hr. Faraday den Schließungsfunken später selbst in Zweifel zu ziehen scheint, haben andere Erfahrungen hinlänglich gezeigt, daß ohne Metallcontact von demselben durchaus nicht die Rede mehr seyn könne.

Das elektrolytische Gesetz beweiset nur, daß zur Zersetzung aequivalenter Stoffmengen der Durchgang gleicher Mengen Elektricität erforderlich ist, ohne an der Frage über den Ursprung der galvanischen Elektricität einen Theil zu nehmen.

Was endlich den dritten Punct betrifft, so hat zwar Hr. Faraday darauf den größten Werth bey einer Untersuchung über den Ursprung der Volta'schen Elektricität gelegt, hat aber nur Ketten aus wenigen Flüssigkeiten, und nur Zink und Platin untersucht.

Mit Recht glaubte daher Hr. Poggendorff, daß eine Entscheidung nur aus den Ergebnissen der verschiedensten Combinationen hervorgehen könne, und wendete deßwegen 14 verschiedene Flüssigkeiten und verschiedene Combinationen aus Zink, Platin, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen an, um das Verhalten derselben und die Resultate zu studiren.

Das Ergebniß derselben war a) daß die Größe der elektromotorischen Kraft im Allgemeinen durch jede dem Wasser zugesetzte Substanz, sey sie Elektrolyt oder nicht, bald vergrößert bald verringert wird, und zwar durch dieselbe Substanz, in demselben Verhältniß zugesetzt, für eine Metallcombination vergrößert, für eine andere verringert wird, b) daß diese Kraft nicht in einem geraden Verhältniß zur Stärke der Verwandtschaft zwischen dem positiven Metall und dem negativen Bestandtheil der Flüssigkeit stehe, sondern vielmehr in Fällen schwach ist, wo man nur eine schwache Verwandtschaft annehmen muß, häufig sogar ein Strom, und bisweilen ein recht kräftiger entsteht, wo nach der Verwandtschaft zu urtheilen, durchaus keine Wirkung zu erwarten wäre.

Hr. P. hat die Resultate seiner Versuche in einer Tafel dargestellt, welche die obigen Schlüsse unwiderlegbar nachweiset, und hält sie für so entscheidend, „daß er mit ihnen die Beweise gegen die Haltbarkeit des vom Farday'schen Versuche entlehnten Argumentes zu Gunsten der chemischen Theorie des Galvanismus für vollkommen geschlossen ansieht."

Zugleich bemerkt er, daß es ein Vorzug der Contact-Theorie ist, daß sie ohne eine Hypothese mit der einfachen Ansicht, die sogenannte örtliche Wirkung sey ein rein chemischer der Kette gar nicht angehörender Proceß, vollkommen ausreicht, indem alle untersuchten Fälle auf's klarste beweisen, daß die Stärke des directen chemischen Angriffes der Flüssigkeiten auf das positive Metall mit der Größe der erregten elektromotorischen Kraft durchaus in keinem Zusammenhang steht.

2. Man scheint bisher angenommen zu haben, daß bey magnetoelektrischen Strömen die physiologische Wirkung der Ablenkung der Galvanomternadel und den Gasmengen des Voltameters proportional sey. Zur näheren Untersuchung dieser Meynung stellte Hr. Dove (72 — 98) interessante Untersuchungen an, aus welchen sich ergiebt:

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Dr. Carl Theodor von Siebold. — Ueber Medusa, Cyclops, Loligo, Gregarina und Xenos ꝛc.

(Fortsetzung).

Die Entwicklung der Meduseneyer beobachtete v. Siebold in folgender Weise. Die in die Respirationshöhle gefallenen Eyer kommen von da in die Taschen der Fangarme, welche nur bey ausgewachsenen, brünstigen Weibchen vorhanden zu seyn scheinen. Zuerst verschwindet hier in ihnen das Keimbläschen mit dem Keimflecke, dann theilt sich der Dotter durch eine Querfurche in 2 Hälften, und während das Ey allmälig, aber wenig, wächst, treten immer mehrere Furchen auf, die radiär von einem Puncte auslaufen und endlich so zahlreich werden, daß die durch die Radien begränzten Kugelabschnitte wegen ihrer Kleinheit kaum mehr unterschieden werden können, und die ganze Oberfläche des Eyes ein feingekörntes Ansehen gewinnt. Nun verliert das Ey seine ursprüngliche rothe Farbe und Durchsichtigkeit, und wird dunkelgelb; seine äußere Oberfläche überzieht sich mit einem zarten Epithelium, aus welchem Flimmerwimpern hervorsproßen, die endlich, immer zahlreicher und größer werdend, das Ey — oder den nunmehrigen Embryo — zu bewegen vermögen; zugleich mit der Durchfurchung entsteht im Centrum eine sich allmälig ausdehnende Höhle, und der ganze Embryo gleicht nun völlig einem Infusionsthiere, zumal er bald mehr länglich wird und sich beständig um seine Achse dreht. In dieser Gestalt verlassen sie die Taschen der Mutter, um, nachdem sie sich 2 — 3 Tage frey im Wasser herumgetrieben haben, sich an feste Gegenstände oder an die Oberfläche des Wassers zu hängen, und durch eine neue Verwandlung zu polypenartigen Thieren zu werden. Ihr Leib wächst in die Länge; das freye Ende bekömmt eine Mundöffnung, um diese erhebt sich ein Wulst und aus dem Wulste entsproßen zuerst 4, dann nochmals 4 sich allmälig verlängernde Fangarme.

Fünf volle Monate hatte der Verf. diese polypenartigen jungen Medusen in seinem Zimmer stehen, ohne daß sie sich weiter entwickelten. Nach dieser Zeit kränkelten sie immer mehr und mehr, und starben; und so war v. Siebold außer Stand gesetzt, die weitere Entwicklung dieser Thiere bis zum ausgebildeten Zustande zu verfolgen.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein vollendendes Endresultat diesen Beobachtungen fehlt; indessen sind sie doch immer als sehr schätzenswerthe Beyträge zur Entwicklungsgeschichte der Pflanzenthiere denen von Sars, Lowén, Lister beyzugeben, welche letztere nachgewiesen haben, daß die Eyer mehrerer Polypen zuerst sich zu infusorienartigen Thieren gestalten, und erst diese allmälig in die Polypenform des Mutterthieres umgewandelt werden. Es ist wohl mit Gewißheit zu erwarten, daß dieselbe Metamorphose auch bey den, in dieser Beziehung noch nicht untersuchten Polypeneyern wird nachgewiesen werden, da wenigstens das sie überkleidende, höchst entwickelte Flimmerepithelium ihre Bestimmung zu einer sehr frühzeitigen Selbstständigkeit anzudeuten scheint.

2. Ueber das Begattungsgeschäft des Cyclops castor. — Das rechte Fühlhorn des männlichen Cyclops castor ist jenseits seiner Hälfte verdickt und die Spitze desselben kann sich mittelst eines Gelenkes umklappen. Auf ähnliche Weise ist das letzte Fußpaar unsymmetrisch, indem der linke

Fuß stummelartig verkürzt und mit einem Polster versehen ist, der rechte längere aber an seinem Ende einen langen, gekrümmten und beweglichen Haken trägt. Mit dem rechten Fühlhorn hascht das begattungslustige Männchen nach dem meistens sehr spröden Weibchen und umklammert mit dem rechten Hinterfuße den Schwanz desselben, hält es auf diese Weise fest und sinkt mit ihm zu Boden, wo nun die eigentliche Begattung beginnt. Es schlüpft aus der Geschlechtsöffnung des Männchens ein cylindrischer, mit Samenfeuchtigkeit gefüllter Schlauch hervor, welchen das Männchen sogleich, wahrscheinlich mit dem Stummelfuße, ergreift und dem Weibchen dicht unter der vulva anklebt. — Bey der großen Geilheit der Männchen ereignet es sich oftmals, daß ein Weibchen nach einander von mehreren Männchen gefangen, und von jedem mit einem Samenschlauche behangen wird, so daß es dann oft 4 — 6 solcher Schläuche um die vulva herum hängen hat; ja, manchmal vergreift sich ein Männchen, umarmt ein anderes Männchen und hängt diesem seinen Samenschlauch neben die Geschlechts-Oeffnung.

Jeder Samenschlauch besteht aus einer äußeren festen Hülle, in welcher dreyerley Substanzen enthalten sind: 1) eine dickflüssige, im Wasser gerinnende Masse — der Klebestoff, 2) ovale Körnchen mit scharfen Umrissen — Spermatozoen, 3) dunkle ovale Körnchen — Austreibstoff, der den unteren Theil des Schlauches einnimmt. Kömmt nun ein solcher Samenschlauch — entweder am Leibe des Weibchens hängend, oder frey liegend — mit Wasser in Berührung, so schwellen die Körner des Austreibestoffes an, und drängen zuerst den Klebestoff, dann die Samenthierchen aus dem Schlauche hervor, welche letztere in der Nähe der vulva bleiben, und wahrscheinlich die Eyer erst bey ihrem Austreten befruchten.

Allerdings ist diese Begattungsweise etwas Unerhörtes, so daß, auch abgesehen von dem übeln Eindrucke, den der hier gelehrte Mechanismus der Zeugung macht, man sich unwillkührlich zum Bezweifeln der Richtigkeit dieser Beobachtungen hingezogen fühlt. Daß die ovalen Körnchen in der oberen Hälfte des Samenschlauches Spermatozoen sind, kann der Verf. auch nicht durch einen wahrscheinlichen Grund uns versichern, da sie weder Bewegung zeigen, noch an Form mit Spermatozoen zu vergleichen wären: daß aber die Befruchtung des Weibchens auf die oben erzählte Weise geschehe, mag der aufmerksame Leser der Abhandlung mit vollem Rechte für zweifelhaft finden, da der Verf. selbst nicht so ganz klar darüber zu seyn scheint: denn in §. 4 heißt es: „das Hervorschlüpfen und Ergreifen des Schlauches, wobey das Männchen höchst wahrscheinlich sich des Stummels seines letzten Fußpaares bedient, ist fast ein Werk des Augenblickes, daher ich diese Momente der Begattung eigentlich nie habe wahrnehmen können,“ während es im §. 9. heißt: „bey diesem Hervorschlüpfen des Samenschlauches fängt der kurze Fußstummel des letzten Fußpaares denselben auf, wobey man die Geschicklichkeit des Männchens bewundern muß, denn ich habe dieses Auffangen des Schlauches niemals mißlingen sehen.“

3. Ueber die Samenbläschen des Loligo vulgaris. — In dieser Abhandlung theilt der Verf. Untersuchungen der Needham'schen Körperchen mit, welche aber, da ihm keine unversehrten Körperchen zu Gebot stunden, unmöglich so vollständig, als es zu wünschen wäre, ausfallen konnten.

Lange Zeit hindurch hat man die Needham'schen Körperchen für Schmarotzer gehalten; R. Wagner vermuthete dann zuerst, daß sie Organe des Sexualsystemes wären, was v. Siebold, sie als Samenbläschen aufführend, in dieser Abhandlung zu beweisen sucht. R. Wagner hat neuerdings an frischen Cephalopoden Beobachtungen über diesen Gegenstand angestellt, deren Mittheilung wir wohl in den nächsten Tagen zu gewärtigen haben, daher ich mich enthalte, ihm hier auf ungebührliche Weise vorzugreifen. Bestätigungen für diese Bedeutung der Needham'schen Körper lieferten Dr. Philippi und Dr. W. Peters in Müllers Arch. 1839. IV. 301 und 1840 I. 98.

Gegen den Schluß der Abhandlung drückt sich der Verf. über die lange Ausdauer der Spermatozoen in Weingeist mit Bewunderung aus; auch Ref. hat mit großer Ueberraschung ähnliche Erfahrungen gemacht, und man war z. B. im Stande, an männlichen Exemplaren von Halyotis marmorata, welche wenigstens 10 Jahre lang im Weingeiste aufbewahrt lagen, die Samenthierchen, so wie

an den Weibchen die Eyer mit ihren Theilen auf das Deutlichste zu erkennen.

4. **Ueber die zur Gattung Gregarina gehörigen Helminthen.** — Diese, in den Eingeweiden mehrerer Insekten lebenden Schmarozer beschreibt der Verfasser als milchweiße längliche Körper, welche außer der äußeren, überall geschlossenen Hülle, der in dieser enthaltenen feinkörnigen Masse, und einem in dieser Masse steckenden, klaren Bläschen, das wieder mehrere kleine Bläschen einschließt, keine Organisation im Inneren erkennen lassen, und stellt sie dieses einfachen Baues wegen vor der Hand in die Ordnung der Cystica.

Der Verf. beschreibt folgende neue Arten:

1) Gregarina caudata aus dem Darmkanale der Larve von Sciara nitidicollis, wo sie in den beyden, dem oberen Ende des eigenthümlich gebauten Dünndarmes anhängenden, Blinddärmchen festsitzen. Durch zwey Einschnürungen ist ihr Leib in einen Kopf-, Hals-, und Rumpftheil unterschieden, die jedoch nur deutlich bey ausgewachsenen Exemplaren zu erkennen sind.

2) Gregarina oligacantha aus dem Darmkanale von Agrion forcipula (Charp.). Sie zeichnet sich durch ungefähr neun am Kopfe stehende Spitzen und einen kugelförmig angeschwollenen Hals aus, und sitzt mit dem Kopfe in der Darmwand fest.

3) Gregarina Psocorum im Darmkanale des Psocus quadripunctatus Fabr. mit großem, deutlich abgeschnürtem Kopfe. Der Verf. sah sie öfters paarweise aneinander hängen, aber niemals an dem Darmkanale festsitzend.

4) Gregarina Blattarum aus dem Darmkanale der Blatta orientalis mit etwas plattgedrücktem, kugeligem Kopfe, mit einer seichten Grube. Sie sitzt niemals im Darmkanale fest und hänget sich oft paarweise aneinander. Sie bewegt sich gleich den übrigen nur sehr träge wurmförmig, wobey ihr körniger Inhalt nach den verschiedensten Richtungen hin gedrängt wird.

Außer diesen Gregarinen beschreibt der Verf. noch Schmarotzergebilde, kleine mit Navicellenartigen Körperchen gefüllte Blasen im Dünndarm der Larve von Sciara nitidicollis, nebst einem Leucophrisartigen Infusorium, einer Ascaride und einem sonderbaren Proteus im Darmkanale der Blatta.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

a) Daß ohne Ausnahme die zur Compensation einer Eisenmasse erforderliche Menge der Drähte für das Galvanometer größer als für das Gefühl, und, daß bey gleicher am Galvanometer bestimmter Intensität des Stromes die von einem Drahtbündel erzeugte Erschütterung bedeutender ist, als die von einer massiven Eisenmasse. Die Versuche mit verschiedenen Drahtbündeln zeigen, daß die für das Galvanometer sich ergebende Reihefolge der verschiedenen Eisensorten eine andere ist, als die auf physiologischem Wege erhaltene, welche letztere einerseits von der Discontinuität der Masse, andernseits von der Beschaffenheit des Eisens abhängt, in welcher Hinsicht sich das graue Roheisen in seinen inducirenden Wirkungen am meisten an Drahtbündel anschließt;

b) daß in einem durch einen Drahtbündel inducirten Strome eine bestimmte Elektricitätsmenge in kürzerer Zeit sich bewegt, als wenn dieselbe durch einen massiven Cylinder in Bewegung versetzt wird, und der Funke von dem durch den Drahtbündel erregten Strom stärker ist, als durch die massive Eisenstange.

c) Der galvanometrische Effect einer dicken Röhre (Flintenlauf) steigert sich nicht durch die in sie gelegten Drähte, wohl aber einer dünnen Röhre (von Eisenblech). Die Trennung durch Aufschneiden hat hiebey einen unbedeutenden Einfluß, dagegen wächst die physiologische Wirkung durch das Aufschneiden auch dünner Cylinder und durch Drahtbündel.

d) Der Grund einer beobachteten Wirkung elektrischer Ströme ist nicht von der Verschiedenheit ihrer Dauer, sondern von der Verschiedenheit ihrer Stärke abzuleiten,

e) welches auch durch die Ergebnisse bey dem Oeffnen der Kette durch Spiralen und Elektromagnete bestätiget wird.

f) Der Strom wird durch die Umkehrung stets verstärkt, wenn dem einen Cylinder in seiner Spirale eine umgekehrte Lage gegeben, und er im umgekehrten Sinne polarisirt wird.

g) Der durch den Schließungsdraht einer Thermosäule inducirte Strom verhält sich genau so, als wie der durch den Schließungsdraht einer galvanischen Kette hervorgebrachte.

3. Die Annahme, daß eine Aenderung eines elektrischen Apparates unmittelbar die Entladungszeit der Batterie modificirt, war schon aus angestellten Versuchen wahrscheinlich. Hr. Pet. Rieß stellte (393 — 400) neuerdings Versuche darüber an, welche die obige Annahme sehr unterstützen, und eine Weise angeben, die elektrische Erwärmung im Schließungsbogen beliebig zu vermindern, ohne die wesentlichen Theile des Apparates zu verändern. Die Folgerung, welche aus diesen Versuchen hervorgeht, ist, daß, wenn eine bestimmte Elektricitätsmenge in der Batterie angehäuft ist, und durch einen Draht entladen in einem Nebendraht einen elektrischen Strom erregt, dadurch die entladene Elektricitätsmenge nicht verändert, die Dauer der Entladung aber in dem Maaß verzögert wird, als die Leitung des Nebendrahtes unvollkommener ist, als die des Hauptdrahtes.

4. Hr. Prof. Pohl glaubte in den Erscheinungen einer Ladungssäule nicht eine Strömung, sondern vielmehr eine gesetzmäßige Abwechslung von Polaritäten zu erkennen. Hr. C. H. Pfaff in Kiel, dessen Versuche Hrn. Pohl zu dieser Discussion veranlaßt hatten, untersuchte diesen Gegenstand neuerdings (461 — 493) und erhielt aus seinen Versuchen Resultate, welche mit Hrn. Pohls Behauptung im direkten Widerspruche stehen, indem sich keine Spur des genannten Gesetzes zeigten, die Säule mochte aus zwischen 1 Zink und 1 Kupfer homogenen Platten von gewalzten Zink oder Kupfer mit feuchten Leitern gebauet seyn.

Dasselbe ist der Fall bey Säulen, welche aus abwechselnd gleichartigen Platten von Zink und Kupfer geschichtet waren; denn die Abweichung der Nadel zeigte ihre wechselnde Richtung gerade so, wie es der Contacttheorie gemäß geschehen mußte, und wovon Hrn. Pohl's Polaritätstheorie kaum eine genügende Rechenschaft geben kann. Vergleicht man die Resultate aus Hrn. Pfaff's Versuchen, so „erscheint die ganze Theorie der abwechselnden Polaritäten als völlig unhaltbar, während alle Erscheinungen in dem Volta'schen Erklärungsprincipe mit gehöriger Rücksicht auf den verschiedenen Leitungswiderstand und das Gesetz, welchem elektrische Ströme in ihrer Leitung folgen, ihre ganz genügende Erklärung finden."

5. Hr. De la Rive hatte aus einigen Versuchen geschlossen, daß die Wärme keinen Einfluß habe auf den Uebergang des elektrischen Stromes aus einem Metall in eine Flüssigkeit, daß sie aber den Uebergang derselben aus einer Flüssigkeit in ein Metall merklich befördere. Hr. Vorsselmann de Heer glaubt aber (109 — 113) diese Folgerung für unrichtig erklären zu dürfen, weil ihn seine Versuche überzeugten, daß das, was Hr. De la Rive der Wärme zuschreibt, nur der durch das Kochen der Flüssigkeit verursachten Bewegung zugeschrieben werden müsse, indem eine auf eine andere Weise bewirkte Bewegung ohne Kochen dieselbe Folge hat.

6. Hr. Matteuci hatte in einem Berichte an die Pariser Akademie seinen Versuchen gemäß dem Quecksilber das Vermögen, einen thermoelektrischen Strom zu erregen, abgesprochen. Hr. Vorsselmann de Heer zeigt aber (114 — 122), daß Quecksilber als solches in dieselbe Reihe mit Platin und Kupfer gestellt werden müsse, weil der Strom seine Richtung vom Warmen zum Kalten hat.

7. Die Leser werden sich an die Anzeige einer von Hrn. Grove angegebenen äußerst wirksamen Volta'schen Säule erinnern. Hr. C. F. Schönbein in Basel untersuchte die Wirkungen derselben mit Hrn. Grove an einer von Hrn. Watkins im größeren Maßstabe ausgeführten Säule, welche mit fünf Plattenpaaren aus 8" langen und 2" Zoll breiten Platin, und völlig doppelt so großen Zinkstreifen das Maximum der chemischen Wirkung gab. Die ganze Anrichtung beschreibt Herr Schönbein (511 — 514) ausführlich, und nimmt am Ende aus dem Grunde, daß Hr. Grove diese Construction dadurch gefunden hat, daß er sich von den Grundsätzen der chemischen Theorie leiten ließ, Anlaß, die Anhänger der Contacttheorie zu bespotten, worauf aber Hr. Poggendorff in einer Note bemerkt, daß die wissenschaftlichste aller Entdeckungen neuerer Zeit (die des Ohm'schen Gesetzes) nicht durch diese Grundsätze hervorgerufen worden ist.

Später (589 — 590) theilt Hr. Schönbein überdieß die von Hrn. Cooper aus London erhaltene Nachricht mit, daß in einer galvanischen Säule nach Grove'scher Construction Platin durch Kohle, die sich während der Gasentwickelung aus Steinkohlen an den Wandungen einer eisernen Retorte abgelagert hatte, beynahe ganz ersetzt werden könne. Hr. Cooper fand das Verhältniß der elektrolysirenden Kraft einer solchen Kohlensäule zu der eines Platinapparates = 32 : 35. Auch Holzkohle lange und heftig geglüht dürfte sich vollkommen hiezu eignen.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere von Dr. Carl Theodor von Siebold. — Ueber Medusa, Cyclops, Loligo, Gregarina und Xenos ꝛc.

(Schluß.)

5. Ueber Xenos Sphecidarum und dessen Schmarotzer. — Der Verfasser giebt hier eine sehr ausführliche Beschreibung der Larve, Puppe und des ausgebildeten Thieres dieses Xenos, den er vorzugsweise im Leibe der Amophila sabulosa, auch in Miscus campestris fand. In der Larve dieses Xenos bemerkte von Siebold, unter dem Fette zerstreut, eine große Menge kleiner weißer Körnchen, welche sich als Eyer eines in diesem Schmarotzer lebenden Schmarotzers erwiesen, eines Thieres, das schon in seiner Entwicklung vom Eyzustande an viel Eigenthümliches zeigt, das aber, wenn es ausgebildet ist, mit allen übrigen Thiergattungen so disharmonirt, daß es der Verf. in keine einzureihen vermochte; am meisten ähnelt es einer Milbe oder einem parasitischen Entomostracon. Eine Mundöffnung fand der Verf. nicht an ihm, aber einen deutlichen geraden Darmkanal, welcher nach unten blind endigt, Fett und zwey starke Muskelbündel. Am hinteren Leibessegmente trägt es sechs Schwanzspitzen, von denen die mittleren zwey besonders lang sind; diese kann das Thierchen, wie Podura ihren Gabelschwanz, auf die Bauchseite umlegen, und vermag sich durch plötzliches Wiederausstrecken desselben weit fortzuschnellen. Es lebt nur in der Larve des Xenos und vorzugsweise in der eigenthümlichen Rückenhöhle derselben, welche ihr Vorhandenseyn durch schieferblaue Färbung der darüberliegenden Hülle verräth.

II. Dr. Grube bereichert in seinem Werkchen unsere Kenntnisse der niederen Seethiere mit einer bedeutenden Anzahl neuer Arten aus den verschiedensten Gattungen, führt mehrere Varietäten bekannter Arten auf, und liefert von mehreren schon öfters beschriebenen Thieren neue Beschreibungen, in welchen er die charakteristischen Kennzeichen deutlicher hervorzuheben sucht, als es in jenen geschah. Unter den schönen Blumenthieren, den Aktinien, führt der Verf. sieben neue Arten auf, von denen besonders Act. Chamaeleon ihres lebhaften Farbenwechsels wegen sich auszeichnet. Aus der Abtheilung der Echinodermen stehen unter folgenden Gattungen neue Arten: zwey von Ophiura, eine von Asterias, zwey von Holothuria (von denen jedoch die eine, H. mammata, vielleicht einerley mit H. mammillata Risso ist), eine von Stichopus, Sporadipus, Psolus und Cladodactyla, zwey von Chiridota, eine von Haplodactyla, und aus Holothuria penicillus von delle Chiaie ist eine neue Gattung: Phyllophorus gemacht, weil die Füße nicht in Zeilen, sondern zerstreut über den ganzen Körper liegen, und die Tentakeln nicht schild-, sondern baumförmig sich verästeln.

Unter den Würmern hat der Verf. eine sehr große Anzahl neuer Gattungen und Arten. Unter den Sipunculinen fand er zwey schwarze (Augen-) Punkte hinter der Tentakelreihe bey S. verrucosus und bestätiget Cuvier's Angabe, daß sich dieses Thier Wohnungen in Steine und harte Spongien mache. Von eben dieser Familie stellt der Verf. die neue Gattung Anoplosomatum (sp. utriculus) auf mit cylindrischem, glattem, nach vorne und hinten zugespitztem und geöffnetem Leibe, ohne Tentakeln und Zähne, ohne Wärzchen, Borsten und Fußstielchen; von Trematoden die neue Gattung Polyporus (sp. Chamaeleon) aus den Kiemen des Sparus erythrinus, welche in der äußeren Haut

ganz ähnlich spielende Chromophoren hat, wie die Cephalopoden, und sich an Trichocephalus von delle Chiaie reiht, nebst einer neuen Art von Stylochus, (sp. folium) mit zwey abwechselnd verschwindenden und wieder hervortretenden Tentakeln; von Planarien die neue Gattung Thysanozoon; von Syratricinen ein neues Orthostomum und das neue Genus Acrostomum, das den Uebergang zu den Nemertinen bildet; von Nemertinen eine neue Meckelia und Borlasia; von Hirudineen eine neue Pontobdella; von Serpuleen zwey neue Sabellen; von Amphitriteen eine neue Terebella; von Maldanien eine neue Clymene; von Echiuren ein neues Syphonostomum; von Nereiden eine neue Nephthys, vier neue Nereis, zwey neue Syllis, eine neue Phyllodoce; von Euniceen drey neue Lumbriconereis, zwey neue Diopatra und eine neue Eunice; von Aphroditeen fünf neue Polynoë.

Dr. Grube liefert uns durch diese Abhandlung einen neuen, kräftigen Beweis, wie fruchtbar der Aufenthalt deutscher Naturforscher an Italiens Küsten ist; es wäre nur zum besseren Gedeihen der Wissenschaft zu wünschen, daß die dort wohnenden Collegen dem Fremdling mit ihren Erfahrungen an die Hand giengen, und sich aufrichtig mittheilten, oder daß doch der Reisende nicht an einen Mann gerathen möchte, der, statt ihn zu unterstützen, eher ihn irre zu leiten sucht, wie Ref. es an einem sehr besuchten Orte jener Küsten ergieng, wo ein bey uns namhaft gewordener Naturforscher ihn im vollen Ernste, und ohne zu erröthen, versicherte, es gäbe an seinem Strande drey Fuß hohe Velellen!

III. Joh. Müller nimmt in seiner Abhandlung mit der gewohnten Genauigkeit und Umsicht den inneren Bau sowohl als die Anordnung des Skeletes des Pentacrinus caput Medusae durch, und führt vergleichungsweise die zunächst stehenden Echinodermen mit auf, als: Pentacrinus europaeus, Comatula mediterranea, Comaster, Crinoidea, Encrinus, Apiocrinus, Platycrinus, Actinocrinus, Dimerocrinus, und erweist aus der mikroskopischen Untersuchung der Geschlechtstheile, daß die Comatulen getrennten Geschlechtes seyen, wie es auch von den übrigen Echinodermen in neuerer Zeit dargethan wurde.

Von Baster's Untersuchungen über Asterias rubens angeregt, untersuchte der Verf. die Asterien genau über das Vorhandenseyn eines Afters, den man ihnen in unserer Zeit sehr allgemein absprach, und fand, daß er wohl einigen Gattungen fehle, die meisten aber ihn besitzen. Wo er sich findet, da wechselt er seine Stellung: bey einigen Gattungen ist er central, bey andern subcentral. Von diesem Resultate und von der Berücksichtigung der Tentakelreihen der Bauchfurche ausgehend, stellt der Verf. eine neue Klassifikation der Asterien auf, die er in 3 Familien stellt: I. Asterien mit 4 Tentakelreihen der Bauchfurche und einem After, II. Asterien mit 2 Tentakelreihen und einem After, III. Asterien mit 2 Tentakelreihen und keinem After.

Die übrigen anatomischen Untersuchungen sind keines Auszuges fähig. Dr. Erdl.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

8. Hr. Martyn J. Roberts hat die für die Praxis wichtige Entdeckung gemacht, daß Zink mit Eisen combinirt in verdünnter Schwefelsäure einen weit (nach seinen Versuchen viermal) kräftigeren Strom liefert, als unter gleichen Umständen eine Combination von Zink und Kupfer. Hr. Poggendorff fand dieß für alle Combinationen mit Kupfer, Silber, Platin bestätiget.

9. Als Hrn. J. W. Döbereiner von Hrn. Dr. Körner eine ganz unthätige thermoelektrische Kette gebracht wurde, kam er auf den Gedanken, sie in Salpetersäure von 1,4 spec. Gewicht zu tauchen, und nach kaum einer Sekunde war sie so belebt, daß sie bey ganz geringer Temperaturverschiedenheit magnetisch reagirte, und bey einer Erhitzung eine Abweichung von 75° gab, auch nach 4 Monaten ihre Thätigkeit nicht verminderte. Hr. Döbereiner weiß davon keine Ursache anzugeben, und überläßt die Erklärung vorzüglich Hrn. Schönbein. (588)

B. Licht.

1. Um die weniger untersuchten chemischen und thermischen Einflüsse der Sonnenstrahlen genauer kennen

zu lernen, bediente sich Hr. Biot (557—562) des für gewöhnliches Tageslicht so sehr empfindlichen Daguerre'schen Papieres, auf welches er durch verschiedene gleich große Medien das Tageslicht fallen ließ. Am meisten schwächend wirkte darauf Glaspapier (sehr dünne Tafeln von Gallerte), darauf folgten der Reihe nach blaues Glas des Hrn. Daguerre, weißes Glas, Bergkrystall, Gyps. Steinsalz gab eine geringere Wirkung als Bergkrystall und Gyps.

Hr. Biot versuchte auch das elektrische Licht auf das Daguerre'sche Papier einwirken zu lassen, aber ohne Erfolg; dagegen fand er Dufay's Angabe, daß selbst das Mondlicht Phosphorescenz errege, bestätiget.

In Rücksicht der Schwächung durch Medien auf Phosphorescenz zeigte ein Versuch, der 2″ dauerte, daß die Austernschalen unter Glas am schwächsten, stärker unter Bergkrystall, am stärksten unbedeckt leuchteten, bey einem andern Versuche, der nur auf ein augenblickliches Oeffnen beschränkt war, ergab sich, daß Glaspapier mehr schwäche als Bergkrystall, blaues Daguerre'sches Glas ein klein wenig wirksamer war als Glaspapier, und auch eine $21^{mm},75$ dicke Bergkrystallplatte noch eine Wirkung durchließ.

2. Auf ähnliche Weise wurden von Hrn. Biot auch (562 — 567) die Strahlen irdischer Gegenstände untersucht. Eine Locatellische Lampe veränderte (freylich erst nach 6 Stunden 34′) das unbedeckte Daguerre'sche Papier mehr als das von Glas bedeckte. Dagegen wirkte heißes Wasser gar nicht, heißes nicht leuchtendes Eisen sehr schwach. Austerschalen wurden durch heißes Wasser nicht wieder leuchtend, aber lebhaft leuchtend durch heißes Eisen. Diese und ähnliche Versuche zeigen deutlich, daß die Wärmestrahlen verschieden sind von denen, welche Phorescenz und chemische Processe hervorrufen.

3. Durch Hrn. Biot's Versuche veranlaßt unternahm (567 — 573) Hr. F. Malaguti eine Reihe von Versuchen über die Fähigkeit der Flüssigkeiten, die chemischen Wirkungen des zerstreuten Lichtes auf Daguerre'sches Papier zu verzögern, wobey ihm als Maaßstab ein mit einem Gemenge von Bleyweiß, Tusch und Krapplack in verschiedenen Verhältnissen bestrichenes Papier diente. Auf diese Weise fand er das Verzögerungsvermögen für Wasser = 0,7643, d. h. zur Annahme eines gewissen Farbentones, den das chemische Papier in Luft in der Zeit = 1 annimmt, bedarf es unter Wasser nur der Zeit 0,7643. Alle übrige Flüssigkeiten, die er verzögernd fand, gaben größere Verzögerungsverhältnisse als das Wasser, die größten Kreosot und ätherische Oele, viele andere Flüssigkeiten aber zeigten keine Spur von Verzögerungsvermögen.

4. Hr. Dr. Splitgerber bringt (587 — 588) subjektive und complementäre Farbenerscheinungen dadurch hervor, daß er Pigmente auf den Schirm von Milchglas einer Arbeitslampe aufträgt, welche vor dem gänzlichen Verlöschen des innerhalb des Schirmes befindlichen Lichtes den Eindruck der complementären Farbe von der vorher ins Auge gefaßten geben.

5. Hr. Bequerel untersuchte (544 — 548) die Eigenschaften des elektrischen Lichtes auf Phosphorescenz, welche schon früher Plac. Heinrich in Regensburg untersucht hatte, in ausgedehnterem Sinne, und zeigt, daß durch Entladung einer Batterie von 18 Flaschen über frisch geglühten Austerschalen, grünem Flußspath u. dgl. das elektrische Licht die Phosphorescenz nicht in Folge eines Stoßes oder elektrischer Einwirkung, sondern vermöge der eigenthümlichen Fähigkeiten seiner Radiation hervorruft, und daß sehr durchsichtige Körper, die den größten Theil der Lichtstrahlen durchlassen, demselben doch in bedeutendem Grade die Fähigkeit der Phosphorescenz-Erregung rauben.

Aehnliche Versuche machte Hr. Bequerel in Verbindung mit Hrn. Biot. Sie dehnten dieselben (549 — 556) noch dahin aus, daß sie sich zusammengesetzter Schirme bedienten, welche aus einer Glasplatte und einer dickeren Bergkrystallplatte bestanden, und fanden, daß unter den letzteren die Austerschalen phosphorescirten, während sie unter dem Glase dunkel blieben. Noch mehr war dieß der Fall, wenn anstatt des Bergkrystalles eine Gypsplatte von $7^{mm},6$ Dicke angewendet wurde.

Diese und die Erfahrungen mit Rauchtopas u. s. w. zeigten klar, daß derjenige Theil der elektrischen Strahlung, welcher Phosphorescenz erregt, physisch verschieden ist von dem, welcher das Sehen auf der Netzhaut des Menschen hervorruft, so wie Hrn. Melloni's Untersuchungen über die von glühenden Körpern ausgehende Strahlung zeigen, daß der die Wärmewirkung erzeugende Antheil dieser Strahlung ebenfalls verschieden ist von dem, welcher auf der Netzhaut das Sehen bedingt.

6. Hr. Dr. Rud. Böttger in Frankfurt hatte das beym Zusammenschlagen zweyer Quarz- oder Kieselsteine erscheinende Licht aus dem Grunde für elektrisch erklärt, weil bey demselben eine in 7 Farben getheilte und um sich gedrehte Scheibe nicht weißgrau erscheint, sondern wie beym elektrischen Funken in vollkommener Ruhe und farbig. Dieses widerspricht aber (505 — 510) Hr. Prof. Christ. Doppler.

7. Hr. G. S. Ohm beschreibt (98 — 109) ausführlich einen sehr einfachen, nur aus zwey Glasplatten bestehenden Apparat zur Hervorbringung der Interferenzerscheinungen nebst der Art die Versuche anzustellen.

8. Hr. Dr. Petrina in Linz beschreibt (236 — 237) ein Instrument, dem er den Namen „Kaleydopo-

larosfop" giebt, und welches nichts ist, als ein Kaleydoskop, in dessen Augenöffnung er einen Doppelspath, oder noch besser ein Nicol'sches Prisma bringt, und anstatt der farbigen Gegenstände als Object zwischen zwey dünne und so viel als möglich reine Glasscheiben Gypsblättchen von verschiedener Dicke und Form legt, wodurch er einen Apparat erhält, der im polarisirten Lichte überraschend schöne Bilder giebt, und zugleich das empfindlichste Reagensmittel für polarisirtes Licht ist. Hr. Petrina stellte mit diesem Instrumente sogleich Versuche an, deren vorzügliche Resultate zeigen, daß unmittelbares Sonnenlicht nicht im geringsten, Mondlicht kaum merklich, das Licht eines starken Wetterleuchtens etwas polarisirt ist, aber keine Flamme polarisirtes Licht ausstrahlt.

C. Wärme.

1. Nach Hrn. Melloni's Untersuchungen scheint die Fähigkeit der Körper, verschiedene Wärmestrahlen in ungleichen Verhältnissen durchzulassen, eine ganz gleiche Ursache zu haben, wie die, vermöge welcher die verschiedenen Farbenstrahlen einen mehr oder weniger leichten Durchgang durch gefärbte Körper finden, die er daher mit Recht mit dem Namen „Diathermansie" (Wärmefärbung) bezeichnet. Lange fruchtlos suchte aber Hr. Melloni eine Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, Wärmestrahlen von geringerer Brechbarkeit leichter durchzulassen als die aus höherer Temperatur oder von größerer Brechbarkeit, und zugleich so viel Diathermanität (Wärmedurchsichtigkeit), daß sie auf einen Körper, wie Steinsalz, in ziemlich beträchtlicher Menge aufgetragen noch einen meßbaren Wärmedurchgang giebt, bis er endlich den Kienruß als solche erkannte.

Hr. Melloni überzog nun eine Steinsalzplatte ganz einfach über einem Kerzenlicht in verschiedenen Graden mit Ruß, und seine Versuche mit siedendem Wasser, Metall bey 400°, glühendem Platin, einer Locatellischen Lampe zeigen sowohl bey freyem Licht als nach Durchgang durch Glas und Alaun, daß der Wärmedurchgang um so geringer ausfällt, als die Temperatur der Wärmequelle höher ist, oder die einfallende Wärme mehr von den stärker brechbaren Strahlen enthält.

Wenn aber schon eine Parallele zwischen dem Durchgang der Wärmestrahlen durch berußte Steinsalzplatten und der Lichtstrahlen durch durchlassende Mittel Statt hat, so darf dieselbe doch nicht über ihre Gränzen ausgedehnt werden, weil in diathermen Substanzen die Wärme nicht wie das Licht bloß durch Strahlung, sondern auch durch Leitung fortgepflanzt wird.

Weitere Versuche mit einer berußten und einer unberußten thermoëlektrischen Säule zwischen zwey constanten Wärmefluthen von sehr verschiedener Qualität führten Hrn. Melloni zu dem höchst wichtigen Satz, daß, wenn man ein berußtes Thermoskop der successiven Einwirkung verschiedener Wärmestrahlen von gleicher Intensität aussetzt, die Rußschichte dem thermoskopischen Körper immer dieselbe Temperatur mittheilt, welches Ursprunges die Strahlen übrigens auch seyn mögen, oder welche Abänderungen man sie auch vor dem Einfall auf das Instrument hat erleiden lassen.

Versuche über dunkle Wärme führen überdieß zu dem Schluß, daß die strahlende Fluth der Flammen und der Quellen von hoher Temperatur nicht bloß verschiedene Arten leuchtender, sondern auch verschiedene Arten dunkler Wärme enthält.

Aus einer langen Reihe von Beobachtungen der Sonnenstrahlen durch ein Steinsalzprisma fand Hr. Melloni (585 — 586), daß das Maximum nicht immer an derselben Stelle des jenseits der rothen Grenze des Spectrums sich ausdehnenden dunklen Raumes liegt, sondern bald mehr bald weniger entfernt von den Farben unter übrigens ganz gleichen Umständen, und schloß daraus, daß die vom Licht entblößten Wärmestrahlen uns in mehr oder weniger großer Menge zukommen, je nach gewißen Zuständen der Atmosphäre, die auf den Durchgang des Lichtes keinen Einfluß ausüben, und eine Absorption erleide vermöge einer Veränderung, welche die Durchsichtigkeit der Atmosphäre nicht stört, und daher die Durchdringlichkeit der Luft für die Wärme- und chemischen Strahlen von der für die Lichtstrahlen abweiche, wofür eine große Anzahl Thatsachen sprechen.

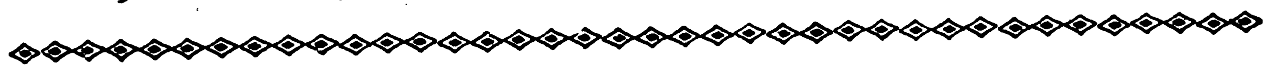
3. Hr. Edm. Bequerel hat Versuche unternommen (574 — 576) um zu erfahren, ob das Licht des elektrischen Funkens in der Ferne Wärme errege, mittels einer thermoelektrischen Säule, eines damit verbundenen Galvanometer, und einer Batterie von 18 Flaschen, welche ihm zeigten, daß das elektrische Licht aus der Ferne (bis zu einem Centimeter herab) keine Temperaturerhöhung bewirkt, sobald kein Körper, der sich erhitzen und Wärme ausstrahlen kann (z. B. Platindraht) sich in der Bahn der Entladung befindet, was entweder davon herkömmt, daß der elektrische Funke keine Wärmestrahlen aussendet, oder (was wahrscheinlicher ist) zu kurze Dauer hat, um auf die Thermosäule einzuwirken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner dieses Jahres wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Der Klassen-Sekretär Herr Konservator und Professor Dr. Vogel las: „Ueber die Einwirkung des Salmiaks auf Jodkalium und über eine eigenthümliche Art das Jodsalz als Arzneymittel zum äußerlichen Gebrauch anzuwenden.“

Nachdem der Verf. die heilsamen Wirkungen, so wie die vielfachen Mißbräuche, zu welchen das Jod als Heilmittel Veranlassung gegeben, mitgetheilt hatte, erwähnt er, daß Geh. Rath v. Breslau außer dem jodhaltigen Heilbrunner Wasser in der neuern Zeit das Jod auf eine eigenthümliche Weise angewendet, welche die Aufmerksamkeit des Verfassers dieser Abhandlung auf sich gezogen habe, um so mehr, da er von den Erscheinungen, welche während der Behandlung sich zeigten, Augenzeuge zu seyn Gelegenheit hatte.

Herr v. Breslau, sagt der Verfasser, bedient sich nämlich eines Gemenges, bestehend aus Jodkalium und Salmiak, welches Pulver in Form eines Kissens auf die leidende Stelle gelegt wird. Da das Kissen, von feiner Leinwand, in welcher das Pulver eingeschlossen war, nach einigen Tagen eine braune Farbe annahm, so wurde ich dadurch veranlaßt, die Veränderungen, welche das Gemenge der beyden Salze allmälig zu erleiden schien, näher zu untersuchen.

Das Gemeng aus Jodkalium und Salmiak, fährt der Verf. fort, ist weiß und behält auch diese Farbe auf unbeschränkte Zeit, wenn man es in gut verschlossenen Gefäßen gegen Zutritt der Luft aufbewahrt.

Wird dieses frisch bereitete Gemeng und selbst dasjenige, welches lange in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt wurde, mit einer sehr verdünnten Auflösung von Stärkkleister benetzt, so nimmt es davon keine blaue Farbe an, woraus sich ergiebt, daß in dem frisch bereiteten noch weißen, so wie in dem gegen Luft geschützten Gemeng kein freyes Jod vorhanden ist. Läßt man das Gemeng aber an der Luft liegen, so verliert es bald seine weiße Farbe; nach 24 Stunden fängt es an gelb zu werden und dieß scheint um so schneller von statten zu gehen, wenn es auf Papier ausgebreitet, oder mit einer organischen Substanz in Berührung gebracht ist.

Die Auflösung des der Luft ausgesetzten Gemenges in Wasser ist nun nicht mehr farblos, wie dieß mit der Auflösung des frischen gegen Luft geschützten Gemenges der Fall ist, sondern die Auflösung ist orangegelb, nimmt von der verdünnten Stärkeauflösung eine blaue Farbe an und enthält freyes Jod.

Wenn man das weiße frisch bereitete Gemeng in Wasser auflöst und die farblose Auflösung der Luft aussetzt, so wird sie allmälig gelb und nimmt nun von der aufgelösten Stärke eine blaue Farbe an, während die farblose Auflösung des frisch bereiteten Gemenges sich Wochen lang in gut verschloßenen Flaschen aufbewahren läßt, ohne daß

die geringste Spur von Jod in Freyheit gesetzt würde.

Es wurde endlich das frisch bereitete weiße Gemeng einmal in getrocknete Luft über Quecksilber und einmal in feuchte Luft gebracht. In der trocknen Luft neben Stücken von geschmolzenem Chlorcalcium ließ es sich mehrere Tage aufbewahren, ohne daß Jod in Freyheit gesetzt wurde; in der feuchten Luft hingegen hatte das Gemeng seine Pulverform verloren und war zu einer gelblichen Masse zusammengebacken; durch Stärkeauflösung wurde es nun tief dunkelblau. Es war daher in diesem letzten Fall eine bedeutende Menge von Jod in Freyheit gesetzt worden. Man sieht also, daß das trockne Gemeng in einer trocknen Luft keine Veränderung erleidet und daß die gelbe Farbe, entstanden von dem Freywerden des Jod's, durch eine langsame Absorption des Wassers aus der Luft bedingt werde. Das Luftvolumen verminderte sich indessen hiebey auf keine Weise und es läßt sich deshalb annehmen, daß die bezeichneten Veränderungen nur durch eine Zersetzung des langsam absorbirten Wassers hervorgebracht werden.

Ich brachte das weiße Gemeng auf einen Porcellanteller und nachdem es mit einem unten mit Oeffnungen versehenen Cylinder (um das Hindurchströmen der Luft zu begünstigen) umgeben in Keller gestellt war, bedeckte ich den obern offenen Theil des Cylinders mit einem durch Stärkeauflösung gezogenen Blatt Papier. Das etwa 3 Zoll von der Oberfläche des Gemenges entfernte Papier wurde nach einigen Tagen indigoblau, was nicht geschieht, wenn man den feuchten Luftstrom auf das Gemeng verhindert.

Das Gemeng, welches auf flachen Tellern 3 Wochen im Keller gestanden, war zum Theil zerflossen und wurde nach längerer Zeit wieder fest. Das Blauwerden neuer mit Stärke getränkter Papierstreifen, womit das Gemeng auf einer gewissen Entfernung von der Oberfläche bedeckt war, fand noch im 4ten Monat regelmäßig statt, woraus sich ein lang anhaltendes Freywerden des Jod's ergiebt, weshalb das Gemeng bey hartnäckigen Uebeln vorzüglich geeignet erscheinen dürfte. Nach Verlauf von 6 Monaten war in dem Gemeng fast keine Spur von Jodkalium mehr vorhanden.

Wirkung des Aethers auf Jodkalium und Jodbley.

Ein ganz weißes kein freyes Jod enthaltendes Jodkalium, welches durch wiederholtes Umkrystallisiren gereinigt ist, erleidet mit Ausnahme des schwachen Feuchtwerdens keine Veränderung an der feuchten Luft; auch in der Auflösung des reinen Salzes in Wasser wird durch Luft keine Zersetzung hervorgebracht. Wenn man aber das trockene gepulverte Salz mit Aether benetzt, so nimmt derselbe nach einiger Zeit eine goldgelbe Farbe an und enthält nun Jod in Auflösung.

Ich habe das Salz 4 bis 5 mal mit einer neuen Quantität Aether aufgekocht, wovon er jedesmal eine gelbe Farbe annahm und Jod aufgelöst enthielt. Der mit Aether behandelte Rückstand war zwar etwas alkalisch geworden, hatte aber doch nur eine geringe Menge von Jod verloren. Diese Zersetzung vermittelst Aether findet auch statt mit schwer auflöslichen Jodverbindungen. Wenn man z. B. die feinen goldgelben Blättchen von Jodbley, welche aus einer Auflösung des präcipitirten Jodbleyes in kochendem Wasser durch Abkühlen desselben entstanden sind, in einem Kolben mit Aether digerirt, so nimmt er eine orangegelbe Farbe an und enthält nun Jod in Auflösung, aber kein Bley. Der Versuch kann 5 bis 6mal mit erwärmtem Aether wiederholt werden, wobey der Aether jedesmal eine orangegelbe Farbe annimmt und jodhaltig wird. Es tritt indessen zuletzt eine Periode ein, wo der Aether kein Jod mehr aufnimmt, sondern weiß und farblos bleibt.

Der Rückstand, auf welchen der Aether nicht weiter einwirkt, ist nicht mehr, wie vor der Behandlung goldgelb und glänzend, sondern zeigt sich als mattgelbe Blättchen ohne Glanz. Das kochende Wasser nimmt keine gelbe Farbe mehr davon an und löst auch nur eine kaum wahrnehmbare Spur daraus auf. Beym Erhitzen an der Luft und bey Behandlung mit Salpetersäure giebt dieser Rückstand sich aber nicht als reines Bleyoxyd zu erkennen, sondern enthält noch eine Quantität Jod, welches durch Aether daraus nicht mehr entfernt werden kann.

Eine solche Zersetzung, welche das Jodbley durch

den Aether erleidet, kann mit Hülfe des Aldehyd's nicht hervorgebracht werden.

Wirkung anderer Chlorverbindungen auf Jodkalium.

Außer dem Salmiak scheint keine der übrigen Chlorverbindungen die Eigenschaft zu haben, das Jodkalium bey der gewöhnlichen Temperatur an der Luft zu zersetzen. Ein Gemeng von Jodkalium mit Chlorbaryum, so wie mit Chlorkalium der Luft ausgesetzt, hatte wenigstens in einem Zeitraum von 8 Tagen keine Veränderung erlitten; es war bis dahin kein Jod frey geworden.

Aus einem Gemeng von Jodkalium und Kochsalz wird zwar nach einigen Tagen etwas Jod frey; das Papier, auf welches das Gemeng gelegt, nimmt eine braune Farbe davon an und wird von der Stärkeauflösung blau. Es scheint aber, daß diese Zersetzung von reinem Kochsalz nicht herrührt, sondern fremden Substanzen, welche das Kochsalz begleiten, zuzuschreiben ist. Alles in Bayern gewonnene Kochsalz enthält etwas Salmiak und ein Kochsalz, aus welchem ich den Salmiac, durch ein schwaches Glühen sublimirt hatte, äußerte bey der gewöhnlichen Temperatur eine kaum mehr wahrnehmbare zersetzende Wirkung auf das Jodkalium.

Wenn man indessen ein Gemeng aus Jodkalium und reinem Kochsalz in einer Glasröhre an der Weingeistflamme erhitzt, so wird allerdings etwas Jod in Freyheit gesetzt, was auch durch Erhitzen eines Gemenges von Jodkalium mit Chlorbaryum der Fall ist.

Der Salmiac scheint demnach die einzige feste Chlorverbindung zu seyn, welche unter dem Zutritt feuchter Luft und bey niedriger Temperatur das Jodkalium langsam zu zersetzen im Stande ist.

Der Vorzug und die Zweckmäßigkeit für die medicinische Praxis, das Jodkalium mit Salmiak vermengt als äußerliches Heilmittel anzuwenden, besteht vorzüglich in der Bequemlichkeit der Application und allmähligen Entwicklung der wirksamen Substanz, nämlich des Jods. So wie das Jod in Freyheit gesetzt wird, kann es von dem leidenden Theil absorbirt werden, ohne daß dabey die Gefahr eintritt, daß eine zu große Menge Jod auf einen Punkt gebracht, nachtheilige Folgen herbeyführen könnte.

Schluß.

Aus den angeführten Versuchen ergiebt sich:

1) Daß das Jodkalium mit Salmiac vermengt an der trocknen Luft keine Veränderung erleidet.
2) daß ein Gemeng aus Jodkalium und Salmiac an der feuchten Luft von der Art zerlegt wird, daß sich Jodammonium bildet, aus welchem das Jod allmählig in Freyheit gesetzt wird.
3) daß der Sauerstoff der Luft hierbey nicht absorbirt wird, sondern daß die erlittene Veränderung nur einer Zersetzung des allmälig aus der Luft absorbirten Wassers zuzuschreiben ist.
4) Daß das trockne Jodkalium, so wie das blätterige Jodbley durch Aether zum Theil zersetzt werden, indem dieser aus denselben Jod aufnimmt.
5) Daß außer dem Salmiac keiner der übrigen Chlorverbindungen die Eigenschaft zukömmt, das Jodkalium bey der gewöhnlichen Temperatur und dem Zutritt der feuchten Luft zu zersetzen, wohl aber bey einer höheren Temperatur.
6) endlich, daß es für die medicinische Praxis Vortheile gewährt, das Jodkalium mit Salmiac vermengt zum äußerlichen Gebrauch anzuwenden, wenn man dabey die Absicht hat, das Jod allmälig und in kleinen Quantitäten zu entwickeln, indem das Freywerden des Jods aus dem nämlichen Gemeng über 4 Monate hinaus ohne Unterbrechung von statten geht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Schluß.

D. Meteorologie.

1. Hr. G. Galle liefert (1 — 30 und 242 — 291) eine Reihe von Messungen über Höfe und Neben-Sonnen, die er vom Januar 1838 bis July 1839 in Berlin angestellt hat. Er hat während dieser Zeit 78 Ringe (Frauenhofers größere Höfe) 45 horizontale Nebensonnen, 2 elliptische Bogen, 28 Berührungsbogen, 1 horizontalen Streifen und 7 Vertikalstreifen beobachtet, wozu noch 19 solcher Erscheinungen von 1836 und 1837 kommen. Ungefähr 3/4 derselben beziehen sich auf die Sonne und 1/4 auf den Mond.

Ref. muß sich begnügen, aus dieser weitläufigen und verdienstlichen Arbeit nur anzuzeigen, daß Hr. Galle glaubt, die Haupterscheinungen seyen nicht einer Beugung, sondern lediglich einer Brechung und Reflexion rhomboedrischer Eiskrystalle, welche wegen ihrer oft mikroskopischen Kleinheit nur sehr langsam und zum größeren Theil in verticaler Stellung aus der Luft herabfallen, zuzuschreiben, aus welcher Voraussetzung er die Entstehung der concentrischen farbigen Ringe auf Brechung, die weißen Kreise und Streifen, welche durch die Sonne selbst gehen, auf Reflexion reduciren zu können glaubt.

Einen Nebenmond beobachtete auch Hr. Advocat Bonsen zu Gravenstein in Schleswig (632. 633) am 9. März 1840, aus dessen Beschreibung Hr. Galle, so viel es bey der Unzulänglichkeit der Angaben möglich war, die Berechnung führte.

2) Zu der einzigen Angabe des Hrn. Baer über die Häufigkeit der Gewitter im nördlichen Scandinavien (von Wegelius zu Utsjoki unter 70° n. Br.) wird nachträglich bemerkt, daß Hr. v. Buch unter gleicher Breite (auf dem Altensfiord) ein sehr heftiges von Hagel begleitetes Gewitter erlebt, und ein anderes ohne Hagel aus einem noch nördlichern Orte (Kielvig auf Mageroe über 71° N.) beygebracht hat.

3) Volta hatte schon vorgeschlagen, große Feuer gegen den Ausbruch der Gewitter anzuzünden. Seit 3 Jahren wird dieser Vorschlag, wie (239 240) Hr. Matteucci an Hrn. Arago berichtet, in einem Kirchspiele bey Cesena in der Romagna ausgeführt, und dieser Kirchsprengel, der früher alle Sommer von Gewittern und Hagel zu leiden hatte, ist in dieser Zeit ganz verschont geblieben, während die benachbarten noch immer sehr davon heimgesucht wurden.

Auf die Bemerkung des Hrn. Arago, daß die Dauer des Versuches noch zu kurz sey, um das Resultat für entscheidend zu halten, führt Hr. Matteucci an, er habe auf einer Reise in den Apeninnen beobachtet, daß die Kantone, wo Holzkohlen gemacht und Schwefel geläutert wird, sehr selten von Gewittern, und nie vom Hagel getroffen werden.

4) Hr. Sawitsch fand auf trigonometrischem Wege im Kaukasus die Höhe des Elborus westlicher Kuppe = 17352, der östlichen Kuppe = 17285, des Anonymus = 15870, des Kasbeck = 15514, des Beschtau = 4312 franz. Fuß über dem asowschen Meere, und dieses selbst 75 par F. über dem kaspischen Meere.

Die Höhe des Argaeus (jetzt Ardschisch) eines erloschenen Vulkans an der Nordseite des Taurus ($38\frac{1}{2}$° N. Br.) bestimmte Hr. W. J. Hamilton aus zwey barometrischen Messungen (annähernd) zu 12290 par F. über dem Meere, und die Schneegrenze an demselben = 9660 par. F. (415. 416.)

e) Nach Hrn. Riviere befindet sich in der Vendée zu Givre (Canton Moutiers les Maux-Faits) eine salzige Quelle, welche, obschon vier Lieues von dem Meere entfernt, doch an den Bewegungen desselben Theil nimmt. Während der Fluth fließt sie reichlich, zur Ebbezeit versiegt sie gänzlich. (542)

f) Hr. G. Hagen, Geh. Oberbaurath in Berlin giebt (522 — 532) für einige Flüße aus sorgfältigen Beobachtungen und Messungen in nachstehender Tabelle an, A) wie viel Kubikfuß Wasser der Strom durchschnittlich in jeder Sekunde von jeder Quadratmeile des Flußgebietes abführt, B) die Höhe, in welcher die jährliche Wassermenge des Flußes das ganze Flußgebiet bedecken würde, und C wie viel Zolle hoch das Wasser stehen würde:

	A	B	C
Der Rhein bey Emmerich	76000	27,2	17,8
Die Ems bey Rheine	600	9,3	6,1
Die Weser bey Schlüßelburg	7100	19,2	12,6
Die Weichsel bey der Nogatmündung	29000	8,4	5,5
Der Pissek am Ausfluß aus der Spirding-See	350	9,4	6,2

wobey der wahrscheinliche Fehler, wie Hr. Hagen sagt, wohl 1/10 betragen mag.

Die Pader giebt an der neuen Brücke, wo alle ihre Quellen vereinigt sind, die Wassermenge = 220 1/2 Kubikfuß in der Sekunde, die Lippe am südlichen Ende eines Weihers, wo er in einen Kanal übergeht, gab 27 Kubikfuß auf die Sekunde, der Jordan, welcher sich mit der Lippe vereinigt, giebt 19 Kub. Fuß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.
Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner d. J.
(Fortsetzung.)

2. Herr Professor Dr. Wagner entwickelte seine: „Gruppirung der Gattungen der Nager in natürlichen Familien, nebst Beschreibung einiger neuen Gattungen und Arten."

Linné hatte es noch nicht nöthig, bey den Nagern an eine Gruppirung der Gattungen zu denken, da er solcher nicht mehr als vier (Castor, Mus, Sciurus und Noctilio) mit 36 Arten hatte, wovon überdieß der Noctilio americanus und der Castor moschatus gar nicht hieher gehören, indem jener den Handflüglern, dieser den Insektenfressern zufällt.

Schon Pallas aber, der die Ordnung der Nager nicht bloß mit einer beträchtlichen Anzahl neuer Arten, sondern auch mit genauen Beschreibungen ihres inneren Baues bereicherte, sah sich in seinem klassischen Werke: „novae species quadrupedum e glirium ordine," veranlaßt, zum wenigsten die große Gattung Mus in 6 Gruppen zu zerfallen, die er später in seiner Zoographia rosso-asiatica zu selbstständigen Gattungen erhob und ihnen durch Zertheilung der einen dieser Gruppen eine siebente Gattung zufügte.

Schreber, dem nur die zuerst angeführte Arbeit von Pallas bekannt seyn konnte, gieng in der Sonderung der Gattungen schon weiter als seine Vorgänger, und stellte im Ganzen 10 derselben auf, nämlich: Hystrix, Cavia, Castor, Mus, Arctomys, Sciurus, Myoxus, Dipus, Lepus und Hyrax, welch letzterem Cuvier erst späterhin seinen wahren Platz unter den Dickhäutern anwies. Eine Gruppirung seiner Gattungen nahm indeß Schreber nicht vor, sondern er ließ sie in der angeführten Reihenstellung einfach auf einander folgen.

Indem nun aber in neuerer Zeit sowohl die Anzahl der Nager-Arten mit reissender Schnelligkeit in den systematischen Aufstellungen sich mehrte, als auch die immer häufiger werdenden Untersuchungen des inneren Baues, oder doch wenigstens des Zahnsystemes, die Ueberzeugung gewährten, daß trotz der großen Aehnlichkeit im äußern Habitus, die durch die ganze Ordnung herrscht, gleichwohl bedeutende und höchst markirte Differenzen in den zuletzt genannten Beziehungen obwalten, so wurde es nicht nur eine dringende Nothwendigkeit in der Vermehrung der Gattungen voran zu schreiten, sondern auch, zur leichteren und sicherern Ueberschauung derselben, sie in Gruppen (Familien) zu sondern.

Am einfachsten ist dieß von Fr. Cuvier *) und Desmarest **) geschehen, indem jener bloß auf die Wurzeln der Backenzähne, dieser auf die Schlüsselbeine Rücksicht nahm. Fr. Cuvier nämlich unterscheidet unter den Backenzähnen zwey Sorten: einmal solche, welche von der Krone deutlich abgesetzte Wurzeln haben, und andere, denen eigentliche Wurzeln abgehen und also nur Kronen zukommen. Die Nager mit Wurzel-Backenzähnen nennt

*) Dents des mammifères p. 141.

**) In der Encyclopédie méthodique. Mammifères.

er Rongeurs omnivores, die mit wurzellosen Backenzähnen Rongeurs herbivores. Als weiteres Merkmal setzt er hinzu, daß jene nur einen rudimentären Blinddarm oder gar keinen besäßen, während selbiger bey letzteren immer mehr entwickelt und complicirter als der Magen wäre.

Diese von Fr. Cuvier vorgeschlagene Scheidung der Nager in 2 große Abtheilungen kann jedoch nicht beybehalten werden. Einmal würden Gattungen, die, wie z. B. die Wühlmäuse und Zibethratte, in der Beschaffenheit der Krone mit einander übereinkommen, dadurch aus einander gerissen werden. Dann ist aber auch der von den Wurzeln abgeleitete Unterschied gar kein wesentlicher, indem z. B. bekannt ist, daß bey Hypudaeus Glareola und den altweltlichen Stachelschweinen in der Jugend die Backenzähne der Wurzeln ermangeln, im Alter dieselben aber ansetzen, wornach man deßhalb die jungen Thiere in eine andere Abtheilung als die alten zu stellen hätte. Endlich ist der von der Länge des Blinddarmes hergenommene Unterschied unbegründet, indem es zwar richtig ist, daß unter den sogenannten herbivoren Nagern (bey Lepus und Lagomys) der längste und zusammengesetzteste Blinddarm vorkommt, dagegen ist er bey den omnivoren keineswegs rudimentär, sondern in der Regel ebenfalls ansehnlich erwickelt, auch nicht selten länger als der Magen, und fehlt nur der einzigen Gattung Myoxus.

Desmarest theilt die Nager in solche mit vollständigen Schlüsselbeinen, und in solche mit mangelnden oder doch wenigstens unvollständigen. Abgesehen davon, daß hierdurch die erstere Abtheilung mit Gattungen überfüllt, die andere nur spärlich mit ihnen ausgestattet wird, ist auch der Unterschied kein so wesentlicher, da von zwey Gattungen, Lepus und Lagomys, welche sich im äußern und innern Bau so nahe stehen, daß sie durchaus nicht von einander getrennt werden können, die eine (Lepus) nur unvollständige, die andere (Lagomys) vollständige Schlüsselbeine besitzt.

Die Eintheilung nach der Länge der Schlüsselbeine rührt wohl eigentlich von G. Cuvier her, und liegt auch noch seiner zuletzt getroffenen Anordnung der Nagergruppen zu Grunde. Als solche hebt er *) folgende 12 hervor: Ecureuils, Rats, Helamys, Rats-taupes, Oryctères, Geomys, Diplostoma, Castors, Couïa, Porcs-Epics, Lièvres und Cabiais. Daß diese Abtheilung in Gruppen keineswegs eine durchgängig gelungene ist, wird sich im Verlauf dieser Darstellung bemerklich machen.

Illiger, in seinem meisterhaften Prodromus systematis mammalium, vertheilte die Nager (Prensiculantia von ihm genannt) unter 8 Familien: Macropoda, Agilia, Murina, Cunicularia, Palmipeda, Aculeata, Duplicidentata und Subungulata. Auch von dieser Eintheilung, die viel Richtiges enthält, wird doch im Verlauf unserer Betrachtungen gezeigt werden, daß mehrere dieser Gruppen nur auf unwesentliche äußere Analogien, keineswegs auf anatomische Verwandtschaften begründet und somit nicht haltbar sind.

Als eine Verbesserung von Illiger's Anordnung ist die von Wiegmann **) gegebene anzusehen, indeß ist dieser ausgezeichnete Naturforscher bisher verhindert worden, ihr die Vollendung zu verschaffen, zu welcher er durch gelegentliche Bemerkungen in seinem Archiv für Naturgeschichte die Aussicht eröffnet hatte. Seine Familien heißen: Sciurina, Murina, Lagostomi, Georhychi, Palmipedia, Leporina, Aculeata und Subungulata. In der Zahl der Familien kommt er mit Illiger überein, unterscheidet sich aber nicht bloß in ihrer theilweise veränderten Benennung, sondern auch meist in ihrer Umgrenzung, und führt 2 Familien (Lagostomi und Georhychi) ein, welche bey Illiger unter die übrigen vertheilt waren.

Um nicht allzusehr in die Breite auszuschweifen, will ich eine Menge anderweitiger Versuche, die Nager in Gruppen zu sondern, übergehen, um gleich auf die neueste und zugleich auch die gediegenste Arbeit der Art zu kommen, es ist dieß die von Waterhouse. ***)

*) Vrgl. die Table méthodique p. XXXI. im Règne animal 2. édit. Vol. I.

**) Handbuch der Zoologie. S. 56.

***) Observations on the Rodentia, with a view to point out the groups, as indicated by the

Als Eintheilungsgrund hat derselbe den Unterkiefer gewählt, und auf dessen Verschiedenheit 3 große Abtheilungen: Murina, Hystricina und Leporina begründet. Die erstere, die Murina, charakterisirt er dadurch, daß der absteigende Ast aus einer breiten, innen concaven, außen flachen oder convexen Platte besteht, von quadratischer Form, und deren hinterer oberer Winkel auswärts, der untere einwärts gerichtet ist. Der untere Rand dieser Platte besteht aus einer verdickten Leiste, welche von der Unterseite des Alveolar-Theils entspringt. Der Kronenfortsatz ragt gewöhnlich hoch über die Zahnreihe hervor; der Gelenkfortsatz ist lang und schief. Bey der zweyten Abtheilung, Hystricina, bildet der absteigende Ast eine flache dreyeckige Platte, deren unterer Rand aus einer verdickten Leiste besteht, welche von der Außenseite des Alveolartheils entspringt und deren Spitze in einen scharfen Winkel vorragt. Die Kinn-Verbindung hat eine beträchtliche Ausdehnung, der horizontale Ast ist von der Alveolar-Portion unten durch eine Furche geschieden. Der Kronfortsatz ist gewöhnlich klein und mehr vorwärts gerückt, und der Gelenkfortsatz ist verhältnißmäßig kurz. Die dritte Abtheilung bilden die Leporina, bloß aus Lepus und Lagomys bestehend, mit den bekannten Eigenthümlichkeiten des Unterkiefers.

Diese drey Sectionen theilt nun Waterhouse weiter ab in Familien. Die Murina umfassen die Familien: 1) Sciuridae, 2) Myoxidae, 3) Gerboidae, 4) Muridae, 5) Arvicolidae. So weit reicht die specielle Ausführung seiner Familien, die er sämmtlich auf die Beschaffenheit der Schädel, von denen er eine große Menge abbildet, gründet. Aus einer später von ihm erschienenen Tabelle über die geographische Verbreitung der Nager *) ersieht man, daß er die Hystricina wieder abtheilt 1) in Hystricidae, 2) Octodontidae, 3) Chinchillidae und 4) Caviidae. Die Leporina bestehen bloß aus der einzigen Familie Leporidae.

structure of the Crania in this order of Mammals (Loud. mag. of nat. history. 1839. p. 90).

*) Annals of nat. hist. N. 33. (1840) p. 418.

Obwohl gegen diese Eintheilung zu erinnern ist, daß die erste und zweyte Sektion nicht immer scharf von einander sich scheiden, auch bey der zweyten Waterhouse selbst erinnern muß, daß nicht das einzelne Merkmal, sondern nur die Combination der Merkmale zur Festsetzung dieser Abtheilung ausreichend ist, so sind hier doch die Familien schärfer unterschieden und ihre Charactere auf verläßigere Haltpuncte gegründet als in irgend einer frühern Arbeit. Dem ungeachtet glaube ich darthun zu können, daß nicht alle Familien auf ihre gehörigen Grenzen zurückgeführt, auch einige unterdrückt sind, welche wieder hergestellt werden müssen.

Ich habe mich im Nachfolgenden bemüht, eine neue Gruppirung der Nager-Gattungen aufzustellen, wie sich mir eine solche aus einem sorgfältigen Studium dieser Ordnung ergeben hat. Es hat mich in der Festsetzung der Familien nicht bloß die Rücksicht auf den äußeren Habitus geleitet, sondern ich habe hierbey mein Augenmerk hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Knochengerüstes und Zahnsystemes, in manchen Fällen auch auf die der Eingeweide gerichtet. Auf diese Weise haben sich mir 12 Familien dargeboten, in welche sich alle mir bekannten Nager-Gattungen ohne Zwang einreihen lassen.

Bevor ich an ihre Auseinandersetzung gehe, bemerke ich nur noch, daß die Reihenfolge, in welcher ich die Familien aufzähle, keineswegs als Ausdruck gradweiser Verwandtschaft in gerader Linie gelten soll. Im Gegentheil betrachte ich die Mäuse als den Centralpunct der ganzen Ordnung, von dem aus strahlenförmig die Verbindungen mit den andern peripherisch gelagerten Familien sich anknüpfen.

(Fortsetzung folgt).

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. L. Zweyte Reihe Bd. XX. 1840.

A. Elektricität und Magnetismus.

1. Herr Pet. Rieß hatte schon (Bd. XXXXVII) Versuche über den Nebenstrom einer elektrischen Batterie angegeben, dessen Erscheinungen sich der galvanischen und magnetischen Induction sehr nahe, wenn auch nicht vollkommen, anschließen. Während bis jetzt aber die Volta-Induction, und Magneto-Induction nur in magnetischer und physiologischer Hinsicht bearbeitet worden sind, behandelt hier (S. 1—24) Hr. Rieß die Induction der Reibungselektricität vorzugsweise nach der Seite der Erwärmung, wozu er sich eines sehr einfachen Apparates, nämlich zweyer in verschiedenen Abständen neben einander gespannter Drähte, von welchen der Nebendraht mit den Ansätzen des (Bd. XXXXV. S. 7) beschriebenen Thermometers verbunden war.

Aus den sorgfältig angestellten und mannigfaltig abgeänderten Versuchen ergaben sich folgende Schlüße:

a) Die Elektricitätserregung in einem dem Schliessungsdrahte parallelen Nebendrahte ist abhängig von der Axenentfernung beyder Drähte, und unabhängig von der Leitung, die der Nebendraht der Elektricität gewährt;

b) Der von dem gerade ausgespannten Schliessungsdrahte der Batterie in einem Nebendrahte erregte Strom nimmt, wenn man von einer nicht zu geringen Entfernung der Drähte ausgeht, in eben dem Verhältniß ab, in welchem die Axenentfernung der Drähte zunimmt.

c) Der in einem Nebendrahte erregte Strom bleibt unverändert, wenn zwischen beyden Drähten ein Draht mit freyen Enden liegt, wird aber vermindert, wenn der Zwischendraht in sich geschlossen ist;

d) Wenn der Hauptdraht der Batterie in zwey einander nahe stehenden Nebendrähten elektrische Ströme erregt, so ist jeder der beyden Ströme schwächer, als wenn der andere nicht vorhanden wäre;

e) Wenn der Schließungsdraht der Batterie in einem Nebendrahte und einer Metallplatte elektrische Ströme, die gegenseitig auf einander wirken, erregt, so steht die Stärke des Stromes im Nebendrahte im umgekehrten Verhältniß der Dicke der Platte.

f) Die Wirkung von Zwischenplatten auf den Nebenstrom ist specifisch nicht verschieden, dieselben mögen aus einem leitenden oder einem isolirenden Stoff bestehen;

g) Bey der Entladung der Batterie wirkt kein Theil des Schließungsdrahtes vertheilend auf den anderen;

h) Die Elektricitätsmenge im Hauptstrome der Batterie wird durch den Nebenstrom nicht geändert, aber die Entladungsdauer derselben wird in dem Maaße verzögert, als die Leitung im Nebendrahte unvollkommener ist als die in dem Hauptdrahte.

2. Hr. Poggendorff überzeugte sich durch directe Versuche, daß Erwärmung einer Kette, selbst bis zum Sieden, keine Aenderung der elektromotorischen Wirkung hervorbringe, wie dieß doch der chemischen Theorie des Galvanismus zu Folge der Fall seyn müßte. (264)

3) Bekanntlich entwickelt sich bey der Elektrolysation des Wassers ein gewisser Geruch. Hr. Schönbein untersucht (616—635) die Natur desselben. Er fand, daß dieser eigenthümliche Geruch sich nur an der positiven Elektrode entwickele, und in wohlverschlossenen Flaschen beliebig lang aufbewahren lasse, in denselben aber zersetzt werde, wenn man einige Prisen gewisser Substanzen, besonders Eisen und Kohle fallen läßt, oder erhitztes Platin oder Gold in dieselbe taucht. Kaltes Gold und Platin wurden aber schon nach wenigen Augenblicken elektronegativ polarisirt, aber eben so schnell in einer Atmosphäre von Wasserstoffgas wieder depolarisirt.

Aehnliche Erscheinungen ergaben sich, wenn Hr. Schönbein den Strom einer Elektrißrmaschine aus einer messingenen Spitze auf Gold oder Platin strömen ließ.

Ueber die Natur dieses Geruches glaubt Hr. Sch., man könne nicht umhin, denselben einer eigenthümlichen Substanz zuzuschreiben, welche sich gleichzeitig mit dem Sauerstoff aus der elektrolytischen Flüssigkeit abtrennt. Sie scheint große Uebereinstimmung mit Chlor und Brom zu haben, und im hohen Grade elektronegativer Salzbildner zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner d. J.

(Fortsetzung.)

2. Herr Professor Dr. Wagner entwickelte seine: „Gruppirung der Gattungen der Nager ꝛc.

I. Pedimana. Fußhänder.

Digiti anteriores longissimi, pedes posteriores pollice instructi; cranium rotundatum, orbitae postice clausae.

Die Fußhänder, zu welchen nur die einzige Gattung Chiromys gehört, werden von Illiger und Blainville zu den Affen, von Cuvier, Wiegmann u. A. zu den Nagern gerechnet. Nach Ausmusterung der Klippschliefer ist unter den vielen Nager-Gattungen der Chiromys die einzige, deren Einreihung unter die Säugthier-Ordnungen zweydeutig ist. Nimmt man lediglich auf das Gebiß Rücksicht, so ist das Fingerthier ein ächter Nager; betrachtet man dagegen den Schädel, so ist derselbe von dem aller Nager durch die gewölbte Form, den kurzen Schnautzentheil, die hinterwärts geschlossenen Augenhöhlen ꝛc. wesentlich verschieden und kommt in all diesen Stücken mit den Halbaffen überein, mit denen der Chiromys auch noch den Daumen an den Hinterfüßen gemein hat. Bey dieser überwiegenden Hinneigung des Fingerthiers zu den Halbaffen darf es, wenn man es ja unter den Nagern belassen will, auf keinen Fall mit den Eichhörnchen zu einer Familie gezählt werden, sondern muß eine eigene constituiren, zugleich das einzige abnorme Glied der ganzen Ordnung ausmachend.

Die Heimath ist Madagaskar, eine durch mehrere eigenthümliche Säugthierformen ausgezeichnete Insel.

II. Sciurina. Hörnchen.

Pedes anteriores digitis 4 et verruca hallucari, posteriores 5-dactyli, cauda dense pilosa; dentes molares $\frac{5}{4}$; ossa frontalia dilatata, processu postorbitali distincto instructa; foramen infraorbitale angustissimum.

Die Gattungen heißen:

Sciurus.
Pteromys.
Tamias.
Spermophilus.
Arctomys.

Die Hörnchen sind durch Schädelbau und Gebiß eine von den andern Gruppen scharf abgeschiedene Familie, welche sich hauptsächlich durch folgende Merkmale auszeichnet. Scheitel- und Stirnbeine sind breit; die letztern mit einem hintern Orbitalfortsatz, der wenigstens die Abgrenzung der Augenhöhle von der Schläfengrube andeutet, was bey den meisten der nachfolgenden Nager nicht mehr der Fall ist. Das untere Augenhöhlenloch stellt bloß einen ganz kleinen, engen Schlitz vor und erscheint hier im Minimum seiner Ausbildung. Die vordern Gaumenlöcher sind klein, und der knöcherne Gaumen breit, lang und massig, dadurch das Gegentheil von dem der Doppelzähner. Die Schneidzähne, zumal die untern, sind seitlich zusammengedrückt. An Backenzähnen sind ursprünglich immer $\frac{5}{4}$ vorhanden, denn bey den Eichhörnchen, wo häufig nur $\frac{4}{4}$ gezählt werden, ist bloß der erste kleine Zahn des Oberkiefers frühzeitig verloren gegangen.

Sie sind von einer, für diese Ordnung sehr einfachen Construction; um desto merkwürdiger ist es, daß unter den Flughörnchen einige Arten vorkommen, bey denen unerwartet eine complicirte schmelzfaltige Beschaffenheit sich einstellt; eine Warnung nicht einseitig nach einem einzelnen Merkmale klassifiziren zu wollen.

Auf den ersten Anblick könnte es erscheinen, als hätte man sich durch Uebereinstimmung im Knochengerüste und Gebiße verleiten lassen, Thiere von sehr verschiedenem Habitus zusammen zu stellen. Wirklich haben auch Cuvier und Illiger die Murmelthiere mit den Zieseln von dieser Familie getrennt und zu den eigentlichen Mäusen verwiesen; in dieser Zusammenstellung sich jedoch bedeutend geirrt, da nicht bloß die osteologischen Verhältnisse ganz dagegen sprechen, sondern auch von den schwerfälligen Murmelthieren aus durch die Ziesel und Backenhörnchen ein so allmäliger und inniger Uebergang zu den zierlichen Eichhörnchen hergestellt wird, daß die Scheidung in Gattungen auf ziemlich subtilen Merkmalen beruht.

Waterhouse hat zuerst dieser Familie ihre richtige Begrenzung angewiesen. Die nur aus Richardson's Beschreibung gekannte Gattung Aplodontia (richtiger Haplodon), welche er später noch anhangsweise beyfügte, darf hieher durchaus nicht gestellt werden, sondern scheint sich am schicklichsten den Wurfmäusen anzuschließen.

Diese Familie findet sich durch die Eichhörnchen in allen Welttheilen, mit Ausnahme Neuhollands, repräsentirt.

III. Myoxina. Schläfer.

Pedes anteriores digitis 4 et verruca hallucari, posteriores 5-dactyli, cauda elongata villosa; dentes molares $\frac{4}{4}$, ossa frontalia valde coarctata, processu postorbitali privata; intestinum coecum nullum.

Die Schläfer werden gewöhnlich mit den Eichhörnchen zusammengestellt, wozu auch die Aehnlichkeit der Gestalt und des Aufenthaltes leicht verleiten kann; sie zeigen jedoch in mehreren Stücken so bedeutende Abweichungen von den letzteren, daß man sie als eigne Familie anerkennen muß, wie es auch schon von Waterhouse geschehen ist.

Der Schädel differirt von dem der Hörnchen auffallend dadurch, daß die Stirnbeine wie bey den Mäusen in der Augengegend stark verschmälert sind und die hintern Orbitalfortsätze ihnen ganz abgehen; daß das untere Augenhöhlenloch viel größer und daher der Jochfortsatz des Oberkieferbeins deutlich in zwey Wurzeln geschieden ist; daß ferner das Zwischenscheitelbein so sehr nach der Quere sich ausdehnt, daß es mit seinen Spitzen noch die Schläfenbeine berührt, während es bey den Hörnchen nicht über den Bereich der Scheitelbeine hinausgreift. Auch sind die Paukenknochen der Schläfer größer, die vordern Gaumenlöcher länger, die Aeste des Unterkiefers weiter aus einander gesperrt.

Dem Gebiß fehlt der vorderste Lückenzahn des Oberkiefers, der bey den Hörnchen durchgängig, wenigstens in der Jugend, vorhanden ist. Von einer sehr einfachen Struktur gehen die Backenzähne allmälig in eine vielblätterige über, wornach ich die einzige Gattung, aus der die Familie besteht, in die vier Untergattungen: Graphiurus, Eliomys, Glis und Muscardinus geschieden habe. *)

Der Darmkanal zeichnet sich vor dem aller andern Nager in einer frappanten Weise dadurch aus, daß der Blinddarm, der sonst in so ansehnlicher Entwicklung in dieser Ordnung auftritt, gänzlich fehlt. Dieß Merkmal allein würde genügen zur Rechtfertigung der Errichtung einer besondern Familie für die Schläfer.

Ihre geographische Verbreitung beschränkt sich auf die alte Welt.

IV. Macropoda. Springer.

Artus distincti saltatorii, anteriores brevissimi, posteriores longissimi; cauda longa pilosa; foramen infraorbitale magnum.

Hieher 4 Gattungen, die sich in 2 Sippen abtheilen.

*) Vrgl. meine Beschreibung neuer Nager in den Abh. der Münch. mathem. physik. Klasse. Bd. III.

a) **Dentes molares irregulariter incisi.**

Dipus.

Scirtetes **mihi** (Alactaga **Fr. Cuv.**)

Jaculus **Wagl.** (Meriones **Fr. Cuv.**)

b) **Dentes molares ab uno latere partiti.**

Pedetes.

Man stellt gewöhnlich die Rennmäuse (Gerbillus) unmittelbar neben die Springer, ja Pallas, Schreber und Desmarest haben sogar einige von jenen unter diese eingereiht, was beydes nicht gebilligt werden kann. Die Rennmäuse sind in all ihren osteologischen Verhältnissen ächte Mäuse und dadurch von den Springern weit verschieden. Obgleich bey den Rennmäusen der Mittelfuß etwas länger als bey den andern Mäusen ist, so ist er doch weder ungewöhnlich lang, noch tritt hiemit eine Verkürzung der vordern Gliedmassen ein, was beydes in so extremer Weise bey den Springern der Fall ist, in welcher Beziehung in der ganzen Klasse der Säugthiere nur unter den Beutelthieren noch ein Beyspiel gefunden wird. In gleicher Weise ist es nicht zu billigen, wenn **Wiegmann** die Springhasen den Hasenmäusen zuzählt, da diesen, wie den Rennmäusen, die Verkürzung der vordern Extremitäten abgeht.

Waterhouse hat unter seine Gerboiden nur die erste Sippe aufgenommen; über die Stellung des Springhasen blieb er im Ungewissen. Dieser ist aber unbedenklich den Springern zuzuzählen, da er nicht blos hinsichtlich des äußern Habitus, der Lebensweise und selbst der Färbung, sondern namentlich auch in der Beschaffenheit des Knochengerüstes ihnen am nächsten steht. Zwar sind die Mittelfußknochen des Springhasen nicht in einen einzigen zusammen geschmolzen, indeß ist dieß auch nicht bey allen Springmäusen der Fall, indem die fünfzehigen Arten, aus welchen **Fr. Cuvier** die Gattung Alactaga *) errichtete, für die beyden äußersten Zehen gesonderte Mittelfußknochen aufzuweisen haben, wodurch der Uebergang zu den Springhasen, bey denen jede Zehe ihrem besondern Mittelfußknochen ansitzt, vermittelt ist. Der Schädel kommt mit dem der Springmäuse in der großen Entwicklung der den Gehörapparat einschließenden Knochenhöhlung, und in der enormen Weite des Augenhöhlenloches, so wie in der Zusammensetzung der über diese Oeffnung gespannten Knochenbrücke überein, an welcher auch das Thränenbein einen erheblichen Antheil nimmt.

Die Heimath dieser Familie erstreckt sich über Asien und einen kleinen Theil des europäischen Rußlandes, ferner über Afrika und das nördliche Amerika, und als eine merkwürdige Erscheinung kommt auf Neuholland eine Springmaus vor.

V. Chinchillina. Hasenmäuse.

Auriculae magnae; scelides antipedibus subduplo longiores; cauda producta, supra et ad apicem longius setosa; vellus molle; dentes molares $\frac{4}{4}$ e laminis 2 — 3 parallelis compositi.

Nur 3 Gattungen machen diese Familie aus:

Eriomys (Chinchilla).

Lagidium (Lagotis).

Lagostomus.

Wiegmann und **Bennett** haben diese kleine Familie im Systeme aufgestellt, doch darf ihr nicht, wie schon erwähnt, der Springhase beygezählt werden, obwohl sie sich an ihn durch ihre langen Hinterbeine, großen Augenlöcher, Zahl und Form der Backenzähne, so wie durch die an den Hinterfüssen geringere Zehenzahl anschließen.

Die Hasenmäuse gehören blos Südamerika an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Statt des barbarischen Namens habe ich Scirtetes gewählt. — Hinsichtlich der Benennung der amerikanischen Springmäuse erinnere ich, daß ihnen der Name Meriones, den Fr. Cuvier auf sie überträgt, nicht beygelegt werden sollte, indem ihn Illiger an Nager der alten Welt vergeben hat; ich bediene mich daher des von **Wagler** vorgeschlagenen Namens Jaculus.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. L. Zweyte Reihe Bd. XX. 1840.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Ansicht scheint daher das Wasser neben Sauerstoff und Wasserstoff noch eine Verbindung aus diesem riechenden Princip und einem elektropositiven Elemente zu enthalten, und, weil die Ausströmungen der Elektricität analoge Erscheinungen geben, auch die Luft einen Elektrolyten zu enthalten, dessen elektronegativer Bestandtheil derselbe Körper ist, wie der bey der Elektrolyse des Wassers sich entbindende, wie sich denn die Entbindung dieses riechenden Principes aus der Luft bey dem Einschlagen eines Blitzes in dem von einigen schweflicht, von anderen phosphorig genannten Geruche zu offenbaren scheint.

Das Vorhandenseyn dieses Elektrolyten in Wasser und Luft müßte nothwendig von großer Bedeutung seyn. Allein um helles Licht über diesen Gegenstand zu gewinnen, ist vor allem nothwendig, diese Substanz isolirt und in merklicher Menge darzustellen. Dieß, glaubt Hr. Sch. lasse sich vor der Hand nur durch die bewundernswürdige Wirkung einer Grove'schen Säule erreichen.

4. Hr. Poggendorff berichtet (504 — 509) an die königl. preußische Akademie über verschiedene Werkzeuge zum Messen der Stärke eines elektrischen Stromes, und entscheidet sich dahin, daß das Messen des Winkels, um welchen die Richtung des Stromes zu ändern ist, um eine Magnetnadel in einer constanten Lage gegen denselben zu erhalten, wie Pouillet gethan hat, die empfehlungswertheste Art sey, wenn an Pouillet's Sinusboussole einige Verbesserungen vorgenommen werden, um sie so genau und anwendbar zu machen, als es die Natur derselben gestattet. Ein nach Hr. P. Angabe von dem Mechanikus Hrn. Kleiner verfertigtes Werkzeug dieser Art zeigte eine unerwartete Empfindlichkeit, und keines der galvanometrischen Werkzeuge vereinigte so viele Vorzüge, und keines verdient daher, nach Hrn. P. Aeußerung mehr, in die meist beschränkten Laboratorien der arbeitenden Physiker eingeführt zu werden, als diese Sinusboussole in ihrer verbesserten Gestalt.

5. Um die Elektricität bey Zersetzung gewisser Salze nachzuweisen, bedient sich (41 — 45) Hr. Pr. Böttger eines Bonnenberger-Bennet'schen Elektroskopes, an dessen Teller er einen starken Kupfer- oder Platindraht befestiget, welcher zur Aufnahme eines kleinen Platinschälchens vorn ringförmig gebogen ist. Er führt zugleich einige Versuche in dieser Beziehung an.

6. Hr. Poggendorff liefert (255 — 263) einen Auszug aus einer bey der k. preußischen Akademie gegebenen Vorlesung über die Wirkungen der von Hrn. Martyn J. Robert angegebenen und schon im vorigen Bande angezeigten Eisen-Zink-Kette. Aus seinen angestellten Versuchen geht hervor, daß diese Combination nicht nur mit verdünnter Schwefelsäure sondern auch mit verdünnter Salpetersäure, Aetzkalilauge, Kochsalz und ähnlichen Flüssigkeiten einen viel kräftigeren Strom gebe, als eine Zink-Silber-, oder eine Zink-Kupfer-Kette, und selbst eine Zink-Silber-, oder Zink-Platin-Kette, aber einen schwächern als eine Daniell'sche Kette.

Die Erklärung dieser Erscheinung findet Hr. P. darin, daß, weil die Intensität einer Volta'schen Kette immer von der elektromotorischen Kraft und dem Widerstand abhängt, und der Quotient aus der Division der ersteren durch den letzteren ist, die elektromotorische Kraft zwischen Zink und Eisen zwar kleiner zwischen Zink und Kupfer, Silber oder Platin, aber auch der Uebergangswiderstand bedeutend kleiner sey. Deßwegen besitze auch der Strom derselben eine geringere Tension, wie sich der Hr. Verf. durch eigens angestellte Versuche überzeugt hat.

In der gegebenen Voraussetzung muß es allerdings möglich seyn, durch fortgesetzte Vergrößerung des eingeschalteten Widerstandes den Strom der Eisenkette nicht nur dem der Kupferkette gleich, sondern selbst schwächer als diesen zu machen. Allein Hr. P. gesteht, daß es ihm mit den gerade zu Gebot stehenden Mitteln nicht gelungen ist, auch nur eine Gleichheit der beyden Ströme zu erreichen und nachzuweisen.

Die Entdeckung des Hrn. Robert ist nicht nur ihrer Wohlfeilheit wegen von Wichtigkeit, sondern auch deßwegen, weil die Wirkung derselben stärker, das Uebergewicht derselben über die Zink-Kupferkette mit der Anzahl der Plattenpaare wachsen muß, und weil sie vielleicht deutlicher und auffallender als irgend eine sonst bekannte Erscheinung das Daseyn und den Einfluß des von Mehreren noch immer bezweifelten Uebergangswiderstandes darthut.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner d. J.

(Fortsetzung.)

2. Herr Professor Dr. Wagner entwickelte seine: „Gruppirung der Gattungen der Nager 2c.

VI. Psammoryctina. Schrotmäuse.

Habitus murinus, artus proportionales, auriculae mediocres (rarius magnae); foramen infraorbitale magnum, mandibulae angulus in cuspidem elongatam excurrens, molares $\frac{4}{4}$.

α) Habrocoma.
Octodon.
Psammoryctes.

β) Capromys.
Aulacodus.
Loncheres.
(Nelomys und Echinomys).
Cercomys.
Dactylomys,
Petromys.

Waterhouse hat aus Habrocoma, Octodon und Psammoryctes, wozu er noch Ctenomys stellte, eine besondere Familie, Octodontidae, errichtet, was ich nicht für nothwendig und die Beziehung von Ctenomys sogar für verfehlt halte, indem letztere Gattung nach Fußbildung, der rudimentären Beschaffenheit des Ohrs und dem kurzen Schwanze zu den Wurfmäusen gehört. Die Sippe β hat Waterhouse zusammengestellt mit Myopotamus, Bathyergus, Orycterus, Dasyprocta und Coelogenys; Gattungen, die ich in andere Familien verweise.

Durch die Gattung Habrocoma schließen sich die Schrotmäuse an die Hasenmäuse, durch Capromys an die Cavien, durch Loncheres und Cercomys an die Ratten an, von welch letzteren sie sich durch Zahl und Form der Backenzähne, ganz andere Schädelform, namentlich durch die beträchtliche Weite des unteren Augenhöhlenlochs und eine Unterkiefer-Form, wie sie Waterhouse von seinen Hystricinis angegeben hat, erheblich unterscheiden.

Die Schrotmäuse haben keine große Verbreitung und gehören hauptsächlich Südamerika an.

VII. Cunicularia. Wurfmäuse.

Corpus crassum cylindraceum, caput obtusum, oculi minuti aut tecti, auriculae et cauda nulla aut parva, artus anteriores posterioribus robustiores, pedes 5-dactyli, dentes primores exserti, lati, truncati.

Sobald man nicht nach Einzelnheiten charakterisirt, wie dieß Waterhouse nach der Unterkieferform gethan und hiedurch diese Familie ganz verkannt hat, sondern die Gesammtheit der Formen ins Auge faßt, so wird man gerne zugeben, daß die Familie der Wurfmäuse eine der hervorstechendsten unter den Nagern ist. Schon Pallas und Schreber haben dieß richtig erkannt und die hierher gehörigen Thiere als Mures subterranei in einen Haufen zusammengestellt. Ein Gleiches ist von Brants und Wiegmann geschehen, doch darf man nicht, wie es Letzterer gethan hat, den Saccomys mit aufnehmen, der im Habitus wohl mit den eigentlichen Mäusen, aber gar nicht mit den Wurfmäusen übereinstimmt.

Wie die Maulwürfe unter den Insektenfressern die plumpesten Formen darstellen, so ist dieß mit ihren Repräsentanten unter den Nagern, den Wurfmäusen, derselbe Fall; auch kommen beyde Grup-

pen in der wühlenden unterirdischen Lebensweise mit einander überein. So groß die Uebereinstimmung im äußeren Körperbau ist, so mannigfaltig sind dagegen die Formen des Schädels und die Zahl und Beschaffenheit der Backenzähne, nur die Schneidezähne sind bey allen von gleicher Form.

Wiegmann hat diese Familie in 2 Abtheilungen gebracht, die beybehalten werden müssen. In der ersten, zu der er Spalax, Georhychus *) und Saccomys zählt, haben die Zehen der Vorderfüße nur kurze Nägel, in der zweyten, der er Aspalax, Bathyergus und Ascomys zutheilt, sind sie mit langen starken Sichelkrallen bewaffnet. Ich zähle folgende Gattungen hieher:

α) Ungues anteriores breves.	β) Ungues ant. longissimi.
Ommatostergus.	Siphneus.
Spalax.	Ascomys.
Chtonoergus.	Thomomys.
Rhyzomys.	Geomys.
Georhychus.	Bathyergus.
Ctenomys.	Haplodon. **)

Die Wurfmäuse sind vom südöstlichen Europa an über Asien, Afrika und Amerika verbreitet.

VIII. Murina. Mäuse.

Oculi distincti, auriculae et cauda plus minus exserta, artus posteriores anterioribus longiores, pedes anteriores digitis 4 et verruca hallucari, posteriores 5-dactyli, cauda nuda aut minus pilosa; foramen infraorbitale longitudinale, supra dilatatum, infra angustatum; mandibulae angulus rotundatus, dentes primores inferiores acuminati.

Die Familie der Mäuse ist wie an Gattungen so auch an Arten und Individuen die zahlreichste aus der ganzen Ordnung. Gleichwohl sind die Differenzen im äußeren Habitus meist wenig erheblich, daher zur sichern Unterscheidung der Gattungen das Gebiß, in welchem eine desto größere Mannichfaltigkeit obwaltet, immer zur Hülfe gezogen werden muß.

Als Familie charakterisiren sich die Mäuse am schärfsten durch die Beschaffenheit ihres Schädels und Gebißes. Der Schädel ist in die Länge gestreckt, was besonders auch von den Stirnbeinen gilt, die in der Augenhöhlengegend immer verschmälert sind und denen hintere Orbitalfortsätze, wie sie bey den Hörnchen vorkommen, ganz abgehen. *) Von einer eigenthümlichen Form ist das untere Augenhöhlenloch und hiedurch diese Familie am meisten von den andern unterschieden. Der Jochfortsatz des Oberkiefers entspringt, wie gewöhnlich, mit zwey Aesten: der obere ist kurz und wendet sich aus- und etwas abwärts, der untere Ast stellt eine breite vorwärts vorspringende Platte dar, die senkrecht in die Höhe steigt und vom untern Augenhöhlenloch nur einen schmalen vertikalen Schlitz frey läßt, dessen Verengung dadurch herbeygeführt wird, daß das Oberkieferbein der erwähnten Platte gegenüber eine blasig aufgetriebene Tasche bildet, die in die Nasenhöhle führt und zu der vom Augenhöhlenloch aus ein freyer Zutritt stattfindet. Erst oberhalb jener Tasche kann das Augenhöhlenloch sich ausbreiten, ohne jedoch auch hier eine sonderliche Weite zu erlangen.

Von der eben beschriebenen Form habe ich das untere Augenhöhlenloch bey Mus, Cricetus, Meriones, Euryotis, Psammomys, Rhombomys, Mystromys und Sminthus gefunden; Waterhouse fügt noch Reithrodon, Sigmodon, Neotoma und Hapalotis bey. Von Cricetus auratus bemerkt er, daß die Platte ausnahmsweise nicht so weit vorspringe, um die untere Oeffnung, welche in die Nasenhöhle führt, zu bedecken. Von Hydromys

*) Georhychus und Bathyergus in der Bedeutung genommen, wie sie Wiegmann fixirt hat. Rüppell's Bathyergus splendens gehört keiner dieser beyden Gattungen an, sondern ist ein ächter Rhizomys.

**) Den von Richardson gegebenen Namen Aplodontia hat Wagler sprachrichtiger in Haplodon umgewandelt.

*) Selys de Longchamps (Micromammal. p. 120) spricht zwar bey den Wasserratten von einer apophyse surorbitaire du frontal, dieser Fortsatz gehört jedoch nicht dem Stirnbein an, wie er irriger Weise meynt, sondern dem Schläfenbeine.

chrysogaster giebt er an, daß die Knochenbrücke über das Augenhöhlenloch, welches größer als gewöhnlich ist, noch schmäler sey. Auch bey Dendromys finde ich, daß die Platte nicht so weit vorreicht als bey andern Mäusen, was bey den Arvicoliden ohnedieß Regel ist.

Der Jochbogen ist schwach und gewinnt nur bey den Arvicoliden eine etwas merklichere Stärke; das Jochbein selbst ist bloß ein schwaches Stäbchen.

Am Unterkiefer ist der absteigende Ast flach, der Winkel abgerundet, der Kronfortsatz deutlich entwickelt.

Das Gebiß unterscheidet sich von dem der Wurfmäuse schon gleich durch die schmale Form der untern Schneidezähne, die an ihrem Rande nicht geradlinig abgeschnitten sind, sondern in eine verschmälerte und abgerundete Spitze auslaufen. Die Normalzahl der Backenzähne ist $\frac{3}{3}$, die als ungemeine Seltenheit auf 4 sich steigert und nur in einem Falle auf 2 herunter sinkt.

Die Gattungen gruppire ich nach folgendem Schema. *)

a) M o l a r e s $\frac{2}{2}$.

Hydromys.

b) M o l a r e s $\frac{3}{3}$.

α) M. tuberculati.	β) M. plani, opposite incisi.	γ) M. alternatim incisi.
Mus.	Mystromys.	Sigmodontes { Sigmodon.
Cricetus.	Rhombomys.	Neotoma.
Dendromys.	Psammomys.	Eligmodon.
Akodon.	Meriones.	Reithrodon.
Hapalotis.	Euryotis.	Ctenodactylus.
Pseudomys.		

*) Mystromys und Rhombomys sind von mir errichtete Gattungen, die ich im Anhange beschreiben werde. An Reithrodon werden sich wohl die von Waterhouse errichteten Gattungen: Scapteromys, Oxymycterus, Habrothrix und Calomys anschließen, deren genauere Beschreibung noch zu erwarten ist. Auch von Saccomys muß der Schädelbau besser bekannt werden, was gleichfalls für Akodon, Hapalotis und Pseudomys gilt.

Arvicolidae { Myodes. Hypudaeus. Fiber.

c) M o l a r e s $\frac{4}{3}$.

Sminthus.

d) M o l a r e s $\frac{4}{4}$.

α) M. tuberculati.	β) M. plani, incisi.
Perognathus.	Saccomys.

Die Mäuse bilden eine Familie, welche über die ganze Erde, selbst über Neuholland, verbreitet ist.

IX. C a s t o r i n a. B i b e r.

Corpus robustum magnum, pedes 5-dactyli, posteriores palmati; dentes primores validi cestriformes, molares $\frac{4}{4}$ complicati, latere altero triplicati, altero uniplicati.

Eine Familie, die nur aus zwey Gattungen besteht:

Castor.
Myopotamus.

I l l i g e r setzt seine Familie Palmipeda aus den Gattungen Hydromys und Castor zusammen, von welchen die erstere, außer den eigentlichen Schwimmratten, auch noch den Schweifbiber (Myopotamus) bey ihm begreift. W i e g m a n n geht in der Zusammenstellung noch weiter, indem er auch die Zibethratte hinzufügt. Es kann jedoch nicht gut geheißen werden, wenn Schwimmratten (Hydromys) und Zibethratten mit den Bibern verbunden werden, indem jene zwar ebenfalls Schwimmhäute besitzen, aber im Schädel- und Zahnbau gänzlich von ihnen abweichen. Ein Gleiches gilt für die Zibethratte, die überdieß nicht einmal Schwimmhäute besitzt und von den Arvicoliden nicht getrennt werden kann.

(Fortsetzung folgt).

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. L. Zweyte Reihe Bd. XX. 1840.

(Fortsetzung).

7. Hr. M. H. Jacobi vergleicht (510 — 512) die Wirksamkeit einer Kupfer = Zink = Kette von 38 Quadratzoll Oberfläche mit schwefelsaurem Kupferoxyd und Schwefelsäure mit dem sechsfachen Volum Wasser und einer Platin = Zinkkette von 2,5 Quadratzoll Oberfläche mit concentrirter Salpetersäure und derselben verdünnten Schwefelsäure mittels Bequerel's elektromagnetischer Wage, und findet, daß man nur eine Säule von 6 Quadratfußen Platinfläche bedarf, um eine Säule von 100 Quadratfußen Kupfer zu ersetzen, oder daß, in Bezug auf die Plattenzahl, sechs Platinpaare jedes von einem Quadratfuß Oberfläche die nämliche Wirkung geben, wie 10 Kupferpaare, jedes von 10 Quadratfußen.

8. Hr. Prof. Böttger beschreibt (45 — 53) eine Anrichtung, die bekannten Nobilischen Figuren darzustellen, und namentlich monochromatische Ueberzüge durch Zersetzung gewisser Mangansalze auf Platinflächen hervorzubringen nebst den Resultaten der hierüber mit Erfolg aufgestellten Versuche.

9. Herr De la Rive vergoldete silberne Theelöffel auf elektrochemischem Wege dadurch, daß er in eine Blase eine sehr verdünnte Auflösung von Goldchlorid goß, dieselbe in ein nur wenig gesäuertes Wasser tauchte, daneben eine Zinkplatte brachte, diese durch Draht mit dem Silber verband, und dieses in die Lösung senkte. Nach einer Minute war es schon leicht vergoldet. Eine zwey oder dreymalige Widerholung gab die Vergoldung vollständig.

10. Wie schon früher Hr. Andrews (Bd. XXXXI.) untersuchte auch Hr. Böttger, wie sich wasserfreye, im glühenden Fluße befindliche Salze zu thermoelektrischen Strömen verhalten, und hat gegen die gewöhnliche Meynung gefunden, daß solche Salze, in eine sehr wirksame thermoelektrische Kette eingeschaltet, den Strom nicht im mindesten aufheben, ja in manchen Fällen den Metallen an Erregungs = und Leitungs = Fähigkeit kaum nachstehen. An der Spitze derselben steht (nach ihm) das phosphorsaure Natron = Ammoniak (mikrokosmisches Salz), während sich andre geprüfte Körper, wie Paraffin, Cerin u. d. gl. als völlige Nichtleiter verhalten. Die meisten Chlormetalle verhalten sich zwar als Leiter und Erreger, scheinen aber wegen des Chemismus, der dabey eine nicht unbedeutende Rolle spielt, nicht in dieselbe Kathegorie zu gehören.

11. Für thermoelektrische Ketten bey mäßiger Temperatur empfiehlt (250) Hr. Poggendorff Neusilber und Eisen, theils wegen ihrer Wohlfeilheit, theils wegen der größeren elektromagnetischen Kraft vor einer Platinkette.

12. Durch Anwendung des von Hrn. Dr. Neef angegebenen magnetoelektrischen Apparates fand (38 — 41) Hr. Prof. Böttger, daß manche Fische in Wasser, durch welches der Strom geleitet wurde, augenblicklich unter Zuckungen starben, indem ihnen das Blut zum Kopfe strömte. Ueber die Beförderung der Keimkraft machte Hr. B. wohl auch einige Versuche, welchen zufolge es schien, daß sie durch magnetoelektrische Strömung vermehrt werde. Indessen glaubt Hr. B. bis auf weiters kein Gewicht auf die Sache legen zu dürfen.

13. Hr. C. H. Pfaff in Kiel untersuchte (636), ob hohle oder massive Elektromagnete von gleicher Form mehr tragen, überzeugte sich aber, daß der massive von 46 1/2 Unzen Gewicht 20, der hohle von 24 Unzen Gewicht nur 10 Pfd. trage, und daß daher die Tragkräfte merklich im Verhältniß ihrer Massen stehen.

14. Der schon genannte Hr. Prof. Böttger verwirft an Magneten das Hervortreten der mittleren Lamelle, und fordert vielmehr gleiche Länge, und einen flachen Anker. Auch sollen die Lamellen nicht dick (höchstens 2 par. Lin.) seyn. Es ist auch, wie man fälschlich glaubt, die vollkommene Berührung der Lamellen unter einander durchaus nicht nothwendig, sondern vielmehr schädlich, es ist sogar besser, wenn sie durch Papier oder Holzblättchen an der oberen Biegung getrennt sind. (37 — 38)

15. Eben dieser glaubt (35. 36), daß zur Anstellung der auf magnetische Induction Bezug habenden Fundamentalversuche ins Besondere mit Arago's rotirender Kupferscheibe eine an beyden Enden süd = oder nordpolarische Nadel die besten Dienste leiste.

16. Als bestes Mittel, schwächer gewordene Magnete wieder herzustellen, wird von Hrn. Prof. Muncke angerathen (221 — 222), möglich genau anschließende Anker von weichem Eisen nicht nur um die Grundflächen und einzelne Lamellen der Füße, sondern auch an die flachen Seiten anzulegen, und zwar derselben stets mehr, bis die Kraft des Magnets völlig gesättiget wird, und der Anker genähertes Eisen nicht mehr anzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner d. J.

(Fortsetzung.)

2. Herr Professor Dr. Wagner entwickelte seine: „Gruppirung der Gattungen der Nager ꝛc.

Waterhouse erkennt diese Familie gar nicht an, sondern stellt Castor mit den Arvicoliden, und Myopotamus mit den Schrotratten (zwischen Capromys und Echimys) zusammen. Diese Ansicht läßt sich allerdings, wenigstens in Bezug auf den Schweifbiber, eher rechtfertigen, gleichwohl halte ich es für natürlicher, beyde Gattungen zu verbinden und von den übrigen Familien abzusondern. Was die Verbindung des Bibers mit den Arvicoliden anbelangt, so ist es nicht zu läugnen, daß in der Form des Unterkiefers und in den allgemeinen Umrissen des Schädels eine gewisse Aehnlichkeit besteht; vergleicht man aber die einzelnen Theile mit einander, so findet man in der Form des Jochbeins, der Stirnbeine, Scheitelbeine, des Zwischenscheitelbeins, der Schläfenbeine, des untern Augenhöhlenlochs solche markirte Differenzen, wie sie in der Familie der Mäuse nicht getroffen werden. Nimmt man nun noch die auffallenden Abweichungen in der Bildung der Gliedmassen und der Schwanzwirbel-Reihe, ferner den ganz verschiedenen Bau der Schneide- und Backenzähne hinzu, so würde man in die merkwürdige Uebereinstimmung, welche die osteologischen Verhältnisse der Mäuse darbieten, eine auffallende Störung hineinbringen, falls man den Biber ihnen aufdringen wollte.

So leicht sich demnach die Absonderung des Bibers von den Mäusen als eine Nothwendigkeit nachweisen läßt, so fragt es sich dagegen immer noch, ob seine Zusammenstellung mit dem Schweifbiber zu rechtfertigen ist. Wollte man bloß die Schädel beyder Thiere berücksichtigen, so wäre allerdings an keine Vereinigung zu denken, denn so wie sich der Schädel von Castor an den der Lemminge anschließt, so der von Myopotamus an die Lanzenratten. Beachtet man dagegen die Uebereinstimmung im äußern Habitus, die Bildung der Hinterfüße, hauptsächlich aber die überraschende Aehnlichkeit im Zahnsysteme, so wird sich die Zusammenstellung von Castor und Myopotamus wohl rechtfertigen lassen. Wollte man aber auch zugeben, daß letzterer, wie es Cuvier gethan hat, als gesonderte Gruppe hingestellt, oder, nach Waterhouse's Vorgang, mit den Schrotratten vereinigt würde, auf keinen Fall dürfte der Biber zu den Mäusen gezogen werden, sondern müßte nöthigen Falls für sich allein eine eigene Familie constituiren.

Die Heimath des Bibers sind die nördlichen und gemäßigten Gegenden der alten und neuen Welt, während der Schweifbiber der südlichen Hälfte Südamerikas angehört.

X. Hystricina. Stachelschweine.

Corpus aculeis teretibus validis, setis intermixtis vestitum; foramen infraorbitale maximum; claviculae incompletae; dentes molares $\frac{4}{4}$ complicati.

Nach Cuvier's und Brandt's Vorgang stelle ich die Stachelschweine, welche Linné und Schreber unter der einzigen Gattung Hystrix begriffen, in eine eigene Familie zusammen, welche in mehrere Gattungen nach folgendem Schema zerfällt:

α) **Philogaea.**
Hystrix.
Atherura.

β) **Philodendra.**
Erethizon.
Cercolabes.
(Synetheres und
Sphiggurus).

Illiger und Wiegmann gesellen den Stachelschweinen noch die Lanzenratten (Loncheres) zu. Diese Zusammenstellung ist in so ferne begründet, als in der Form des Unterkiefers, der Weite des Augenhöhlenlochs, der Zahl und Form der Backenzähne eine wirkliche Verwandtschaft sich zu erkennen giebt. Dagegen findet schon in der Stachelbekleidung, die bey den Stachelschweinen aus drehrunden, hornigen Stacheln, bey den Lanzenratten dagegen aus platten hohlkehligen Borsten besteht, ferner in der Form des Schädels, namentlich der Stirnbeine, in dem Bau der Gliedmassen, in der unvollständigen Beschaffenheit der Schlüsselbeine bey den ersteren und in der ganz abweichenden Form des Schwanzes eine so entschiedene Differenz statt, daß eine Vereinigung der Stachelschweine und Lanzenratten nicht gebilligt werden kann.

Vom südlichen Europa an ist diese Familie über Asien, Afrika und Amerika verbreitet.

XI. Subungulata. Hufpfötler.

Corpus pilis tectum, cauda brevissima aut nulla, ungues subungulaeformes; foramen infraorbitale permagnum, claviculae incompletae, dentes molares $\frac{4}{4}$.

Waterhouse ist der einzige Zoolog, welcher diese Familie aus einander riß, indem er die beyden Gattungen mit schmelzfaltigen Backenzähnen mit seiner Familie Hystricidae in Verbindung brachte, mit welcher sie, so wie mit Myopotamus, in der Schädelform und der Beschaffenheit der Backenzähne viele Uebereinstimmung zeigt. Bey der Aehnlichkeit im Habitus halte ich es indeß für naturgemäßer, die Familie in ihrer alten Begrenzung zu lassen und sie in 2 Sippen abzutheilen.

a) **Molares complicati.**
Dasyprocta.
Coelogenys.

b) **Molares compositi.**
Hydrochoerus.
Cavia.
Kerodon.

Diese Familie ist auf Südamerika beschränkt.

XII. Duplicidentata. Doppelzähner.

Dentes primores superiores duplicati, foramen infraorbitale parvum, foramina optica conjuncta, palatum osseum singulariter coarctatum, claviculae partim incompletae, partim completae.

Nur zwey Gattungen sind es, die hieher gehören:

Lepus.
Lagostomus.

Die Familie der Doppelzähner ist durch die eigenthümlichen Verhältnisse des Schädels und Gebisses von allen andern höchst verschieden. Schon der sonderbare Umstand, daß im Oberkiefer hinter den 2 Schneidezähnen, wie sie bey allen Nagern vorkommen, noch ein Paar kleinere gefunden werden, ist ohne weiteres Beyspiel. Ein merkwürdiges Verhalten ist es auch, daß die Sehelöcher in ein einziges vereinigt sind, was an die Vogelbildung erinnert. Ferner ist der Gaumen bloß eine schmale Brücke, vor welcher die großen vordern Gaumenlöcher eine weite Lücke verursachen, während hinter der Brücke eine noch größere Lücke übrig bleibt. Die Form des Hinterhauptes und die netzartige Durchbrechung der Seitentheile des Oberkiefers beym Hasen deutet auf die Wiederkäuer hin. Der Unterkiefer zeichnet sich durch seine flache Form, den ungemein erweiterten Winkeltheil und die horizontale Kinn-Verbindung aus. Die Schlüsselbeine sind bey den Hasen unvollständig, bey den Pfeifhasen vollständig. Der Blinddarm ist bey dieser Familie am größten und zugleich am complicirtesten, hiedurch das volle Gegentheil von den Schläfern darstellend.

Während die Pfeifhasen nur auf die nördlichen oder alpinen Gegenden Asiens und Nordamerika's beschränkt sind, sind dagegen die Hasen, mit Ausnahme Neuhollands, über die ganze Erde verbreitet.

Anhang.

Beschreibung einiger neuer Gattungen und Arten von Nagern.

1. Rhombomys. Die Rautenmaus.

Dentes primores superiores sulcati; molarium laminae obtuse rhomboideae, medio dilatatae; os interparietale transversim coarctatum; habitus murinus, cauda longa crassiuscula, dense et breviter pilosa, apice subfloccosa.

Die Rautenmäuse sind bisher von den Rennmäusen (Meriones *Ill.*, Gerbillus *Fr. Cuv.*) nicht geschieden worden, mit denen sie allerdings in den äußern Formen übereinkommen; indeß findet sich in der Beschaffenheit der Backenzähne und so weit mir die Schädel bekannt geworden, auch in der Form des Zwischenscheitelbeines eine merkliche Differenz, die man wohl benützen soll, um diese im Habitus und in der Färbung so ähnlichen Thiere auf eine schärfere Weise als bisher zu unterscheiden. Zur Durchführung der Trennung sind mir indeß von mehreren Arten die Schädel nicht bekannt. Mit Entschiedenheit gehört hieher die von mir als Meriones robustus *) beschriebene algierische Art, welche ich jetzt als einen ächten Rhombomys erkannt habe. Ferner ist dieser Gattung eine neue Art beyzuzählen, der ich den Namen Rhombomys pallidus gebe und die gleich nachher beschrieben werden soll. Da sie sowohl mit Mus tamaricinus als meridianus nahe verwandt ist, so könnten diese beyden Arten, die mir übrigens aus Autopsie nicht bekannt sind, ebenfalls der neuen Gattung einzureihen seyn. Endlich wird noch der Dipus indicus sich ihr anschließen, wie sich dieß wenigstens aus Fr. Cuvier's Abbildung des sehr abgeführten Gebißes vermuthen läßt. **)

Zur Gattung der Rautenmäuse — so weit sie mir bis jetzt bekannt geworden ist — gehören rattengroße, ziemlich dickleibige Thiere, mit starkem, am Ende in eine dünne Quaste geendigtem Schwanze. Die Oberlippe ist in der Mitte eingeschnitten, aber nicht vollständig gespalten, gerade wie bey den Rennmäusen.

Das Gebiß besteht aus $\frac{2}{2}$ Schneidezähnen und $\frac{3}{3}:\frac{3}{3}$ Backenzähnen. Die Schneidezähne sind schmal, gefärbt, die obern der Länge nach von einer oder auch zwey Furchen ausgehöhlt. Die Backenzähne bestehen aus 2 — 3 schmal gedrückten Rauten, die an den Seitenwänden des Zahnes durch tiefe Längseinschnitte von einander geschieden sind, in der erweiterten Mitte aber zusammenstoßen. Im Oberkiefer besteht der erste Backenzahn aus drey Rauten, die ziemlich gleich groß sind, der zweyte aus zwey, die den vorigen gleichen, der dritte ist viel kleiner, doch zeigt bey Rhombomys pallidus die Furche auf jeder Seite seine Zusammensetzung aus zwey Stücken an. Im Unterkiefer besteht der erste Zahn ebenfalls aus drey, der zweyte aus zwey Rauten, der dritte viel kleinere Zahn nur aus einer, die zugleich mehr gerundet ist.

Der Schädel unterscheidet sich von dem der Rennmäuse schon gleich in der Form des Zwischenscheitelbeins. Während nämlich dieses bey Meriones sehr in die Quere gedehnt ist, so daß der Querdurchmesser den Längendurchmesser weit übertrifft, verkürzt sich dagegen bey Rhombomys der erstere sehr, während der letztere so zunimmt, daß die beyden Durchmesser einander fast gleichkommen, oder doch nur eine geringe Differenz darbieten. Der Unterkiefer kommt in seiner Form dem von Arvicola noch näher als es bey Meriones der Fall ist.

Cretzschmar's Gattung Psammomys kommt im Habitus, in der Schädel- und Zahnform mit Rhombomys überein, so daß als einziger Unterschied angeführt werden kann, daß bey jenem die Schneidezähne gefurcht, bey diesem ungefurcht sind.

(Schluß folgt.)

*) In M. Wagner's Algier III. S. 35.

**) Auch Fr. Cuvier's Gerbille indeterminée (Transact. of the zool. Soc. II. 2. p. 143 tab. 26. fig. 1 — 4) gehört entschieden zu Rhombomys und mag sich wahrscheinlich auf Ehrenberg's Mus ruficaudatus beziehen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

B. Licht.

1. Herr Prof. Fechner setzt seine, schon Band XXXXIV. angefangenen Untersuchungen über Nachbilder und Nebenbilder (193 — 221 und 427 — 470) fort, ohne diese Arbeit für geschlossen zu halten, weil ihm der Zustand seiner Augen eine weitere Fortsetzung unmöglich macht.

In dem ersten Abschnitte dieser ausgedehnten Abhandlung bringt Hr. Fechner seine Bemerkungen über die von Hrn. Plateau (Bd. XXXII.) vorausgestellte Irradiation oder periodische Wirkung auch auf einen größeren Raum der Netzhaut, als vom Lichte getroffen wird, indem er glaubt, daß die bisherigen Erfahrungen durchaus die Annahme einer Ausbreitung des Lichtreizes auf der Netzhaut nicht rechtfertigen, da alle als Belege dafür angeführte Thatsachen sehr wohl auf Rechnung anderer Umstände geschrieben werden können. Nachdem hierauf im zweyten Abschnitt die Thatsachen aufgeführt worden, welche bey der Theorie der subjectiven Nachbilder in Betracht zu ziehen sind, werden im dritten Abschnitte Andeutungen zu einer Theorie derselben gegeben, wobey Hr. F. von der Ansicht Hrn. Plateau's, welcher annimmt, der complementäre Einfluß succedire dem primären, abweicht, und beyde für gleichzeitig complicirend erklärt. Im vierten Abschnitt zählt Hr. F. auch die Thatsachen auf, welche bey einer Theorie der Farben durch den Contrast zu berücksichtigen sind, und bemerkt im fünften Abschnitt in Rücksicht der Theorie dieser Farben, daß diese Thatsachen allerdings noch nicht hinreichen, eine Theorie der subjectiven Nebenbilder oder Farben durch den Contrast zu entwerfen; indessen lehren dieselben doch offenbar, daß der Eindruck, den eine Stelle der Netzhaut empfängt, auf eine gewisse Weise mitreagirt auf die anderen Stellen der Netzhaut, und die Veränderungen, welche der direct und sympathetisch afficirte Theil der Netzhaut erleidet, stets complementar zu einander sind. „Es ist gleichsam, sagt Hr. F., als ob ein durch den Einfluß des äußeren Farbenlichtes in den Sehnerv gelocktes inneres weißes Licht durch diesen Einfluß und die innere Gegenwirkung des Organismus stets so zerlegt würde, daß wenn z. B. Blau daraus einer Stelle der Netzhaut zufließt, dann die Ergänzungsfarbe in das übrige Nervensystem und zum größten Theile die Nachbarstellen der Netzhaut sich verliert.“ In dem sechsten Abschnitt erzählt Hr. F. die speciellen Ergebnisse seiner Untersuchungen über das so wenig beachtete Abklingen der Farben, gesteht aber selbst, daß seine Bemühungen vorzüglich wegen des Schadens, den seine Augen durch seine Versuche gelitten, noch Vieles zu wünschen übrig lassen, obschon sie gewiß bey einer künftigen ausführlichen Theorie dieser Erscheinungen einen nützlichen Anhalt werden gewähren können.

2. Hr. Radicke berechnet (25 — 34) eine Vervollkommnung der Nicol'schen Polarisationsprismen. Er hatte diese Arbeit schon in einer Abhandlung „De phaenomenis quibusdam, quae prismata Nicoliana offerunt, de subsidiisque, quibus quam optima construantur“ ausgeführt, und die Vorschläge reduciren sich darauf, die zusammen zu kittenden Flächen senkrecht gegen die Axe zu nehmen, die Ein- und Austrittsfläche unter einem Winkel von 90° bis 95° anzuschleifen, ein Paar der Seitenflächen dem Hauptschnitt parallel, das andere Paar auf denselben senkrecht zu stellen, und zwar dergestalt, daß die letzteren mit der zusammen gekitteten Fläche einen Winkel von 24° einschließen, wobey überdieß durch Anwendung von Copaia statt Canada-Balsam das brauchbare Gesichtsfeld bedeutend an Ausdehnung gewinnt.

C. Wärme.

1. Die Erfahrungen, welche zuerst Hr. Egen über die Depression des Nullpunctes eines Quecksilberthermometers durch beträchtliche Temperatur gemacht hat, dehnte (251 — 255) Hr. F. H. Henrici auch auf niedrige Temperaturen aus, und fand, daß dieselbe den Erwärmungen nichts weniger als proportional sind, daß man aber bey Thermometern, deren Skalen nicht über 50° C. hinausreichen, vor diesem Fehler ziemlich sicher ist, und also für die am zahlreichsten vorkommenden Temperaturbestimmungen sich zuverläßige Quecksilberthermometer verschaffen könne, besonders, wenn die Thermometer erst einige Jahre nach ihrer Füllung graduirt, oder nicht luftleer gemacht, sondern am obern Ende der Röhre mit einem geschlossenen Luftbehälter von angemessener Größe versehen werden.

Peltier's Versuch, durch Hindurchleitung eines hydroëlektrischen Stromes durch ein thermoëlektrisches Plattenpaar Kälte zu erzeugen, gelang (59. 60) Hrn. Pr. Böttger so, daß er eine Temperatur-Erniedrigung von beynahe $3\frac{1}{2}$° R. schnell eintreten, und selbst (mit den von Hrn. Lenz angegebenen Vorkehrungen) Wasser von + 1° R. in kurzer Zeit sich in Eis verwandeln sah.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.
Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 9ten Jänner d. J.

(Schluß.)

2. Herr Professor Dr. Wagner entwickelte seine: „Gruppirung der Gattungen der Nager ꝛc.

a. Rhombomys pallidus Wagn. Die blasse Rautenmaus.

Rh. supra pallide flavidus, subtus albido-lutescens, auriculis parvis; cauda crassiuscula, supra isabellina, infra lutescente, apice nigro-fasciculata; dentibus primoribus superioribus bi-canaliculatis.

Unter dem Namen Meriones tamaricinus fem. habe ich vom Naturalienhändler Brandt einen Nager erhalten, der durch Kürze der Ohren, so wie durch die Färbung des Schwanzes von dem Pallasschen Mus tamaricinus entschieden abweicht. Die Farbe der Oberseite ist sehr licht fahlgelb mit schwachem röthlichem Anflug und durch viele schwarze Haarspitzen und ganz schwarze Haare fein schwarz gestrichelt; die Seiten und Füße sind licht ockergelb, die Unterseite gelblich weiß; die Krallen schwarzbraun. Wie bey allen Arten ist immer die untere Hälfte der Haare schieferfarben. Der Schwanz ist ziemlich stark, dicht behaart, am Ende mit schwacher Quaste, auf der Oberseite röthlichfalb, längs der Mitte mit kurzen schwarzen Haarspitzen und einzelnen längeren schwarzen Haaren, auf der Unterseite einförmig ockergelb, der Endpinsel auf der Oberseite meist aus schwarzen Haaren gebildet. Ringe, wie sie am Schwanze von M. tamaricinus angegeben sind, fehlen gänzlich. Als ein sehr bezeichnendes Merkmal ist noch das hervor zu heben, daß die obern Schneidezähne von zwey Längsfurchen durchzogen sind.

Körper . . .	5″	6‴	Ohrlänge .	0″	6‴
Schwanz ohne Haare	5	1	Hinterfuß bis zur Krallenspitze.	1	5
Ueberragendes Haar	0	6			

Als Heimath ist das südöstliche Rußland angegeben, auch wurde mir mein Exemplar mit andern dort vorkommenden geschickt; die Selbstständigkeit ist freylich durch weitere Untersuchungen außer Zweifel zu setzen.

2. MYSTROMYS. Die Löffelmaus.

Dentes primores laeves haud sulcati, molarium lamellae (2 — 3) medio anfractae, parte altera paululum post alteram posita; auriculae pilosae amplae, cauda breviter et dense pilosa, mediocris, apicem versus attenuata.

Aus einem schönen, mit dem vollständigen Schädel versehenen Exemplare einer südafrikanischen Maus errichte ich die neue Gattung Mystromys, welche ein Mittelglied zwischen Meriones und Hypudaeus bildet, mit letzterer Gattung im Habitus, mit ersterer mehr im Zahnbau übereinkommend. Die Gestalt ist mausartig mit ziemlich großem Kopfe; die Ohren sind besonders groß und breit, im Umfange gerundet, auf der untern Hälfte der Rückseite lang und buschig behaart, auf der obern mit kürzern angedrückten Haaren, was auch vom Außenrande der Innenseite gilt, die im Uebrigen ziemlich kahl ist. Die Schnurren sind von Kopflänge; die Oberlippe in der Mitte ausgeschnitten, aber nicht

vollständig gespalten. Die Füße verhalten sich wie die der Mäuse; der Schwanz ist mittellang, dicht mit kurzen Haaren besetzt, und läuft in eine stumpfe Spitze aus, ohne daß an selbiger die Haare länger würden. Die Behaarung ist reichlich, lang und weich.

Das Gebiß ist eine Modification von dem der Rennmäuse. Die Schneidezähne haben die Form von diesen, doch geht ihnen die Längsfurche ganz ab. Backenzähne sind $\frac{3}{3}$ vorhanden, wovon der vorderste aus 3, der mittlere aus 2, der hintere nur aus einer Lamelle besteht, an welcher sich hinten noch ein kleineres Stümpfchen anlegt, so daß dadurch eine Art Kleeblatt entsteht. In dieser Beziehung kommt die Löffelmaus mit den Rennmäusen überein, unterscheidet sich aber sehr wesentlich gleich dadurch, daß die Lamellen der Backenzähne nicht nur schmäler als bey diesen, sondern auch in der Mitte gebrochen und die Hälften etwas hintereinander geschoben sind; die vorderste Lamelle des ersten Zahns ist jedoch wie bey den Rautenmäusen einfach und nicht größer als eine der gebrochenen Hälften. Hinsichtlich der gebrochenen Beschaffenheit der Zähne besteht einige Aehnlichkeit mit den Feldmäusen, aber bey diesen ist nicht bloß die Zahl der Seitenstücke weit größer, sondern sie stellen auch dreyseitige Prismen vor, während sie bey der Löffelmaus abgerundet und etwas gewunden sind.

Der Schädel ist wie der der Rennmäuse geformt, mit dem Unterschiede, daß die Paukenknochen kleiner, mehr denen der Feldmäuse ähnlich sind, weßhalb auch der Zwischenraum zwischen ihnen und dem hintersten Backenzahn größer ist und die Gaumenflügel des Keilbeins viel ansehnlicher sich ausbreiten können.

a. M. albipes Wagn. Die weißfüßige Löffelmaus.

M. subbruneo-griseus, nigro-irroratus, subtus griseo-albidus, pedibus albis, cauda supra fusca, infra albida.

Die ganze Oberseite ist licht bräunlichgrau mit Schwarz melirt; die ganze Unterseite graulich weiß. Alle Haare sind in ihrer untern Hälfte schieferschwarz, auf der Oberseite in ihrer obern Hälfte licht bräunlich grau und meistentheils mit schwarzen Spitzen, auf der Unterseite ist die Endhälfte der Haare weißlich. Die Füße unterscheiden sich von dem übrigen Theile der Gliedmassen durch ihre schnell abgesetzte kurze Behaarung, so wie durch den lichtgelblichen Anflug der weißen Haare. Der Schwanz zeigt oben die Farbe des Rückens, unten ist er weißlich. Die Behaarung der Ohren ist außen von Rückenfarbe, innen nach unten braun, nach oben grauweißlich. Von den Schnurren sind die vordern meist weiß, die hintern schwarz.

Körper, in gerader Linie	4″	11‴
Körper, nach der Krümmung	5	3
Schwanz	2	4
Ohrlänge	0	$9\frac{1}{2}$
Ohrbreite	0	7
Hinterfuß mit Kralle . .	0	$11\frac{1}{2}$

Die Heimath ist Südafrika, woher die Sammlung durch den Naturalienhändler Drege ein Exemplar erhielt.

3. Euryotis pallida Wagn. Die falbe Ohrenmaus.

E. supra flava, nigro-intermixta, lateribus subtusque e lutescente albida; auriculis mediocribus; cauda supra nigra, basi flavida, subtus lutescente; dentibus primoribus superioribus bisulcatis, inferioribus unicanaliculatis.

Von dieser Art, die schon durch die eigne Furchung der Vorderzähne von den andern sich unterscheidet, hat die Sammlung zwey Exemplare erhalten: ein ausgewachsenes und ein jüngeres. Die Ohren sind hier nicht so groß als bey unisulcata. Die obern Vorderzähne haben zwey Längsfurchen: eine stärkere am Außenrande und eine feinere am innern; die untern Schneidezähne haben ebenfalls der Länge nach eine flache Auskehlung. Von den obern Backenzähnen hat der vordere 3, der mittlere 2 und der hintere 4 Lamellen; von den untern hat der vordere 3 nebst einem Ring, der mittlere und hintere jeder 2 Lamellen. Die Farbe der Oberseite ist falb mit Schwarz gesprenkelt, indem hier die in der Wurzelhälfte schieferschwarzen Haare an der äußern Hälfte falb sind, häufig mit schwarzen Spitzen oder ganz schwarzen Haaren unter-

mengt. Die Hals- und Leibesseiten sind lichtgelb, mit geringer schwarzer Sprenkelung, die Unterseite ist noch lichter, die Füße hellgelblich, die Ohren fahlgelblich behaart. Der Schwanz ist auf der Unterseite lichtgelblich, auf der obern anfangs blaßfalb, dann braunschwarz mit schwarzer Spitze. — Die Länge des größern Exemplars ist in gerader Linie 5'' 9''', nach der Krümmung 6'' 1''', des Schwanzes, dem die Spitze fehlt, 2'' 7'''; am kleinern mißt der Körper nach der Krümmung 5'' 3''', der Schwanz 2'' 6'''. — Die Heimath ist Südafrika, von woher uns durch Drege zwey Exemplare zukamen.

4. Dendromys pumilio Wagn. Die falbe Baummaus.

D. fulvus, subtus albus.

Die Gattung Dendromys ist durch die Beschaffenheit ihrer Füße und ihres Gebißes von Mus hinlänglich verschieden, so daß ihre generische Absonderung vollkommen gerechtfertigt ist. Bisher kannte man nur die eine Art, welche Smith unter dem Namen Dendromys typus bekannt gemacht hat, die aber schon früher von Brants als Mus mesomelas publicirt worden war. Eine zweyte Art der Baummäuse stelle ich nach einem Exemplare auf, das die hiesige Sammlung von Drege acquirirte. Von Dendromys mesomelas unterscheidet sich die neue Art durch viel geringere Größe und den Mangel der schwarzen Rückenlinie, so wie durch die röthliche Beymischung am Unterleib. Die Farbe des erwähnten Exemplars ist auf der Oberseite lebhaft rostfalb, auf der Unterseite und Oberlippe weiß. Die Ohren sind außen und innen spärlich mit rostfarbigen, die Füße und Zehen mit weißlichen Härchen dünne besetzt; die Schnurren sind schwärzlich, einige mit lichten Spitzen. Die einzelnen Haare der Oberseite sind in ihrer untern Hälfte schieferschwarz; auch sind ihnen viele ganz schwärzliche Haare eingemengt. Die Härchen des Schwanzes sind lichtgräulich; die Krallen weißlich, an der Wurzel mit rothbraunem Fleck.

Körper in gerader Linie 2'' 8''', Körper nach der Krümmung 2'' 11''', Schwanz 3'' 8''', Ohr 0'' 5''', Vorderfuß mit Kralle 0'' $4\frac{1}{2}$''', Hinterfuß 0'' 8'''.

Die Heimath dieser neuen Art ist, gleich der schon seit einiger Zeit bekannten, die Südspitze von Afrika.

5. Pteromys aurantiacus Wagn. Das falbrückige Flatterhörnchen.

Pt. supra aurantio-fulvus, subtus albidus, sparsim ochraceo-lavatus; patagio prope carpum in angulum acuminatum excurrente, cauda plana disticha, castanea.

Es wundert mich, daß diese durch ihre Färbung höchst ausgezeichnete Art, von der ich aus der Würzburger Sammlung ein Exemplar zur Ansicht erhalten habe, von den holländischen Naturforschern, die auf den sundaischen Inseln für das Museum in Leyden sammelten, nicht aufgefunden worden ist. In der Form des Kopfes, der Ohren, der Flughaut und des Schwanzes kommt sie ganz mit Horsfield's Pt. lepidus überein, ist aber größer. Die Bartborsten sind wie bey letzterem, an den Wangen oder vor den Ohren sind aber gar keine vorhanden, was auch gleich von Pt. genibarbis unterscheidet. Die Farbe der Oberseite des Kopfes, Halses und Rumpfes ist ein lebhaftes Orangeroth, das hie und da etwas schwarz gescheckt ist, indem die untere Hälfte der Haare schieferfarben ist, was gegen die Mitte ins Schwarze übergeht. Auf den Armen, Schenkeln und der dem Leibe zunächst liegenden Hälfte der Flughaut fallen die Haarspitzen mehr ins licht Fahlgelbe; die äußere Hälfte der Flughaut ist mit einfarbig dunkelbraunen Haaren besetzt. Die ganze Unterseite ist weiß, an den Wangen, Seiten und beyderseits neben den Schenkeln mit ockerfarbigem Anflug. Die äußere Hälfte der Flughaut ist auch auf der untern Seite braun; ihr Rand weiß, in ähnlichem Verhältniß wie bey Pt. lepidus. Der Schwanz ist rostig-kastanienbraun; an der Wurzel zu beyden Seiten orangegelb eingefaßt. Die Farbe der Ohren, Zehen, Sohlen und Krallen wie bey Pt. lepidus.

Körper . .	5''	10'''	Ohr . .	0''	5'''
Schwanz *) .	4	3	Flugweite .	5	3

Die Heimath ist die Insel Banka.

*) Der Schwanz ist am Ende etwas verstoßen.

6. **L. mediterraneus** Wagn. Der mittelmeerische Hase.

L. timido multo minor, auriculis capite longioribus, medio nudiusculis, apice nigris; nucha artubusque ochraceo-rufescentibus, cauda supra nigra, infra alba, stria alba post oculos.

Der Hase. Cettis Sardinien.

Lepus timidus? Küster, Isis. 1835. S. 80.

Der Hase von Sardinien, von welchem ich mehrere Exemplare bey C. Küster sah, auch eines für das hiesige Museum acquirirte, weicht von dem gemeinen Hasen in der Größe, Behaarung der Ohren und selbst zum Theil in der Färbung so auffallend ab, daß er nicht bloß als eine Abänderung, sondern als eine eigene Art angesehen werden muß, wenigstens mit demselben Rechte als dieß für den kapischen der Fall ist. An Größe steht der sardinische Hase dem unsrigen um mehr als $\frac{1}{3}$ nach; seine Ohren sind zwar ebenfalls länger als der Kopf, sind es aber in noch etwas höherem Grade als bey diesem; die Gliedmassen sind schmächtiger; der Schwanz hat ohngefähr dieselbe relative Länge; die Hinterläufe ebenfalls. Während die Ohren bey unserem Hasen innen und zumal außen dicht behaart sind, sind sie bey dem sardischen längs der Mitte, zumal der Innenseite, nackt und nur spärlich mit kurzen Härchen überflogen, welche die Haut nicht verdecken können; nur die Ränder und die umgeschlagene Vorderfläche ist dicht behaart. Die Rückenfläche der Ohren hat bey unserem Hasen gegen außen hin einen großen weißen Längsfleck, der oben bis zur Ohrspitze durch einen langen und breiten schwarzen Fleck ersetzt wird; bey dem sardischen Hasen ist die Rückenfläche des Ohres bloß weißlich angeflogen und die schwarze Ohrspitze zieht sich am Außenrande zwar eben so tief als bey dem gemeinen herab, doch nur als ein schmaler Saum, der weiter hinab durch einen weißen ersetzt wird. Der Hinterkopf und Oberhals ist einförmig roströthlich, ohne eingemengte dunklere Haare. Diese röthliche Färbung contrastirt sehr mit der übrigen Färbung der Oberseite, die weit weniger Röthlich, aber desto mehr Schwarz als bei unserem Hasen aufzuweisen hat, indem die schwarzen Ringe der Haare breiter, die lichten schmalen und blasser sind, so daß der Vorderkopf von der Nase an und der Rücken eine schwarz und fahlgelblich melirte Farbe haben wobey das Schwarze sich sehr bemerklich macht. Unterkinn und Kehle sind weißlich; der Vorderhals, die Brust, die Leibesseiten und die Gliedmassen sind roströthlich; der Unterleib schmal gelblich weiß. Der Schwanz oben schwarz, unten rein weiß. Der Augenkreis ist weißlich und setzt sich in einem weißen Streifen hinter den Augen fort. — Dieser sardische Hase hat mehr Aehnlichkeit mit dem kapischen L. rufinucha, unterscheidet sich von diesem aber durch die Rostfarbe der Beine und geringere Größe.

Körper in gerader Linie	13″	6‴
Körper nach der Krümmung	15	5
Kopf	3	5
Ohren	4	3
Ohrspalte	3	8
Schwanz mit Haaren gegen	3″	0‴

Als Heimath ist Sardinien bekannt, wo er jetzt durch die verbesserten Jagdgesetze nicht mehr so selten ist als sonst. Er kommt häufig im Campidaneo und in den Hochebenen bei Nurri und Escalaplana vor, wo ihrer viele erlegt werden und die größer sind als die Hasen der Niederungen. Wahrscheinlich beschränkt sich diese Art nicht bloß auf Sardinien, sondern ist am Mittelmeere weiter verbreitet, wenigstens sollen nach Natterer's *) Angabe die Hasen um Gibraltar etwas kleiner und Vorderfüsse und Schenkel ockerfarbig seyn, was auch bey den sardischen der Fall ist. **)

*) Schinz in der Uebers. von Cuv. Thierr. I. S. 316.

**) In den 22 Heften, die wir dahier von Bonaparte's Fauna italica besitzen, ist der Hase noch nicht abgehandelt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

Auszug
aus der von Hrn. K. Tutscheck am 2. Januar 1841 vor der philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu München gelesenen Abhandlung:

„Ueber die Galla, mit Rücksicht auf Tumale Darfur und Dar Denka.“

Im Jahre 1838 unternahm bekanntlich Seine Hoheit der Herzog Maximilian in Bayern eine Reise in den Orient, zunächst nach Aegypten und Nubien, und von dort wieder in Kairo angekommen, zu Lande nach Palästina und Syrien, wo ihn der Ausbruch der Pest von der weitern Fortsetzung seiner Reise abhielt und zur Rückkehr über Malta vermochte. Sein Tagebuch hat er selbst unter dem Titel: „Reise in den Orient von Maximilian Herzog in Bayern“ bekannt gemacht. Während jener Zeit als Lehrer des Prinzen Ludwig im herzoglichen Hause beschäftiget, hatte ich nicht die geringste Ahnung, daß gerade diese Reise, die meinen bisherigen Wirkungskreis und eigenen Geistesgang nicht im Entferntesten zu berühren schien, meinem Leben und Streben eine ganz neue und eigenthümliche Richtung geben sollte; aber so war es.

S. Hoheit der Herzog brachte nämlich bey seiner Rückkehr vier schwarze Knaben, die er in Kenne, Kairo und Alexandrien losgekauft hatte, mit sich nach München, und beauftragte mich mit der Erziehung derselben. Ich übernahm das seltne Amt damals sogleich und unbedenklich, jedoch nicht ohne einige Besorgniß wegen eines aus vielen Gründen leicht möglichen Mißlingens des Unternehmens. Zog mich schon die Neuheit der Sache an sich sehr an, so war es noch mehr die wissenschaftliche Neugierde, ob es nicht möglich sey, wissenschaftlich Interessantes über die Heimath und die früheren Verhältnisse dieser armen Kinder zu erfahren und so vielleicht nur Etwas zur näheren Erforschung des noch so sehr unbekannten Africa beytragen zu können. So begann ich im November 1838.

Welche Schwierigkeiten der erste Anfang eines Unterrichts gehabt habe, wo das dem Lehrer sonst zur Einwirkung auf die Schüler vor Allem erforderliche Mittel des gegenseitigen Verständnisses fehlte, wird man leicht beurtheilen können, zumal wenn man dabey noch berücksichtigt, daß sogar den ersten deßfallsigen Bestrebungen fast unübersteigliche Hindernisse in dem bekannten, allen Afrikanern theils angeborenen, theils durch die Verhältnisse aufgedrungenen Mißtrauen und Argwohn gegen Weiße entgegentraten — und ich umgehe deßhalb gern eine genauere Schilderung jener ersten 4 verdrüßlichen Monate, wo ich täglich viele Stunden, verhöhnt und verlacht von den Knaben, denen ich, da sie nicht begriffen, was mit ihnen vorgehen sollte, mehr als Plagegeist, denn als ein Mann erschien, der ihr Bestes wollte, mit Händen und Füßen docirte.

Im Februar 1839 endlich gab ein von mir glücklicher Weise benützter Umstand diesem mühseligen Treiben eine freudigere Wendung. Einer von den Knaben wurde nämlich damals bedenklich krank, und während er unter meiner Aufsicht und meiner immer von der liebevollsten Zusprache begleiteten

Pflege nach und nach genas, hatte ich den ersten und wichtigsten Sieg, das Vertrauen und die Zuneigung des Kranken für immer gewonnen, und wie bey ihm, sah ich nun zu meiner großen Freude, auch bey den Uebrigen den hartnäckigen Argwohn in das unbedingteste Vertrauen und in die kindlichste Zuneigung übergehen. — Aber dieß war nicht das Einzige — ich gewann in derselben Zeit die noch weit wichtigere Ueberzeugung, daß ich mich mit meiner Rechnung auf interessante Mittheilungen über die Heimath und die früheren Verhältnisse der Knaben keineswegs getäuscht hatte. Denn gerade in die Zeit dieser Krankheit fallen die ersten Resultate meiner so lange vergeblichen Fragen und Forschungen in dieser Beziehung, und sie wurden dann die Führer auf dem verworrenen und ungebahnten Wege, den ich jetzt noch gehe. Ich lernte dort vor Allem die Leute kennen, mit denen ich es zu thun hatte und erfuhr, daß ich die Repräsentanten von vier verschiedenen Völkern, einen Galla, einen Umale, einen Darfurianer und einen aus Dar Denka vor mir hatte, die aus ihrer Heimath gestohlen und durch die Barbarey des ägyptischen Sklavenhandels aus dem Innern von Afrika an den Nil verkauft, nur durch das Bedürfniß gegenseitiger Verständigung gezwungen waren, sehr dürftig den arabischen Vulgardialect radebrechen zu lernen, selbst aber vier von einander ganz verschiedene, weder unter sich noch mit den bekannten afrikanischen, namentlich mit dem semitischen, verwandte Sprachen als Muttersprachen reden — ferner daß 3 von ihnen bey der Acquisition durch den Herrn Herzog, nicht länger als Ein Jahr von ihrer Heimath entfernt waren, und endlich, daß diese drey bereits in einem hinreichenden Alter stehen, und so vortreffliche Anlagen besitzen, daß ich nicht nur interessante linguistische Mittheilungen, sondern auch Urtheile über die Verhältnisse ihrer Heimath in ethnographischer und topographischer Beziehung erwarten konnte, die den meisten Berichten unserer bisherigen Reisenden in diesen Ländern an die Seite treten, ja aus vielen Gründen sogar sicherere Aufschlüße geben dürften.

Ich fing nun damit an, auf der Königlichen Hofbibliothek zu München Alles nur irgend auf die fraglichen Länder Bezügliche genau durchzusehen, um mich zu orientiren, in wie weit von Andern bereits vorgearbeitet sey, und wo meine Arbeit beginnen müsse. Hier war indeß die Aernte sehr spärlich, doch so, daß die kleinen Vocabularien von Ludolf, Salt, Seetzen, Burckhart, Rüppel und besonders die Reisebeschreibung von Bruce die ersten Angaben meiner Zöglinge fast durchgängig bestätigten und mir, wie bemerkt, die Distrikte in dem Labyrinthe anwiesen, wo ich nun einiges Licht zu verbreiten mich berufen glaubte.

So stand die Sache bis zum July 1839. Es geschah bis dorthin, was geschehen konnte, d. h. mein Verfahren war dasselbe, wie das aller Reisenden, ich sammelte während des Unterrichts in der teutschen Sprache so viele Wörter aus diesen neuen, als eben bey der noch sehr geringen Möglichkeit mich verständlich zu machen, thunlich war. Natürlich hatten aber diese ersten Ergebnisse auch dieselben Mängel wie die Resultate jener Reisenden, und konnten eben so wenig als Repräsentanten der Sprachen gelten, aus denen sie genommen waren, wie jene. Indessen übertrafen schon dort meine Vokabularien alle vorhandenen wenigstens um das Zehnfache an Umfang und ich hatte neben ihnen mit den Knaben noch eine andere Arbeit, nehmlich den Entwurf von Specialkarten ihrer Wohnorte, in vielen von einander getrennten Versuchen beendigt. Hievon enthält namentlich die Karte des Umale gegen 100 nach der Entfernung von Tagreisen und Stunden eingezeichnete Namen von Orten, Flüssen und Bergen.

Trotz des so glücklichen Fortganges meines Unternehmens war ich indessen damals noch in großer Sorge, ob die Sache wirklich die Opfer verdiene, die ich ihr schon gebracht hatte und noch bringen muß und ob sie zu dem vorgesteckten Ziele führen würde. In dieser Herzensangst wendete ich mich an den Mann, der in afrikanischen Dingen die erste Stimme hat, an Herrn Professor Carl Ritter in Berlin und gab ihm in einem Briefe eine Uebersicht über die Entstehung und den Verlauf der Sache, nebst einigen linguistischen Proben. Und wie freudig wurde ich einige Monate später überrascht, als er mir in einem Schreiben Muth einsprach, mich zur Fortsetzung dieser Bestrebungen im Namen der Wissenschaft aufforderte und zum

Beweise, „welches Interesse er selbst an der Sache genommen und welches er dafür bey andern zu erwecken gesucht habe,“ den Monatsbericht des geographischen Vereins in Berlin vom Monat Mai 1839 zusandte, wo ein Auszug aus seinem Vortrage abgedruckt ist, den er über meinen mageren Brief in der Societät gehalten hatte. Der Befolgung seines wohlgemeinten Rathes und seiner weisen Vorschläge hatte ich es bald darauf zu verdanken, daß die Sache einen wissenschaftlicheren Character annahm. Ich verließ den bisherigen Weg der Vokabulariensammlung und richtete nun alle Kraft darauf, meine Zöglinge so bald als möglich dahin zu bringen, daß ich, wenn auch noch innerhalb eines beschränkten Horizontes, immerwährende Unterhaltung über ihre Länder pflegen konnte — und während dieß meiner Liebe zum Werke nach und nach gelang, das ohnehin vorhandene Heimweh und die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande so zu nähren und zu veredeln, daß die Ueberzeugung in ihnen recht lebendig wurde, treue Mittheilungen ihrer Erinnerungen an mich, verbunden mit dem, was sie aus meiner Hand empfingen, seyen die sicherste Gewähr, nicht nur jene Sehnsucht einst stillen zu können, sondern auch für die Erreichung des weit edleren Zieles — aus der Fremde, in die sie ein hartes Geschick verstoßen und wo sie, die hilflosen Waisen, ein menschenfreundlicher Fürst in seine Vaterarme aufgenommen, zum Heile und Segen ihres Vaterlandes gewirkt und so den Beruf erfüllt zu haben, den ihnen eine höhere Hand auferlegt habe.

In diesem Sinne und für diesen heiligen Zweck begeistert haben wir uns gegenseitig Lehrer und Schüler bisher redlich gearbeitet und es liegt vor mir bereits ein reicher Schatz von Früchten dieser Bemühungen, deren Zubereitung zum Frommen der Völker, denen sie zugedacht sind, eine meiner wichtigsten Lebensaufgaben seyn soll. Unter diesem Schatze meine ich die an die Stelle der früheren herausgefragten Vokabularien getretenen freyen Dictate der Knaben in ihren Muttersprachen über alle Verhältnisse ihres Vaterlandes, die nun theils den ethnographischen und topographischen, theils den linguistischen Forschungen als Grundlage dienen.

Um einen specielleren Ueberblick zu geben, will ich von jedem der vier Knaben besonders reden.

1) Djalo Djondan Arè, jedenfalls der Tüchtigste von Allen. Er ist zu Deling'n in Tokok'n einem in den Nubabergen unterhalb Kordofan gelegenen, unter der Oberherrlichkeit des Königs von Takle (Takele, Tokole) stehenden kleineren Fürstenthum geboren und ist der Neffe des wenigstens noch bey seinem Weggang dort regierenden erblichen Königs Wofter Mat. Das Volk, dem er angehört, heißt Jumale, wovon auch seine Sprache den Namen doa i Tumale führt und von der die doa i Dair ein sehr verwandter, dem jungen Referenten ebenfalls geläufiger Schwesterdialect ist. Die Reichhaltigket und Vollständigkeit der Dictate des nun etwa 17jährigen Umale und die unbefangene klare Lebensanschauung in denselben, die schöne meist poetische Diction zeugen nicht nur deutlich von seiner eigenen guten Erziehung, sondern überhaupt von einem hohen Grad von Bildung seines Volkes in seiner Art und werden viel beytragen, das harte Vorurtheil der Europäer gegen alle schwarzen Völker, wie wir es leichtfertigen Reisenden zu verdanken haben, wenn nicht zu widerlegen, doch sehr in Zweifel zu ziehen.

Die Mittheilungen beginnen mit einer bis auf die Urgroßältern zurückgehenden gegen 130 Namen enthaltenden Genealogie seiner Familie und Verwandtschaft und einer Orientirung über die Topographie ihrer Wohnsitze, woraus die erwähnte Karte entstanden ist. Hierauf folgen alte Volkssagen über die Herkunft und die früheren Schicksale der Jumale überhaupt und dann durch zwey Bände hindurch die interessantesten Berichte über den jetzigen Zustand, über Religion, Sitten und Gebräuche. Dieß zusammengestellt und geordnet wird ein ziemlich vollständiges Ganzes bilden und ein klares Bild jenes merkwürdigen Volkes geben können. Jedoch muß wohl die Zusammenstellung dieser reichen Stoffe noch verschoben werden, da gerade diese Quelle unbegreiflich reichhaltig immer fließt und in diesem Augenblicke noch gegen 50 Themate für Dictate unerledigt liegen. Auch über den innern Bau der Sprache kann ich mir wegen ihres Reichthums an Wörtern und Formen noch nicht genügende gram-

matische Rechenschaft geben, obgleich ich Alles übersetzen und verstehen kann. So viel aber ist gewiß, daß ich hier die reichhaltigste Grammatik und ein umfassendes Lexicon liefern werde.

Von dem Zweyten einem Boranna-Galla, muß unten weitläufiger die Rede seyn.

3. Musālam Motekutü, aus Metem in Dar-Fur, etwa 7 Tagreisen südlich von Kobbe, der Hauptstadt des Landes. Er ist gegen 14 Jahre alt, aber im Ganzen weniger geistreich als die beyden vorhergehenden, weßhalb auch seine Dictate in Bezug auf ihren Inhalt weniger Werth haben, da alle noch zu sehr das Gepräge der Kindheit tragen, was bey den Andern fast verschwunden ist. Indeß spricht er seine Sprache, von der wir nur ein sehr dürftiges Vocabularium haben, noch ganz geläufig und ich habe davon bereits fast eben so viele zusammenhängende Proben, besonders Mährchen und Lieder, gesammelt, wie von den Sprachen der Andern, weßhalb ich auch hierin Gründliches leisten zu können gewiß bin.

4. Awan. Bey diesem vierten Knaben, dem jüngsten von Allen, er mag etwa 12 Jahre alt seyn, habe ich eine psychologisch merkwürdige Erfahrung gemacht, die wohl werth ist, zum Gegenstand besonderen Nachdenkens gemacht zu werden. Während des ganzen ersten Jahres nämlich, wo ich mit den drey übrigen so froh vorwärts arbeitete, antwortete mir dieser immer traurig, er wisse nichts mehr von seiner Heimath, er sey zu klein gewesen, als er fortgekommen. Im Anfang glaubte ich, das alte Mißtrauen spräche aus ihm; weil er aber in allem Uebrigen aufrichtig war, nahm ich seine Aussage für wahr und ließ ihn, da die andern Quellen um so reichlicher flossen, lange Zeit unbeachtet. Diese unwillkührliche Vernachlässigung von meiner Seite hätte indeß fast schlimme Folgen gehabt. Der Knabe wurde still — mürrisch — und endlich fand ich ihn viele Tage nach einander weinend, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, den Grund davon aus ihm herauszubringen. Unter vier Augen aber sagte er mir, daß er Heimweh habe und sich nach seinen Verwandten sehne; auch seyen ihm die Namen seines Vaters, seines Bruders, seiner Mutter und sein eigener eingefallen, aber „ich würde es ihm nicht glauben."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. rc.

(Schluß.)

3. Man wird sich erinnern, daß Hr. Schröder die Behauptung, durch schnelle Abkühlung der glühenden Extremität eines Metalles werde an dem anderen Ende Wärme erzeugt, widerlegt habe, welches auch Hr. Pr. Böttger bey Platin, Kupfer, Eisen, Silber, Neusilber und Palladium bestätiget fand. (60. 61.)

D. Meteorologie.

1. Hr. Capocci, Director der Sternwarte zu Neapel beobachtete, daß nach der Eruption des Vesuv's (am 1. Jan. 1839) die Declination plötzlich um wenigstens einen halben Grad zunahm. (192)

2. Am 3. July (1838?) waren die Gipfel der Berggruppe von Salazes auf der Insel Bourbon (20 — 21° S. Br.) (namentlich der Piton des Neiges mit Schnee bedeckt. (192.)

Am 17. July (1840) 7½ Uhr Morgens sahen die Bewohner der Dörfer Locate und Golasecca bey Mailand zu gleicher Zeit drey weißlich leuchtende Meteore, und hörten bald darauf einen Knall wie einen Kanonenschuß. Auf dem Gebiete von Ceresetto, (Provinz Casal-Montferrat) westlich von Mailand, 20 Lieues von Locate, fiel ein Meteorstein von 10 Pfd. 2,2 Unz. (piemonteser Gewicht), der über 20 Zoll tief in die Erde einschlug. Zwey andere Steine fielen in der Nähe, wurden aber nicht aufgefunden. (668).

4. Hr. Walferdin untersuchte im October 1839 zwischen 8 und 9 Uhr Morgens die Temperatur der am Fuß des Plateau von Langres entspringenden Quellen der Marne, der Seine und der Maas, und fand die Temperatur der Marne = 9°,669 C. 1°8 C. niedriger als die der Luft, die Temperatur der Seine = 9°,182 C. 5°,68 C. höher als die der Luft, und die Temperatur der Maas = 10°,95 C. und 3°,55 niedriger als die der Luft. (551 — 552.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

Auszug

aus der von Hrn. K. Tutscheck am 2. Januar 1841 vor der philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu München gelesenen Abhandlung:

„Ueber die Galla, mit Rücksicht auf Tumale Darfur und Dar Denka."

(Fortsetzung.)

Ich versicherte nun mit innerer Reue über mein bisheriges Verfahren den Weinenden meines vollkommenen Zutrauens und schrieb die Namen auf; dann drang ich noch weiter in ihn, ob er gar kein Wort aus seiner Sprache behalten habe und wirklich fielen ihm nach langem Nachdenken zwey ein: Kur, der Berg, und Kir der Fluß. Zu meiner großen Freude fand ich die beyden Wörter in Rüppels Vocabularien unter der Aufschrift Dar Denka mit derselben Bedeutung. Nachdem ihm durch ununterbrochenes Nachdenken und unausgesetztes Zureden von meiner Seite in den folgenden Tagen noch 6—8 mit dem Rüppel'schen Vocabular übereinstimmende Wörter eingefallen waren, nannte ich ihm endlich den Volksnamen Denkawi, den er mit einem Freudenruf sogleich für den seines Volkes erkannte. Es war hierauf herrlich, das mehrerwähnte Vocabular mit ihm durchzugehen und die Wirkung der alten bekannten Laute auf den Knaben zu beobachten, rührend auch die Freude seiner drey schwarzen Freunde, denen er durch das Wiederauffinden seines Vaterlandes gleichsam erst ebenbürtig geworden war. Durch das immer angeregte Nachdenken über seine Vergangenheit kam er hierauf in den Stand, ein jetzt bereits gegen 500 Wörter enthaltendes Vocabular zusammen zu schreiben und ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß ihm endlich auch noch Zusammenhängendes zurückkommen wird. — Der Knabe wurde etwa in seinem 4ten Lebensjahre im Kriege, worin seine Aeltern umkamen, fortgeschleppt und wurde endlich, nachdem er in der Zwischenzeit durch viele Hände gegangen war, nach Kenne verkauft, wo ihn der Herr Herzog fand.

Ich komme nun zu dem oben schon im Vorübergehen erwähnten Galla. Akafede Dalle gehört einem der seit 1537, besonders für Abyssinien so furchtbar merkwürdig gewordenen Galla-Stämme an und zwar dem Stamme der Boranna. Seine Heimath ist Hambo, ein District in dem Lande Liban, südöstlich von Guduru, etwa unter 7° N. B. Sein Geburtsort ist Bodschi, sein Alter zwischen 16 und 17 Jahren. Er wurde in seiner Heimath von der Weide verlockt und von seinem Räuber in Gondar an einen Sclavenhändler verkauft, der ihn nach einem halbjährigen Aufenthalt dort mit einem größern Transport nach Alexandrien brachte, wo er ins Haus des dänischen Consuls Dumreicher kam, aus dessen Hand ihn der Herr Herzog empfieng.

Eine ausführliche Schilderung seiner Jugendjahre bis zu seiner Ankunft in Alexandrien, die besonders den Weg von Hambo bis Gondar genau beschreibt, hat er mir kürzlich in seiner Sprache geschrieben mitgetheilt.

Der Umstand, daß von den Gallas schon in früheren Reisebeschreibungen, besonders in Bruce öftere Erwähnung geschieht und auch von ihrer Sprache außer den Vocabularien von Ludolf und Salt in Bruce ein amharisch geschriebenes Fragment einer Uebersetzung des hohen Liedes enthalten ist, deren Fortsetzung Bruce im brittischen Museum niedergelegt hat, veranlaßte mich auf die Mit-

theilungen des jungen Galla die meiste Zeit und Mühe zu verwenden; und ich bin durch diese Studien, welche sich seit anderthalb Jahren glücklicher Weise des besondern Schutzes S. Hoheit des Herrn Herzogs zu erfreuen hatten, nun so weit gekommen, daß ich demnächst eine ziemlich vollständige Grammatik und ein reiches meist etymologisch geordnetes Wörterbuch veröffentlichen kann.

Es haben sich zum Gedeihen dieser Arbeiten in der letzten Zeit noch einige andere günstige Umstände vereinigt, die theils zur Erweiterung und Bereicherung meiner Erfahrungen, theils zur Bestätigung der gemachten sehr viel beygetragen haben.

Durch die Güte des Herrn Hofraths Thiersch erhielt ich nämlich kürzlich eine Notiz über die Galla in Limu, einem nach der Beschreibung meines Referenten nordwestlich von Hambo gelegenen Lande, die Herr Bibliothekar Jomard im Jahre 1839 in der Akademie zu Paris vorlas. Ich fand darin nur bekannte Sachen, sowohl im geographischen Theile, als auch in den wenigen mitgetheilten Sprachproben, wo ich namentlich die Gebete fast ebenso besitze, nur zum Theil mit einer andern Orthographie und einer durch sie bedingten verschiedenen Uebersetzung. Was über Sitten und Gebräuche gesagt ist, stimmt mit wenigen Ausnahmen mit meinen Wahrnehmungen überein. Außer diesem, mir besonders wegen des Vertrauens Anderer, sehr willkommenen schriftlichen Beweise für die Richtigkeit meiner aus hundertfältiger Vergleichung vieler Dictate gezogenen Resultate habe ich aber durch eine eigenthümliche Fügung vor einiger Zeit sogar einen sprechenden Beweis dafür erhalten, und ich kann dieß füglich ein wichtiges Ereigniß für die gute Sache nennen. Ich habe nämlich im October v. J. Gelegenheit gehabt, mit meinem Galla noch einen zweyten zu meinen Studien zu benützen. Derselbe war mir schon am ersten Tage seiner Ankunft in München zufällig bekannt geworden und sein Herr, Mr. Pell, der sich sogleich lebhaft für mein Unternehmen interessirte, verlängerte mir zur Liebe seinen Aufenthalt um mehrere Wochen und gestand mir während dieser Zeit vollkommene Verfügung über den Knaben zu. Dieses heitere Zusammenwirken hat neben dem reichen Schatze von ganz neuen Ergebnissen besonders noch die wichtige Folge gehabt, daß durch Berührungen von Aehnlichem in meinen Zöglingen täglich wieder Erinnerungen an Sachen auftauchten, die außerdem für immer verwischt geblieben wären.

Dieser zweyte Galla heißt Oidschu Aga, und ist in Urgesa, in Lande Sibu, geboren, das auf der Karte des Herrn Jomard ganz im Süden von Limu angegeben und wohl nicht sehr fern von Hambo ist, da Akafede auf der nach den Angaben des Aga entworfenen Karte mehrere Namen von Orten und den Namen eines Berges kennt. Außer mehreren Liedern, Gebeten, Mährchen, Wortspielen und anderen Kleinigkeiten verdanke ich Aga besonders die Mittheilung der Ordnungszahlen, die meinem Zöglinge unbekannt waren. Auch habe ich durch ihn die vermeyntliche Abyssinierin des Fürsten Pückler Muskau, die eine Galla aus Guma war, kennen gelernt und mehrere Lieder von ihr erhalten — und besitze so bis jetzt schon von 3 verschiedenen Gallas aus verschiedenen Ländern übereinstimmende Proben. Auch ist durch die Abreise des Aga die Reihe der Referenten für diese Studien noch keineswegs geschlossen, sondern im Gegentheil durch die Güte Se. Königl. Hoheit des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg bereits wieder die Benützung einer reichen Quelle in Aussicht gestellt. Der Herr Herzog hat nämlich von seiner Reise im Innern von Afrika nebst einigen andern Negern ebenfalls einen Galla mitgebracht, mit dessen Erziehung er sich selbst beschäftigt. Die Mittheilungen dieses Knaben werden um so werthvoller seyn, als derselbe aus einem viel weiter östlich gelegenen Galla-Lande ist. Der Herr Herzog hat mir bereits in einem sehr interessanten Schreiben die ersten Resultate seiner Mühen mit diesem neuen Referenten mitzutheilen die Güte gehabt und zugleich die Versicherung gegeben, daß ich denselben demnächst selbst benützen solle. In der Zwischenzeit wird eine bereits begonnene Correspondenz der beyden Galla in ihrer Muttersprache die Hoffnung auf wichtige ethnographische und linguistische Resultate wohl kaum täuschen.

Die Zusammenstellung aller bisherigen Berichte über die Galla, besonders der Bruceschen, sodann

der Notizen des Herrn Jomard und die Vergleichung derselben mit den nun von vier jungen Eingebornen, worauf ich sehr viel Gewicht lege, unbefangen und nach Gelegenheit, in ruhiger Unterhaltung, wie sie der Tag gab, eingezogenen geographischen und ethnographischen Nachrichten, verspare ich mir, um noch eine kurze Charakteristik der Sprache geben zu können, für eine besondere von der sprachlichen Tendenz freye Abhandlung und gebe hier nur noch einige allgemeine Winke.

Die Galla mögen früher ein nomadisches Hirtenvolk gewesen seyn, jetzt sind sie es nicht mehr, wenigstens nicht mehr in dem Sinne, welchen man mit diesem Ausdrucke zu verbinden pflegt. Sie leben zunächst in Hambo, diesem Districte von Liban, den ich durch Akasede genauer kennen gelernt habe, in Dörfern, die freylich, weil sie aus einzelnen oft von sehr großen Grundstücken umgebenen Gehöften bestehen, zum Theil sehr weitläufig seyn mögen. Auf dem Karten-Entwurf sind in Hambo 17 angegeben, während Liban außer Hambo noch 19 größere, wieder viele Dörfer enthaltende Districte, Länder, warra oder bia, umfaßt.

Die Hauptbeschäftigungen der Galla sind Ackerbau und Viehzucht, und der erstere wird in der Umgebung der Dörfer so ausgedehnt getrieben, daß aus Mangel an Futter für die bedeutenden Herden oft sehr entfernte Weideplätze gesucht werden müssen, was zu beständigen Streitigkeiten mit benachbarten Stämmen Veranlassung giebt. In den Dörfern giebt es Handwerker, besonders Weber, Gerber, Töpfer, Riemer und Metallarbeiter; man begreift alle unter dem Namen tumtu, was von dem Verbo tuma, „durch Schlagen bearbeiten," herkommt. Wie bey diesem Worte kann noch bey hundert anderen, besonders bei Namen, die genauere Bekanntschaft der Sprache zu wichtigen Aufschlüssen über die inneren und äußeren Verhältnisse dieses Volkes führen, wenigstens werden, da geschichtliche Documente ganz fehlen, solche auf genaue Sprachforschung gestützte Hypothesen immer erwähnenswerth seyn.

So habe ich seit langer Zeit über das Wort „Galla" selbst nachgedacht. Bruce sagt I. p. 401, daß es in der Landessprache „Hirt" bedeute, was falsch ist; denn Hirt heißt tiksitu oder bobastu, auch wohl egtu. Ich leite es von dem Stamme gala, heimgehen, die Heimath suchen, ab, wovon es viele derivata gibt z. B. gallà Reisevorrath, gallána Fluß im Gegensatz zu aba (Vater), dem größeren Strome (vielleicht dem Nil), oder zu Gibè, der in vielen Liedern als ein großes (vielleicht stehendes) Gewässer und als die Heimath der Flüsse Bodschi, Dúmuga, Dschallè, Mogòr, Daldallè und des reißenden Dabis bezeichnet wird. Ich bin daher durch diese Uebersetzung geneigt, den Namen Galla oder Gallána, wie er oft vorkommt, mit dem geschichtlich um 1530 eingetretenen großen Völkerzug vom Süden her in Verbindung zu setzen, der sich in 21 oder mehr reißenden Strömen von dem Bergkranz, der Abyssinien im Süden umschlingt, auf dieses unglückliche Land gestürzt und es zu seiner neuen Heimath gemacht hat. Wo der Zug ausging und ob er durch örtliche Verhältnisse oder durch andere noch größere Völkerbewegungen veranlaßt wurde, ist noch nicht ermittelt. Aber auch hier kann wohl die Sprachforschung einige Anhaltspunkte geben, die um so wahrscheinlicher werden, als sie die gründlichsten Antworten, die wir auf diese Fragen haben, nehmlich die von Ritter bestätigen, daß die Galla aus den Ländern westlich von Mozambique heraufgedrungen seyen. Es kommen nehmlich in jenen Ländern einige Namen vor, die Galla zu seyn scheinen, — was aber noch weit auffallender ist, ist eine Bemerkung, die ich jüngst zufällig machte, daß sowohl im Innern, als besonders an der Küste von Madagascar wenigstens 16 Namen von Volksstämmen, Orten und Flüssen angegeben sind, die als Galla-Wörter betrachtet übersetzt werden können, und fast alle eine für die hierauf gestützte Conjectur erklärliche Bedeutung haben; während sich auf dem ganzen großen Continente von Africa keine in dieser Weise übersetzbaren Namen finden. Wie leicht war es möglich, daß bey demselben Völkerdrang, der die Galla gegen Abyssinien vorschob, einige Stämme diese nicht sehr entfernte Insel bevölkerten und sich nach und nach so acclimatisirten, daß sie ihre Sprache verloren, die Namen sich aber erhielten, während dieselben in den früheren Wohnsitzen von den an die Stelle getretenen Völkern verdrängt wurden. Auch stim-

men die Berichte von Flacourt über die Sitten und Gebräuche der Madagassen vielfach mit denen der Galla überein; besonders darin, daß sie wie jene von einer Volksversammlung (bey den Gallas: gutè dubì), der die Aeltesten und Besten (moti, baesa, soresa, mangudò) als eben so viele Könige vorsitzen, regiert werden, ferner daß sie Opfer von Speisen und einem gewissen Getränke bringen, Auspicien und besonders Haruspicien, ähnliche Tänze und Spiele haben u. s. w.

Andere und noch sicherere Aufschlüsse können die Uebersetzungen der Stammnamen der Galla geben. So erklärt sich z. B. dadurch viel natürlicher, als es durch die gewöhnliche falsche Meynung geschieht, daß es die Lage der Wohnsitze oder die Sonne thue, warum die Galla theils braun, theils schwarz sind. Die schwarzen Galla gehören nämlich dem Stamme Ilma Garbà an, der überall zerstreut jetzt wohl von den Gallas selbst zum Völkercomplex gerechnet wird, ursprünglich aber von schwarzen Sclaven stammt, die in der Länge der Zeit, oder durch besondere Verhältnisse begünstigt, sich als freye Grundeigenthümer niedergelassen haben und mit dem Volke verschmolzen sind.

Von den übrigen Stammnamen, die noch übersetzt werden können, wie Damota, Tasko, Dada, Tulama, Gora, Giba, Warga rc. hebe ich nur noch den Stamm Ilmorma hervor, dessen Namen Herr d'Abbadie wohl fälschlich für den allgemeinen Namen der Galla-Sprache hält und dann afan ilma orma „Sprache des Sohns des Wanderers“ übersetzt, was unrichtig ist. Denn orma heißt fremd, als Gegensatz von warra, das „zur Familie, zum Stamme gehörig“ bedeutet. Der Umstand, daß auch dieser Stamm weit verbreitet und zerstreut unter die übrigen gemischt ist, läßt auf ein ähnliches Verhältniß wie bey dem Ilma Garbà schließen. Der Stamm ist wahrscheinlich ein später eingewanderter fremder, der nun mit den übrigen in Sprache und Sitte verschmolzen ist, aber wohl kaum der Sprache des ganzen Völkercyklus den Namen gegeben hat.

Nach meinen Referenten heißen die Galla ihre Sprache afan Galla und ich gehe nun zu einer kurzen Charakteristik derselben über.

Charakteristik der Galla-Sprache.

I. Alphabet.

Wenn die Galla-Sprache im Lande geschrieben wird, so muß sie ein ganz eigenthümliches Alphabet oder Syllabarium haben, da keines der bekannten ausreicht. Ich habe in Ermanglung eines solchen alle Dictate mit englischen Lettern geschrieben und für die fremden Laute besondere Bezeichnungen gewählt.

1. Die Vokale a, e, i, o, u können lang oder kurz seyn. Lang entweder von Natur oder durch Contraction. Besonders ist dieß bey a der Fall. Ich habe in Rücksicht auf die Entstehung der Länge dieses Vokals folgende Zeichen eingeführt: das von Natur lange a bezeichne ich: ā; das durch Contraction aus aa entstandene: a͡, das aus awa gewordene: $\overset{w}{a}$.

e hat zwey Laute; 1. wie das deutsche e in Rede, 2. wie der Umlaut ae; letzteres bezeichne ich ê.

Eigentliche Diphthongen, die schon in den Wortstämmen lägen, giebt es nicht; das Wort wau, nein, etwa ausgenommen, doch läßt sich auch dieses anders erklären. Alle andern Vocalconjuncturen sind erst durch Declination oder Conjugation entstanden.

2. Consonanten.

a) Die Labialen: b, f, m haben ihren gewöhnlichen Laut; w wird sowohl am Anfang als in der Mitte der Wörter wie das englische w gesprochen, so daß es oft einen Diphthongen zu bilden scheint.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

Auszug

aus der von Hrn. K. Tutscheck am 2. Januar 1841 vor der philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu München gelesenen Abhandlung:

„Ueber die Galla, mit Rücksicht auf Tumale Darfur und Dar Denka."

(Fortsetzung.)

b) Auf die richtige Aussprache der Dentalen ist die meiste Vorsicht zu verwenden, da immer das Verständniß dadurch bedingt ist. T Laute gibt es 4.

α) d, unser weiches d in dienen z. B. dina der Feind.

β) t, unser hartes und asperirtes t (t und th).

γ) d', ein ganz eigenthümlicher, für unser Organ fast unaussprechbarer Laut; er ist sehr weich und wird durch einen sanften Stoß der Zunge hinten vom Gaumen aus hervorgebracht, so daß zwischen ihm und dem darauffolgenden Vocal ein dem arabischen ع vergleichbarer zweyter Consonant oder eine Art Pause entsteht; z. B. mid'an Getreide.

δ) tˢ, ebenfalls ein eigenthümlicher Laut, der sehr hart mit fest an die Zähne gedrückter Zunge ausgesprochen wird, so daß nach dem Tlaut fast noch ein schwaches s hörbar wird und so gewissermassen das nur in einem einzigen Worte vorkommende z ersetzt scheint. z. B. tˢutˢa ich rauche.

n, l, n, r, s, sch haben ihren gewöhnlichen Laut.

dj, ein weicher Tlaut mit dem dem darauffolgenden j, z. B. djida naß; davon unterschieden ist dsch etwas weicher als unser tsch in deutsch.

Endlich gehört hieher noch ein eigenthümlicher Laut, der Zähne, Zunge, Nase und Gaumen zugleich in Anspruch nimmt, und der der einzige ist, den ich in meinem Galla nie richtig genug ausspreche, das n͡g, dem italienischen gn in legno oder dem spanischen ñ ähnlich, aber nicht gleich.

3. Palatinae. g hat immer den Laut des gelinden K Lautes, wie das deutsche g am Anfange der Wörter gehen, gießen; auch verschmilzt es nie mit n in den im Deutschen so häufigen Nasal ng, wie in singen, prangen, sondern wird immer vom n getrennt gesprochen; also dan-gà nicht dan͡ga die Nahrung.

g' ist ein gelindes k durch einen stärkeren Druck an den Gaumen hervorgebracht, als bey dem g nöthig ist. Auch auf diesen Laut muß wegen leicht möglicher Mißverständnisse viele Genauigkeit verwendet werden. So heißt gaga Wachs, g'ag'a Nuß.

k ist immer die harte Klemmung, wie in Kopf, kalt.

ch kommt nur in der Flexion als euphonistische Erweichung des k vor n und t vor. — j ist unser j in jung, Jahr.

4. Gutturales. — h kommt nur am Anfange der Wörter vor und ist die einfache Aspiration wie im Deutschen.

Endlich gehört hieher noch ein dem semitischen Ajin gleicher Laut, der sowohl in der Mitte als am Ende der Wörter, aber immer nach einem Vokal vorkommt und im ersteren Falle eine Trennung des Wortes durch eine eigenthümliche Art von Pause,



wie in harrca heute, im zweyten eine ganz hauchlose Kürze des Schlußvokals bewirkt z. B. g'ilec tief, reec die Ziege.

II. Verbum.

Obgleich es möglich wäre im Galla, nach dem Vorbilde der semitischen Sprachen, verschiedene Conjugationen nach der durch Afformationen (Praeformanten kommen nicht vor) an denselben Stamm modificirten Bedeutung aufzustellen, habe ich mich doch, um die Formenlehre in eine deutlichere Uebersicht zu bringen, vor der Hand dahin entschieden, nach europäischer Weise die Flexion als unterscheidendes Merkmal gelten zu lassen und jene Stammerweiterungen die verschiedenen Formen der Stammverba zu nennen.

Diese letzteren möge folgende Uebersicht der verschiedenen Formen des Stammes bâ (contr. aus baa) ich gehe hinaus, anschaulich machen.

I. bâ, ich gehe hinaus, die Stammform.

II. Form bad'a, ich gehe für mich hinaus, (mir zum Nutzen oder Schaden, daher zweyte Bedeutung) ich verliere mich. Die Anhängung der Endung – d'a, – ad'a, bey einer gewissen Klasse von Verbis – fad'a, gibt nämlich dem Verbo immer eine directe Beziehung auf das Subject und macht es theils zum reinen reflexivum, theils mit Rettung der transitiven Bedeutung so zu sagen zu einem transitivum reflexivum.

III. F. basa das Causativum der I. F. ich mache hinausgehen, ich vertreibe, bey Geld bekommt es die Bedeutung: ich bezahle.

IV. F. bafad'a, wo wieder das reflexive d'a an den in der zweyten pers. sing. sichtbaren Stamm der III. Form gehängt ist; die Bedeutung ist, ich mache für mich herausgehen, z. B. Speisen aus einer Schüssel, oder bey Geld, ich bezahle für mich.

V. F. basisa, das Causativum der III. F., ich mache, daß einer herausgehen macht, lasse vertreiben, bey Geld, ich lasse bezahlen.

VI. F. basifad'a, ist ganz der IV. Form nachgebildet und das trans. reflex. derselben, ich mache, daß einer für mich herausgehen macht, ich lasse für mich bezahlen.

Von allen transitiven Formen kann man auch ein Passivum bilden, indem man die Sylbe – ama an den Stamm, oder bey Intransitivis an den letzten Radical der transitiven Wurzelformen hängt und dann das neu entstandene Verbum regelmäßig durch alle Tempora conjugirt. So heißt das Passivum von basa: bafama, ich werde vertrieben; von basisa: basifama, man läßt mich vertreiben.

Eigentliche Modi, d. h. Modificationen des Verbi für die verschiedenen Ausdrucksweisen der Vorstellung und für die inneren Beziehungen der Satztheile zu einander sind im Galla nur der Indicativ, Imperativ und Infinitiv, vielleicht auch nach das wohl besser unter die Tempora zu rechnende Participium. Außerdem gibt es noch fünf verschiedene Modos, welche durch affixe Partikeln, die an alle Flexionsformen gehängt werden und theils an sich, theils von Conjunctionen bedingt eine besondere Färbung des Gedankens hervorbringen. Ueber ihre Benennung bin ich noch in Verlegenheit.

Tempora hat das Galla vier; das Praesens, einen Aorist, ein reines Perfectum und Futurum.

Das Praesens hat die einfachste Form, es setzt die Endung a an den Stamm. Ein Unterschied des Geschlechts ist nur in der dritten Person sing., wo eine eigene Form für das femin. vorhanden ist, die von der zweyten pers. sing. gebildet wird.

Die Flexion ist dann im regelmäßigen Verbo oder in der I. Conjug. folgende:

sing.	plur.
1. — a	1. — na
2. — ta	2. — tu
3. — a	3. — u
feminin. ti	

Der Aorist verwandelt das a des Praes. in e, das tu und u in tani und ani; das Fem. ist mit der II. pers. sing. ganz gleich.

Das Perfectum hängt die Endung era an

den Stamm und conjugirt sie, wie wenn ein neues regelmäßiges Verbum angehängt wäre. Außer dieser Form des Perf. ist noch eine andere gleichbedeutende Ausdrucksweise da, indem man den Aorist mit dem auxiliar djira, ich bin, conjugirt, so daß man also statt ini d'usera auch sagen kann: ini d'use djira er ist gekommen; statt isin d'ustanirtu :· isin d'ustani djirtu.

Die Bildung des Futurs ist wie im Italienischen oder Französischen; wie nämlich dort das dem Infinitiv des betreffenden Verbi angehängte Praesens der Hilfsverba avere und avoir das Futurum bildet, so wird im Galla das auxiliar djira, seyn, mit dem Infinitiv des Verbi verbunden, nur daß noch ein f, welches das abbrev. adverb. fu (wegen, für, um, zu) ist, und in der ersten Person noch das abgekürzte pron. pers. an von ani, ich, dazwischen geschoben wird. Die Conjugation ist dann einfach, indem ganz regelmäßig djira nach der I. Conj. flectirt wird.

Auch für den genauern Ausdruck des Futurs hat die Sprache noch eine besondere Weise, indem sie das Verbum gâ in allen seinen Temporibus mit dem Infinitiv des betreffenden Verbi conjugirt, so daß also eine entfernte Zukunft durch das Futur von gâ, eine stufenweise sich nähernde durch das Praes. und den Aorist, die nächste durch das Perfectum von gá mit dem Infinitv des Verbi gegeben wird.

Der Imperativ hat 4 Personen, 2 im sing., 2 im plur. Die beyden dritten Personen werden so gebildet, daß im sing. der 3. pers. sing. praes. im plur. der 3. pers. plur. aor. die Partikel ha vorgesetzt wird, die unser „soll" ausdrückt.

Der Infinitiv hängt — u an den Stamm.

Participia gibt es 2, partic. praes. und perf. sowohl im activo als passivo. Das erstere wird so gebildet, daß es die Endung — ti an alle Personen des Aorists hängt. Das part. perf. hängt die Endung — an an die 1. pers. plur. aor. und ist unveränderlich.

Die Negation wird im Galla auf dreyfache Weise ausgedrückt, entweder durch das einfach negirende hin, oder durch das negative affixum-miti oder durch die negativen Verba d'aba, bad'a, dida und ola. Die Lehre ist zu weitläufig, als daß sie hier Platz finden könnte.

III. Nomen.

1. Nomen substantivum.

Ein Artikel ist nicht vorhanden. Die Nomina sind entweder Stammwörter oder von Verbis abgeleitete. In Bezug auf das Geschlecht sind sie entweder Masculina oder Feminina; dieser Unterschied zeigt sich sowohl durch die beim Verbo bemerkte besondere Form der 3. pers. sing. für das Fem. als auch durch die doppelte Form mehrerer Adjectiva; z. B. t'inna groß, fem. t'inno; hïesa arm, fem. hieti etc.

Eine besondere Eigenthümlichkeit ist, daß alle Wörter, die einen Collectivbegriff zulassen, selbst wenn sie dem Begriffe nach männliches Geschlecht haben, als Feminina behandelt werden; z. B. dargago Jüngling, mangudo Richter, hatu Dieb, hidjole Kind, sind Feminina. Auch hat meist der Plural, wenn er angewandt wird, das Verbum im sing. fem. bei sich, z. B. faratoni d'êd'ti die Pferde fressen. Letzteres hat eine Analogie im Arabischen.

Bey der Declination muß sogleich die Bemerkung einer neuen Eigenthümlichkeit an die Spitze gestellt werden. Wie nämlich im Semitischen immer die III. pers. praet. als der einfachste Stamm die Conjugation beginnt, so hat im Galla nicht der Nominativ, sondern der Accusativ die einfachste Form. Ein Galla antwortet auf jede Frage nach einem Substantiv im Accusativ. Die Bildung des Nom. ist sehr verschieden und bedarf weitläufiger Erläuterungen. Die übrigen Casus werden theils durch die Stellung, wie der Genitiv, theils durch Postpositionen ausgedrückt.

2. Adjectivum.

Die Adjectiva sind fast nur Verbalia. Das Adjectivum beim Verbo oder das Adverbium der griechischen und lateinischen Sprache wird in der Regel durch Verba ausgedrückt, z. B. er kam nicht schnell, ini dafe hind'ufne, „er eilte kam nicht." Die bey dem Adjectivum nöthige Copula ist d'a

das angehängt, aber obgleich es ein Verbalstamm zu seyn scheint, nicht conjugirt wird. Der Plural der Adject. hat entweder die gewöhnliche Plural-Endung der Nomina oder wird durch Reduplication der ersten Sylbe gebildet. z. B. ini garid'a er ist gut; isan gagarid'a sie sind gut.

Die Comparation der Adjectiva geschieht, da keine besondere Form vorhanden, durch die Postpositionen: ira, djala, dura, boda, über, unter, vor, nach.

III. Zahlwörter.

Die Galla rechnen nach dem decadischen System. Um die Zahlen zwischen 10 und 20 auszudrücken, werden die Einheiten toko, lama, sadi etc. ohne Zusatz an kudan 10 gehängt, nachdem das n weggefallen. 20 heißt digtam und macht mit diba 100 die einzige Ausnahme von den übrigen Zahlen, daß es seine Wurzel nicht in der entsprechenden Einheit hat. 30 heißt sodoma von sadi 3. Die Zahlen von 40 — 90 werden durch Anhängung der Sylbe —-tam an die betreffenden Einheiten gebildet.

Die Ordinalia entstehen auf eine Art, die kaum ein Analogon hat.

„Der Erste" wird durch die Postposition dura mit dem pron. pers. ini, wörtlich: der voran, die übrigen aber so ausgedrückt, daß immer der zunächst vorhergehenden Cardinal-Zahl das Verbum ana „haften, verbunden seyn" angehängt wird, so daß also „der Zweyte" tokotiana „der dem Eins Anhaftende," „der Dritte" lamatiana „der dem Zwey Verbundene" heißt.

Außerdem haben die Galla noch eine Art Gesellschafts-Zahlen, wie in unserm zu Dritte, zu Vierte; sadanu, arfanu von sadi 3 und afur 4. Die Distributiva werden durch doppelt gesetzte Cardinalia gegeben.

IV. Pronomina.

Die Pronomina sind im Galla wie im Arabischen, mit dem zwey sogar verwandt scheinen, entweder separabilia oder inseparabilia.

1. Die Pronomina personalia sind: ani ich, ati du, ini er, ischin sie, nu wir, isin ihr, isan sie. Sie sind zur Flexion des Verbi immer nothwendig.

2. Die Pron. possessiva heißen: ko mein, ke dein, sa sein, schi ihr; keñga unser, kesan euer, sani ihr. Sie sind alle inseparab. oder affixa, haben keine Form für den Plural, bekommen aber die Casuszeichen.

3) Als Pron. reflexivum kommt für alle genera, numeros und casus nur uf vor. z. B. ini uf adjese, er hat sich selbst getödtet. — Hieher gehört wohl auch das Wort wal, alter alterum, um ein gegenseitiges Verhältniß zwischen Zweyen auszudrücken z. B. wal uf adjesani, invicem sese interfecerunt, wal wadschin, miteinander.

4. Als pron. demonstrativum der Nähe hat das Galla 3 Formen wohl desselben Stammes: kana, sana und ana. Das pron. demonstr. remoti ist 1) kuni mit einer dem sana entsprechenden Nebenform suni; 2) kuno (suno) für noch weitere Entfernung. Alle diese Pronomina sind indecl.

5. Ein pron. relativum ist eigentlich nicht vorhanden, wenn man nicht kan, eine abgekürzte Form von kana, dafür gelten lassen will, das allerdings häufig relativ gebraucht scheint. Indeß ist es wohl am sichersten, dieses kan, als wirkliches Demonstr. zu nehmen und die Relation durch die Stellung ausgedrückt zu betrachten; wie dieß ja in andern Sprachen, die sogar ein Relativ haben, auch geschieht, z. B. im Englischen.

6. Für das pron. interrogativum giebt es 2 Formen: eñgun quis, quae? und mali quid?

7. Das pron. indefinitum ist abalu, fem. abali, quidam, quaedam und wa, aliquid.

(Schluß folgt.)

237

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

Auszug

aus der von Hrn. K. Tutschek am 2. Januar 1841 vor der philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu München gelesenen Abhandlung: „Ueber die Galla, mit Rücksicht auf Tumale Darfur und Dar Denka."

(Schluß)

Es wäre nun noch übrig, von den Partikeln in der Galla-Sprache, nämlich über die Adverbia, Praepositionen (resp. Postpositionen), Conjunctionen und Interjectionen zu reden. Da es indeß unmöglich ist, ohne fortlaufende Aufzählung und Belegung mit Beyspielen die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der durch die Partikeln bedingten grammatischen Verhältnisse anschaulich zu machen, muß ich in dieser Beziehung auf meine demnächst erscheinende ausführlichere grammatische Arbeit verweisen und schließe diesen Auszug mit einer kurzen zusammenhängenden Sprachprobe, dem Fragmente eines Nachtgebetes, das ich dem Galla aus Sibu verdanke.

Wag'ájo gofták o nagá na óldschite nagá na búldschi. Siti d'énse, na djála'n d'ensin. Huntumáni fajá na búldschi; d'álakóti na tóli, nitikoti na tóli, gára toláti na g'abi. Siti d'ense, ja Wag'a na djala'n dénsin, ja gurádschnana. Hori na godí, karà na híksi, lubú na derési; kárrakóti na tóli, iti na gúdi; gudún na búldschi, gudúti na dábali. Ja Wag'a, ani wa nama'n fed'u, wankóti na búldschi. Hatú na djála fúd'i, gára toláti na g'abi.

Uebersetzung.

Gott mein Herr! Du hast mich in Frieden den Tag verleben lassen, laß mich in Frieden die Nacht zubringen. Zu dir bin ich geflohen, fliehe du nicht von mir. Laß mich mit Allen gesund ruhen. Sey gnädig meinen Kindern, gnädig meinem Weibe, halte mich zum Guten. Zu dir, o Gott, bin ich geflohen, fliehe du nicht von mir, du Schwarzer dort oben. Gib mir Lebensunterhalt, bereite meinen Weg, verlängere mein Leben. Sey gnädig meinen Heerden und mehre sie; laß mich leben in Wohlstand und mehre mein Vermögen. O Gott ich begehre nichts von Andern, von dem Meinigen laß mich leben, nimm die Diebe von mir, halte mich zum Guten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. Jänner d. J. las Herr Ministerial-Rath v. Fink: „Ueber die ehemaligen Chur- und Bezirksstädte in der Oberpfalz.

Unter der churpfälzischen Regierung hatten die Chur- und Bezirkstädte in der Oberpfalz ein eigenthümliches Verhältniß. Beyde Benennungen kommen in den öffentlichen Schriften vor dem Ausbruche des dreyßigjährigen Krieges häufig vor.

1.

Die Churstädte hatten ihren Ursprung aus dem pfälzischen Hausvertrage vön 1378 *) abzu-

*) Abgedruckt in der Vorlegung der fideicommissarischen Rechte des Hauses Pfalz. Urk. Buch. Nr. LVIII. S. 196 ff.



leiten, worin jene pfälzischen Erblande bestimmt worden, welche in Zukunft unveräußerlich und unbelastet bey der Churpfalz oder Pfalzgrafschaft verbleiben sollten.

In den pfälzischen Landen zu Bayern wurden Amberg die Stadt, Waldeck die Burg (wohin der ehemalige Markt Kemnat gehörte), Murach die Feste, Nabburg die Stadt und Rüden die Burg mit allen ihren Zugehörungen für diesen Zweck benannt.

Zur Bestärkung dieser Verordnung war festgesetzt, daß die Amtleute und die Gemeinden jener Städte, Burgen und Festen schwören sollten, diesen Vertragsbrief festzuhalten, und daß sie keinem Pfalzgrafen (Churfürsten) huldigen, Er verspreche und gelobe dann, den Inhalt jenes Briefes stets halten, und ihnen dieses verbriefen zu wollen.

In der spätern, Rupertinischen, Constitution von 1395 wurde eine Veränderung in den Bestandtheilen des oberpfälzischen Churbezirkes beabsichtet, welche jedoch in der nachmaligen Theilung von 1410 nicht zum Grunde gelegt wurde. Vielmehr ist der Vertrag von 1378 zur Richtschnur genommen, und hiezu von der Stadt Kemnat und den Festen Helfenberg und Heinsburg Erwähnung gemacht worden. *)

Churfürst Ludwig III. nahm i. J. 1410 die Huldigung in dem Churgebiete der Oberpfalz ein, und stellte die angeordnete Urkunde aus, welche in der damaligen Kanzleysprache die Benennung: Bündnißbrief erhalten hat.

Der nämliche Churfürst vermehrte jenes Churgebiet mit der Stadt Gravenwörth **), welche er mit dem Schlosse und allen Zugehörungen im J. 1414 vom Landgrafen Johann von Leuchtenberg erkauft hatte.

Die oberpfälzischen Churstädte und Churgebiete hatten sonach ein besonderes Vorzugsrecht in

*) Ob. Vorleg. der fideicom. Rechte Seite 176. — Feßmaier Gesch. der Oberpfalz Bd. I. S. 57 ff.

**) Bachmann Betrachtungen über die Grundfeste des durchl. Hauses Pfalzbayern. 1780. S. 45.

Ansehung der Feyerlichkeiten bey der Erbhuldigung und des Empfanges eines churfürstlichen Bündnißbriefes, welcher regelmäßig von allen Churnachfolgern, und letztmals von Churfürst Friedrich V. im Jahre 1615 *) ausgestellt worden, und gewissermassen mit einer Capitulation des Regierungsfolgers zu vergleichen war, wobey, wenigstens in letzter Zeit, die Bestätigung der Stadtprivilegien mit dem Bündnißbriefe der Erbhuldigung vorausging.

Als in Folge der über Churfürst Friedrich V. ergangenen Reichsacht die pfälzische Chur im J. 1623 auf den Herzog Maximilian von Bayern übertragen worden, verlor der Hausvertrag von 1378 seine verbindende Kraft, was durch den Verkauf der Oberpfalz an Churbayern im J. 1628 noch weiter begründet worden ist.

Jener Hausvertrag kam auch in der Folge nicht mehr zur Wirksamkeit. Denn als mit dem Abgange der churbayerischen Wilhelminischen Linie die alte pfälzische Chur an das Haus Pfalz zurückfiel, hatte in der Zwischenzeit das pfalzbayerische Hausfideicommiß durch die Hausverträge von 1766, 1771 und 1774 eine anderweitige breitere Grundlage erhalten, welcher durch den Teschner Frieden eine völkerrechtliche Garantie gegeben worden ist.

2.

Die Bezirksstädte (Kreisstädte) waren die Hauptorte bestimmter Bezirke der Oberpfalz, welche einen Vorzug in Ansehung der Vertretung des Bürgerstandes und des unmittelbaren Landvolkes ihres Bezirkes auf Landtägen und hinsichtlich der Erhebung der bewilligten Auflagen insbesondere auf das Getränk genossen.

Im 16. Jahrhunderte gab die in der Oberpfalz bestandene Landschaft **) die Veranlassung,

*) Man sehe die von Churfürst Friedrich V. zu Amberg eingenommene Huldigung i. J. 1615 ausführlich in Wiltmeisters churpfälzischer Chronik. S. 249 — 253.

**) Man sehe Frhrn. v. Egkher Gesch. der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz. Ob. Pfälz. Wochenblatt v. 1801 S. 331 ff. — Geöffnete Archive Jahrg. I. H. 6. S. 97 ff. Jahrg. II. H. 4. S. 289 ff. — Feßmaier Gesch. der O.Pfalz Bd. I. S. 272 ff.

daß unter dem Stande der Städte und Märkte die Bezirksstädte vorzüglich hervortraten, welche in den Städten Amberg, Neumarkt, Rabburg, Kemnat, Auerbach, Kam, Neunburg vor dem Walde und gewissermassen Weiden *) bestanden, bey welcher letzterer zu bemerken ist, daß die Abgeordneten der Stadt Weiden aus dem gemeinschaftlichen Amte Parkstein**) zwar den Landtags-Propositionen, nicht aber den weitern Berathschlagungen des Landtages beywohnten.

Unter den landschaftlichen Gefällen war das Ungeld***) von besonderer Bedeutung, über dessen Erhebung die Ungelds-Ordnung von 1563 vollständigen Aufschluß giebt. Hier ist lediglich zu bemerken, daß in den Bezirksstädten obere Ungelds-Beamten bestellt waren, welche von den Orts-Ungeldern (Ungelds-Einnehmern) diese Auflage in Empfang zu nehmen und an das ständische Commissariat einzuliefern hatten.

Dem Verkaufe der Oberpfalz an Churfürst Maximilian folgte die Aufhebung der Landschaft auf dem Fuße nach ****), womit auch die eigenthümliche Bestimmung der bisherigen Bezirksstädte zu Ende ging.

Nur in der Erhebung des Ungeldsgefälles für die churfürstliche Rentkammer blieb eine Spur der alten Bezirksverfassung übrig, indem in der Ungelds-Ordnung von 1694 †) die nunmehr unmittelbaren churfürstlichen Oberungeldämter mit den bisherigen Amtsbezirken beybehalten wurden.

Dieses Verhältniß bestand, mit Ausnahme der Wirksamkeit der, während der Reichsacht des Churfürsten Max Emanuel, auf einige Zeit in das Leben gerufenen oberpfälzischen Landschaft, bis im J. 1807 die Ungelds-Auflage in der Oberpfalz zufolge des eingeführten allgemeinen Malzaufschlages aufgehoben worden ist.

---

*) Man wird bey den Bezirksstädten an die Sitze der ehemaligen Landgerichte in der Oberpfalz erinnert, mit Ausnahme von Neumarkt, welche Stadt mit dem Schultheißenamtsbezirke im Landgerichte Hirschberg gelegen war.

**) Ueber das Amt Parkstein sehe man die geöffneten Archive III. 3. S. 193 ff.

***) Angeführte geöffnete Archive I. 6. S. 97 ff.

****) Feßmaier angez. Gesch. der O. Pf. B. II. S. 13.

†) Ob. geöffnete Archive I. 6. S. 146 ff.

* * *

Als im J. 1800 der oberpfälzische Ritterstand eine eigenmächtige Versammlung der Prälaten, Landsassen, Städte und Märkte in Amberg veranlaßte, um Berathung zur Wiedererlangung der vormaligen Landschaft zu pflegen, erschienen auch Abgeordnete der eingeladenen ehemaligen Bezirksstädte, welche aber, da sie aus den Eröffnungen die Absicht auf Steuerfreyheiten des Adels entnahmen, sich aller Theilnahme entzogen, und dem Ritterstande die Folgen seines unbedachten Schrittes zu bereuen überließen.

Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham, edited by Will. Stanhope Taylor, Esq., and Capt. John Henry Pringle. London 1838 — 1840. Vier starke Bände gr. 8.

Die Bekanntmachung dieses in den Gel. Anz. (1839, Nr. 141) bereits erwähnten Briefwechsels ist nun geschlossen. Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts war Pitt der ältere, nächst Friedrich dem zweyten, der hervorragendste Mann in Europa. Allein gerade aus dieser Zeit seiner größten Wirksamkeit nach Außen finden sich hier verhältnißmäßig die wenigsten Mittheilungen. Für die allgemeine Geschichte ist daher die Sammlung weit nicht so ergiebig, wie für die innere Geschichte Englands, vornehmlich während der zehen ersten Jahre Georg's III. Zwar dürfte selbst dafür an Hauptsachen nicht eben Neues zu finden seyn; aber das Spiel der Interessen und der Leidenschaften, das Treiben und Drängen der Partheyen wird so anschaulich wie in Cicero's Briefen an den Atticus. Den vornehmsten Werth indessen behauptet dieser Briefwechsel des großen Gemeinders (the great commoner) als eine, obgleich für den Anfang spärliche, auch später manchmal unterbrochene, Quelle

seiner Lebensgeschichte, die dem Maße derer, welche Plutarch beschrieben hat, so nahe kommt als irgend eine aus neuerer Zeit.

Wilhelm Pitt der ältere, geb. 1708, war Cornet in der Leibgarde, da er 1735 Mitglied des brittischen Unterhauses wurde. Sein Vermögen reichte eben nur zu, um ihn zum Eintritte zu berechtigen, den ihm sein älterer Bruder, als Eigenthümer des alten Wahlfleckens Old Sarum, verschaffte. Der lebhafte Antheil, den er alsbald an den Verhandlungen nahm, gewann ihm das Zutrauen der Opposition, mit welcher er es hielt, zog ihm aber die Abneigung des Ministers Walpole zu, und kostete ihn seine Stelle als Cornet. Dagegen machte ihn der Prinz von Wales, (der Vater Georgs III.,) jener Opposition freundlich gesinnt, zu seinem Kämmerer. In den Staatsdienst trat er, erst mehrere Jahre nachdem seine Parthey über Walpole gesiegt hatte, als Zahlmeister. 1756 wurde er Staats-Secretär, mußte aber nach wenigen Monaten wieder abtreten. Allein er war der Einzige, das gestanden seine Gegner selbst, der im Unterhause mächtig genug war, um dort mit Erfolg die Regierung zu vertreten; also überwand König Georg II. seinen Widerwillen und setzte ihn in die Stelle wieder ein. Diese bekleidete nun Pitt von der Mitte 1757 bis gegen Ende 1761. Ihm vorzüglich hatte K. Friedrich II. den kräftigen Beystand Englands im siebenjährigen Kriege zu verdanken. Auch erkannte es dieser und drückte einst seine Hochachtung Pitt's in den denkwürdigen Worten aus: Il faut avouer que l'Angleterre a été long-temps en travail et qu'elle a beaucoup souffert pour produire Monsieur Pitt; mais enfin elle est accouchée d'un homme. I. 445. Durch Pitt kam in die ganze Staatsverwaltung, hauptsächlich aber in das Kriegswesen seines Landes ein beyspielloser Schwung. Ob er gleich nicht eigentlich Kriegsminister war, ging doch von ihm die Leitung aller Unternehmungen aus, worunter die Eroberung Canada's die größte war. Wie er zu erheben und zu begeistern wußte, davon zeugte in der Verhandlung des Parlaments über die nach seinem Hintritte ihm zu erweisenden Ehren, Oberst Barré, indem er sagte: kein Officier habe aus einer Unterredung mit ihm scheiden können, ohne sich wo möglich tapferer zu fühlen als zuvor. IV. 525. Die ganze Nation ergriff dieser hohe Geist, so daß zu allen Anstrengungen eine in solcher Einstimmigkeit lange nicht gesehene Willigkeit entgegen kam. Im J. 1761 sah Pitt voraus, daß Spanien sich mit Frankreich gegen England verbinden würde; dringend rieth er mit dem Angriffe zuvor zu kommen; da er damit in dem Cabinet nicht durchdrang, nahm er unwillig seinen Abschied. Drey Monate darauf begann Spanien die Feindseligkeit. Daß die Oberhand auch da den Engländern blieb, wurde nicht mit Unrecht den Anstalten und Antrieben, die der abgetretene Minister hinterlassen hatte, zugeschrieben. Nachdem seine Nachfolger sich nur kurze Zeit hatten halten können, beauftragte ihn der König im Jahre 1766 mit der Umbildung des Ministeriums. In dieses trat Pitt, jetzt Graf v. Chatham, als Siegelbewahrer ein, schied aber daraus schon nach zwey Jahren, da zunehmendes Gichtleiden, seine Plage von Jugend auf, ihn zu anhaltender Beschäftigung untüchtig machte. Mit seinem Rathe blieb er thätig von dem Krankenlager aus, und so oft er dieses verlassen konnte nahm er im Oberhause seinen Platz ein, von dem er sich nicht selten nur mit Hülfe seiner Krücken erheben konnte. Der Streit mit Nord-Amerika, der mit dessen Trennung von dem Mutterlande geendigt hat, würde vermuthlich glimpflicher beygelegt worden seyn, wäre nach Chatham's Rath verfahren worden. Was die Pflanzstaaten Anfangs allein begehrten, daß sie nicht ohne ihre Zustimmung besteuert würden, das mußte ihnen, nach seinem Urtheile, das Mutterland gewähren; denn nicht ein Act der Gesetzgebung sey die Besteuerung; ohne Verletzung des Eigenthumsrechtes könne ächtes Eigenthum, wie des brittischen Unterthans, nimmermehr mit Steuern, in die er nicht durch eigne Stellvertreter gewilligt hätte, belegt werden. IV. 347. 389 vrgl. II. 366.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Italica von Dr. Gustav Klemm. I. Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. — Auch unter dem Titel: Reise durch Italien von Dr. Gust. Klemm. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung. 1839. 8. XII. und 515 S.

Am 5. März 1838 beschied Seine Königliche Hoheit, Prinz Johann, Herzog zu Sachsen, den Verfasser zu sich und machte ihm den Vorschlag, den noch übrigen vierten Platz in dem Wagen einzunehmen, worin Höchstderselbe eine Reise nach Italien anzutreten gesonnen war; das erwünschteste Anerbieten, welches dem Verfasser gemacht werden konnte, da er stets die innigste Sehnsucht gehegt, das Wunderland Italien zu sehen.

Herr Klemm ging nun mit sich zu Rathe, „wie und was er sehen und beobachten wollte. Vor allem war ihm darum zu thun, eine Totalansicht des Landes zu gewinnen, demnächst das römische Alterthum in seinen Ueberresten genau zu betrachten, endlich das gegenwärtige italienische Volk und sein Leben und Wesen, Dichten und Trachten möglichst vorurtheilsfrey zu beschauen.“

Die Früchte dieser Bestrebungen legte er in flüchtigen Umrissen, wie er sich ausdrückt, in diesem Werke nieder. Die vorliegende erste Abtheilung enthält seine Beobachtungen in chronologischer Folge, wie er sie alltäglich in Briefen an seine Gattin und in seinen Tagebüchern festzuhalten versuchte. Nächstdem wurde fleißig gezeichnet; und er suchte noch überdieß durch Flugblätter, Lithographien, Steine und dergleichen das Bild des Landes sich unvergänglicher zu machen.

Der Gedanke, daß er Manches, was hundert andern Reisenden unzugänglich bleibt, so nah und bequem, als möglich, betrachten konnte, und daß in Italien jeder aufmerksame Beobachter neue Ausbeute findet, endlich der gewiß nicht unbillige Wunsch, dem erlauchten Fürsten, der ihm diese Herrlichkeiten so huldreich erschlossen, ein, wenn auch unscheinbares Denkmal seiner Dankbarkeit zu weihen, bestimmten ihn, sagt er, diese italienischen Reisebilder öffentlich bekannt zu machen. Er bemühte sich, fügt er bey, sorgfältig, Dinge, die schon oft beschrieben worden, nicht abermals umständlich darzustellen, um Raum für das minder Beachtete und Bekannte zu gewinnen, und somit zur Ergänzung und Vervollständigung früherer Reiseberichte beyzutragen.

Der zweyte Theil wird das enthalten, was er an Ort und Stelle über die moderne Volkslitteratur der Italiener gesammelt und dem gegenwärtigen bald nachfolgen.

Die Reise wurde von dem Prinzen am 21. März Morgens um 5 Uhr in Begleitung des Adjutanten Majors von Oppel, des Hofraths und Prof. Dr. Choulant und des Verfassers dieses Reiseberichtes angetreten. Sie schlugen von Dresden aus den Weg über Prag, Tabor, und Budweis nach Linz ein; dann ging es über Ens, Steyer, Losenstein, Freisach, Klagenfurt und Villach nach Pontebba, und von da nach Triest.

Hier besichtigten sie zuvörderst in Gesellschaft des Consuls Sartorio den Dom, Winkelmanns Monument, die Quarantaineanstalt, und bey Sartorio's Bruder eine schöne Sammlung großgriechischer Gefäße und andere Kunstwerke. Dann wurde

Dr. Rosetti besucht, der in seiner Gestalt viele Aehnlichkeit mit Tieck hat, und mitten in seinen reichen Sammlungen lebt. Er besitzt eine höchst interessante Sammlung von Portraits des Petrarca und seiner Laura, worunter schätzbare, ziemlich gleichzeitige Bilder; ferner Handschriften, Ausgaben und Commentare des genannten Dichters, wie es scheint, sehr vollständig; überdieß eine Menge italienischer Ausgaben des Dante, die Originalhandschriften der Statuten von Triest aus dem XII. und XIII. Jahrhundert und die Proceßacten gegen Winkelmanns Mörder. Der ehrwürdige Greis zeigte Alles mit der größten Bereitwilligkeit, und war unermüdlich auf dieß und jenes aufmerksam zu machen.

„Die Lage von Triest", sagt Hr. Kl. S. 29., „ist wunderschön, aber die Stadt selbst will mir nicht gefallen; sie hat keinen rechten Charakter und schwankt zwischen italienischem und deutschem Wesen. So ist denn auch die Einwohnerschaft ein Gemisch von Italienern, Deutschen, Engländern, Franzosen, Slawen, Griechen; und da der Verkehr, der Handel hier der Herr ist, so erscheinen Kunst und Wissenschaft natürlich in Knechtsgestalt; Pracht ist genug, die Börse wie die Kirchen glänzen und spiegeln von Marmor und Gold, aber umsonst sucht man tüchtige Kunstwerke, die hier gewachsen, wie in Venedig vor Zeiten. — Ich stelle mir den Eindruck, den Nordamerika auf den Alteuropäer macht, ohngefähr ebenso vor. — Indessen Amerika wie Triest ist noch jung."

In Venedig gedachte der Prinz nur zwey Tage zu verweilen. Deßhalb richtete der Verfasser seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Marcuskirche und suchte vor Allem eine Totalansicht des Aeußern derselben zu gewinnen.

„Auf den ersten Anblick", sagt er S. 32., „gewährt die Marcuskirche keinen erfreulichen, beruhigenden Eindruck. Sie imponirt weder durch ihre Größe, wie die meisten deutschen Kirchen, noch durch die ruhige Harmonie, wie die Tempel von Pästum. Die bunte, mit Säulchen und Bildwerk überladene Vorderseite, die fünf Spitzbogenfelder über den Portalen, die dahinter aufsteigenden blaßblauen Kuppeln stehen in keinem gegenseitigen Verhältniß. Und dennoch hält uns das Ganze unwiderstehlich fest und nöthigt uns zur Erforschung der Geschichte des Gebäudes, zur Betrachtung der Einzelnheiten an demselben — und wir gelangen bald zu der Ansicht, daß diese Kirche das historische Museum der Republik Venedig sey."

Herr Kl. geht sodann in das Historische der Stiftung der Kirche ein, und beschreibt das Aeußere und Innere derselben. Was das Stiftungsjahr anlangt, so muß 828 n. Chr, statt 828 v. Chr. gelesen werden. Hierauf besahen sie den Dogenpalast, das Museum und die Bibliothek.

„Allein wer die Dresdner", heißt es S. 35., „die Münchner und Berliner Museen gesehen, wird nicht befriedigt. Das Local ist historisch interessant durch die gewaltigen Bilder aus der venetianischen Geschichte und die Portraits der Dogen; die Statuen sind ungenießbar aufgestellt; in der Nähe liegt ein Fragment von Bucentoro, welches uns eben so viel Belehrung über die Gestalt des Ganzen gab, als etwa ein Löwenhaar."

Wie der Dogenpalast, so ist der Canal grande in einem höchst beklagenswerthen Verfalle.

Von Venedig gelangten sie über Fusine und Padua nach Ferrara.

Ferrara

hat lange, breite Strassen und mehr Häuser, als Menschen. Es zählt nur 22000 Einwohner. Zuvörderst wurde die Burg, jetzt der Sitz des päbstlichen Legaten, besichtigt.

„Ehedem", bemerkt der Verf. S. 43. „war hier der gesangreiche Hof der Estenser, und eiserne Männer und sammtne Damen wandelten auf den Zinnen, von denen jetzt hie und da — Wäsche zum Trocknen hängt. Die piazza Ariostea mit der Colonna Ariostea, auf welcher der Dichter anachoretenmäßig einsam steht, und die strada Ariostea versetzen noch mehr in die glänzenden Tage des klugen Sängers."

Auch Tasso's Kerker wurde gezeigt. Trotz der Inschrift aber bezweifelt Hr. Klemm, daß dieses elende Loch das Gefängniß des Dichters gewesen, weil, als Göthe in Ferrara nach Tasso's Kerker fragte, ihm Niemand denselben zu zeigen wußte. Er glaubt vielmehr, daß die Gewinnsucht der Ferrarer, weil Tasso dort im Kerker gesessen haben mußte, in der Folge auf den Einfall gekommen, das besagte Loch, welches ehedem ein Holzstall war, für das Gefängniß des Dichters auszugeben, um, weil man vermuthen konnte, daß auch andere Reisende darnach fragen dürften, sich reichliches Trinkgeld zu verschaffen. — Ariost's Haus sahen sie nicht. In

der Bibliothek zogen die Aufmerksamkeit am meisten Ariost's Reliquien auf sich. Die Hinterwand des großen Bibliotheksaals nimmt das Grabmonument ein, welches laut der Inschrift im J. 1801 aus der Benedictenkirche sammt den irdischen Ueberresten des Dichters hieher versetzt wurde.

„Die Bibliothek," sagt der Verf. S. 45 „ist gut eingerichtet und in reinlichem Zustande; wird aber, wie es scheint, wenig benützt, wie denn in Italien überhaupt der deutsche sitzende Fleiß nicht vorhanden, ja climatisch unmöglich ist. Man betreibt das Studium mehr zum Amusement, und besucht auf ein Stündchen die Bibliothek, schreibt daselbst und geht erschöpft weiter."

Der gelehrte Micali in Florenz äußerte gegen den Verfasser, daß er, wenn er ein Werk ausarbeite, sich auf seine Villa zurückziehe, und hier mit aller Bequemlichkeit arbeite. Es sey hier luftiger, freyer. Den Bücherschatz von Ferrara schlägt Hr. Kl. auf 15000 bis 20000 Bände an. Der größte Theil der dort befindlichen Werke gehört dem 16. und 17. Jahrh. an; neue sahen sie nur wenige. Doch findet man daselbst die lateinischen Auctoren, die italienischen Klassiker, die Geschichtschreiber der Stadt; auch etwas Allgemeines. Auf trefflicher Kunststrasse gelangten sie in langweiliger Gegend rasch nach

Bologna,

wo der Aufenthalt nur wenige Stunden dauerte. Hier giebt es viele Bettler und in dem Städtchen viel müßiges Volk, schlecht gekleidet, aber eleganter Geberde. Die Landleute scheinen arm, aber fleißig, das Land ist sorgsam und gartenmäßig angebaut. In

Ravenna

eilte der Prinz sogleich nach der Ankunft zu Dante's Grabe. Des andern Tages besah man die Merkwürdigkeiten der Stadt. Dem Prinzen, dem wir bekanntlich eine metrische und mit historischen und kritischen Erläuterungen versehene Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie (wovon Theil I., die Hölle, und Theil II. das Fegfeuer enthaltend, in der Arnold. Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen sind) verdanken, war vorzüglich das Grab dieses genialen Dichters, welches Hr. Kl. trefflich beschreibt, ein bedeutungsreiches Heiligthum. Der Prinz ließ das Gitterthor öffnen, und besah die Halle, wo des Dichters Asche ruht. Nun folgt eine schöne Charakteristik der drey großen Dichterfürsten Italiens, des Dante, Ariosto und Bocaccio.

Die Bibliothek in Ravenna heißt es, ist nicht bedeutend; der Vorsaal derselben mit einigen römischen Gefäßen und Inschriften geschmückt.

In Forli bemerkte der Verfasser mit Freuden, freylich nur an Einem Hause, sogar ein Gärtchen. Die Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt ist sehr dürftig ausgefallen, wenn man die von Schorn (Reisen in Italien seit 1822. Von Fried. Thiersch, Ludw. Schorn rc. Theil I. S. 408 ff.) damit vergleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham, edited by Will. Stanhope Taylor, Esq., and Capt. John Henry Pringle.

(Schluß.)

Das Ministerium war damals anderer Meynung, und wieder anderer, da das Kriegsglück ungünstig wurde, die Opposition. Als diese 1778 nicht nur die Selbstbesteuerung zu gestatten bereit war, sondern schon anfing, die gänzliche Unabhängigkeit der Pflanzstaaten sich gefallen zu lassen, erhob sich Chatham das letzte mal; er verwarf ein solches Nachgeben als unwürdig und verderblich. Während dieser erschütternden Rede fiel er in eine Unmacht, von der er sich nicht mehr erholte. Er starb unbemittelt; für seine Hinterlassenen ward aber durch eine Pension gesorgt.

Die ausnehmende Stärke seines Geistes würde ihn doch nicht zu dem ersten Manne seiner Nation gemacht haben, wäre er nicht gleich stark von Gemüth gewesen. Er war mit ganzer Seele in der Sache, der er diente, widmete ihr alle seine Kraft, opferte ihr alle Neigungen und ließ sich von persönlichen Rücksichten auf Nah oder Fern so wenig bestimmen als aufhalten. Diese unbedingte Hingebung erweckte, da er an der Spitze der Verwaltung stand, Bewunderung, Vertrauen und selbst

Liebe, so daß nicht nur eine Ueberlegenheit, die sich entschieden kund that, aber durch ihre Reinheit von aller Eigensucht minder drückend wurde, fast überall folgsame Bereitwilligkeit fand, sondern auch eine unermeßliche Pupularität, namentlich bey der Londoner Bürgerschaft, welche Pitt ihren Augapfel nannte, keinen Abbruch durch Handlungen und Schritte litt, die der gemeinen Meynung oft sehr entgegen waren.

So Achtung gebietend in den öffentlichen Verhältnissen, so liebenswürdig war Pitt in den häuslichen. Er trat, schon nahe am vierzigsten Jahre, in die Ehe mit der Tochter eines vornehmen Hauses. Zehn Jahre später schrieb er an sie, da sie mit den Kindern auf dem Lande war: „Ich harre ungeduldig auf die Rückkehr des Boten mit reichlichen Nachrichten von Dir und den Deinen. Laß mich, mein liebstes Leben, Tausenderley von all den kleinen Großdingen wissen, die für Leute, gesegnet wie wir, so viel wichtiger und anziehender sind als alle große Kleindinge der unruhigen, geschäftigen Welt.“ I. 458. Früher hatte er mit einem Neffen, der zu Cambridge studirte, einen lebhaften Briefwechsel unterhalten, um dessen Studien zu leiten, die er bis auf den Vitriarius ausdehnte, jedoch vornehmlich auf die großen Schriftsteller des Alterthums lenkte*); zugleich aber um den Jüngling durch das Gewicht seiner Ermahnung vor dem Eindrucke böser Beispiele zu bewahren. Diese Briefe, die schon 1804 Lord W. Grenville herausgegeben hat, sind auch in gegenwärtiger Sammlung aufgenommen. Manches darin gehört zu dem Gediegensten, was je über die Erziehung junger Leute von Stand gesagt worden ist. Später wachte Pitt mit gleicher Sorgfalt über die Bildung seiner Söhne, vornehmlich des zweiten, hoffnungsvollsten, von Kindesbeinen an. Dieser zweite Sohn, der als erster Minister eben so berühmt als sein Vater geworden ist, war in der Jugend von wankender Gesundheit, weßhalb er nicht in eine Erziehungs-Anstalt kam, sondern in den Knabenjahren zu Hause unterrichtet wurde. Die Briefe des Lehrers über seine Fortschritte und über die frühe Entwickelung seines Geistes, dann die liebevollen Zuschriften des Vaters an ihn nach Cambridge und seine Antworten darauf, sind einer der anziehendsten Bestandtheile der Sammlung. Als Pitt geadelt war, sagte der siebenjährige Wilhelm zu seinem Hofmeister, er sey froh, nicht der älteste Sohn zu seyn, also in dem Stande zu bleiben, wo er seinem Vaterlande als Mitglied des Unterhauses, wie einst sein Vater, werde dienen können. Solcher Züge finden sich mehrere. Am merkwürdigsten ist, daß der jüngere Pitt überall eine Bewunderung des ältern an den Tag legt, die, soweit getrieben, leicht zur Nachahmung und dadurch zur Unselbständigkeit führt. Aber bey ihm trat diese Wirkung nicht ein; er wurde so selbständig als sein Vater.

In den zahlreichen Anmerkungen der Herausgeber sind nicht nur mancherley Nachrichten von den in dem Briefwechsel berührten Sachen und den darin genannten Personen und ihren Familien beygebracht, sondern auch ansehnliche Mittheilungen aus Chatham's Reden, meist im Oberhause. Von begabten Zuhörern aufgezeichnet, erscheinen diese gleichwohl hier weit kürzer als sie wirklich waren. Eine Vorstellung von der Art und Kunst des „brittischen Demosthenes“ gewähren sie allerdings; freylich nur aus seinem höhern Alter.

Eine Zugabe zu jedem der vier Bände sind eine große Zahl Handschriftproben, worunter solche von Friedrich II., Catharina II., Georg III., beyden Pitt, Franklin, Warburton und Sterne.

*) Unter den römischen war ihm Virgil, (der in England auf den Schulen viel mehr als bey uns gelesen wird), der wertheste. In einer Rede über die amerikanische Sache, 1775, flocht er ein: „Rhadamantus habet durissima regna, Castigatque, auditque; so sagt der weiseste unter den Dichtern und vielleicht der weiseste unter den Staatskundigen und Staatsmännern; aber unsere Minister sagen: die Amerikaner dürfen nicht gehört werden; man verurtheile sie ungehört.“ IV. 380.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Italica von Dr. Gustav Klemm. I. Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. —

(Fortsetzung).

Bey bedecktem Himmel kamen sie durch reich angebautes Land an die Gränze von Toscana. Der Weg zog sich am Montone fort immer bergauf bey castellartigen Orten vorüber. Der Großherzog war seinem erlauchten Gaste bis Dovadola entgegengefahren; von da gieng es immer steiler auswärts, das Gebirg wurde kahler, die Luft war kalt.

„Nun gieng es," erzählt der Verf. S. 66. „abermals bergauf. Die Strasse, ein Werk des jetzigen Großherzogs, zieht sich in acht Windungen den Kamm des Apennin hinauf; die Vegetation war sparsam, die Bergwasser strömten lauter und rascher, der Nebel verhüllte die Aussicht. Endlich waren wir oben. Im Gebirge nach Norden kochte ein Gewitter, hieherwärts zerriß die Sonne den Nebel, die Luft ward milde; rasch und keck fuhren die Postillione die prächtige Strasse hinab. Vor uns war ein andrer Himmel, wärmere Luft, das Gras stand frisch, die Bäume blüheten. Wir waren in den Süden eingetreten." — „Das Volk am Wege war ein kräftiger, schöner Schlag; die Frauen trugen große, schwarze Baretts, fast wie in Kärnthen. Von Pontesieve bis Florenz lag Haus an Haus, Villa an Villa."

Endlich langten sie im Dunkel der Nacht in Florenz an, wo sie im Pittipalaste abstiegen. Am nächsten Morgen, am 6 April um 8 Uhr, führte der Prinz seine Begleiter in den Boboligarten. „Es war ein sonniger Morgen, und sie wurden, wie durch einen Zauberschlag, in den vollsten Frühling versetzt." Von dem höchsten Puncte des Boboli eröffnete sich ihnen eine wunderherrliche Aussicht über die reizende, grünende Landschaft, die Häusermasse von Florenz, aus der die großartigen Riesengebäude emporstiegen, und auf die zahlreichen einzelnen Villen in der Ferne. Dann stiegen sie in die Stadt herunter, und suchten eine allgemeine An- und Uebersicht derselben zu gewinnen. Beschreibung des Palastes Pitti S. 68 ff. und Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der aus dem städtischen Kriegsleben hervorgegangenen toscanischen Bauart. Der Verf. empfiehlt jedem Reisenden, welcher Florenz besucht, einen Gang längs der Stadtmauer, weil er hier die herrlichste Abwechslung der Aussichten auf die Stadt, wie auf die Umgegend genießen kann.

In den Bücherläden fand er viele Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Deutschen, gute Abdrücke der alten italienischen Klassiker, überdieß viele Gebetbücher und Aehnliches. Vergebens fragte er nach Büchercatalogen oder nach Büchern, die in Mailand oder Rom erschienen waren. Was der Zufall an solchen oder an ausländischen Werken herbeygebracht, hält sich wohl einige Zeit in den Buchläden; einen förmlich organisirten Buchhandel aber, wie in Deutschland, gibt es in Italien nicht. Seine Jagd nach Volksbüchern war dießmal vergebens. — Am 7. April wurden Ausflüge nach den nahe gelegnen großherzoglichen Villen Petraja und Castello, welche im schönsten Frühlingsschmucke prangten, unternommen. Nach Tische wurde eine topographische Wanderung gemacht nach der Santissima Annunziata (dieser Platz wurde dem Verf. bald der liebste in ganz Florenz. „Das kleine, ganz mit Colonnaden umgebene Viereck,"

sagt er, „hat etwas in seiner Art Abgeschlossenes und Vollendetes, wie ein antikes Bauwerk"), nach S. Croce und an der innern Stadtmauer entlang nach der Porta S. Gallo, um hier die Bauart dieser Mauern recht zu verfolgen. — Der Palmsonntag war vorzugsweise der Betrachtung der Kirchen und des Lebens in denselben gewidmet. In S. Croce herrschte, während die Passion gelesen wurde, wegen des beständigen Ab- und Zugehens des Volkes und wegen des fortwährenden Auf- und Zuschlagens der Kirchenthüren wenig Ruhe. Auch findet in Florenz seit alten Zeiten der grobe Mißbrauch Statt, die größten Hunde mit sich in die Kirche zu nehmen. Im Kreuzgange, welcher an diesem Tage geöffnet war, auf- und abwandelnd, las der Verf. auf Marmortafeln die Grabschriften der dort Beerdigten. „Bekanntlich," sagt Morgenstern in seiner Reise in Italien Bd. I, Seite 237., „ist die Kirche Santa Croce gewissermassen das Pantheon oder die Westminsterabtey von Florenz. — Hier sind die Grabdenkmäler des Michel Angelo Buonaroti, Alfieri, Machiavelli, Leon. Bruni von Arezzo."

Am Montag führte der Großherzog den Prinzen und seine Begleiter nach S. Lorenzo, wo in der kleinen Grabkapelle der Mediceer die berühmten vier Tageszeiten des Michel Angelo *) in Augenschein genommen wurden. Dem Verf. waren sie, wie auch das Uebrige, was er von M. Angelo kannte, immer als etwas Gewaltiges, aber auch Gewaltsames erschienen. Dieser Eindruck steigerte sich beym Anblick der Originale (denn er kannte dieselben bisher nur aus Abbildungen und Abgüssen) noch mehr, und ward auch in der Folge bey den römischen Werken dieses Bildhauers erneuert. — Die Fresken der Kuppel sind gelungene Werke Benvenuti's und erst seit Kurzem beendigt.

Von da begaben sie sich in die alte Bibliothek (in die sogenannte Laurentiana) hinauf und bewunderten unter den alten, auf Pulten liegenden Handschriften einen herrlichen Ptolemaeus, die berühmten Pandekten, den alten Virgil aus dem 4. Jahrhundert, die Autographen von Sannazars Gedichte de partu virginis und von Alfieri, den alten Dante und noch mehrere bibliothekarische Herrlichkeiten. Der Großherzog, ein großer Kenner der Bibliographie, machte den Verf. auf manche derselben besonders aufmerksam.

Von S. Lorenzo gieng es nach dem Battisterio, dem Dome und dem daneben von Giotto erbauten Glockenthurme. Von dem letztern gibt Hr. Kl. eine Beschreibung. Mit dem Dome und seinem Aeußern habe er sich, sagt er, nie befreunden können, so oft er ihn auch betrachtete. Anders jedoch urtheilt darüber Morgenstern. S. 266 ff. Daß das für die Kunstgeschichte höchst interessante Battisterio nur genannt, aber nicht näher gewürdigt worden, befremdete den Ref. sehr. Man sehe darüber Morgenstern. S. 274 ff. Auch fiel ihm auf, daß Hr. Kl. von der Marucellischen und Magliabechischen Bibliothek (letztere ist bekanntlich die reichste unter den Florentiner Bibliotheken und enthält, wie Fleck in seiner wissenschaftlichen Reise durch das südliche Deutschland ꝛc. Bd. I. Abth. I. S. 137 bemerkt, nach der neuesten Zählung 150000 Bände nebst 12000 Manuscripten) keine Erwähnung macht.

Nachmittags unternahm er eine Wanderung zu den Antiquaren, um Alterthümer einzukaufen. Unter denselben rühmt er Fanfani in der via Guicciardini, welcher eine Sammlung etruskischer, zu Chiusi gefundener, Gegenstände *) hatte; ferner einen Antiquar am Lungarno, und Ferd. Sorbi. Dieser besitzt in der Nähe des Domes unstreitig das reichste Lager in Florenz.

Des andern Tags führte sie der Großherzog auf die große Galerie im Palazzo degli Uffizi, wo sie unter Montalvi's Leitung einen genußreichen Vormittag zubrachten. Der Catalog der Galerie ist in dem nouveau guide de la ville de Florence. Flor. 1837. wörtlich abgedruckt.

---

*) Ausführlicher handelt hierüber Morgenstern. S. 246 ff.

*) S. Etrusco museo Chiusino dai suoi possessori pubblicato con aggiunta di alcuni ragionamenti del prof. Domenico Valeriani e con brevi esposizioni del cav. Fr. Inghirami. Poligraf. Fiesol. 1833. 2 Bde. in 4. m. v. K.

S. 83. ff. beschreibt der Verf. die Feyerlichkeit der Fußwaschung am grünen Donnerstage. Nachmittags besuchte er den berühmten Alterthumsforscher Inghirami in der Badia bei Fiesole, und besah sein Museo Chiusino. Auf dem Rückwege ging er noch in ein Paar Kirchen, wo die Hochaltäre reich erleuchtet waren. — Kirchenbesuch am Charfreytag. Sonderbar kam dem Verf. vor, daß die Buden und Kaufläden geöffnet waren, und lebhafter Verkehr wie an Werktagen getrieben wurde. Er besichtigte im Hofe der Akademie der schönen Künste die in Reliefs bestehenden Arbeiten des Luca della Robbia, von welchen er eine Beschreibung gibt. Dort befindet sich auch das Originalmodell der Gruppe des Sabinerraubes von Joh. von Bologna und Anderes. Am Mercato erregte seine Aufmerksamkeit die Bronzenachbildung des antiken Ebers von Tocca. — Am Charsamstag wurde ein ganz eigenes Schauspiel, ein Feuerwerk, gegeben, welches Mittags Schlag 12 Uhr im Bigallo, einem alten, dem Dome und Battisterio gegenüber stehenden Gebäude, in Gegenwart des Großherzogs abgebrannt wurde. — Am Ostersonntage war große Kirchenfeyerlichkeit, welche umständlich beschrieben wird. — Wanderung nach Fiesole. Die dortige kleine Domkirche soll im Jahre 1028 begründet worden seyn. Die etruskische Stadtmauer ist jetzt nur noch ein Bruchstück, welches durch die Größe der einzelnen Theile und die Tüchtigkeit der Arbeit Ehrfurcht gebietet. — Am Ostermontage besuchte der Verf. mit dem Prinzen mehrere Klöster: zuerst das Dominicanerkloster Santa Maria novella, wo die von den beyden Dominicanern Fra Giovanni da Campi und Fra Ristoro aus Florenz gebaute Kirche, zu welcher am St. Lucientage 1278 der Grundstein gelegt ward, merkwürdig ist. — Der Nachmittag war einem Besuche der Karthause im Val d'Ema in Begleitung sämmtlicher Princessinnen gewidmet. „In einigen Studierstuben der Mönche", erzählt der Verf. S. 98. unter Anderm, „waren kleine Bibliotheken, meist ascetischen Inhalts, doch hatte der eine Bruder Catull, Tibull und Properz, ein anderer den Ossian." — Am Osterdienstage wurde das Dominicanerkloster S. Marco besucht, wo ehedem Fra Angelico da Fiesole und Savonarola gelebt. Die beyden Kreuzgänge und mehrere Wände des Klosters selbst enthalten schöne Fresken des Fra Angelico. Auch zeigt man Savonarola's Celle. Die Capelle der Mater dolorosa des Nonnenklosters der S. Magdalena de' Pazzi, nach welchem des andern Tags eine Tour gemacht wurde, wies an der Hauptwand ein großartiges Freskobild des Pietro Perugino, Christus am Kreuze mit S. Benedict, S. Bernhard, Maria und Johannes vorstellend, welches für jeden Kunstfreund von höchstem Interesse ist. Sodann folgt eine Beschreibung des Grabes der hl. Magdalena de Pazzi (st. 1606).

Palazzo Riccardi. Dieses auf der Via larga liegende Prachtgebäude wurde von Cosmus dem Aeltern (nach den Rissen des Michelozzo) 1430 im alten Florentiner Style zur Beherbergung der Griechen, die sich aus Constantinopel geflüchtet hatten, erbaut, und von mehrern Fürsten aus dem mediceischen Hause bewohnt, bis es 1659 Ferdinand II. an die Familie Riccardi verkaufte. Seit dem J. 1814 aber ist es wieder Eigenthum des Großherzogs. Die daselbst befindliche Bibliothek ist nett und elegant eingerichtet, und seit 1811 dem Publikum geöffnet. Die Handschriften derselben gibt Hr. Kl. auf 3000 Bände an, die Zahl der gedruckten Werke nicht anführend; Herr Fleck hingegen (Bd. I. Abthl. I. S. 139) zählt 3500 Handschriften und 23000 Druckwerke. Drollig ist übrigens die Bemerkung des Letztern S. 140., daß der Codex Riccardianus des Plinius „in neuester Zeit durch einen Professor der Geschichte zu Prag, wenn ich nicht irre (sagt er), Dietz mit Namen, verglichen worden." Der Vergleicher war vielmehr Herr Dr. Ludw. von Jan, jetzt Professor am Gymnasium zu Schweinfurt, welcher mit dem irrig zum Professor in Prag gemachten Dr. Fried. Reinh. Dietz aus Königsberg, der um die nämliche Zeit in Florenz Handschriften des Hippokrates und anderer griechischer Aerzte verglich, verwechselt wurde.

Die Crusca, welche in der Nähe der riccardischen Bibliothek ihr Sitzungszimmer hat, überreichte dem Prinzen das Diplom. — Die mediceische Kapelle ist sehr finster, hat aber schöne Fresken von Benozzo Gozzoli, einem Schüler des Fra

Angelico. In der Hausflur findet man römische Inschriften eingemauert. Das ägyptische Museum, welches die Ausbeute der von Ferdn. Rosellini in den Jahren 1828 und 1829 auf Kosten des Großherzogs mit Champollion unternommenen wissenschaftlichen Reise enthält, wurde ihnen von dem Professor Migliarini gezeigt. Es nimmt gegenwärtig außer dem kleinen Zimmer im Uffizi-Palaste einen ansehnlichen Saal im ehemaligen Kloster S. Caterina zu ebener Erde ein; die geognostischen Gegenstände aber sind in dem sogenannten Laboratorio aufgestellt. Hr. Kl. theilt S. 103 — 109. eine sehr dankenswerthe Uebersicht dieser Schätze aus dem vor mehrern Jahren in Florenz unter dem Titel: Breve notizia degli ogetti di antichita egiziane riportati della spedizione letteraria toscana in Egitto e in Nubia eseguita negli anni 1828 e 1829 ed esposti al pubblico nell accademia delle arti e mestieri in S. Caterina. Firenze 1830. 8. erschienenen, in Deutschland aber wenig bekannten Verzeichnisse jener Alterthümer mit.

Hierauf wurde noch die Fabrik der Arbeiten in pietra dura besichtigt, welche allerdings zu dem Sehenswürdigsten, was Florenz bietet, gerechnet werden muß. — Der neunzehnte April, der letzte Tag des jetzigen Aufenthaltes in Florenz, wurde einer abermaligen Beschauung der Kunstschätze des Palastes Pitti gewidmet. Resultat dieser Betrachtungen S. 110 — 116.

In diesem Palaste ist auch die ungefähr aus 60,000 Bänden bestehende Privatbibliothek des Großherzogs in 28 Zimmern nach dem Boboligarten hin aufgestellt. Ungeachtet sie in neuester Zeit (der Gründer derselben ist der Vater des jetzigen Großherzogs) angelegt wurde, so ist sie doch trefflich ausgestattet. Sie zählt gegen 1500 Handschriften, unter welchen sich die Originalmanuscripte und Briefe des Machiavelli, Galilei und Tasso befinden. „Die Zimmer", sagt Hr. Kl., „sind im Verhältniß zu den riesenhaften Sälen der Galerie klein und niedrig, aber eben deßhalb ganz für eine Bibliothek geeignet. Die Bücherschränke sind mannshoch, und deßhalb die widerwärtigen, oft gefährlichen Leitern ganz überflüßig. Die Bände sind reich und geschmackvoll, größtentheils in Juchten gebunden und stark vergoldet." Unter den merkwürdigern Druckwerken, welche er dort gesehen, wird von ihm auch das Pergamentexemplar der opere des Lorenzo de Medici, welche von dem jetzigen Großherzog zu Florenz 1825 in 4 Bänden in Fol. herausgegeben worden, angeführt.

Jetzt ward die höchst interessante Reise in die

toscanische Maremma

in Begleitung des Großherzogs, welcher dort Geschäfte hatte, angetreten. In Pisa ward übernachtet. Des andern Tags führte der Großherzog den Prinzen und seine Begleiter nach dem Orte, wo Ugolino's Thurm gestanden; dann nach dem herrlichen, im Jahre 1086 gegründeten und aus weißem Marmor gebauten, Dome. Die großen bronzenen Thorflügel und zwey kleinere Statuen sind ein Werk des Johann von Bologna. Von da sind sie in das frey daneben stehende Baptisterium, welches älter als der Dom, und in seinem Innern sehr reich an wohlerhaltenen uralten Sculpturen ist. Die Kanzel ist von Nicolo Pisano. Auch hier ist ein enormer Reichthum des verschiedenartigsten Marmors zum Fußboden verwendet. Hierauf traten sie in den Campo santo, das edelste Denkmal der Macht und des Reichthums der alten Pisaner. Hr. Kl. gibt davon eine zwar kurze, aber treffliche Beschreibung, auf Giov. Paolo Lasinio's Descrizione delle pitture del Campo santo di Pisa. Pisa 1837. 12. und dessen Raccolta di sarcophagi, urne ed altri monumenti del Campo santo di Pisa. Fir. 1825. 4. verweisend. Dann wurde der schiefe Thurm bestiegen. Von da begaben sie sich, vom Prof. Savi begleitet, in das Museum der Naturgeschichte, welches eine ansehnliche Reihe von Zimmern einnimmt.

„Die zoologische Abtheilung ist geschmackvoll und belehrend aufgestellt. Eine streng systematische Ordnung, wie sie in deutschen Museen gewöhnlich, schien jedoch nicht Statt zu finden." — „Der botanische Garten schien gut gehalten zu seyn, doch bey weitem nicht von dem Umfange wie ähnliche Anstalten, die der Verfasser in Deutschland gesehen. Man betreibt hier Alles mit mehr Bequemlichkeit und nicht mit dem durchgreifenden Ernste wie bei uns."

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Italica von Dr. Gustav Klemm. I. Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. —

(Fortsetzung.)

Nun ging die Reise den Lungarno entlang durch die wilden Heiden weiter. Hr. Kl. theilt von diesen eine in phytologischer und zoologischer Hinsicht sehr interessante Beschreibung mit.

Bey Castel S. Vincenzio kamen sie dem Meere sehr nahe. Hier stand ein Militärposten, dergleichen am ganzen Ufer von Toscana in Gesichtsweite hingestellt sind, um die Anlandung der Seeräuber und der Schiffe, welche der Quarantaine sich entziehen wollen, zu verhindern. „Das Meer sah so grau und verdrossen aus, wie der ganze Himmel und die ganze Gegend." Gegen Abend langten sie am Fuße des Vorgebirges an, auf welchem

Caldana

liegt. Der Ort, im Volksdialect Chardana lautend, hat seinen Namen von den dortigen heißen Quellen. Der Verf. beschreibt ihn trefflich. Weil hier der Großherzog Geschäfte hatte, so ward hier in der niedlichen großherzoglichen Villa übernachtet.

„Nach den Audienzen erschien der Großherzog im Salon, und theilte am flackernden Kaminfeuer und beym trefflichen Souper manche Geschichte aus seinem an Erfahrung, wie an Arbeit reichen Leben mit. Auch die Gutmachung (il bonificamento) der Maremma wurde näher beleuchtet."

Höchst interessant sind die S. 130 ff. über diesen Gegenstand eingestreuten Bemerkungen. Am folgenden Morgen betrachtete der Verf. den Anbau des Berges von Caldana näher. Er erwähnt einer besondern Art von Pferdeställen, welche aus Stroh und Rohr zweckmäßig und dauerhaft gemacht sind, und nicht bloß in der toskanischen Maremma, sondern auch in den pontinischen Sümpfen von ihm gefunden wurden, und theilt dann Einiges über eine den Maremmanern eigene Art von Regenbeinkleidern mit, die aus langhaarigen Ziegenfellen, welche mit Riemen, fast wie unsere Schürzen, um Brust, Bauch und Schenkel befestigt sind, bestehen, und den Reitern ein satyrartiges Ansehen geben, so daß man sich, wenn sie auf den flinken Pferden so ausgerüstet durch die Flur eilen, in das cyclopische Zeitalter versetzt glaubt.

Bey Vignale, einem einzelnen Gehöfte, gab es Reste einer römischen Villa. Die Substructionen haben großen Umfang, auch ein Theil des Mauerwerks, gar zierliches opus reticulatum aus grauem Kalksteine, steht noch. Unzählige Trümmer aus Ziegelsteinen in allen Formen, Füße und Hälse von Amphoren, Henkel, Gefäßbruchstücke, Marmorfragmente, liegen umher. Der Verf. war so glücklich aus den Händen des Großherzogs ein ansehnliches Stück wohlerhaltner Mosaik zu bekommen, das er als schönes Andenken an diese interessante Maremmafahrt glücklich in die Heimath brachte. — Wieder dem Meere sich nähernd, erreichten sie gegen Mittag

Follonica,

wo ein bedeutendes Eisenwerk, in dem täglich 45000 Pfund Eisen geschmolzen und gegossen werden. Den rohen Eisenstein liefert dazu die benachbarte Insel Elba (Ilva), schon vom Virgil (Aen. X. 173.) insula inexhaustis Chalybum generosa metallis gerühmt. Hier wird das Eisen

auf die mannigfaltigste Art verarbeitet. Unter den Arbeitern gibt es mehrere Deutsche, besonders Würtemberger. Seit dem Jahre 1830 hat sich der Ort sehr gehoben. Im Hofe der Faktorey ist ein artesischer Brunnen. — Von da gelangten sie auf einem merkwürdigen und schwierigen Wege bey schlechter Witterung nach dem Flecken

Castiglione della Pescaja,

wo in der Dogana übernachtet ward. Des Morgens eröffnete sich bey hellem Sonnenscheine die herrlichste Aussicht südwärts nach dem Meere, gegen Norden nach dem Castelle, und in der Ferne nach waldigem Hügellande. Die stattlichen Thürme und Mauern stammen zum Theil noch aus dem Mittelalter. Ortsgeschichte; dann Einiges Mineralogische über die am Seestrande gefundenen Geschiebe. Im Hafen regt sich wenig Leben. Die ältern gegen den Berg sich hinaufziehenden und an das Castell angränzenden Gebäude sind größtentheils in Verfall und unbewohnt, weil dort die aus dem Sumpfe sich entwickelnde Luft auf die Gesundheit der Einwohner sehr nachtheilig wirkt, weßhalb man sich jetzt unten anbaut. Der Anblick des Volks ist traurig. Man sieht meistens magere Gestalten von gelber Gesichtsfarbe und mit tiefliegenden Augen. Viele haben dicke aufgeblähte Bäuche. Selten erreicht jemand das sechszigste Jahr. Auch sind diese armen Leute sehr schlecht gekleidet. Selbst die Beamten, welche in der Regel nur zwey bis drey Jahre an diesem gefährlichen Posten aushalten müssen, tragen die nämliche gelbe, fahle Gesichtsfarbe. Von der Höhe des Castells übersieht man den unendlichen Sumpf, den Heerd des Gifthauchs, der die wohlhabenden Einwohner zwingt, vom August bis zum November ihre Heimath zu verlassen. „Bey Castiglione sind aber“, sagt der Verf., „viele Canalarbeiten ausgeführt; die zierlichsten Brücken verbinden die Dämme und Strassen, und es ist zu hoffen, daß in zehn bis fünfzehn Jahren der Sumpf zu culturfähigem Lande umgeschaffen seyn werde.“ — Durchstich eines Canals in Gegenwart beyder Fürsten. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich die rastlose Thätigkeit des Großherzogs im schönsten Lichte.

„Der Großherzog“, erzählt der Verf. S. 144, „war unermüdet in Beobachtung der Arbeiter, Besichtigung der Werkzeuge, des Baumaterials, in Besprechung mit den Ingenieurs. Der durchlauchtigste Herr trägt auf seinen Reisen stets ein Portefeuille von Leder, mit Tigerfell überzogen, an ledernen Riemen um die Schulter, worin Karten und Pläne und anderweites Schreibmaterial. In seiner Hand bemerkt man stets Schreibtafel und Stift, um Alles sofort zu notiren, was beobachtet, vorgetragen und der Aufmerksamkeit und weiteren Beachtung werth befunden worden. Nichts entgeht seinem Scharfblicke; es gedeiht aber auch Alles, was er beginnt, bey so ununterbrochener Pflege. Es ward mir übrigens sehr begreiflich, wie sehr es diesen so hochgebildeten, kenntnißreichen und wohlwollenden Fürsten beschäftigen kann, nicht bloß sein Gebiet auf so ehrenvolle Weise zu vergrößern und der Schöpfer eines neuen Landes zu werden, sondern auch einem unglücklichen, aber fleißigen Theil seiner Unterthanen gesunde Lebensluft und fröhliches Gedeihen zu bereiten. Es bedarf aber hier in Italien weit mehr noch, als in unserem Klima einer steten Anregung der Beamtenwelt, und das kräftige persönliche Einwirken des Großherzogs hat während seiner Regierung bereits den glänzendsten Erfolg gehabt; sämmtliche Beamte kennt er persönlich, alle Orte des Landes hat er besucht, und überall, wohin er nur kommt, begrüßt ihn der allgemeinste, dankbarste Jubel.“

Grosseto.

Hier hatte der Großherzog im Jahre 1830 den ersten artesischen Brunnen graben lassen, der diese an Trinkwasser so armen Ebenen mit trefflichem Wasser versieht. Er hat 209 Braccien Tiefe, und ist mit einem in Follonica zierlich in Eisen gegossenen gothischen Gitterwerke umgeben. In einer Nebenstrasse hinter einer Gartenmauer sah der Verf. eine schöne erwachsene Palme emporragen. Sie war wenigstens dreißig Fuß hoch und breitete sich oben auf das Herrlichste aus. Hier ist eine Art berittener Landwehr.

Von da gieng es am 23. April, früh um 8 Uhr, auf trefflichem Wege rasch vorwärts bis an den Ombrone. Malerische Gegend. Nachdem die Ueberfahrt an einem über den Fluß gespannten Seile bewerkstelligt worden, befand man sich auf der strada reale, welche hier mit dem schönsten weißen Marmor gebaut wird. Dieser Marmor hat ein so schönes Korn, wie der Carrarische. Ueppige

Vegetation. Das Hirtenleben in dieser Gegend erinnert an die idyllischen Scenen im Theokrit und Virgil. — Jetzt kamen sie zu dem Castelle Torre delle Saline, auf welchem die toscanische Flagge wehte. Die Gegend um das Castell ist höchst malerisch, aber auch sehr ungesund; denn der Guinsone und der Stagnone, zwey Sumpfwässer, verpesten die Luft mit ihren giftigen Dünsten, so daß man die Wirkung derselben auf den gelben Gesichtern der hier wohnenden Soldaten und Beamten deutlich wahrnehmen kann. Doch ist wenige tausend Schritte davon das gesündeste Klima in St. Stefano und Orbetello. Nähere Schilderung der Lage dieser Ortschaften. Der Ort St. Stefano, vor etwa 60 Jahren von einer Familie procidanischer Schiffer gegründet, hat schon ganz napolitanisches Ansehen. — In

S. Stefano,

einer kleinen belebten Stadt, sah der Verf. den ersten Citronenhain, auch blühende Orangen und Rosen. Von da gieng es zu Wasser nach

Orbetello.

Die Stadt ist nett und in den heißen Monaten ziemlich belebt, da wegen der gesunden Luft hier viele Frauen der in der Maremma stationirten Beamten mit ihren Kindern und die wohlhabenden Einwohner von Castiglione della Pescaja ihren Aufenthalt nehmen. — Außerhalb Orbetello geht die Strasse am Meere hin durch eine Landschaft, welche, wahrscheinlich eine Colonie napolitanischer Fischer, hinsichtlich der Bauart der Häuser, wie auch der Vegetation ganz napolitanisches Ansehen hat.

„Allgemach", erzählt der Verf. S. 156. „ward die Gegend einsamer und wilder, das Gesträuch am Wege dichter, ein dichter Wald ward durchschnitten, es gieng bergauf und die Wagen hielten. Zwey Männer schritten voran, da es zu Fuß rechts ab und bergauf gieng." „Doch ist dieß," bemerkt er, Sicklern (Handb. d. alt. Geograph. I. S. 311) berichtigend, „keineswegs der Mons Argentarius, sondern das bey Tacitus Ann. II. 39. erwähnte Promontorium Cosa, zwischen welchem und dem Monte Argentario ein Meerbusen und die südliche Landenge von Orbetello gelegen ist (liegt). Eben so wenig ist aber auch der Portus Cosanus der Portus Herculis, welcher letztere an der Südostseite des Monte Argentario gelegen ist und noch heute Port' Ercole genannt ist (wird). — „Hier", fährt er sodann wieder in seiner Erzählung fort, „war eine üppige Vegetation von wildem Lorbeer und wilden Feigenbäumen, an denen sich dicke, wilde Weinstöcke emporrankten, Rosmarin und Akanthus bedeckten den Boden, und bildeten einen schwer zu durchdringenden Pflanzenwall, so daß die beyden Männer mit ihren Aexten nachhelfen mußten. Trümmer von Steinen und Ziegeln lagen umher, endlich schimmerten graue Felsenblöcke durch das Grün, — wir waren an der Mauer von Cosa."

Der Verfasser theilt nun eine gelehrte historisch-antiquarische Untersuchung über diese uralte und berühmte Stadt (s. Virgil. Aen. X. 167. ff.) mit, welche auf hohem Gebirge am Meere lag und schon zu Anfang des 5. Jahrh. verödet war (Rutil. Itiner. I. 281 ff.), und beschreibt sodann die Ruinen derselben.

„Im Umfange der alten Stadt," sagt er „lagen zahllose Bruchstücke von Ziegelsteinen und andern gebrannten Erden und eine gewaltige Menge von Gefäßfragmenten umher."

Daß aber die Gefäße in Cosa oder dessen Nähe gemacht worden, ist dem Verfasser deßhalb nicht glaublich, weil er hier keine Thonlager bemerken konnte.

Herr Caval. Micali gab ihm mehrere daselbst ausgegrabene Thongefäße, welche große Aehnlichkeit mit den in Volaterra und Chiusi gefundenen zeigten; darunter mehrere kleine Henkelkännchen und mehrere größere Krüge von interessanter Form. Die meisten dieser Gefäße bestehen aus hart gebranntem röthlichen Thon, und sind mit schwarzer Glasur und aufgemalten weißen Ornamenten von Ranken und Blättern versehen. Zwey bronzene vierfüßige Candelaberpiedestale zeigen einfache, zierliche Formen.

Nachdem sie hier mehrere Stunden verweilt, stiegen sie hinab an das Ufer des Meeres nach Spacco della Regina, wo die Goelette l'Umilta ihrer harrte, um sie nach Civita vecchia zu führen. Hier wurde an dem von Trajan erbauten Hafendamme ausgestiegen. Das von Michel Angelo erbaute Castell ist ein stattliches Bauwerk, an die moles Hadriani erinnernd. Des andern Tages gieng die Reise nach

Rom,

wo sie Nachmittags anlangten. Der Großherzog führte den Prinzen durch das Thor in die Colonnade des St. Petersplatzes. Schnell aus der colossalen Säulenhalle heraustretend, suchten sie den Mittelpunkt des großen Platzes zu gewinnen, und betrachteten jene riesenhaften Werke, den uralten Obelisk, die zwey großen Fontainen, die ungeheure Façade und den Vatican mit seinen Bogen; dann gingen sie in die Kirche hinauf, besuchten das Grab der Apostelfürsten, stiegen in die Grüfte der Kirche hinab, begaben sich, nachdem sie wieder an das Tageslicht gelangt waren, zu den Modellen der Peterskirche hinauf, und kamen, immer höher aufstrebend, in die Kuppel, und zuletzt noch in den Knopf hinauf. Als sie wieder herabgestiegen und auf dem St. Petersplatze angekommen waren, wandten sie sich, über die Tiber und das Forum Romanum fahrend, nach dem Colosseum, und „gaben sich ganz dem großartigen Eindruck dieses unverwüstlichen Kaiserbaues hin, den selbst die Habsucht der modernen Römer nur schwer verwunden, nicht aber vernichten konnte." — So wurden täglich andere Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen, oder schon gesehene wiederholt besehen. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Verf. auch dem römischen Volksleben.

„Das alte Rom," bemerkt er S. 175., „kam mir mit seinen großen stillen Strassen und Plätzen immer vor wie ein Sterbehaus, in welchem der Todte noch unbegraben auf der Bahre liegt. — Seine Freunde kommen herbey, ihn nochmals zu sehen, aber es ist, als schliefe er, und als wagten sie nicht, seinen Schlaf zu stören, sie treten leise auf, sie reden leise mit gedämpfter Stimme. Der Lärm des gemeinen Verkehrs ist von der ewigen Stadt gewichen! Und dieser Eindruck wird mir stets von Rom bleiben, da ich hier nicht zur Zeit des Carnevals oder der Kirchenfeste verweilt habe."

Fahrt nach Tivoli. Am 30. April trennten sich die durchlauchtigsten Fürsten in Porto. Vom ersten May an war der durch die mit Bunsen, Gerhard und Röstel herausgegebene meisterhafte Beschreibung der Stadt Rom rühmlichst bekannte Dr. Ernst Platner, sächsischer Agent in Rom, ein Mann, der Rom seine zweyte Heimath, wie kein anderer kennt, ihr Führer. Seiner umsichtigen

Leitung verdankten sie, daß sie trotz der knapp zugemessenen Zeit das Interessanteste der ewigen Stadt in belehrender Aufeinanderfolge sahen.

Treffliche Bemerkungen giebt der Verf. S. 212. ff. und 219 ff. über die Urgeschichte der Römer, wie sie Livius und andere erzählen, auf Beobachtungen gestützt, welche er über das Hirtenleben in der Campagna machte.

Der 11. und 12. May wurde von dem Prinzen zu einem Ausfluge nach Subiaco bestimmt. Hierüber können wir jedoch füglich hinweggehen, auf „Roms Campagna in Beziehung auf alte Geschichte, Dichtung und Kunst von Dr. Christian Müller. Leipz. 1824. in 8. 2 Thle." verweisend.

Reise nach Neapel.

Diese gehört zu den anziehendsten Partien dieses Werkes wegen des Reichthums an herrlichen Schilderungen und wegen der trefflichen Auffassung und Darstellung des Volkslebens. Man sehe die schöne Beschreibung von dem Leben und Treiben in Neapel S. 276 f., die Vergleichung Neapels mit Rom. S. 277. f., die Pforte des Posilipp S. 279 f., den Gang nach dem Molo S. 281., die Beschreibung von der Regsamkeit im Hafen S. 283 f., die Sonntagsfeyer des Lazaroni S. 296 f., die Fahrt nach Capri und den Eingang in die blaue Grotte S. 323 f. und Anderes. — „An Kunstgeschmack," sagt der Verf. S. 295 „stehen die Neapolitaner den Römern weit nach. Die neapolitanischen Kirchen gleichen den römischen weder an Größe, noch an Würde; sie sind meistens klein und im buntscheckigsten französischen Style gebaut." „Neapel" bemerkt er ferner, „ist nun einmal die Stadt des Lebensgenusses, nicht aber der Kunst." — „Dieser Lebensgenuß soll an keinem Orte der Welt so ununterbrochen Gegenstand alles Strebens und Trachtens seyn, wie hier." — „Und so kehrt man" heißt es S. 296, „in Neapel von der verkümmerten Kunst immer zu dem unerschöpflichen, originellen Volksleben, zu der ewig jungen, großartigen Natur zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Italica von Dr. Gustav Klemm. I. Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. —

(Fortsetzung.)

Fahrt nach Pästum (am 21. May). Im Benedictinerkloster S. Trinita della Cava besahen die Reisenden das einen kleinen Saal einnehmende, ganz vortrefflich eingerichtete Archiv, welches 30000 Pergamenturkunden zählt, von denen die älteste in das Jahr 540 hinaufreicht. Man hat darüber einen doppelten Katalog. Unter den dort bewahrten Handschriften zogen den Verf. vor allen die alten Leges Longobardorum an, worin unter Anderem in Federzeichnung die Geschichte vom Ursprunge des Namens der Longobarden (Paul. Diac. I. 8) und Thor und Fria abgebildet sind. Ein wunderschönes Facsimile dieser dem 11. Jahrhundert angehörenden Handschrift lieferte jüngst Hr. Silvester, der Fürst der Calligraphen, wie ihn Herr Kopitar mit Recht nennt, in der 7. Lief. seiner Paléographie universelle. Paris. 1839. in Fol. — Die Bibliothek faßt nicht über 4000 Bände, meistens scholastische und theologische Literatur enthaltend, und hat nicht unbedeutende Lücken. S. 300.

Im Dome zu Salerno betrachteten sie lange das Grab Gregors VII. — Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Pästum S. 303 ff. In der Domkirche zu Amalfi erregte des Verf. Aufmerksamkeit der Kreuzgang durch seine eigenthümliche, den normännischen Charakter an sich tragende Architektur. — Dann ward in Sorrento Tasso's Geburtsstätte besucht. — Am 25. May unternahmen sie eine Fahrt nach Pompeji. „In klarem, aber heißem Sonnenscheine," sagt der Verf. S. 314, „lag die alte Stadt vor uns, wie in einem niedrigen Thale; denn die Lapilli und die aufgeschwemmte Dammerde, welche Pompeji decken, sind etwa 10 Ellen mächtig." Zuerst wurde das Haus des Diomedes besucht, dann das Grabmal des Scaurus, die Gräberstrasse und das Haus des Sallust. Hierauf wurden sie eingeladen, einer zu Ehren des Prinzen veranstalteten Ausgrabung beyzuwohnen. Der Fund schien Anfangs gut auszufallen. Das Interessanteste von dem zu Tage Geförderten waren Töpfe mit Malerfarben, Grün und Blau. Nach der Besichtigung der Casa della piccola fontana, eines antiken Waschhauses und einer Färberey begaben sie sich in die gewölbten Hallen des großen Bades und hielten da Mittagsruhe. Dann wurde die Wanderung weiter fortgesetzt.

Im Hause Göthe's oder der Casa del Fauno betrachteten sie die große Mosaik, welche im Jahre 1831 ausgegraben wurde, und die Schlacht bey Issos (vielmehr Arbela, siehe Quatrèmer de Quincy in seiner Dissertat. sur la mosaique dite d'Alexandre à Arbell.s in den Ruines de Pompéi par Mazois. Tom. IV. p. 87. sq. und Pl. XLVIII.) und den Sieg Alexanders über Darius darstellt. „Die linke Seite der Mosaik", bemerkt Hr. Kl. S. 320., „hat leider sehr gelitten, es fehlen fast sämmtliche macedonische Kriegsleute; vom Uebrigen sind die Farben auch nicht mehr in der ursprünglichen Frische und Lebhaftigkeit vorhanden. Der Lavastaub und der Umstand, daß man sie, um die Farbe zu wecken, mit nassen Lappen überstreicht, tragen eben nicht zur Erhaltung dieses kostbaren Bildwerkes bey. Gegenwärtig ist es jedoch durch ein Dach und eine Barriere vor der Zudrin-

lichkeit und Zerstörungssucht etwas geschützt." Der Verf. führt sodann einige interessante Facta zur Geschichte der Wandmalerey an, die Bemerkung beyfügend, daß man in Pompeji bey Weitem nicht den enormen Reichthum an Marmor findet, wie in den Ruinen in und um Rom.

„König Murat", sagt der Verf. S. 322., „hatte den Plan, Pompeji in wenigen Jahren rasch und systematisch aufzudecken, und den Schutt in's Meer bringen zu lassen. Die Ringmauern der Stadt hat er bloß gelegt, und somit den eigentlichen Umfang der alten Stadt ermittelt. — Gegenwärtig wird zwar ununterbrochen hier gearbeitet; allein mit zu geringer Anzahl von Arbeitern, als daß wir Hoffnung haben könnten, die Aufdeckung der ganzen Stadt zu erleben."

S. 328 theilt der Verf. Einiges über die künstlichen und trefflichen neapolitanischen Lava- und Corallenarbeiten mit und rühmt Götzloffs reichgefüllte Skizzenbücher. Besuch des Studienpalastes, wo die Marmorstatuen, die überaus reiche Sammlung der Gläser, das Pretiosenzimmer, die Camera obscena, und die herrliche Vasensammlung S. 329 — 332 betrachtet wurden.

Reise nach Palermo.

Am 28. May 8 Uhr Morgens bestiegen sie das k. neapolitanische Dampfschiff S. Wenefredo, und kamen am andern Tage gegen Mittag schon in Palermo an. „Die Bauart und Einrichtung der Häuser, die Menschen, ihre Tracht, kurz Alles erinnert hier an Afrika; so auch die Wasserleitungsthürme, welche Palermo von allen Seiten umgeben, und von den Arabern angelegt sind". Nach 3 Uhr besichtigten sie die Admiralsbrücke, welche über den Fluß Orieto führt. „Die Umgebung des Flusses", sagt der Verf., „ist ungemein reizend, und gewährt einen Blick nach Afrika." Von da begaben sie sich nach dem Kloster S. Maria di Gesu, nach dem im arabischen Style gebauten und in Ruinen liegenden Castello del mare dolce oder di Barbarossa und nach dem großen Kirchhofe, merkwürdig durch Ueberreste alter normännischer Bogenstellung und durch die sicilianische Vesper, welche am 30. März 1282 hier ausbrach. Im Kreuzgange wird eine bedeutende Anzahl moderner Mumien aufbewahrt, welche von den Kapuzinern über fließendem Wasser ausgetrocknet werden. Sonderbare Art der Aufbewahrung der Todten. S. 339. ff.

Am 30. May, dem Namenstage des Königs von Neapel, besahen sie unter der Leitung des Dr. Schulz die vorzüglichsten Kirchen, und des anderen Tags den botanischen Garten, wo den Verf. besonders die Ansicht der ägyptischen Papyrusstaude interessirte, dann die Villa des Duca di Serradifalco, den Palast der Zisa, das Narrenhaus, den Palazzo reale, die königliche Kapelle zu St. Peter, das Archiv, die alte Kirche von S. Giovanni und das von dem Duca di Serradifalco angelegte und der Stadt Palermo geschenkte Museo, ferner in Montereale die Merkwürdigkeiten der Basilica. Auch die Villa Butera, wo ein deutscher Gärtner, Namens Schott angestellt ist, wurde nicht vergessen. Ueber die Bewässerung der Felder und Gärten um Palermo gibt der Verf. S. 365. eine treffliche Bemerkung, interessante Details über die Cholera anknüpfend, welche in der Nähe dieser Villa fast sämmtliche Bewohner weggerafft hatte. Als ein belehrendes und für die Specialgeschichte der Gebäude von Palermo sehr schätzbares Werk wird S. 366. gerühmt: Guida, istruttiva per potersi conoscere con facilità tanto dal Siciliano, che del forestiere Tutte le magnificenze e gli oggetti degni di osservazione della Citta di Palermo — prodotta dal Cav. Caspare Palermo dei Principi di S. Margherita. Palermo 1816. 5 Bde. in 8.

Nach der Rückkehr nach Neapel wurde bey einem abermaligen Besuche des Studienpalastes die Sammlung der gebrannten Erden, der Gegenstände aus dem Mittelalter und der Curiosa (oggetti di bassi tempi) in Augenschein genommen. — Wanderung nach Camaldoli. — Am Pfingstsonntag wurde außer der Rotunde das Museum des Ministers Duca di S. Angelo besehen. „Die daselbst befindliche Vasensammlung", heißt es S. 373., „gehört unstreitig zu den reichsten, sowohl hinsichtlich der Anzahl, als der trefflichen Erhaltung der Exemplare, die in allen Formen, in allen Größen, aus allen Fundorten vorhanden." Dann gieng es in die Bibliothek, welche zugleich eine Münzsammlung ersten Rangs, namentlich für sicilianische und großgriechische Münzen, enthält, zu deren näherer Betrachtung jedoch die Zeit mangelte.

S. 374. ff. gibt der Hr. Verf. eine sehr schöne Charakteristik des liebenswürdigen Prinzen von Salerno, des Onkels des Königs von Neapel, und S. 375. ff. eine Beschreibung des hohen Festes, welches in der Kirche SS. Madonna dell' arco bey Portici am Pfingstmontage gefeyert wurde, und des daselbst gehaltenen fröhlichen Jahrmarkts. — Wanderung nach dem Vesuv. S. 378. ff. — Am Pfingstdienstag wurden Puzzuoli, Solfatara, die Piscina mirabilis, das alte Amphitheater, der Neptunustempel, die Ruinen des Serapistempels, der Arco felice und Bajä besucht. Dann fuhren sie auf einer Barke nach dem kleinen und reizenden Eilande Ischia, wo sie auf der Plattform des dachlosen Hauses der Santinella der entzückenden Aussicht auf das Meer nach Gaeta hin genossen. „Der Abendhimmel war so rein, das Meer so klar, der Abend so still, so erquickend nach heißem Tage!" Von da führte sie die Barke nach

Procida,

welches der neapolitanischen Marine die besten Schiffsleute liefert, und nach dem Cap Miseno, zu den Stufe di Nerone, und zum Lago d'Averno. Den Besuch der Sibyllengrotte mußte Hr. Kl. aufgeben, weil er zu sehr erhitzt war. „Das Ufer des Sees ist schattig, die Vegetation üppig." — Um 7 Uhr Abends trafen sie wieder in Neapel ein. Bemerkungen über das Klima von Neapel und über den Antikenhandel daselbst S. 387. Besuch auf dem großen englischen Kriegsschiff, welches vor Neapel lag. Einiges über das Teatro S. Carlo. — Am 8. Juni, als am Tage der Abreise, begaben sie sich noch in die k. Bibliothek, welche im Studienpalaste aufgestellt ist. „Das Lokal", sagt Hr. Kl., „ist zweckmäßig eingerichtet, die Bibliothek selbst eine der bedeutendsten in Italien. Sie hat an 6000 Handschriften. Mit ihr verbunden ist die Anstalt zur Entwickelung und Herausgabe der Herculanischen Volumina." Dann betrachteten sie in dem Saale der altdeutschen Bilder die neuerdings aus Ruvo gebrachten, in die große Sammlung noch nicht eingeordneten Vasen und Bronzen, unter denen sich Prachtstücke befinden. S. 394. Abschied von dem göttlichen Neapel.

In Livorno erwartete schon der Großherzog den Prinzen. Es war Sonntag und in den Strassen viel Leben und eine Menge Volks, namentlich bemerkte man viele ortientalische Trachten, was lebhaft an Triest erinnerte. S. 399. Nach Tische besichtigten sie, von dem Großherzoge geführt, die Merkwürdigkeiten der Stadt, zuvörderst den neuen Thor- und Mauerbau auf der Pisanerseite (es war eine Mauer von $2\frac{1}{2}$ Miglien Länge, aus trefflichen Backsteinen gar zierlich und mit der größten Genauigkeit aufgeführt), dann die große, neuangelegte Cisterne, die Anfänge einer neuen Kirche und die Bauten am Hafen, den Hafen, den Molo, wo die aus der Mediceerzeit stammenden Festungswerke betrachtet wurden, und ein großes Magazin, wo besonders die orientalischen Waaren den Verf. ansprachen. Trefflich ist S. 399. ff. das Volksleben dieser Handelsstadt geschildert. — Am 11. Juni Mittags trafen sie wieder in Florenz ein. „Auf den Lärm von Neapel", bemerkt der Verf., „ist Florenz eine stille, ruhige Stadt; diese Ruhe, dieser Fleiß der Arbeiter, dann der trübe Himmel erhielten mich in der behaglichsten Stimmung, und ich kam mir vor, wie in der lieben Heimath, sicher und geborgen". S. 402. — Am 13. Juni besahen sie unter der Leitung Montalvi's, des Directors der Museen, die Accademia delle belle arti. Eine Uebersicht dieser Kunstschätze gibt die Description de l'Imp. et R. Académie de beaux arts de Florenze. 3 me éd. Flor. 1836. 12.

Den Nachmittag widmete Hr. Kl. der abermaligen Betrachtung des Doms, und zwar des Innern, wo er Abends um 5 Uhr, auf einer der Bänke im Chor sitzend, die Vasarischen Gemälde der Kuppel, welche jetzt von der Sonne beschienen wurden, nämlich das jüngste Gericht, beschaute, „ein großes, gelehrtes Werk, voll Lichteffecte, Verkürzungen und richtig gelöster, schwerer Aufgaben." S. 410 ff. — Zubereitungen zu der am folgenden Tage Statt findenden Frohnleichnamsfeyer am Palazzo vecchio. S. 411. S. 412 ff. gibt Hr. Kl. eine sehr genaue Beschreibung des am 14. Juny gefeyerten Frohnleichnamsfestes. Des andern Tags machte er mit Major von Oppell und Herrn Choulant einen Gang in die Specola, um die Schätze dieser für die Naturwissenschaft ungemein reichen, vortrefflich geordneten und sehr reinlich gehaltenen Sammlung

näher zu betrachten. Zuvörderst fesselten ihre Aufmerksamkeit die mit unglaublicher Treue nachgebildeten und in wohlverglaseten Schaukästen überaus elegant aufgestellten und mit Etiketten versehenen Fontana'schen Wachspräparate. Im Fache der Zoologie nimmt sich die Sammlung der in Form und Farbe außerordentlich mannigfaltigen Corallen besonders schön aus. Ueberhaupt ist dieses Museum ungemein reich an Seeproducten, was sich bey der Nähe des Meeres nicht anders erwarten läßt, zumal da der Großherzog auf alle interessante Erscheinungen des Landes seine besondere Aufmerksamkeit richtet. Die überaus reiche mineralogische Sammlung enthält eine vollständige Sammlung von Eisenerzen aus Elba, wovon die größten und belehrendsten Prachtemplare ausgestellt sind. — Am folgenden Morgen wurde abermals eine Reise nach dem Süden unternommen, nämlich nach Siena, Montepulciano, nach der großherzoglichen Fattoria Abbadia, nach dem Val di Chiana, einem der berühmtesten Landstriche Toscana's, dann nach Perugia, Assisi, Montecchio, einer großherzoglichen Fattoria, Fojano, Arezzo und Bibbiena. S. 417 — 460.

Letzter Aufenthalt in Florenz.

Am 23. Juny war in Florenz Illumination und Feuerwerk, um das Johannisfest einzuleiten. S. 466. ff. beschreibt der Verf. die Feyer dieses Festes sehr umständlich. S. 470. f. theilt er interessante Notizen über die Misericordiabrüderschaft (s. auch Flecks wissenschaftliche Reise B. I. Abth. I. S. 132 ff.) mit, und fügt S. 472 ff. Einiges über die Bestimmung der Klöster in Italien bey, ferner über Fiesole, die alte Mutterstadt des jetzigen Florenz, S. 475. ff., über das Teatro della Pergola S. 476. und über moderne italienische Typographie S. 477. Betrachtung des Corso S. 477. ff. Sehr merkwürdig ist das großherzogliche Laboratorium, welches der jetzt regierende Großherzog als Kronprinz für seine technologischen Studien angelegt hatte. S. 478. ff. Hr Kl. hatte die Freude, hier die große Charte von Toscana von Inghirami, welche zu den prachtvollsten Erzeugnissen der modernen Kupferstecherkunst gehört, als Geschenk des Großherzogs in Empfang zu nehmen*). — Nochmaliger Besuch der Pittigalerie, dann der Uffiziengalerie und Besichtigung der großen Bauwerke der Stadt. S. 481. — Hierauf folgen Bemerkungen über italienische und deutsche Bauart und ihren wesentlichen Unterschied. S. 482. ff. — Abschiedsbesuch bey Micali. S. 494. Fahrt nach Poggio a Cajana, einem stattlichen, auf einem Hügel liegenden Gebäude aus der Medicerzeit, um das sich mehrere Häuser gruppiren. Diese Villa ist mit Fresken von den berühmtesten Malern geschmückt und mit einem großen Park versehen. S. 494 ff. — Am 9. July, am Tage der Abreise von Florenz, zeigte der Großherzog dem Hofrathe Choulant und dem Verf. die sogenannte Madonna del Granduca. Dieses Bild, eines der herrlichsten Werke Rafael's, wurde von dem verewigten Großherzoge im Jahre 1808 angekauft, und begleitete seitdem den Großherzog auf allen seinen Reisen. Es hängt gegenwärtig im Schlafzimmer desselben.

„Das Bild," sagt Hr. Kl., „ein Kniestück, enthält auf dunklem Hintergrunde nichts, als die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde auf dem Arme. Die Wirkung, durch kein Beywerk gestört, ist ganz eigenthümlich. Der Künstler dachte sich einen einsam Betenden, dem die Heilige trostbringend und hilfreich in dem Moment erscheint, wo er glaubend und vertrauensvoll empor zum Himmel blickt. Für mich aber war dieses Bild ein würdiger Schluss meiner florentinischen Kunstgenüsse". S. 496.

Gegen Abend verließen sie Florenz und gelangten nach 10 Uhr nach Cafaggiulo, dem Stammhause der Mediceer, das sich im Fackelscheine mit seinen alten Thürmen, Thoren und Zinnen gar ehrwürdig ausnahm. Das Innere dieses alten Alpencastells ist ganz allerthümlich. Hier wurde zu Nacht gespeist, dann Abschied genommen. Den Weg über Bologna, Modena, Reggio, Parma, Piacenza und Lodi nach Milano einschlagend, und von da nach Como sich wendend, kamen sie durch das Adda-Thal und Tyrol nach Bayern.

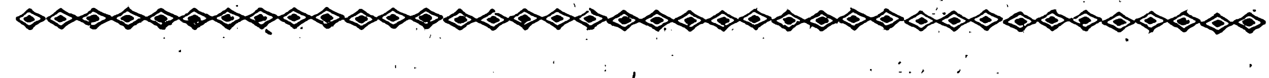
*) Sie besteht aus vier Blättern im größten Format, ist ganz genau in der Angabe der Gebirgszüge, Flußbetten und Küstengestalt, und enthält alle Strassen, und unten als Randverzierung die Grundrisse sämmtlicher größern Städte von Toscana.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Lehrbuch der allgemeinen Grammatik von Dr. S. Stern. Berlin 1840. 8.

Den Gegenstand und Inhalt einer allgemeinen Grammatik kennt jedermann zum Voraus im Ganzen: Untersuchungen über die wesentlichen und nothwendigen Kategorien oder Redetheile einer jeden Sprache; Ableitung derselben aus der Natur des menschlichen Vorstellens, Fühlens, Dichtens und Denkens. Nachweis und Darlegung der allgemein gültigen und möglichen Verbindungen und Gebrauchsweisen jener Wörterklassen im Satze zum Behufe der Darstellung und Offenbarung dessen, was eben jedesmal das Gemüth und Bewußtseyn erfüllt und geäußert werden soll, u. s. w. — Man wird demnach in jeder Schrift dieses Titels erwarten dürfen eine Untersuchung über das Wesen und Vermögen des menschlichen Geistes im Bezug auf das Vorstellen und Darstellen; oder doch wird jedenfalls eine dergleichen philosophische und psychologische Untersuchung vorausgesetzt, und kommt als Grundlage bey jedem Redetheil, zumal aber überall in der Satzlehre zum Vorschein. So sehen wir in den griechischen und lateinischen Grammatikern von den Zeiten der Alexandriner bis zum Untergange einerseits des west-, andrerseits des oströmischen Reiches die logischen Grundsätze der Stoiker herrschen; sie scheinen überall, wenn auch nur vorausgesetzt, durch, sie werden aber nicht selten entwickelt und von den bessern Grammatikern auf ihre Urheber namentlich zurückgeführt. Daß nur die logischen oder dialektischen Lehren, nicht aber zugleich die ethischen und physischen jener Schule hier zur Anwendung kommen konnten, begreift sich von selbst, und folgt aus dem unauflösbaren Zusammenhang zwischen ratio et oratio, zwischen λόγος ἐνδιάθετος und λόγος προφορικός, zwischen Vernunft und Sprache. James Harris, der die allgemeine Grammatik zuerst wieder im 18. Jahrh. hergestellt hat, that nichts weiter als mit gründlicher klassischer Gelehrsamkeit und feinem Urtheil und Geschmack die bey Rhetoren, Scholiasten, Grammatikern, Logikern und Commentatoren des Aristoteles und Plato zerstreuten grammatischen und syntaktischen Erörterungen sammeln, erläutern und zu einem schönen Ganzen, zu einem lebendigen Gebilde vereinigen, dergleichen seinem jüngern Landsmann und Zeitgenossen, Lord Monboddo, nicht so schön gelungen ist; beyde Männer mit reicher, klassischer Belesenheit, wie sie selbst bey eigentlichen Philologen selten gefunden wird, waren feine, freye Selbstdenker, wie alle ihre Werke bezeugen, zugleich aber Anhänger Platons, sie waren Platoniker, dergleichen selbst das Alterthum kaum den einen und anderen entgegenstellen konnte.

Unser Verf. schickt die philosophische Grundlage von S. 11 bis 38 voraus; — im Allgemeinen urtheilt Rec. von ihr, wie von dem ganzen Buch, daß ein besonnener, offener Sinn und Geist darin herrscht, der zumal nach den vorausgegangenen Bearbeitungen dieses Gegenstandes, seine Aufgabe mit Glück und Geschick löset; demnach darf dieses Werkchen als eines der besten in seiner Art empfohlen werden, so viele wir deren auch seit wenigen Jahren erhalten haben. Es werden in dem bezeichneten Abschnitt die allgemeinen primitiven Anschauungs- und Bewußtseynsformen aufgesucht und dargelegt, welche dem Menschen wie angeboren sind, und deßhalb in allen Sprachen irgendwie bezeichnet seyn müssen. — Eben deßhalb aber, weil sie allgemein durchgängig in der menschlichen Natur angelegt sind, so können sie von Niemanden, der je-

mals die Sprache überhaupt, oder eine besondere, in ihrem Bau und ihren Dienstleistungen zum Gegenstand des Nachdenkens gemacht hat, oder jemals irgendwo machen wird, verfehlt, von Niemanden übersehen werden; ὥστ' εἴπερ ἔοικεν ἔχειν καθάπερ τυγχάνομεν παροιμιαζόμενοι: τίς ἂν θύρας ἁμάρτοι; ταύτῃ μὲν εἴη ῥᾳδία ἡ περὶ τῆς ἀληθείας θεωρία, τῇ δὲ χαλεπή. Darum haben weder die alten Griechen noch selbst die Arabischen und Indischen Grammatiker die allgemeinen Sprachkategorien verkannt. Freylich was ihre Ableitung betrifft, so wird diese wohl nirgend ganz fehlen, werde sie nun geführt auf ganz empirische Weise bloß aus den vorliegenden Wörterformen und Satzgefügen, oder auf psychologischem Wege aus den Anlagen und Functionen des menschlichen Gemüthes; denn auch diese sind so wenig versteckt, daß sie in allen Sprachen zu den am ersten und frühesten bezeichneten Vorstellungen gehören. Was aber das eigentliche philosophische und transscendentale Wesen der Sprache und des menschlichen Geistes anbelangt, so trifft dieß einen so tiefen und feinen Punct, daß er nur wenige Sprachforscher in seinem Vollgehalte anmuthen und belehren kann; auch modificirt er die Auffassung der Spracherscheinungen nicht leicht, hilft und fördert nicht so viel, als die Uebung und Anlage thun, wie sich an dem Beyspiel jedes sinnigen Philologen und Grammatikers, Bentley's, Hemsterhuis, Jac. Grimm's u. a. vor Augen legt. Zudem finden wir meistentheils nur den Schematismus eines philosophischen Systemes — und zwar in der Regel ziemlich roh — auf das Object der Grammatik übergetragen; eine solche Behandlung derselben aber kann nichts weiter als bloßen Formalismus geben, dieser wechselt aber stets mit den Systemen, wie die hieher gehörigen Lehrbücher der allgemeinen Grammatik zur Genüge zeigen. Und wiederum jeder Leser, je nach Maßgabe, daß er gerne an vermeyntliche höhere Principien anschließt, oder selber auf diesem Gebiete Combinationen macht und Speculationen liebt, oder aber sie überhaupt dahingestellt seyn läßt, wird dergleichen allgemeine Exposition sich gefallen lassen, oder modificiren oder ganz übergehen. Solche wissenschaftliche Grundlegungen dürfen freylich nicht ganz fehlen, aber noch viel weniger sich breit machen. Demnach gesteht Rec. für seine Person, daß er von ihnen wenig, und zugleich viel halte; — wenig, wenn dadurch nur immer an den Fundamenten gerüttelt und jeder feste Bau vereitelt wird; viel und überaus viel hingegen, wenn dadurch wirklich tieferer Boden und festerer Grund gefunden wird, ein großes wissenschaftliches Gebäude, seys der Grammatik oder was sonst für eines Faches dauerhaft zu gründen. Im ersten Fall kommt ihm immer bey, zu sagen:

1) Lasset doch das Fundament
Nur im Grunde liegen!
Gut ist, daß ihr's anerkennt,
Ewig ist's gediegen.

2) Aber wenn ihrs wollt hervor
Wühlen jede Stunde;
Niemals wird der Bau empor
Steigen aus dem Grunde.

Ganz anders aber, wenn Geister, wie Plato, Aristoteles, Archimedes, Hipparch, Leibnitz, Kant u. s. w. oder für dieses nächste Feld der Sprachforschung, wenn Männer wie Bernhardi, J. Alb. Schultens, Tib. Hemsterhuis, J. Grimm an der herkömmlichen Form der Grammatiker rütteln, wenn sie die Fundamente neu legen, so haben Jahrhunderte nach ihnen genug zu thun, um nach den gegebenen Ideen den Bau aufzuführen.

Hienach H. Stern's philosophische Grundlegung der allgemeinen Grammatik angesehen, so wird zwar nicht eben an den überlieferten philosophischen Grundsätzen gerüttelt, noch sie ganz oder theilweise umgestürzt; wie er sie sich aber angeeignet hat und sie ausspricht, dieß ist größtentheils sehr klar und einfach, hin und wieder aber verwickelt und zumal complicirt und seltsam schematisirt in der „Uebersichts-Tabelle der Entwickelung der menschlichen Bewußtseynsformen" zu S. 38. Diese allgemeinen Geständnisse hat Rec. deßhalb vorausgeschickt, weil daraus die meisten Einreden folgen, die er gegen dieses Lehrbuch vorbringen will.

Herr Stern sagt z. B. im Vorwort: „Vor 50 Jahren war eine allgemeine Grammatik noch nicht einmal in der Idee möglich. — —

Damals wo die vergleichende Grammatik noch eine unbekannte Wissenschaft war, stand die Grammatik überhaupt nur auf der Stufe der wissenschaftlichen Erkenntniß, auf welcher die Naturbeschreibung steht." — Non multa, sed multum! Nicht die Menge des Materials thut es hier, sondern die Feinheit der psychologischen Beobachtung, die jedem gleich nahe, sowohl in ihm selbst, als in Groß und Klein um ihn her, von Kindesbeinen bis zum Grab, gleich nahe liegt. Die Fundamente der allgemeinen Grammatik finden wir daher schon von den Griechen nachhaltig bis auf den heutigen Tag, sohin fest genug gelegt. Der Beweis hiefür liegt schon darin, daß jeder fähigere Schüler einer Oberklasse des Gymnasiums eben dieses Lehrbuch ohne andere Kenntniß als der der alten und seiner Muttersprache verstehen kann; der Beweis liegt ferner in den doch nur trümmerhaft erhaltenen Werken der griechischen und römischen Grammatiker und Philosophen; er liegt schon gesammelt und geordnet vor in J. Harris Hermes.

Der Verf. sagt weiterhin: „Verbannt sind seitdem (die vergleichende Grammatik mit einer schnellsiegenden Kraft sich erhoben hat) die damals noch den bedeutendsten Köpfen inwohnenden Irrthümer von einer mehr oder minder willkürlichen Entstehung der Sprache. Jeder, der sich ihrer Betrachtung widmet, weiß jetzo, daß ihm ein Lebendiges, Organisches, ein Product der schaffenden Natur vorliege, das in allen seinen Theilen und Erscheinungen von einem Princip des Lebens und der Entwickelung durchdrungen ist; u. s. w. — Allerdings dauerte unter den Hellenen lange hin der Streit an: ob die Sprache φύσει ἢ νόμῳ καὶ θέσει sey. Jener Streit hieng aber mit einer viel weiteren und allgemeineren Frage zusammen, mit der Frage, nicht nur ob die Sprache, sondern auch, ob Tugend und Recht, ja ob selbst unsere sinnliche Wahrnehmung, endlich sogar ob unsere Verstandes-Erkenntniß ein Naturgewächs, — etwas Lebendiges, Organisches ꝛc. oder ob ein Produkt der schaffenden Menschenwillkür seyen? Von allem anderen ab, und nur allein auf die Sprache gesehen: so ist obiger Satz des Hrn. Verf. doch ja nur ein — Vorurtheil! Oder ist denn schon so unumstößlich ausgemacht, was und wieviel in der Sprache überhaupt, und in jeder Sprache insbesondere, naturnothwendig, und gerade auf diese Weise nothwendig war? was dagegen Werk der Willkür, der Umstände, des Zufalls sey? Angenommen auch, die Sprachanlage mit allen ihren Vorbedingungen charakterisire eben den Menschen, und bevorzuge ihn vor allen Geschöpfen der Erde: die Erregung und Entfaltung dieser Anlage, werde sie auch bey allen Menschenstämmen und Menschenkindern ganz gleich und dieselbige zu seyn vorausgesetzt, ist sie denn nicht unbestimmbar vielen und mannigfaltigen, zuerst äußern, sodann innern Umständen, Hemmungen, zufälligen bald förderlichen, bald gegentheiligen Anlässen und Wirkungen unterworfen? z. B. schon in der Hervorbringung der Wurzeln, und der Verwendung derselben zur Bezeichnung erst der nothdürftigsten und augenfälligsten Gegenstände, dann vollends in der Uebertragung und Erweiterung des Sinnes und Verstandes derselben auf unzählig vielerley andere, äußere und innere Erscheinungen! endlich in der Verschlingung zum Satz, und in der Anzeige der Beziehungen, der Unter- und Einordnung in dem Satze! Alle die zahllosen Abweichungen und Varietäten haben freylich ihren letzten Grund in der Anlage überhaupt; allein eben darum weil sie ihn in dieser überhaupt haben, so dient sie überhaupt nicht, Anfang und Ursprung der Erklärung zu seyn, dient nicht dazu, das Besondere und Eigenthümliche aus ihr zu begreifen. Eben deßhalb ist auch, wie gesagt, die Anlage und was aus ihr sich folgern läßt, schon von den Griechen sehr gut dargelegt worden, so daß Jahrtausende sich daran konnten begnügen lassen. Die duseligen Wörter, Lebendiges, Organisches u. dgl. m., die schon auf den Feldern, wo sie einheimisch gesproßt sind, unerklärt und unbegriffen blieben, können in ihrer Verpflanzung auf ein anderes Feld, und einem andern Wissenszweige eingeimpft, vollends gar keine Frucht tragen; heutzutage sind sie zum Scherwenzel mißbraucht, wo eben die Gedanken und die Einsicht still stehen; denn wie viele haben denn je ernstlich über das organische Leben nachgedacht? wie viele kennen es anders als aus Leserey? d. h. verbleicht und confus.

(Fortsetzung folgt.)

Italica von Dr. Gustav Klemm. I. Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. —

(Schluß.)

Von Bayerns Hauptstadt sagt der Verf. S. 513. „Wir waren einverstanden, daß München, auch unmittelbar nach Italien gesehen, einen großartigen Eindruck mache. Sie (die Stadt) hat freylich nicht, wie das alte überreiche Nürnberg, oder Regensburg, den Charakter des Autochthonen, des willig aus dem Boden Herausgewachsenen; man sieht ihr an, daß sie, wenigstens dem bedeutendsten und wichtigsten Theile nach, die Schöpfung eines einzigen Menschenlebens ist; aber eben dieß erfüllt uns mit freudigem Staunen." Die Rückreise wurde nun über Landshut, Regensburg, Schwarzenfeld, Tirschenreut und Eger nach Dresden angetreten, wo sie am 19. Juli eintrafen.

Durch diese gedrängten Mittheilungen glauben wir zur Genüge gezeigt zu haben, welche herrliche Genüsse den Alterthumsforscher, den Litterator, den Natur- und Kunstfreund, den Beobachter des Volkslebens und den Liebhaber der Reisen bey der Lectüre dieses trefflichen Werkes erwarten, welches einen Schatz der mannigfaltigsten Kenntnisse und Beobachtungen enthält, und durch anziehende Darstellung ausgezeichnet ist. Nur hätte Ref. gewünscht, daß der Herr Verf. nicht so sehr zum Drucke geeilt und die Feile etwas mehr gehandhabt hätte, um manche Unrichtigkeiten des Ausdrucks, welche sich hie und da eingeschlichen, zu beseitigen. So liest man z. B. S. 126. 3. 6. v. u. lange Strecken ungebautes Land (st. ungebauten Landes). S. 26, 10 viel (st. viele) Aehnlichkeit. S. 14, 10 v. u. viel Alterthümer. S. 42, 6 viel antike Formen. S. 255, 4 — 5. Ein großer Theil — stammen (f. stammt). S. 321, 23 gestatten Niemandem (f. Niemanden). S. 14, 1 v. u. Vorwärts eilend stellte sich die Stadt Klagenfurt als zierliches Bild dar. S. 173, 5. Als wir, herabgestiegen, auf dem Petersplatze anlangten. S. 254, 7 — 9.: Von hier wird rechts eingebogen und in Hohlwegen hinfahrend, die Pforte erreicht, was leicht hätte vermieden werden können, wenn der Verf. so geschrieben hätte: Von hier rechts einbiegend und in Hohlwegen hinfahrend, erreichten wir die Pforte. Unpassend ist S. 321, 21 — 22. die alten Veteranen. S. 481, 10 v. u.: deren (der Uffiziengalerie) sämmtliche Abtheilungen abermals ausgekostet wurden. S. 39, 11 — 12: aber trotz dem Sonntag ist der Platz leer. Ausdrücke, wie: viel Leben und Geschrey (S. 8, 9 v. u.), viel Verkehr, viel Geschrey (S. 27, 5), viel Leben und viel Volk (S. 399, 13., vgl. 411, 5 — 4 v. u. und 47, 5 — 4 v. u., viel Leben und Bewegung (S. 261, 15) sind bey dem Verf. schon typisch geworden. Auch hätten hie und da die Gleichklänge vermieden werden sollen, z. B. S. 35, 4 v. u. Museen gesehen. S. 129, 21. freylich wenig Erfreuliches. S. 134, 14 ff.: Ich hatte das Glück, — ein ansehnliches Stück wohlerhaltener Mosaik zu bekommen. S. 321, 25.: Diese wissen dagegen Gegenstände ꝛc. — Der Verf. schreibt ferner bald Mediceer (S. 75, 19 und 118, 2), bald Medicäer (S. 102, 7. S. 400, 21. 497, 4 u. 2. v. u.) und Medicäisch S. 102, 24. Oefter haben sich auch Druckfehler eingeschlichen. So steht S. 12, 15 v. u. und 17. 18. bliß. S. 30, 1. obgefähr. S. 45, 8. cinebes f. cineres u. 3. 10 Bpsilicae. S. 134. ist in dem Citate aus Virgil. Aen. X., 173. Ilva mitten in den nächsten Vers eingeschoben: Insula inexhaustis Chalybum Ilva generosa metallis, anstatt daß es den Schluß des vorhergehenden bildet. S. 355, 3. v. u. l. einzelner f. einzenler und S. 513, 1. auf den (st. auf dem) Comer See. S. 322, 16 — 18. in den Worten: Allein das Schicksal — widersetzte sich dem, mangelt der Schluß. — Die äußere Ausstattung des Werkes ist gefällig.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	31. März
Nro. 64.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung.

Die jährliche öffentliche Sitzung zur Feyer des Stiftungstags wurde dieses Jahr am Vorabend desselben, den 27. März gehalten. Unter den bey derselben Anwesenden befand sich auch Se. Excellenz der Herr Minister des Innern, Ritter v. Abel.

Herr Geheime Rath von Schelling sprach zur Eröffnung der Sitzung folgende Worte:

„Das eben verflossene akademische Jahr hat unsrem Verein bedeutende Mitglieder durch den Tod entzogen. Zuerst am 16. September den Professor der Sanscritsprache an der Universität, Dr. Othmar Frank, der mit einem litterarischen Auftrag Sr. Majestät des Königs in Wien befindlich daselbst gestorben ist.

Der Eifer und Erfolg, mit dem er sich in schon vorgerücktem Alter jenes merkwürdigen Idioms, der Sprache der heiligen Bücher Indiens und seiner wichtigsten poetischen und philosophischen Werke bemächtigte, die Anstrengungen, mit welchen er die erworbene Kenntniß, zuerst auf höchst mühsame Weise mit Hülfe des Steindrucks, in Deutschland zu verbreiten und allgemeiner zu machen sich bestrebt hat, werden stets ein rühmliches Andenken verdienen.

Später, am 14. Jänner, verlor die Akademie einen Mann, der seit vielen Jahren in sie gleichsam eingewachsen, ein wesentlicher Bestandtheil von ihr schien, dessen Thätigkeit als Mitglied und bis vor Kurzem als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse stets erweckend, leitend, maßgebend, zusammenhaltend auf sie gewirkt hatte, während sein großes Verdienst weit über den Kreis dieser Akademie und der hiesigen Hohen Schule hinaus allgemeine Anerkennung gefunden hatte.

Die hohe Versammlung weiß, wen ich mit diesen Worten bezeichnet habe; sie weiß nicht weniger, daß der Tribut ehrenden Andenkens, den die Akademie einem solchen Manne schuldig ist, sich nicht mit wenigen, flüchtig erwähnenden Worten abtragen läßt.

Es ist dafür gesorgt worden, daß die letzte Ehre einer feyerlichen Gedächtnißrede ihm nicht fehle, und damit der Würdige von dem Würdigen geehrt werde, ist ein Geistes- und Fach-verwandter Mann sie zu übernehmen ersucht worden.

Was Döllinger für den Unterricht in der Anatomie, in welchem er an die Stelle bloß äußerer, geistloser Aufzählung genetische Entwickelung setzte und selbst über das todte Skelett wieder geistig den Hauch des Lebens zu verbreiten wußte; was er seit seinen Untersuchungen über das bebrütete Ey und die Anfänge des Blutumlaufs bis zur Herausgabe eines leider unvollendet gebliebenen Lehrbuchs, für die Physiologie, was durch

scharfsichtige und sinnreiche Anwendungen auf die menschliche für die vergleichende Anatomie geworden, kann nur ein specieller Kenner würdig auseinandersetzen. Mir sey es vergönnt, mehr zu möglichem, allgemeinen Nutzen und Frommen, als zu specieller Belehrung, für welche meine geringen Kenntnisse nicht ausreichen würden, einige allgemeine Bemerkungen vorzutragen über die Umstände, durch die er zu einem wissenschaftlichen Charakter von solcher Bedeutung erhoben worden.

Dr. Ignaz Döllinger, als königl. Ober-Medicinalrath und Ritter des Verdienstordens vom h. Michael, als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor der Anatomie an der Universität und Conservator der anatomischen Anstalten und Sammlungen des Staats verstorben, war in so fern noch der Mann einer früheren Zeit, als der Grund zu seiner Bildung durch einen tüchtigen Schulunterricht gelegt war, wie er zur Zeit seiner Jugend in dem größten Theil Deutschlands, und auch in seiner Heimath, den geistlichen Fürstenthümern Frankens, im Allgemeinen noch bestand und unter bewährten, seit langer Zeit überlieferten Formen unverrückt von neueren Bestrebungen sich erhalten hatte.

Wir heben diesen Umstand hervor, weil wir glauben, daß jeder Aufmerksame sich von selbst an Beobachtungen und Erfahrungen erinnern wird, die ihm zeigten, welchen bestimmenden Einfluß auch auf das spätere wissenschaftliche Gebahren und Benehmen eines Jeden jener erste Unterricht ausübt, den Manche so gering schätzen zu dürfen glauben.

In der That nichts, selbst nicht der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, der zwar an ein nothwendiges, stufenweises Fortschreiten aber nicht ebenso zugleich an freye geistige Bewegung gewöhnt, kann jene strenge, Dünkel und falsche Einbildung frühzeitig niederhaltende Zucht des Geistes, jene Gewöhnung an Stetigkeit und gleichmäßiges Fortschreiten ersetzen, welche ein gründlicher Unterricht in den alten Sprachen gewährt, und weniger würden wir oft über leichtsinniges, abspringendes, hastiges Verfahren in Wissenschaften uns verwundern, wüßten wir, wie meist schon durch verkümmerten und oberflächlich gegebenen oder oberflächlich genommenen ersten Schulunterricht der Grund dazu gelegt worden.

Wir machen für dieses Urtheil selbst keine Ausnahme für die auf Naturforschung sich beziehenden Wissenschaften.

Verbände sich uns mit dem Wort: Gelehrter derselbe engere Sinn, wie unsern feinsinnigen Nachbarn, die bekanntlich zwischen einem Savant und einem Naturaliste unterscheiden, ohne beyde Prädicate je zu vermischen, so hätten wir, um unsern Gedanken auszudrücken, von Döllinger einfach sagen können: Er war ein Gelehrter im vollen Sinn des Wortes, ein Gelehrter wie Cuvier, dessen geistige Ueberlegenheit vielleicht mit von einer ähnlichen Fügung sich herschrieb, die nämlich gewollt hatte, daß Er, dem einst als Mann die reichsten und wichtigsten Schätze für Naturforschung zu Gebot stehen sollten, in seiner Jugend an gründlichem altwürttembergischen Schulunterricht theilzunehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Viele Zweige der Naturwissenschaften dürfen des Vorzugs sich freuen, daß ihre Erfindungen oder Entdeckungen unmittelbar dem Leben zu gut kommen, einer ungesäumten Anwendung auf Bedürfnisse, auf Nutzen, Annehmlichkeiten und selbst Bequemlichkeiten des Lebens fähig sind. Groß und von nicht zu berechnenden Folgen sind in dieser Hinsicht die Wirkungen einer immer tieferen Erkenntniß der allgemeinen und besonderen Naturkräfte, und wohl mag sich die Wissenschaft solcher glänzenden und in die Augen fallenden Erfolge rühmen.

Aber die Naturkräfte selbst bieten eine äussere und innere, wir können sagen eine exoterische und eine esoterische Seite dar; mit jener sind sie dem Leben und der Technik zugewendet, hier Gegenstände der reinen uneigennützigen Betrachtung, welche sich an der Wahrheit um ihrer selbst willen erfreut, und jeder Spur des grossen Zusammenhangs nachgeht, den wir zwar nur stückweis zu erkennen vermögen, aber in welchen wenigstens hineinzuschauen das grösste Vergnügen jedes höher gestimmten Geistes ist.

Und wie verschieden nach den verschiedenen Standpunkten die Urtheile über beyde Richtungen seyn mögen, zweifeln wir nicht, welche von beyden die bleibendere sey, denn alle Bedürfnisse des Menschen, die früher oder später ihre Befriedigung finden, werden von jenem höchsten Bedürfniss seines Geistes überdauert, welches nach dem Wissen nicht um eines Zweckes oder Erfolges, sondern um seiner selbst willen verlangend ist, und um so entschiedener dessen begehrt, je freyer und unabhängiger der Mensch von untergeordneten Bedürfnissen geworden ist.

Ausserdem giebt es innerhalb der Naturforschung selbst Resultate einer höheren Ordnung, die sich nicht eben so unmittelbar auf dem Markt des täglichen Lebens und Verkehrs umsetzen oder verwerthen lassen, wo dem sinnigen Forscher die dringende Aufgabe begegnet, in der, wie oberflächlich-abstracte Betrachtung wähnt, dem Geist entfremdeten Natur selbst die Spuren und Wege zu entdecken, die in eine höhere Ordnung der Dinge hinüberleiten.

An dem Eingang zu dieser höheren Welt steht der räthselvolle Organismus, welchem in seine labyrinthischen Gänge, in die Tiefe seiner blind (wir können nicht anders urtheilen) und doch mit

der bewusstvollsten Absichtlichkeit bildenden Kräfte zu folgen, eine höhere Weihe erfordert wird.

Diese Weihe hatte Döllinger frühzeitig, ebenfalls durch ein günstiges Geschick erhalten.

Seine Jugend fiel noch in die Anfänge der grossen wissenschaftlichen Bewegung, die durch Kant hervorgebracht worden, von der Göthe urtheilt, dass kein geistig strebender Mann ungestraft gleichgültig gegen sie geblieben sey, den Philologen allein etwa ausgenommen, und sehr glaublich ist, dass ihm, selbst bey dieser Ausnahme, nur die hervorragende Persönlichkeit Friedrich August Wolfs vorschwebte. Früh nämlich war jene — von Grund aus untersuchende, das menschliche Wissen einmal wieder auf seine Anfänge stellende Philosophie auch auf die Universitäten in den deutschen geistlichen Ländern gedrungen; anfängliche Verdächtigungen hatten bey den Fürsten, dem Würzburg und Bamberg damals gehorchten, und dessen Name bey seinen ehemaligen Unterthanen noch jetzt hoch geehrt ist, dem berühmten Franz Ludwig von Erthal, keinen Eingang gefunden.

An dieser Philosophie also, welche, wie die bestimmenden Anfänge alles Wissens, so auch die obersten Gründe aller Naturwissenschaft einer aufhellenden Kritik unterworfen hatte, deren Urheber das besondere Verdienst bleiben wird, durch sein geistvollstes Werk zuerst die eigentlichen Tiefen der organischen Natur, jenes blind-zweckmässige Bilden, kühn beleuchtet und dadurch für immer, wie auch von Göthe anerkannt worden, den wahren Weg der organischen Naturforschung bezeichnet zu haben, an dieser Philosophie entzündete sich auch für Döllinger das Licht, das ihn in die Tiefe führte, allen seinen Studien ein Ziel, dadurch allen seinen Arbeiten eine Bedeutung gab, und ihn vor dem Versinken in eine platte, zweck- aber eben darum zugleich sinnlose Empirie bewahrte.

Auch wußte Döllinger, was er der Philosophie verdankte, deren auf einander folgenden Entwickelungen er bis in seine letzte Zeit mit lebendiger Theilnahme, zum Theil mit Liebe, immer mit richtigem Urtheil folgte. Ganz unähnlich manchen, aus deren Reden man fast auf die Meynung schließen sollte, als würde einer allein schon dadurch zum bedeutenden Naturforscher, daß er von der Philosophie gering zu denken sich rühmt, (sich rühmt, denn vernünftiger Weise kann man von dem, was man nicht kennt, weder groß noch gering denken,) betrachtete Döllinger die Philosophie fortwährend als eine Leuchte auf seinem Weg, die, wenn sie zu hoch stand, ihm jeden einzelnen Gegenstand desselben zu beleuchten, darum nicht aufhörte, ihm die Richtung und das letzte Ziel seiner Forschung zu bestimmen.

Hier möchte denn auch die Stelle zu der Bemerkung seyn, welche bedeutende Rückwirkung die Art und Weise, irgend eine Wissenschaft zu betreiben, auf den persönlichen Charakter ausübt.

Möchte man insbesondere da, wo vom ersten Unterricht die Rede ist, stets erwägen, wie es nicht darauf ankommt, daß ein Mensch Vieles wisse, sondern daß er eine Sache ganz und aus dem Grund verstehe. Denn ein ganz anderes Bewußtseyn hat der, welcher es in irgend einer Sache, und wär' es auch nur im Lateinschreiben, zur Vollkommenheit, ein ganz anderes der, welcher es in keiner weiter als zum Pfuschen gebracht hat.

Charakterloses Hin = und Herschweifen in der Wissenschaft hat stets auch moralische Charakterlosigkeit, wie ein gleichmäßiger, großartiger Betrieb der Wissenschaften auch Ruhe und Ernst der moralischen Gesinnung zur Folge oder zur Begleitung.

Durch eine einzige, in allen ihren Vertiefungen und möglichen Wendungen erschöpfte Wissenschaft, wird ein Maßstab auch für Beurtheilung anderer Dinge gewonnen, der weit über die Gränzen dieser Wissenschaft hinausreicht.

Durch die Gewöhnung, das Besondere nicht als den Gegensatz des Allgemeinen zu betrachten, sondern als die Materie oder den Stoff in dem eben dieses sich zu bewähren, sich wiederzufinden und zu erkennen hat, erhob sich Döllinger, ohne je über die Schranken seiner Wissenschaft hinauszugehen, dennoch zugleich über dieselbe zum Mann von allgemeinem Urtheil, der auch allgemein-menschliche Dinge, ganz insbesondere aber alles was in den Kreis der Wissenschaft fällt, richtig zu schätzen, das Tiefe und Bedeutende überall zu erkennen wußte; dessen Ansicht und Beurtheilung auch über seine besondere Wissenschaft hinaus Vertrauen erweckte und verdiente.

Bedenkt man nun, wie die Natur manche von Menschen geschätzte Gaben mit verschwenderischer Hand ausstreut, aber schon eine von Natur starke Beurtheilungskraft ein seltner Vorzug ist: so kann man ermessen, von welchem Werth ein durch große Arbeiten des Geistes, durch reiche Erfahrung zur vollen Reife des Urtheils herangebildeter Mann in jedem Kreise seyn muß, wie schmerzlich, wenn er scheidet, er in jedem, wie schmerzlich besonders in einer Akademie der Wissenschaften ein solcher vermißt werden müsse.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	1. April.
Nro. 65.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung.

(Schluß)

Ich glaube die Lücke, die in dieser Hinsicht durch Döllingers Scheiden entstanden, wird von uns allen gleicher Weise gefühlt. Mir aber stand es nicht bloß als Organ der Akademie, auch aus persönlichen Gründen zu, ihm bey der ersten Gelegenheit, so weit ich es vermochte, öffentlich ehrende Worte zu widmen.

Denn unsere Verbindung schrieb sich nicht von gestern, sondern von jener nun schon weit entfernten Zeit her, wo wir beyde zugleich, beyde noch jung, an dieselbe Hohe Schule als Lehrer berufen, eines freundlichen und übereinstimmenden Zusammenwirkens uns erfreuten, und ich unter andern das Glück hatte, als Mitglied des akademischen Senats meine Stimme mit dafür zu geben, daß Döllinger, zuerst in Würzburg, als Professor der Anatomie an die Stelle gesetzt wurde, von wo seine Wirkung bald auf die ausgezeichnetste Weise über ganz Deutschland sich verbreiten sollte.

Als Sömmerring von Alter und Besorgnissen für seine Gesundheit gedrängt, Anstalt machte, München zu verlassen, sorgte Maximilian Josephs Weisheit dafür, daß ihm ein würdiger Nachfolger werde.

So kam Döllinger in die Akademie, und wurde, nachdem unsere herrliche anatomische Anstalt nach seinen Angaben und unter seiner Leitung gegründet worden, nach Hierherverlegung der Universität wieder auf den Lehrstuhl berufen, dessen Zierde er in Würzburg gewesen war und auf dem er nun so schwer, so schwer wie in der Akademie, zu ersetzen seyn wird.

Wenden wir uns der Gegenwart zu, so begeht die Akademie heute den 82. Jahrestag ihrer Stiftung durch diese öffentliche Sitzung" ꝛc. ꝛc.

Es wurden nun die zur Vorlesung in der heutigen Sitzung bestimmten Abhandlungen der Herrn von Koch-Sternfeld und von Kobell angezeigt, die sofort verlesen wurden; die erste: über die Geschichte, als fortwährende Aufgabe der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften; die zweyte: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie auf Technik.

Lehrbuch der allgemeinen Grammatik von Dr. S. Stern. Berlin 1840. 8.

(Fortsetzung).

Jede Wissenschaft hat ihre besondere Metaphysik, demnach auch die Grammatik; jede solche Metaphysik ist einfach, kurz, und dann zumal unschwer, wenn sie nur aus einer gemeinhin gültigen, eben herrschenden allgemeinen Metaphysik übertragen wird. — Die Schwierigkeiten wie bey jeder andern Wissenschaft, so auch in der Grammatik, beginnen erst da, wo von der jedem Wissenszweige eigenen Metaphysik zu dem schon sonst von der Empirie her bekannten und geordneten Material, zu der Anknüpfung der einen an das andere und zu der Erklärung und Begründung des einen aus der anderen nothwendig und sachgerecht übergangen werden muß. Denn auf diesem Punkt kommt man von der einen Seite auf die andere, da sie nicht stätig sich in einander verlaufen, sondern nur auf einander hinweisen und einander durchaus fordern, — nicht ohne Vermittlung, ohne eine zutreffende und solide Voraussetzung, Unterbau und gleichsam ohne eine Brücke, die fest und sicher unmittelbar aus einem Gebiet in das andere hinüberführt, so daß man darin festen Fuß fassen und von dem einen zum andern Ufer freyen Verkehr, Zuzug und Verstärkung ziehen kann.

Wenn ein dergleichen Versuch — mehr kann überall für den Anfang kaum erwartet werden — irgendwo nöthig und zuläßig ist, so dürfte er zuerst und eben jetzo auf dem Felde der Sprachforschung zu unternehmen seyn. W. v. Humboldts Werk: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes entspricht jener Forderung nicht völlig, so verdienstlich und dankenswerth im übrigen das belobte Werk an sich selber ist; und soweit Rec. entfernt ist, jenem Werke und seinem berühmten Verf. „eigenthümliche Tiefe und Klarheit des Geistes“ zu bestreiten: eben so wenig vermag er den gefeyerten Staatsmann und Gelehrten für den eigentlichen Gründer der allgemeinen Grammatik anzuerkennen; denn diese war schon lang vor ihm da, so wie im Großen, so bis mehr ins Besondere eingehend, bey Alb. Schultens, Tib. Hemsterhuis, Jakob Grimm, und jedem etwas tiefer gehenden Philologen, von mancherley ältern Versuchen nicht zu reden. Auch schlägt W. v. Humboldt selber Bernhardi's Sprachlehre um ein Gutes höher an, als H. Stern in den Worten thut: „Nach einem, wenn auch sehr verdienstvollen, doch immer noch in der Kindheit dieser Wissenschaft stehenden Versuch zu einer allgemeinen Grammatik von Bernhardi, hat Becker in seinem Organismus der Sprache einen glänzenden Anfang dazu gemacht, alle Erscheinungen derselben in ein System zu bringen, und sie als einen Organismus, in ihren Beziehungen zu einander darzustellen.“ — Rec. hält Bernhardi's Sprachlehre noch immer für die beste; Beckers Organismus der Sprache aber hat nicht sowohl allgemeine und philosophische Grammatik zum Zweck, sondern blickt gleich vom Beginn an vorzugsweise auf die Indogermanischen Sprachen, ja nimmt bald die Richtung vorzugsweise auf die Muttersprache, wie schon der Titel sagt: „als Einleitung zur deutschen Grammatik.“ Nur in Kraft dieses beschränkenden Zusatzes ist in Beckers ausgezeichnetem Werke fast alles wahr; ohne jenen Zusatz wäre sehr vieles halb wahr, ja ganz falsch und einseitig. — Soviel von dem ersten Theil.

Der zweyte Theil beantwortet die allgemeine Frage: „Wie erfüllt die Sprache ihre Functionen?“ — Im ersten Abschnitt wird die äußere Gestaltung der Sprache,“ im zweyten die Innere Gestaltung derselben in Betracht gezogen. Zuerst wird demnach S. 39 — 52 von der Lautbildung gehandelt; aber nach meinem Ermessen mit unbefugt eingeschränktem Blick auf die neuere Lautlehre, die sich seit der Bekanntschaft mit dem Sanskrit als die allein organische und gesetzmäßige geltend machen möchte; denn in den Semitischen Sprachen herrschen weit andere Lautübergänge, und die Umlaute ä, ö, ü sind den Brahm Indern wie den Arabern völlig unbekannt, desto mehr aber einheimisch bey den Türken und im Orient überall da,

wo sie geherrscht und nachtheiligen Einfluß geübt haben. Der Vocal r und bri im Sanskrit hat noch wenig Anspruch darauf, in die Allgemeine Sprachlehre eingeführt zu werden; er könnte sehr wohl eine Künsteley der Indischen spitzfindigen Grammatiker seyn. Statt des vom Verf. versuchten Schematismus der Lautentwickelung hätte ich in diesem Lehrbuch, das doch allem Anschein nach auf Gymnasien gebraucht zu werden bestimmt ist, lieber gesehen, wenn der Verf., da das Allgemeine derselben doch wenig Wahrheit und noch viel weniger Brauchbares enthält, sich gleich zu dem gewissen historischen Material gewendet, und die Entwickelung und Uebergänge der Laute, die ja doch nicht a priori gefunden werden, im Griechischen, Hebräischen oder doch im Deutschen einfach tabellarisch vorgelegt hätte. Denn obwohl Rec. mit dem Verf. nicht ganz einverstanden ist, wenn er sagt: „daß nur die Muttersprache geeignet ist, uns ein klares Bewußtseyn von der Bedeutung ihrer Formen zu geben", obwohl er im Gegentheil vielmehr jede fremde Sprache für geeigneter hält, zumal aber die alten klassisch vollendeten, wahrhafte Einsicht und Verständniß der Sprache überhaupt zu geben: so hält er es doch für sehr erwecklich und zweckmäßig, daß, wenn ja doch einmal Unterricht in der deutschen Sprache gegeben werden soll, dieser mehr an die allgemeine Grammatik sich anlehne, daß demnach B. W. die möglichen Laute und Töne, ihre Uebergänge und Verbindungen zu Anfang, in der Mitte und am Ende der Wörter vornähmlich an der Muttersprache veranschaulichet und erklärt werden. Denn es wird keinen deutschen Dialekt, keine wahrhafte Volksmundart geben, die nicht mehrere a, e, ei und i unterscheidet, z. B. das e in beten und betten, in Reben und streben, in eben (ἄρτι, modo) und eben (aequus, planus) in sehen und säen u. s. w. Es liegt in letzterem Beyspiel nicht an dem sogenannten Diphthong, sondern, wie bey dem vorangehenden, in dem Wurzelvokal und seinem Ablaut in bat, sah u. s. w. Hienach unterscheidet unser Landvolk noch überall ein zweyfaches ä; ein anderes tönt in san = säen, ein anderes in Stirk = Stärke, u. dgl. m.; ganz richtig. Noch mehr fällt dergleichen ins Ohr in alltäglichen Alliterationen und Assonanzen, wie heben und geben; weit und breit; wie letztere beyde Wörter im Munde des Volkes auch immer lauten mögen, jede deutsche Volksmundart unterscheidet den Diphthong unfehlbar, so gut als in heiß und weiß (albus), in leiten und reiten, in reisen und speisen, in freuen und reuen und streuen.

Ueberhaupt meyne ich, alle das, was die Verlautbarung betrifft, gehöre zu der — nicht mehr rein theoretischen — sondern zu der besondern Grammatik je eines Menschenzweiges, des semitischen, indogermanischen u. s. w., und fälle auch hier mehr in die Abhandlung der Schrift, als daß der eigentliche Laut, Ton und Aussprache beschrieben werden könnten; — können ja schon die italienische, französische, englische, schwedische, ja nicht einmal die verschiedene Aussprache der deutschen Volksmundarten beschrieben oder mit unserm Alphabet bezeichnet werden.

Das gleiche oder doch verwandtes gilt zwar auch von dem 2., 3., und 4. Kapitel dieses Abschnittes, in denen der Verf. zuerst die Sylben, dann den Accent, und zwar sowohl den Wortton als den Satz- und Redeton sammt dem Wohllaut und Wohlklang behandelt; indessen ist es immerhin gut, daß der Verf. diesem wichtigen Punkte, der auch in den speciellen Grammatiken noch zu sehr vernachlässigt und meistentheils zu kurz abgethan wird, seinen bestimmten Platz in der allgemeinen Sprachlehre angewiesen und festgestellt hat. — Was S. 54 ff. über die Erweiterungen der Sylbe durch Halbvocale und Zischer gesagt wird, verdient in alle Wege beherziget, vor allem jedoch an alten Stammsprachen geprüft, beschränkt und nach Umständen ausgedehnt zu werden.

Der zweyte Abschnitt behandelt die innere Gestaltung der Sprache; er deducirt zuvörderst die Redetheile und die Unterabtheilungen derselben, dann die Ableitung und Zusammensetzung. Hier sieht sich der Verf. schon genöthiget, mehr auf die individuellen Sprachen stets den Blick gerichtet zu halten; daher es denn auch kommt, daß er gegen die dermalen weit verbreitete Ansicht, gemäß welcher die Wurzeln aller Sprachen, auch der semitischen, einsylbig zu seyn vorausgesetzt und gefordert wird,

bescheidene, aber begründete Einsprache thut, weil wenigstens von dem Standpunkte aus, „von welchem wir (H. Stern) die Wurzeln betrachten, nämlich als die früheste Erscheinung des Wortes in der wirklichen Sprache, nicht als bloße Abstraction, der Gegensatz der betonten und unbetonten Sylbe, als ein wesentliches Element, nothwendig erscheint, wodurch also die Zweyheit der Sylben in der Wurzel, als nothwenige, mit gesetzt wäre." Indessen da der Wortton in mehreren Sprachen gar nicht, oder kaum merklich vorhanden zu seyn scheint, so möchte ich die Einrede gegen die Einsylbigkeit der Wurzeln lieber darauf stützen, daß die Sprache — auch bey Kindern — erst mit der Unterscheidung und Specification des allgemeinen beginnt, mit der Besonderung aber die Einsylbigkeit sofort verschwindet.

Das Kapitel von der Zusammensetzung gehört kaum in eine Allgemeine Sprachlehre; in den semitischen Sprachen fehlt es gänzlich, deßgleichen in der türkischen, desto wichtiger ist dieses Kapitel für die beyden alten und für unsere Muttersprache, und daher läßt sich die Aufnahme desselben rechtfertigen.

Das gleiche gilt auch von dem Kapitel der Formbildung; — der Verf. thut hier mehr, als ihm zusteht; denn die Allgemeine Sprachlehre hat nichts weiter zu thun als die möglichen Gesichtspunkte und Richtungen anzugeben, welche bey der nothwendigen Aeßerung des Innern und seiner Manifestation statt finden; was aber jegliches Volk für einen Gesichtspunkt gefaßt, was für eine Richtung es demgemäß in seiner Sprache und ihrer Formbildung verfolgt habe, das gehört ins Gebiet der speciellen Sprachen, oder wenigstens erst in eine Grammatik, die den Uebergang von der Metaphysik der Sprache zu den wirklichen Völker-Idiomen sucht. Der Verf. übernimmt hier ungebührlich die Rolle des Gesetzgebers, wenn er behauptet S. 124 ff.: außer den 3 Formen, Indicativ, Conjunctiv und Imperativ, kann keine Flexionsform Anspruch machen, in diese Klasse der Verbalformen, der Modi, aufgenommen zu werden, oder doch eine besondere Stelle in der Reihe desselben einzunehmen. — Statt auf diese Weise einen Machtspruch zu thun; darf die Allgemeine Grammatik nur andeuten, unter welchen Rücksichten die Modi, Tempora, die Gattungen der Verben, so wie die Casus der Nominen aufgefaßt werden, und in wie vielerley Arten sie sich ausbilden können. Denn die Verben: ardesco, Ardeo, Arsi, und alle ähnlichen Inchoativa und Desiderativa haben wohl eine Verwandtschaft mit der Zeitlichkeit, gehören aber doch in ein ganz anderes Kapitel als das der Tempora; diese sind in den slavischen Sprachen sehr einfach, desto schwieriger aber wird in denselben das Verbum dadurch, daß seine Formen auf die Beziehung der Dauer oder Fortsetzung, der Endigung oder Wiederholung der Handlung ꝛc. gerichtet sind. Der Verf. stellt eine Theorie der Zeitformen als Norm auf, von der er selbst am Ende gestehen muß S. 129. „daß die wirklichen Sprachen sich hier gewissermaßen (?) nur mit Widerstreben in das Gesetz der natürlichen Regel bringen lassen, und jede einzelne uns an einer andern Stelle im Stiche läßt" u. s. f. — begreiflich, weil die Befugniß wenigstens einer solchen allgemeinen Sprachlehre bis dahin nicht geht, Regeln vorzuschreiben, sondern nur die Möglichkeit derselben begreiflich zu machen. Es ist gleich möglich, daß die eine Sprache flectirt, die andere sich aller Flexion überhebt, oder hinter drein entledigt. Begreiflich wird eine nicht flectirende Sprache in der Wortfolge sich gar sehr binden müssen, damit sie noch verständlich bleibe; je reicher dagegen eine Sprache an Flexionen ist, desto freyer kann sie sich bewegen, muß aber darum nicht gleich nothwendig von dieser Möglichkeit Gebrauch machen; z. B. die Homerische macht wenig Gebrauch, desto mehr die der Lyriker und Rhetoren. Die englische Sprache gibt der Wortstellung in der Periode viel mehr Freyheit als die französische, wiewohl diese wenigstens am Verbum sich mehr Formen erhalten oder geschaffen hat als die erstere; gleichwohl verliert die englische durch ihre Freyheiten nicht an Deutlichkeit, aber allerdings mehr Besinnung, Aufmerksamkeit und Bedacht verlangt sie.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; publiée sur le Manuscrit autographe par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. Première partie 1836. Deuxième partie 1838. fol. XXIII. 460.

Sur l'alphabet hiéroglyphique: Lettre à Monsieur le Professeur Hippolyte Rosellini, par le Dr. R. Lepsius. (Annales de l'Institut de correspondance archéologique, tome IX. cah. 1. Rome 1837. 8. mit zwey Steindrucktafeln.)

Erster Artikel.

Die Lesung der Hieroglyphenschrift, diese nach Niebuhr's Ausspruch merkwürdigste wissenschaftliche Entdeckung unsres Jahrhunderts, hat, nachdem sie einmal entdeckt war, und nach ihres eigentlichen Entdeckers Tods, bis jetzt in der gelehrten Welt noch nicht den verdienten und billig zu erwartenden Fortgang gefunden. Ein jahrtausend altes Geheimniß, das, so lang es Geheimniß blieb, die allgemeine Aufmerksamkeit fortwährend reizte und das Ahndungsvermögen aller tiefern Geschichts- und Sprachforscher mannichfach in Bewegung setzte, läßt nun, da es enthüllt ist, unser gelehrtes Publikum fast kalt und gleichgültig; und insbesondere zeigt das Auge des gelehrten Deutschlands, das auf der verdeckten Erscheinung so lange mit brennender Neugier haftete, noch keinen ähnlichen Trieb die hinter dem aufgezogenen Schleyer sichtbar werdenden Erscheinungen zu durchdringen. Drey Gründe sind es hauptsächlich, aus denen wir uns diese auffallende Gleichgültigkeit erklären mögen.

Erstens: Die nach allen Seiten täglich wachsende Ausgedehntheit des von unsern Gelehrten zu bebauenden Feldes der Wissenschaften hat ihrer nur erst wenigen Zeit und Lust gestattet, sich mit Champollion's Entdeckung gründlich bekannt zu machen, und sich von der Wahrheit seines Systems, von der aussichtsvollen Sicherheit der Bahn, die er gebrochen, durch selbständige Prüfung zu überzeugen: bey weitem die meisten, durch den Gedanken an die früheren grundlosen hieroglyphischen Träumereyen des Pater Kircher so wie an die neueren Goulianoffs und Seiffart's irre gemacht, und überdieß durch einzelne auffallende Verworrenheiten und Unregelmäßigkeiten in Champollion's Lehre selbst befremdet, sehen die ganze Entdeckung noch als etwas sehr Zweifelhaftes an, und warten darauf, daß eine allgemeinere Anerkenntniß derselben dem von ihnen zu fassenden Entschluß eigner Untersuchung zu Hülfe kommen möge. Zweytens: Von denen aber, die wirklich schon den Muth gehabt haben, Champollion's Schriften eines tieferen Blickes zu würdigen, sind viele in ihrer hoher Meynung von dem Werth der Entdeckung dadurch irre gemacht worden, daß sie in den vom Entdecker selbst entzifferten Schriftstellen wenig oder gar keine bedeutende geschichtliche Thatsachen, nichts als Götter- und Königsnamen, Opfer- und Todessprüche enthalten fanden, und daraus auf die Unbedeutendheit der ganzen ägyptischen Denkmäler-Literatur schließen zu können glaubten. Welchen wissenschaftlichen Gewinn, sagen sie, bieten uns diese sich immer wiederholenden Titel und Formeln, in deren ängstlichem Ceremonialstyl alles Zeitliche und Menschliche, gleich wie in den typisch-steifen ägyptischen Bildnissen al-



les individuelle Leben, todtgeboren begraben liegt; ja, gleichwie die Künstler jenes gewohnheitsstarren Volkes niemals die besondere Wahrheit eines Leibes und Gesichtes nachzubilden wagen durften, so blieb auch wohl für die ägyptischen Historiographen der schriftliche Ausdruck wirklicher besonderer Handlungen und Ereignisse ein nimmermehr zu wagender, unfaßbarer Gedanke. Dieser Ansicht kommt aber nun, als dritter Grund der Gleichgültigkeit für die neu entdeckte Hieroglyphensprache, ein seit ungefähr dreyßig Jahren in Deutschland sehr verbreitetes geschichtliches Vorurtheil entgegen, nämlich die, besonders von Voß so hartnäckig vertheidigte, Grille von einem aus sich selbst entsprungnen und in sich allein alle Keime der künftigen Weltbildung tragenden Hellenenthum: was Aegypter und Chaldäer, was Indier und Zendvolk! ruft diese Partey; widme man vielmehr die Zeit und Kräfte, die das eitle Durchforschen der Geschichte jener Völker zu verschlingen droht, dem immer ausschließlicheren Studium, immer ungestörteren Betrachten des griechischen Genius, dieses von allen früheren Zeiten unabhängigen Abbildes und für alle kommenden Zeiten einzig erweckenden Vorbildes reiner unverfälschter Menschlichkeit. — Mit einer umständlichen Widerlegung der letzten zwey dieser Gleichgültigkeitsgründe gegen die Champollionische Entdeckung brauchen wir uns hier nicht aufzuhalten. Auf wie hohlem Grunde zunächst jene partheysüchtige Theorie eines autochthonen Hellenenthums beruhe, welches vollkommene Nichtverstehen sowohl des Gangs der Weltgeschichte im Großen als des Geists des griechischen Volks insbesondere sie verrathe, zu welchem leichtsinnigen Hinwegsehen über die schlagendsten Thatsachen sie, um consequent zu bleiben, sich selber verblenden müsse; das ist, auch ohne Lesung der Hieroglyphen, dem unbefangenen Durchforscher der allgemeinen Geschichte und Kunstgeschichte schon lange kein Geheimniß gewesen. Gewiß eine Meynung, die trotz des dargebotenen vergleichenden Anblicks ägyptischer und hellenischer Sitten und Mythen, Bauten und Bildwerke, nicht nur den äußerlich-geschichtlichen Bildungszusammenhang Griechenlands mit Aegypten in Zweifel zieht, sondern, noch mehr, auch den innerlich-menschlichen Zusammenhang der Entwicklung beyder Völker zu leugnen versucht, so daß sie den großen Strom der Weltgeschichte zu unzusammenhängenden stehenden Gewässern mache und den ewigen Ruhm der Menschheit zu Gunsten eines einzelnen Volkes beeinträchtige, eine solche Meynung ist nicht minder lächerlich, als wenn jemand die neuamerikanische Bildung für jenseits des Weltmeeres wurzelnd erklären wollte. Verneinung und Neuerung, Auflösung und Mischung, Willkühr und Persönlichkeit, das sind die mächtigen, aber gewiß nicht geschichtlich-ursprünglichen bezeichnenden Eigenschaften des griechischen Volks, woraus aber diese Eigenschaften sich entwickelten, wogegen sie sich richteten, und wie sie, trotz ihrer eignen Bestandlosigkeit, doch zu einem so vollendeten Typenstyl in Religion, Staat, Wissenschaft und Kunst zu führen vermochten, das wird nur aus der Erkenntniß einer ältern, fremden, jene freyen Bewegungen zugleich stützenden und hemmenden, strengen Einheit und Gesetzmäßigkeit begreiflich werden.

Kein Volk kann in derselben Kunst zugleich Wurzel und Blüthe seyn, und ohne den Vorherbestand und Gegensatz ägyptischer Priesterlehre wäre kein Homerischer Gesang und Mythus; ohne die Benutzung ägyptischer Verfassungs-Vorbilder und — Reste kein Lycurg und Solon; ohne das Studium ägyptischer Weisheit kein Pythagoras und Socrates, ohne das Studium ägyptischer Bau- und Bildwerke kein Parthenon und kein Phidias möglich gewesen. Und in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht zeigt uns nun auch die ägyptische Sprache, daß nicht nur eine bedeutende Anzahl griechischer Götter- und Heroennamen (z. B. Hephästos, Athene, Artemis, Apollon, Smintheus, Hera, Jo u. a.), sondern auch die Namen der bedeutendsten griechischen Städte (z. B. Athen, Thebe, Korinth) entschieden ägyptische Wörter sind. Dieses häufige Vorkommen ägyptischer Sprachreste in der griechischen Urgeschichte, und fügen wir hinzu, eben so häufig in der etruskischen (tyrrhenischen) und wohl daraus herstammend, auch in den altrömischen Geschichten*) ist aber zugleich ein bedeutender Einwand gegen das Urtheil derjenigen, die den Werth der aus dem Hieroglyphen-

*) z. B. Ramnes, abzuleiten von dem äg. ram erhöhen, also = hoch, celsus (dem gewöhnlichen erklärenden Beywort des Namens) Romulus von rome Mann (also ein wahrer stammväterlicher Gott Sohn wie Man, Thuisko's Sohn) u. a.

studium zu gewinnenden wissenschaftlichen, besonders historischen Ergebnisse für geringfügig halten. Und noch viel deutlicher widerlegt wird eben dieses Urtheil durch zwey andere Rücksichten; nämlich einmal durch den Gedanken an chronologische Wichtigkeit der von Champollion gelesenen und durch ihn lesbar gewordenen Königsnamen, die uns in fortlaufender Reihe für die ersten dritthalb Jahrtausende der Weltgeschichte einen niemals geahndeten wunderbar sichern Periodenfaden darbieten; und zweytens durch die Erinnerung an das große von Rosellini in Pisa herausgegeben (aber freylich noch mit keinem genügenden Texte begleitete) Bilderwerk, das Ergebniß der von Frankreich und Toscana in Gemeinschaft unter Champollion's und Rosellini's Leitung nach Aegypten gesandten wissenschaftlich-literarischen Unternehmung *): ein Werk, in dem sich nicht nur für die Urgeschichte menschlicher Sitte und Religion, sondern auch die Urgeschichte alles politischen Völkerverkehrs die merkwürdigsten Thatsachen aufgehäuft finden, so daß es, wenn einmal vollkommen gelesen und verstanden, ohne Zweifel die erste und sicherste Grundlage unsrer ganzen historischen Wissenschaft darstellen wird. Indessen bedarf es, um die hohe Bedeutsamkeit der Champollionschen Entdeckung zu begreifen, nicht einmal der Rücksicht auf alle diese daraus hervorgehenden merkwürdigen historischen Ergebnisse: ihren eigentlichsten Werth, meynen wir, hat diese Entdeckung in der Enthüllung der hieroglyphischen Sprache selbst, in dem Wiederfinden einer Grammatik, mit deren Kenntniß für alle unsre linguistischen Studien ein vollkommen neuer Zeitabschnitt anhebt. Champollion selbst zwar, der außer dem Französischen, Lateinischen und Koptischen, keine vierte Sprache verstand, hat von dieser Bedeutung des Hieroglyphischen nur wenig geahndet; und auch Rosellini und Peyron, nach ihm die namhaftesten Gelehrten auf demselben Felde **), haben sich bey ihrer linguistischen Betrachtung der Hieroglyphensprache nur auf einzelhafte Vergleichungen derselben mit dem Arabischen und Hebräischen beschränkt: uns Deutschen aber, die wir theils schon durch die Natur unserer Muttersprache, theils namentlich durch die neueren Forschungen Grimm's und Bopp's an eine tiefer- und weiterblickende Sprachvergleichung gewöhnt worden sind, kann es bey näherem Studium der Champollion'schen Grammatik nicht lange verborgen bleiben, daß wir hier eine Sprachschöpfung vor uns haben, die nicht nur über die Geschichte der menschlichen Rede überhaupt, sondern auch über die Geschichte des kaukasischen (japhetischen wie semitischen) Sprachstammes insbesondere die merkwürdigsten Aufschlüsse enthält: eine Schöpfung, die, indem sie uns jene in allen andern Sprachen schon starr gewordenen Wunder der Laut-, Schrift-, Wurzel-, und Wortbildung noch als lebendig strömende Triebe erblicken läßt, uns zugleich deutlich auf die verschiedenen Hauptneigungen und Richtungen hinweist, durch die sich der japhetische und semitische Sprachstamm (so wie auch der zwischen beyden liegende finnisch-türkische) von einander getrennt haben. Denn um hier vorläufig unsere linguistisch-historische Ansicht von der ägyptischen Sprache mit kurzen Worten auszusprechen, so halten wir selbige geradezu für einen Theil (und ohne Zweifel den gebildetsten) der Ursprache der gesammten kaukasischen Menschenrasse, einer Sprache, die also ursprünglich nicht in Aegypten selbst, sondern, wie auch das eingewanderte ägyptische Priestervolk, in dem Hochland Asiens, und zwar hier

*) I monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-litteraria toscana in Egitto, distributi in ordine di materia, interpretati ed illustrati dall dott. Ipp. Rosellini. Pisa 1832 — 1836.; 3 Bände Abbildungen und 5 Bände Text. — Ein Theil der hier gesammelten Sitte und Religion betreffenden Denkmäler findet sich auch behandelt und in kleinerem Maaßstabe abgebildet in dem vortrefflichen, den Lesern unsers Blattes bereits ausführlich angezeigten Werke Wilkinson's.

**) Letzterer, Amédée Peyron, Professor der orientalischen Sprachen in Turin, hat sich auf dem Felde ägyptischer Literatur besonders bekannt gemacht als Herausgeber und Uebersetzer der demotisch-griechischen Inschrift einer griechischen Stelle (Memorie di Torino 1826), und als Verfasser eines vortrefflichen koptischen Wörterbuchs — Der erste übrigens, der die vorzugsweise Verwandtschaft des Koptischen mit dem Semitischen behauptete und gelehrt zu entwickeln suchte war Rossi in seinen Etymologiae Aegyptiacae. (Romae 1808.)

in der einflußreichen Nähe des ältern sinesisch-tatarischen Sprachstammes seine Heimath hatte, und die, während sie sich später im Osten, Süden und Westen Asiens (wahrscheinlich zufolge der verschiedenen Mischungen des kaukasischen Volkes mit andern vorgebornen Stämmen) in die sogenannten indo-germanischen Sprachen einerseits und die semitischen Sprachen andererseits sonderte, sich am Nil noch lange in ihrer ursprünglichen Gestalt, obwohl mit immer wachsender Neigung zum Semitischen, erhielt. Allerdings bleibt dann bey dieser Sonderung ein gewisses ganz neues Princip der Vollkommenheit, das sich in den indo-germanischen Sprachen aufthut, von uns unerläutert: wie eng indessen auch diese Sprachen noch mit der des Nil zusammenhängen, erhellt besonders daraus, daß eine Menge schon im Sanskrit etymologieloser Wörter, namentlich die meisten Partikeln, Präpositionen und Zahlwörter, nur im Aegyptischen ihre vernünftige Erklärung finden. Und mit dieser unserer Bemerkung über die linguistische Wichtigkeit der Hieroglyphensprache berühren wir nun auch unmittelbar den Zweck vorliegender Anzeige, in welcher wir nämlich beabsichtigen, unsern Lesern, die größtentheils jenem mit Champollion's Entdeckung noch nicht genau bekannten und folglich deren Richtigkeit noch in Zweifel ziehenden Theil des Publikums angehören möchten, nicht nur diese Entdeckung in allen ihren Hauptpuncten klar zu entwickeln, sondern ihnen auch, Champollion's (und Herrn Lepsius's) Horizont erweiternd, die neuentdeckte Sprache im Verhältniß zur ganzen übrigen Sprachwissenschaft, und namentlich im Verhältniß zu dem sogenannten indogermanischen Sprachstamme darzulegen. Der erste Abschnitt dieser Anzeige soll sich hauptsächlich mit der Schrift des Dr. L. beschäftigen. Vorher noch einige kurze historische Bemerkungen über die beyden hier von uns angezeigten Werke selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der allgemeinen Grammatik von Dr. S. Stern. Berlin 1840. 8.

(Schluß.)

Ueber die Wortstellung wird demnach die allgemeine Grammatik weniges oder nichts bestimmen können, und es ist nicht einmal von dem einfachen Satze wahr, was der Verf. S. 198 sagt, „daß wir ziemlich in allen Sprachen dieselbe Ordnung für die drey Satzglieder finden: nämlich Subject, Prädicat, Object." — Der Araber beginnt den einfachen Satz mit dem Verbum, und läßt auf dieses das Subject, dann das Object folgen. Umgekehrt beginnt der Türke mit dem Subject, und stellt das Verbum ans Ende. Diese Regel steht in jedweder Sprache so fest, daß weder der eine noch der andere von ihr abweichen darf, wenn nicht ein hinreichender Grund dazu vorhanden ist, ja der Türke nicht einmal abweichen kann, ohne alle Syntax und Verständlichkeit aufzuheben. Dasselbige gilt von der Satzbildung und Periodologie, mit deren Gesetzen und Arten der Verf. sein Werk schließt; auch in diesem Betreff ist manches als nothwendig und allgemein gültig hingestellt, was nur bedingter Weise Kraft hat; es sind nämlich fast alle hier begegnenden Begriffe von der Art, daß sie nur divisive bestimmt werden können, weil sie als Allgemeinvorstellungen kein Wesen haben, — die *κοινοὶ λόγοι ὁρισμὸν καὶ τὸ τί ἦν εἶναι οὐκ ἔχουσιν*.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, den Verf. bey einer 2ten Auflage dieses empfehlungswerthen Lehrbuches zu veranlassen, daß er die allgemeine Sprachlehre zusammenziehe, dagegen aber, eben divisive, sofort überall in das historische Gebiet der gesetzmäßigen Sprachverschiedenheit fortschreite. Denn dieser Fortschritt ist, wie gesagt, meines Erachtens jetzt das nöthigste, und dasjenige, wodurch die florirenden Sprachstudien wirklich gefördert werden können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; etc.

Sur l'alphabet hiéroglyphique: Lettre à Monsieur le Professeur Hippolyte Rosellini, par le Dr. R. Lepsius. (An—

(Fortsetzung.)

Champollion's Grammatik ist ein nachgelassenes Werk des Verfassers, eine vollkommen umgearbeitete und zum System erhobene Entwickelung seines Précis, die er, noch vor seiner ägyptischen Reise entworfen, theils während dieser Reise selbst, theils nach seiner Rückkehr mit fortwährender Benutzung der an Ort und Stelle gesammelten Beyspiele ausführte und vollendete, und sie dann, kurz vor seinem Tode in mehrfachen eigenhändig und mit größter Nettigkeit geschriebenen und gezeichneten Exemplaren, „als seine Visitenkarte an die Nachwelt", wie er sagte, der Sorge seiner Verwandten anvertraute. *) Diese werthvollen Handschriften kaufte dann die Regierung zugleich mit der ganzen literarischen Nachlassenschaft des Verstorbenen, und überließ ihre Herausgabe dem ältern Bruder des Verfassers, dem sonst als archäologischen Gelehrten (obwohl nicht aufs rühmlichste) bekannten Champollion-Figeac: und zum Glück fand dieser bey dem schon ganz fertigen Werke nichts hinzuzufügen, als eine Zueignung an Sacy, und eine kurze die Geschichte der Handschrift und des Drucks erzählende Vorrede. Viel größer jedenfalls als das Verdienst der letzten Herausgabe ist das des Drucks aus der Typographie von Firmin Didot, theils schon wegen des ausnehmend schön gedruckten fast durchaus correcten Textes, theils besonders wegen der dem Leser so bequemen Vorkehrung, daß sich die hieroglyphischen und hieratischen Zeichen (die ein Reisegefährte Champollion's, Herr Salvador Cherubini, nach der Handschrift auf Stein copirte) zwischen dem Texte selbst lithographirt finden, und zwar nicht nur in schwarz, sondern (zur Unterscheidung verschiedener Hieroglyphenarten) sehr häufig auch, mit Anwendung des doppelten Abziehens, schwarz und roth untermischt in derselben Zeile.

Die zusammenhängende Masse des Werkes ist bey der Herausgabe, schnellerer Bekanntmachung wegen, äußerlich in drey Theile getheilt worden, von denen der dritte, enthaltend den Rest der Lehre von den sogenannten Partikeln, noch zu erwarten steht; nach der eigentlichen inneren von Champollion selbst herrührenden Eintheilung aber zerfällt das Werk in dreyzehn Kapitel, denen als Einleitung noch jene Rede vorangeht, mit der Champollion am 10. May 1831 seine Vorlesungen über ägyptische Grammatik im Collège royal de France eröffnete, und in welcher er theils eine kurze Geschichte der allmählichen Entdeckung des Hieroglyphenlesens, theils einige Winke über die hohe historische Bedeutsamkeit dieser Entdeckung gegeben hat.

Die kleine Schrift des Hrn. Dr. Lepsius hatte, wie der Verfasser in der Einleitung erzählt, ihre letzte Veranlassung in dem Wunsch des Generalsecretärs des römischen archäologischen Instituts, des Herrn Ritter Bunsen, die ägyptische Alterthumswissenschaft, auf Champollion's Entdeckung neu begründet, von nun an als einen wesentlichen Bestandtheil in das Gebiet der von jenem Institut behandelten classischen Archäologie aufzunehmen, und sie demnach zunächst

*) Serrez-la soigneusement, nous dit-il, j'espère qu'elle sera ma carte de visite à la postérité. Champollion Figeac, préface p. IV.

durch zwey einleitende, die ägyptische Schrift und Chronologie erläuternde Berichte bey den Lesern der Annalen des Instituts einzuführen. Der erste dieser Berichte, enthaltend eine kritische, mehrfach im Einzelnen verbesserte Darlegung des Champollion'schen Alphabetsystems, ist eben die uns vorliegende Schrift; den zweyten Bericht, behandelnd die Chronologie der ägyptischen Königsreihen, wie sie sich durch eine kritische Vergleichung der Angaben des Diodor, Eusebius und Manetho mit den Monumenten durchgängig neu herstellen und begründen läßt, hat Hr. Bunsen selbst übernommen. Von Dr. L. bezeugt theils schon die ganze Abfassung seines Berichtes, theils die darin enthaltenen persönlichen Aeußerungen über den Gang seiner ägyptischen Studien, daß er der ihm hier gewordenen Aufgabe wie wenige gewachsen war. Philolog von der Universität aus, und besonders (als Bopp's Schüler) sprachvergleichenden Arbeiten zugewandt, ergab er sich später, da ihm die Unterstützung der Berliner Akademie die Mittel nach Paris zu reisen verschaffte, dort auf Champollion's Spuren, dem ausschließlichen Studium der neuentdeckten Wissenschaft, und suchte sich darin zunächst, bey fortgesetzten Reisen, durch ein sorgfältiges Durchzeichnen und Abdrücken aller wichtigsten in den Sammlungen von Paris, Turin, Florenz, Pisa (später auch Rom) *) enthaltenen hieroglyphischen Schriftdenkmäler practisch festzusetzen; bis ihn dann in Pisa besonders der persönliche überlieferungsreiche Umgang mit Rosellini seinen Lehrstand vollenden ließ, und er zuletzt in Rom, als Secretär des archäologischen Instituts, Gelegenheit fand, seine gewonnenen Erkenntnisse selbst zusammenzufassen und durchzubilden.

Auf jeden Fall hat die gelehrte Welt von diesen auch äußerlich so begünstigten Hieroglyphenstudien des Hrn. Dr. L. noch manche andere und bedeutendere Früchte als die uns vorliegende Erstlingsarbeit zu erwarten, für jetzt aber muß uns auch dieser kleine Beytrag zur Verbreitung und Fortbildung

*) Neuerlich hat Hr. Dr. L. auf gleiche Weise die ägyptischen Sammlungen in London benutzt und bereitet sich jetzt auf eine gelehrte Reise nach Aegypten vor, die er auf Kosten der preußischen Regierung in diesem Frühjahr antreten wird.

der Champollion'schen Lehre schätzenswerth seyn, und zwar noch insbesondere wegen der zwey den Text erläuternden lithographirten Hieroglyphentafeln: dem Publikum ein leichtes Mittel, sich hier durch eigene Anschauung mit dem wesentlichen der hieroglyphischen Bilderwelt bekannt zu machen, während der Ankauf der kostbaren Champollion'schen Grammatik (sie kostet 75 Franken) meistens nur größeren Bibliotheken vorbehalten bleibt.

Wir wenden uns nun zur Behandlung einiger wichtigen, Ursprung, Richtigkeit und Verbesserbarkeit des Champollion'schen Systems betreffenden Hauptfragen:

1) über das eigentliche Wesen und Verdienst der Entdeckung des Hieroglyphenlesens;
2) über das Verhältniß der koptischen Sprache zur altägyptischen;
3) über die inneren Gründe des von Champollion nachgewiesenen gemischten Gebrauchs zeichnender (ideologischer) und lautender (phonetischer) Hieroglyphen auf den ägyptischen Denkmälern; so wie über das allmählige Sichentwickeln der lautenden Hieroglyphen aus den zeichnenden.

Erstens: über das eigentliche Wesen und Verdienst der Entdeckung des Hieroglyphenlesens. — Wir wollen hier nicht verweilen, die ganze, von Champollion in seiner Introduction gegebene Geschichte der allmählichen Enthüllung des Hieroglyphen-Geheimnisses (die uns Deutschen überdieß, besonders durch Kosegartens Berichte, eigentlich schon besser bekannt ist) umständlich zu wiederholen: und wir rufen deßhalb unsern Lesern nur kurz ins Gedächtniß zurück, wie, vor der Bekanntwerdung des Rosettesteins, es namentlich Warburton (on the divine legation of Moses) und Zoega (de origine et usu obeliscorum) waren, die, den Träumereyen des Pater Kircher gegenüber, eine richtige Grundansicht über die Hieroglyphen, als wirklicher, Worte darstellender Sprachzeichen, entwickelten, ja von denen Zoega schon so weit gieng, daß er die Bedeutung der einzelnen Hieroglyphen vergleichend festzustellen suchte, den syllabisch-phonetischen Gebrauch einiger derselben ahndete, und auch schon die Bedeutung der elliptischen Namen als

Nameneinfassungen erkannte. Was wir aber hier noch einmal genauer erörtern wollen, ist die aus dem Studium jener wichtigen dreysprachlichen Inschrift hervorgegangene erste Beobachtung des Dr. Young über das Vorhandenseyn lautender Hieroglyphen. Der letzte Gang der Entdeckung also ist kürzlich folgender. *) Dr. Young, gereizt durch eine ahndungsvolle Aeußerung Vater's (im Mithridates), daß die Hieroglyphensprache des Rosettesteins und der Mumien sich auf ein Alphabet von ungefähr dreyßig Buchstaben zurückführen lasse; und später geleitet von Sacy's und Akerblad's Studien über den demotischen Text jener Inschrift (für den Akerblad schon den Entwurf eines Alphabets versucht hatte), gelangte durch ein langes und mühsames örtliches Vergleichen der demotischen und hieroglyphischen Gruppen mit den griechischen Wörtern, nachdem er zunächst die meisten demotischen Wörter und sodann auch einige hieroglyphische gesondert und durch das Griechische übersetzt hatte, nach fünfjährigem (1814 — 1819) Studium endlich zu der Erkenntniß, daß in dem hieroglyphischen Namen „Ptolemäus" der Inschrift, so wie auch in dem hieroglyphischen Namen „Baranite" aus dem großen Tempel von Kareat die einzelnen im Rahmen enthaltenen Zeichen eine phonetische Geltung haben und zwar so, daß sie für diejenigen Sylben und Laute gebraucht seyen, mit denen die Namen der Dinge, die sie darstellen, ausgesprochen wurden. **) Besonders unterstützt aber hatte er sich noch bey diesen seinen Untersuchungen durch das vergleichenden Studium der hieratischen Schriftart und ihres Verhältnisses zur hieroglyphischen auf doppeltgeschriebenen Papyrus, indem er nämlich das zwischen dem Hieroglyphischen und Demotischen mitten innestehende Hieratische nun als ein Uebergangsmittel benutzte, um sich jene beyden auf der Rosetteinschrift enthaltenen Schriftarten selbst Zeichen für Zeichen einander gegenüber zu stellen. Weit entfernt jedoch, nach allen solchen Forschungen, daß er jene seine Erkenntniß phonetischer Hieroglyphen, in welcher allerdings die Hauptauflösung des ägyptischen Schriftgeheimnisses begriffen war, jetzt selber richtig gewürdiget und glücklich benutzt hätte, hielt Dr. Young — von einzelnen Irrthümern seiner Erklärung abgesehen — den phonetischen Gebrauch hieroglyphischer und hieratischer Zeichen noch für nichts anderes als für eine nur beym Schreiben fremder Namen, auf sinesische Weise, angewandte Spielerey mit eigentlich symbolischen Bildern; und stand, gleichsam müde von langem Steigen, gerade auf dem Höhenpuncte seiner Forschung stille, wo ein einziger Schritt weiter ihm eine ganz neue Welt glänzender Entdeckungen und leichter Ergebnisse geöffnet haben würde. Und dieses Glück und dieser Ruhm blieben also Champollion überlassen, ihm, dem rasch benutzenden, unermüdlich weiter strebenden, kühn von Anwendung zu Anwendung forteilenden Franzosen, von dem es jetzt einerseits eben so sicher ist, daß er sich in der That auf Young's Entdeckung stützte, *) als daß er andrerseits selbiger erst durch seine neuen Entdeckungen ihren wirklichen weltgeschichtlichen, von Young selbst nicht im entferntesten geahndeten Werth gab, und daß er also seiner, allerdings von des Engländers Gedanken abgeleiteten Lehre doch mit Recht seinen eigenen Namen als den des wirklichen Entdeckers ausdrücken konnte.

Denn nicht nur, daß er jene zwey von Dr. Young unsicher und mangelhaft entzifferten fremden Königsnamen bald durch eine lange Namen-

*) Am genauesten erzählt findet er sich in zwey von Mr. Brown verfaßten Artikeln der Edinburger Review 1822. Nr. 90.; und 1826, Nr. 89. Beyde Artikel sind auch, als besondere Schrift, in französischer Uebersetzung erschienen: Aperçu sur les Hieroglyphes d'Égypte et les progrès faits jusqu'à présent dans leur déchiffrement; par Mr. Brown, traduit de l'anglais. Paris 1827.

**) Supplément of the Encyclopaedia britannica. Vol. IV. p. 1.

*) Wenn Champollion früher, was ihm freylich keine Ehre macht, dieses sein Verhältniß zu Young's Entdeckung läugnen wollte (Précis p. 17), so hat er es doch später in seiner Eröffnungsrede stillschweigend anerkannt, (introd. p. XVIII.), indem er hier nur auf den Entdeckungsruhm Anspruch macht, daß er zuerst und alleinig den gemischten Gebrauch phonetischer und ideologischer Zeichen neben einander in dem gesammten ägyptischen Schriftwesen behauptet und nachgewiesen habe.

und Titelreihe auch einheimischer Könige und ägyptischer Götter vermehrte, und dabey zugleich durch eine Menge schlagender Beyspiele den vorherrschenden Gebrauch phonetischer Hieroglyphen neben ideologischen für alle Epochen und alle Denkmälerarten Aegyptens außer Zweifel setzte, so hat er endlich auch — und alles das innerhalb acht Jahre (1822 — 1830) — die reiche Fülle seiner zerstreuten Beobachtungen und Sammlungen in ein wirkliches grammatisches System zu bringen gewußt, nämlich durch Abfassung seiner Grammatik, die, wie Dr. L. mit Recht behauptet, wenn nicht für immer, doch noch für lange Zeit die Grundlage unserer gesammten ägyptischen Philologie ausmachen wird. Und nach dieser unsrer Entwickelung möchten wir nur in Bezug auf beyde Entdecker sagen, daß die zwey nothwendig aufeinander folgenden Hauptmomente aller Erkenntniß, die sonst gewöhnlich ein und demselben Forscher in seinem Wissenskreise zu Theil werden, nämlich erstens der Moment des noch besinnungslosen Gefundenhabens und zweytens der des begeisterten muthigen Bewußtseyns dieses Fundes, sich in ihnen beyden gebrochen und zertheilt darstellen: und dieses zwar, möchten wir behaupten, wohl aus keinem andern Grunde, als weil eben ihrer keiner seine Forschung aus einem innern einigen, beständig fortwirkenden Grundgedanken schöpfte, sondern zunächst nur aus äußerlichen leblosen Combinationen ableitete. Denn welche bessere Benennung als leblose Combinationen verdienen einerseits die mechanischen Vergleichungsstudien Young's, als andrerseits die anfänglichen Namenschildervergleichungen Champollions? Gewiß diese wie jene gleichweit entfernt von einem entdeckenden Blick des Columbus, einem Blick der in dem Wesen des Geheimnisses selbst dessen nothwendigen Aufschluß ahndet. Ein solcher Blick nämlich würde, auf die Entstehung und Urgeschichte menschlicher Sprache und Schrift überhaupt gerichtet, zunächst in deren allgemeinem Entwicklungsgesetz die Nothwendigkeit erkannt haben, daß alle unsre Alphabetzeichen ursprünglich nichts gewesen seyn können, als Abbilder von Gegenständen, deren Nachahmung im Laute eines jeglichen Zeichens enthalten war: und daraus sodann geschloßen, daß die ägyptische, uralte, dem Auge noch deutlich erkennbare Bilderschrift eben jenen vorausgesetzten Uebergang im Wesen der Schrift darstellen muß, das heißt einen Uebergang vom Abbilden des einzelnen bloßen Gegenstandes zum Abbilden des diesem einen Gegenstand entsprechenden aber zugleich viele andere Gegenstände bezeichnenden Lautes, selbst vielleicht schon bis zu der Stufe des Gebrauchs, wo der einzelne Laut dem Bewußtseyn gar keinen Gegenstand mehr andeutet, sondern zum unverstandenen Theil eines zusammengesetzten Wortes oder Satzes geworden ist. Diesem Schluße würde dann die (wohl auch von Vater gemachte) Beobachtung entgegen gekommen seyn, daß von der großen Menge hieroglyphischer Zeichen doch nur eine bestimmte kleinere Anzahl beständig wiederkehrt; sowie die Bemerkung, daß mehrere unter diesen mit den Buchstaben jüngerer Alphabete, namentlich des koptischen, eine gewisse Aehnlichkeit verrathen; und vielleicht hätte dann noch der Vergleich der gewöhnlichsten Hieroglyphenbilder mit den ihnen entsprechenden Namen in den alten Sprachen, besonders der koptischen, hätte endlich das wiedererwachende wortschöpferische Nachahmungsbewußtseyn selbst den begeisterten Entdecker so weit geführt, den phonetischen Werth der einzelnen Zeichen zu erkennen und zu bestimmen, noch ehe ihm dabey die Prüfung bekannter Namenschilder zu Hülfe gekommen wäre. Ein solches Entdeckungsverfahren wäre eines Deutschen würdig gewesen, und vielleicht lag wirklich ein Keim davon in Vater's Aeußerung, eine Aeußerung die dadurch, daß sie bey Young den ersten Gedanken zu seinen Untersuchungen hervorrief, in der That die ganze Entdeckung veranlaßte. Doch da uns Deutschen auf einem so hochwichtigen neueröffneten Wissensgebiete jener dürftige Ruhm entfernter Veranlassung sicher nicht genügen darf, so möge uns, nachdem der materiellen Geschicklichkeit des Engelländers und der raschen Combinationskraft des Franzosen die äußere That der Entdeckung gelungen ist, nun wenigstens noch die innere Entdeckung des Geheimnisses, das heißt jene natürliche Entwickelung der ägyptischen Schrift und Spracheigenthümlichkeiten aus den Entwicklungsgesetzen der menschlichen Sprache überhaupt, vorbehalten bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; etc.

(Fortsetzung).

Zweytens: über das Verhältniß der koptischen Sprache zur altägyptischen. Seinen Hauptanhalt für ein genaueres, über das bloße Lesen der Namenschilder hinausgehendes Studium der unbekannten Hieroglyphensprache fand Champollion in der fortgehenden Vergleichung derselben mit dem Neu-Ägyptischen oder Koptischen, einem in alphabetischer und zwar großentheils griechischen Schrift abgefaßten Sprachüberbleibsel, das, obwohl heute nicht mehr lebendig, uns doch noch in einer bedeutenden Anzahl christlicher Literaturdenkmäler (namentlich Bibelübersetzungen, Predigten und Märtyrergeschichten) ziemlich vollständig erhalten ist, und dessen treffliche, besonders auf seine Verwandtschaft mit dem Altägyptischen bezügliche Erforschung schon seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts eine Reihe gelehrter Männer, (unter denen Salmasius, Lacroze, Jablonsky, Woide, Zoega und neuerlich Young, Tattam und Peyron die vorzüglichsten sind,) gründlich beschäftigt hat. *) Die enge Verwandtschaft dieses Sprachüberbleibsels mit dem Altägyptischen, die von den frühern Gelehrten nur durch den Vergleich einzelner uns von den Griechen und Römern mitgetheilten altägyptischen Götter und Menschennamen und andrer zerstreuter Wörter ermittelt werden konnte, ist nun durch Champollions Arbeiten vollkommen außer Zweifel gestellt; so daß derselbe die Uebereinstimmung beyder Sprachen nicht nur in einer großen Anzahl ihrer Wurzeln und Wörter, sondern auch in den meisten ihrer grammatischen Bildungslaute aufs überraschendste nachgewiesen hat. Koptische Verba und Nomina wie z. B. anch, anech, athmen, leben (Sanskr. an-j) i, ei gehen; won seyn; evo trinken, dürsten, (basbreton. evo, irländisch ebh wovon ebrius); nifi blasen; hvs, hvos bedecken, bekleiden (S. was); sn, son Bruder; re Sonne; ooh, eoh Mond (irländ. eagh. vrgl. Sanskr. eg' leuchten) siw Stern; sat Pfeil; eh, oh Rind, Ochse (cymr. ych goth. auh-so); achom Adler u. v. a. finden sich nur zuweilen mit Weglassung des nicht wurzelhaften Binnenvocals — schon im Hieroglyphischen vollkommen so geschrieben; und die hieroglyphischen Bildungslaute wie z. B. das weibliche Zeichen t, der männliche Artikel p, die Personenendungen k und t „du“ f und s „er und sie“, u. v. a. erscheinen deßgleichen vollkommen unverändert auch noch im Koptischen. So wichtig nun aber auch einerseits diese Uebereinstimmung ist und so viel sie dazu beyträgt der

*) Die Geschichte des Studiums der koptischen Sprache (zunächst ausgehend von Pater Kircher's Herausgabe eines durch den bekannten Reisenden Pietro della Valla handschriftlich nach Europa gebrachten arabisch-koptischen Wörterbuchs nebst Grammatik) findet sich umständlich erzählt in Etienne Quatremère's Recherches critiques et historiques sur la langue et littérature de l'Egypte (Paris 1808). Seit der Herausgabe dieses Werkes ist die koptisch-philologische Literatur durch zwey neue Grammatiken, eine von Tattam (London 1830) und eine von Ungarelli (Rom 1837) sowie durch zwey neue lateinisch-koptische Wörterbücher, eines von Tattam (Oxonii 1835) und eines von Peyron (Taurini 1835) vermehrt worden.

hieroglyphischen Sprachwissenschaft eine über jeden Zweifel erhabene sichre Grundlage zu geben, so wenig darf sie uns doch andrerseits über die vielen wesentlichen und einem jeden Hieroglyphenleser unmittelbar entgegenspringenden Verschiedenheiten beyder Sprachen das Auge verschließen, darf uns nicht veranlassen, nach Champollions Beyspiel die hieroglyphischen Sprachstücke durchweg und auch in den Fällen, wo es entschieden vermeidbar ist, durch eine ängstliche Ueberschreibung ins Koptische zu entstellen und so dem Leser den merkwürdigen Genius jener heiligen kaukasischen Ursprache nur in dem verschobenen Abbild einer zwey Jahrtausende jüngern gemeinen Mundart zur Anschauung zu bringen. Wir sagen „gemeinen Mundart," indem wir mit Hrn. Lepsius der Ueberzeugung sind, daß die Abweichung des Koptischen vom Altägyptischen nicht sowohl aus dem zeitlichen Abstand beyder Sprachen, als vielmehr aus einer schon ursprünglich vorhandenen mundartlichen Geschiedenheit derselben erklärt werden muß, indem nämlich das Koptische in der That nichts anders ist, als eine Fortsetzung und weitre Entwicklung der schon bey Manethon (ap. Jos. c. Ap. p. 445) von der wirklichen heiligen Sprache bestimmt unterschiedne *διάλεκτος κοινή*, einer Mundart für deren Schreibung der seit der Zeit der Psammetiche neben dem hieroglyphischen und hieratischen gebräuchlich gewordene sogenannte demotische Styl bestimmt war, in welchem Styl sie uns auch bereits auf der Rosette-Inschrift zusammenhängend vorliegt, und zwar so, daß sie uns daselbst, der heiligen Sprache gegenüber, die meisten Eigenthümlichkeiten, durch die sich das spätere Koptische vom Altägyptischen unterscheidet, schon aufs deutlichste wahrnehmen läßt. Diese unterscheidenden Eigenthümlichkeiten beyder Mundarten und Sprachzeiten nun, die von Champollion theils mit Stillschweigen übergangen, theils geradezu geläugnet, von Herrn Lepsius aber auch nur theilweise und unvollkommen gewürdigt werden (besonders p. 70 — 74); sind hauptsächlich folgende: 1) Die hieroglyphischen Benennungen einer Anzahl häufig wiederkehrender Begriffe fehlen im Koptischen durchaus und werden daselbst regelmäßig durch andre der Hieroglyphensprache zuweilen fremde Benennungen ersetzt; eine merkwürdige gegenseitige Abweichung, in der wir wahrscheinlich noch die Wirkung einer altägyptischen Sprachsitte, die den Unterschied der Kasten bis in die Gedanken und Sprachgeberden der Menschen ausprägen wollte, zu erkennen haben. So wie nämlich bey Homer gewisse einzelne Gegenstände in der Sprache der Götter und Menschen verschiedene Namen tragen: sowie im Alvismal (in der Edda) die Namen der Hauptkörper und Elemente der Schöpfung in je 6 verschiednen Sprachweisen (der Menschen, Götter, Waanen, Riesen, Zwergen und Alfen) neben einander aufgezählt werden: und wie es endlich, nach Humboldts Bericht, bey mehreren amerikanischen Völkern noch heute der Brauch ist, daß die Hauptbegriffe des geselligen Lebens von einem jeden der besondern Geschlechter, Alter und Stände mit besondern Ausdrücken bezeichnet werden müssen: ebenso, scheint es, hatte sich auch die ägyptische Priestersprache bey der Bezeichnung gewisser Gegenstände von den verschiedenen je einen dieser Gegenstände nachahmenden Wörtern immer eines oder einige vorbehalten, deren Anwendung sodann den andern Kasten bey religiöser Buße streng untersagt blieb. Manethon selbst in jener eben berührten Stelle erwähnt den Unterschied beyder Dialekte eben bey Gelegenheit der Erklärung eines Wortes, das nur der heiligen Mundart angehöre, nämlich das im Namen der Hikschos (d. i. Hirtenkönige) enhaltene Wort **hik** „König",*) das sich in der That auch noch häufig auf den uns bekannten Hieroglyphendenkmälern, keineswegs aber im Koptischen, wo König durch **erro** oder **uro** (das griechische *ἥρως*, madscharisch erös) ausgedrückt wird, hik aber Dämon bedeutet, vorfindet. Champollions Arbeiten aber haben uns andere ausschlußweise hieroglyphische Wörter dieser Art in großer Anzahl kennen gelehrt, als z. B. **iri-t** Auge (von der Wurzel r̈ sehen, leuchten, wovon auch **re** Sonne und das Sanskritische r̈-tu Jahreszeit kopt. bal; **af**, **taf**, **ataf** Vater (vgl. avus, atavus) kopt. eivt; **han** penis (vgl. g'an, griech. *γείνω*), kopt. sat.; **Font-i** Nase (auch Quelle, vgl. fons), kopt. scha; **siv** Fuchs, Wolf, (hebr. sab, arab. زيب,

*) *Ὑκσος, τοῦτο δὲ ἐστι βασιλεῖς ποιμένες, τὸ γὰρ ὑκ καθ' ἱερὰν γλῶσσαν βασιλέα σημαίνει, τὸ δὲ σῶς ποιμήν ἐστι καὶ ποιμένες κατὰ τὴν κοινὴν διάλεκτον.*

vgl. saevire), kopt. (auch hierogl.) wonsch, (doch hat sich zugleich das hieroglyphische Nennwort in dem koptischen Verbum sov „listig seyn“ erhalten); sasa Pferd (hebr. sws vgl. Sanskr. çaç-a springen), kopt. (und auch hierogl.) hoto, htor; wrri-t. Wagen, kopt. embarahe u. v. a. Die Erkenntniß dieser ersten das Hieroglyphische vom Koptischen unterscheidenden Eigenthümlichkeit also muß uns ein Wink seyn, daß wir ein dem Laute nach unbekanntes bloß durch Abbildung dargestelltes hieroglyphisches Wort nicht gerade zu, sondern nur in dem Falle durch das gewöhnliche koptische Wort wiedergeben dürfen, wo weder die beyderseitigen Geschlechtsangaben des Wortes, noch auch die anderweitige Lautbedeutung des hieroglyphischen Bildes mit einer solchen Ueberschreibung in Widerspruch stehen. — 2) Mehrere im Hieroplyphischen noch ungetheilt geschriebene und geltende Grundlaute, Konsonanten wie Vocale, zeigt uns das Koptische bereits in je ihren feineren Zwischenarticulationen und Schattirungen gespalten und schriftlich festgestellt. Solche Laute sind hauptsächlich von den Konsonanten: erstens das t, das sich zweyfach in mittleres (t) und vorderes (tj, das sogenannte tei); zweytens das k, das sich dreyfach in mittleres (k), hinteres (q, das später wie sch gesprochne sogenannte Schima) und vorderes (c, das später wie englisch j gesprochne sogenante janja); und endlich drittens das r, das sich zweyfach in r und l (denn das l war dem Altägyptischen wie dem Altpersischen fremd) getrennt hat. Von den Vocalen gehört zu diesen Lauten namentlich das a, sowohl das wurzelhafte, aus einem Hauche entsprungen, wie z. B. der erste Laut des Worts anach leben, als auch das nicht wurzelhafte nur ausspruchsweise der gewöhnlichen Articulation aller Konsonanten inwohnende, wie z. B. das zweyte a jenes selben Worts anach, anach, und zwar wird dieser letzte Laut im Hieroglyphischen (wie auch im Sanskrit und ursprünglich im Semitischen) regelmäßig nicht geschrieben. In jedweder dieser seiner beyden etymologischen Erscheinungen also wird der a-Laut, den das Hieroglyphische (wie das Arabische und Sanskrit) nur noch ungetheilt kennt, im Koptischen dreyfach bald als a, bald als e und bald als o (zuweilen auch als kurzes i und u) geschrieben.

Die feinere Unterscheidung aller dieser Laute ist nun freylich, wie wir keineswegs in Abrede stellen, ein Fortgang in der Sprachbildung, die, besonders nach dem Erlöschen des nachahmenden Redebewußtseyns, dem Redenden überaus dienlich dazu war, daß er die ursprünglich in jedem Wort enthaltene Mehrzahl verschiedener mit- und neben einander nachgeahmten (und wahrscheinlich früher besonders durch den Ton und durch die begleitende Geberde näher bestimmter) Begriffe und Begriffsformen jetzt durch ein hörbares Kennzeichen deutlich von einander unterscheiden und also z. B. die mannigfachen materiellen und formellen Bedeutungen des ägyptischen Wortes ka jetzt unter die Wörter ka, qa, ca, ko, qo, co und ke, qe, ce *)

*) ka, ko stellen, legen (das latein. pono, mit bekannter Wechselung des k gegen p; weil der Zusammenstoß der Lippen und der des Zäpfchens mit der Zunge dieselbe nachahmende Bedeutung haben), ke gestellt werden. Kĕ irgend jemand, irgendwie (griech. κε, κη, κου u. s. w.) ke auch qa Gestalt, qo stecken, pflanzen; qo bleiben, qe also; ca, ce sprechen; cō Kopf, Backen; ce, co werden, geben. Uebrigens wird es niemanden einfallen diese verschienen Bedeutungen des ägyptischen ka in ein und dieselbe Grundbedeutung zusammen zwängen zu wollen, ein Versuch der eben so unsinnig wäre, als wenn man z. B. die beyden in den Geberden des zurückbewegten Kopfes äußerlich zusammenfallenden Begriffe des Emporhebens und des Verneinens auch innerlich aus einander abzuleiten unternähme. Die in dem Laute ka zusammenfallenden Sprachgeberden sind, vermöge der Entstehung dieses Lautes, hauptsächlich vier, jede das Werk einer eigenthümlichen Nachahmungsthätigkeit; nämlich erstens eine Klappengeberde (Klappe heißt die Oeffnung zwischen Zunge und Zäpfchen) mit der Grundbedeutung: Anstoß, Stoß, (Ecke, Ort, Gegenstand, Anhalt); zweytens eine Gaumengeberde mit der Grundbedeutung: hohl (Fülle, Mehrheit); drittens eine Zungengeberde mit der Grundbedeutung: sprechen; viertens eine Zungenhandgebärde mit der Grundbedeutung: nehmen und geben. Uebrigens erhellt aus dieser Unterscheidung, wenn wir sie auf die Spaltung des ägyptischen k in k, q, c anwenden, daß letztere allerdings theilweise — besonders in der Absonderung des durchgängig zungen- und gaumenhaften c — einen tiefern Grund und eine höchst lehrreiche etymologische Bedeutsamkeit hat.

neunfach vertheilen konnte. Da aber die Ungeschiedenheit dieser Laute im Altägyptischen sowohl mit dem alterthümlichen Geist der Sprache überhaupt, als auch insbesondere — wie wir später besprechen werden — mit dem Ursprung der lautenden Schriftzeichen selbst aufs innigste zusammenhängt, glauben wir auch hier die uns vom Koptischen gebotene nähere Bestimmung der Schrift — etwa nur mit Ausnahme der Hinzufügung des im Hieroglyphischen nicht geschriebnen Beylauts a (oder in Rücksicht des begleitenden Konsonanten auch e und o — das wurzelhafte a werden wir immer durch ā schreiben —) ohne weiteres fallen lassen zu müßen. — 3) Mehrere ägyptische Konsonanten haben sich im Koptischen erweicht und je in die ihnen nahe liegenden Vokale oder Konsonanten verwandelt. Dieß gilt zunächst von den drey Hauchern ā (alef) j und w, die wir uns nicht, wie Champollion nach Anleitung des Koptischen thut, als bloße Vokale; sondern als wirkliche Konsonanten mit je inwohnendem Vokale vorstellen müssen. Außerdem gilt es aber besonders von dem geriebenen Kehllaut ch, der sich (ganz nach Weise des französ. ch) koptisch sehr häufig in sch verwandelt hat: denn während Champollion die drey phonetischen Zeichen für diesen Laut (ein Lotus mit geknicktem Kopf, ein Sieb und eine Art Reiher) als Buchstaben sowohl für das ch als das sch gelten läßt und sie, dem Koptischen folgend, bald durch das chei, bald das schei dieser Sprache überschreibt, so ergiebt sich aus dem Ungenügenden eines solchen Verfahrens einerseits so wie aus der nachahmenden Bedeutung und sprachvergleichenden Geltung des fraglichen Lautes in allen Wörtern, wo er vorkommt*), und zugleich aus der organischen Ursprünglichkeit des ch in seinem Verhältnisse zum sch*) andrerseits, daß die lautende Bedeutung jener drey Hieroglyphen nur eine einzige, und zwar keine als die des ch, gewesen seyn konnte: ja wir sind überzeugt, daß das sch im Aegyptischen überhaupt, auch da wo es durch andere beständig dem koptischen schei entsprechende Zeichen ausgedrückt wird, doch in der That immer aus einem früheren ch, das auch diese Zeichen ursprünglich bedeuteten, hervorgegangen ist, aber freylich schon in einer Zeit (wahrscheinlich seit der achtzehnten Dynastie) wo die Hieroglyphen noch geschrieben und gelesen wurden und in deren uralter Grammatik es uns nicht einfallen kann dergleichen kritische Wiederherstellungen einer noch älteren Aussprache gewaltsam geltend machen zu wollen.**) 4) Der männliche Artikel p, pi der im Koptischen dem Nennwort als Kennzeichen des Geschlechts beständig vorgesetzt wird, findet sich im Altägyptischen nur selten und zwar dann immer nur als eine demonstrative Auszeichnung des Nennworts angewandt, indem, was das Geschlecht betrifft, das männliche eines Nennworts schon dadurch, daß das weibliche Zeichen nicht an ihm haftet, überall hinlänglich kund gethan wird.

---

*) Man stelle z. B. die auch im Koptischen mit ch geschriebenen Wörter: choch Kehle, (keuchen), choj hauchen, blasen (cf. hebr. chsh) Sieb, neben die koptisch mit sch geschriebenen aber offenbar zu derselben Nachahmung (des Hauchens, Rauschens) gehörigen: che Wald, Gebüsch och cho, Sand (übertragen: viel, (cf. ὄχα) tausend, och Eidechse (cf. coch) cha schnauben, Nase, (kopt. sche, scho, scha) u. s. w.

*) In allen Sprachen, die wir kennen, hat sich das sch aus ch entwickelt, wie umgekehrt.

**) Unsere Ueberzeugung von dem durchgängigen Entsprungenseyn des hieroglyphischen sch aus einem älteren ch beruht einerseits auf der offenbaren Einerleyheit der Zeichen Nr. 196, 199, 200, 207 bey Ch. für sch mit dem Zeichen 193 für ch, und anderseits auf der etymologischen Kehlhaftigkeit von Wörtern, wie schei Brunnen, schau Katze, schnē Garten und schen Baum, u. a.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; etc.

(Fortsetzung.)

5) Das weibliche Kennzeichen t und eben so die meisten übrigen Declinations- oder Ablautungszeichen, als namentlich die Zeichen der Personen, finden sich, während sie im Koptischen — und auch schon im demotischen Text der Rosette-Inschrift — ihrem Worte regelmäßig als Präfixa vorangehen, im Hieroglyphischen demselben gewöhnlich als Affixa nachgesetzt: z. B. koptisch t-mau (Mutter), t-ape (Kopf), hieroglyphisch mau-t *) api-t (vrgl. das latein aput und caput); und koptisch c-mur, k-mur, f-mur, (ich binde, du bindest, er bindet), hieroglyphisch mur-i, mur-k, mur-f. Bey der auch zur Personalablautung gehörigen Bildung der Possessiva wird überdieß im Hieroglyphischen der bestimmende Artikel pa, ta, na, der im Koptischen nie fehlt, gewöhnlich weggelassen. Z. B. koptisch pa-het (mein Herz), te-f-mau (seine Mutter), hieroglyphisch het-i, mau-t-f.

Es ist übrigens schwer zu begreifen, wie Champollion nach diesem zuletzt von uns angeführten auffallenden Unterschied beyder Sprachen vollkommen verkennen, und, um ihn aus dem Wege zu räumen, zu der Annahme seine Zuflucht nehmen konnte, daß die Abweichung des Hieroglyphischen vom Koptischen in diesem Falle für nichts zu halten sey als für eine kalligraphische Maßregel (s. S. 176 und S. 270). Herr Lepsius hat sich zwar von diesem Irrthume frey gemacht, indessen, trotz seiner bessern Erkenntniß noch nicht gewagt dieselbe auf seine Ueberschreibungsweise des Hieroglyphischen ins Koptische durchgreifend anzuwenden.

Drittens: über die innern Gründe des von Champollion nachgewiesenen Gebrauchs zeichnender (ideologischer) und lautender (phonetischer) Hieroglyphen auf den ägyptischen Denkmälern, sowie über das allmähliche Sich-entwickeln der lautenden Hieroglyphen aus den zeichnenden. Die Erkenntniß des gemischten Schriftgebrauches ideologischer und phonetischer Hieroglyphen neben einander ist das, was Champollion als die eigentliche Lösung des Hieroglyphen-Geheimnisses und mithin, da er im Précis (1824) diese Erkenntniß zuerst deutlich nachgewiesen hatte, als sein eigentliches und unbestreitbares Verdienst in der Geschichte der Entdeckung ansah. *) In der That enthält auch dieser Satz den Grundgedanken des ganzen altägyptischen Schriftsystemes: die Zeichen dieser Schrift sind weder bloße Buchstaben wie im Indo-Germanischen oder Semitischen, noch bloße Begriffsbilder, wie z. B. im Mexicanischen, noch auch regelmäßig gepaarte Lautbildergruppen wie zuweilen im Sinesischen; sondern sie erscheinen in beständig wechselnder und bis zu einem gewissen Grade willkührlicher Anwendung bald als Bilder (zeichnend, ideologisch), bald als Lautzeichen (lautend, phonetisch), so daß nämlich die von ihnen ausgedrückten Worte und Begriffe

*) Vrgl. die von Hrn. L. angeführte Stelle Plutarchs de Isid. p. 374. Τὴν δ' Ἶσιν ἔστιν ὅτι καὶ Μοὺθ προσαγορεύουσι. Σημαίνουσι δὲ τῷ ὀνόματι μητέρα, und den von den Griechen uns überlieferten Beynamen der Isis Θερμοῦθις d. i. Ter-mout, Göttin-Mutter.

*) S. Introduction, p. XVIII.

zum Theil ganz ohne Bezug auf die Aussprache durch das besondere Abbild des Begriffes selbst, zum Theil kraft der Aussprache durch ein allgemeines Abbild des Begrifflautes — und zwar letzteres entweder wortartig wie im Sinesischen, oder buchstabenartig wie im Indo-Germanischen — dem Leser zur Anschauung kommen. Je wichtiger aber dieser von Champollion gefundene Satz wirklich ist, um desto mehr hätte man erwartet, daß der Finder denselben nun auch einer tiefer blickenden, jene zwey Zeichenarten genetisch verknüpfenden Entwicklung unterwerfen und ihn auf solche Weise sprachphilosophisch begründet zur beziehungsreichen Grundlage seines ganzen Systems machen würde. Statt alles dessen jedoch hat Champollion nichts gethan, als auf jenen seinen Hauptsatz, der wie ein Euklidisches Axiom an der Spitze des ganzen Werkes steht, bey Behandlung der phonetischen Hieroglyphen noch einen zweyten ebenso axiomartig hingestellten Satz folgen zu lassen, nämlich die Behauptung, das Grundprincip der phonetischen Methode bestehe darin, einen Laut oder eine Artikulation durch das Bild eines sinnlichen Gegenstandes, dessen Benennung in der gesprochenen ägyptischen Sprache mit eben jenem Laut oder jener Artikulation anfieng, darzustellen,*) z. B. den Vokal a durch eine Rohrspitze, weil dieselbe im Aegyptischen ake, oder durch einen Adler, weil dieser ahom heiße. Aber dieses zweyte Axiom selbst, wodurch wird es gerechtfertigt? Welches ist das Gesetz, nach welchem im sprachschöpferischen Bewußtseyn des Menschen irgend ein besonderes Bild auf solche Weise der Träger eines theilweise damit zusammenhängenden allgemeinen Lautes werden konnte? Champollion (im Précis) und Hr. L. (p. 44) beziehen sich zur Erklärung dieser scheinbaren Thatsache auf das Namen- und Zeichensystem der Buchstaben in den semitischen und runischen Alphabeten, in welchen gleichfalls z. B. der Haucher a durch einen Stier (aleph) oder eine Esche (ask), und der Haucher y oder e durch ein Auge (ojn) oder einen Mund (ôs) benannt wird und also auch ursprünglich dargestellt wurde. Weit entfernt indessen, daß diese Erscheinung, die in der Grammatik jener beyden Sprachfamilien ohne weitern sichtbaren Zusammenhang mit andern Bildungsgebräuchen dasteht, ihren Grund und ihr gleichfalls zur Rechtfertigung des hieroglyphischen Schriftgebrauchs genügendes Licht vollständig in sich selber trüge, so ist sie es vielmehr, die, in ihrem jüngern und abgerissenen Zustand, ihre Erklärung eben erst von der Erklärung jener noch in lebendiger Ganzheit uns vorliegenden hieroglyphischen Sprach- und Schrifterscheinungen, von denen sie selber nur ein vereinzelter Nachhall scheint, erwartet. Das Grundgesetz dieser Erscheinungen aber, das weder Champollion noch Hr. L. erwähnt haben, ist, wie wir bereits im Eingang dieses Artikels andeuteten, kein anderes als der Gedanke an die Einheit des jemaligen eine bunte Mehrzahl sinnlicher und übersinnlicher Begriffe durch dieselbe Geberde nachahmenden Sprachlautes und, mit diesem Gedanken verknüpft, der Entschluß, daß man, um einen aller dieser in dem gemeinsamen Laut enthaltenen Begriffe abzubilden, denselben fortan nicht mehr durch eigene besondere Abbildung dem Auge unmittelbar darstellen, sondern ihn vielmehr durch die wiederkehrende Abbildung nur eines einzigen der mit ihm gleichlautigen Gegenstände dem Geiste, kraft des Ohrs und kraft der Erinnerung, mittelbar zur Anschauung bringen wolle. Anstatt also z. B. die zahlreichen durch den obenerwähnten Laut ka in allen seinen Grundbedeutungen ausgedrückten Gegenstände und Handlungen als Ecke, Ort, Mensch, Haltung, Kopf, Hebung, Becken, Menge, Stärke, Wort, Hand, Greifen u. s. w. beym Schreiben fortwährend durch eben so viel besondere Bildnisse darzustellen, fieng man an diese Gegenstände dem Leser nur in dem Bildnisse eines einzigen derselben, der sie alle oder vielmehr gerade den hier geforderten ihrer aller gleichsam im Spiegel seines Lautes zurückwirft, unabgebildet hörbar und dadurch sichtbar vorzurufen und so wurden z. B. im Hieroglyphischen das Bild einer Ecke (eines Winkels) und das eines Beckens allgemeine phonetische Zeichen

*) Le principe fondamental de la méthode phonétique consista à représenter une voix ou une articulation par l'imitation d'un objet physique dont le nom, en langue égyptienne parlée, avait pour initiale la voix ou l'articulation qu'il s'agissait de noter. Ainsi le signe représentant une houpe de roseau, nommée en langue parlée ακε, avait pour valeur phonétique la voyelle α etc.

für den k-laut. Gewiß, ein schwieriger Uebergang und zu dem der Mensch wahrscheinlich nie gelangt wäre, wenn ihn nicht das Unabbildbare vieler seiner durch Sprachgeberden leicht ausgedrückten Begriffe, namentlich aller aus innern Empfindungen, wie Hunger, Liebe, Schreck und Freude, gebildeter, schon früh gezwungen hätte, bey der zeichnenden Darstellung derselben auf ein anderes sinnliches Mittel als die bloß sichtbare Abzeichnung Rücksicht zu nehmen. Und doch war es erst dieser Uebergang, der die Schrift wirklich zur Schrift, das heißt zum sprechenden Abdruck nicht der rohen Gegenstände, sondern der von den Menschen gewonnenen Begriffe dieser Gegenstände erhob und der, indem er zugleich das Wesen der Laute als solcher in allgemeinen Bildern erkennbar den Menschen zur Anschauung brachte, das große willkührlich-unwillkührliche Werk der Sprachschöpfung zu vollkommener Freyheit vollendete. — Aber, wird hier mancher unserer Leser fragen, dieser in der That merkwürdige Uebergang, der nach obiger Behauptung den Keim des hieroglyphischen und mithin aller übrigen Alphabetsysteme enthalten soll, findet er sich nicht bereits — obwohl nicht immer so gewürdigt — in den Lautbildern (hîng-schîng) des sinesischen Schriftwesens, in welchen nämlich auch das zeichnende Bild regelmäßig mit einem den Laut darstellenden gepaart erscheint? und wenn er nun aber dort nicht die Quelle eines wirklichen Alphabetsystems werden konnte, wie gelangte er zu dieser Wirksamkeit im Hieroglyphischen? Wir antworten: durch die Sprache selbst, in welcher er hier zum Leben kam und namentlich durch einen dem Sinesischen noch unbekannten Bildungstrieb dieser Sprache, durch den er wie alle übrigen Kräfte des redenden Geistes zu einer weitern, freyern, den sinesischen Sprachverstand hoch überflügelnden Thätigkeit emporgehoben wurde; und dieser Bildungstrieb ist kein anderer als der des Mehrlautig-werdens der Wurzeln.

Während nämlich die sinesische Sprache jeden ihrer Begriffe nur durch eine einzige Sprachgeberde, das heißt durch einen einzigen mit seiner Vokal- oder Nasalfärbung bekleideten Konsonanten, ausdrückt und ihre Begriffe also noch jeden ohne Gegensatz in sich selbst und mithin ohne sicheres abgeschlossenes Bewußtseyn nur gleichsam als singende Fragen einen hinter den andern in die Welt verhallen läßt, *) zeigt das Aegyptische bereits jene alle übrigen kaukasischen Sprachen auszeichnende Kraft, einen ursprünglich einfachen Begriffslaut durch einen zweyten gleichbedeutenden, der mit ihm unter einem Stoß der Stimme wie unter einem Stoß der Wahrnehmung in derselben Geberde verschmilzt, zu verstärken, zu stützen und genauer zu bestimmen und, wie dem Begriffe dadurch seine innere aus Satz und Gegensatz entspringende Sicherheit, so dem Worte seine in Arsis und Thesis gegliederte Selbstbefriedigung zu ertheilen: ja häufig erscheint diese Kraft im Aegyptischen bereits zu dem in den semitischen Sprachen so stehend gewordnen mehr rhythmischen als logischen Trieb gesteigert, der Arsis des Worts, vermittelst eines dritten, weniger wesentlichen Wurzellautes, eine doppelte Thesis, die ihr gleichgewichtig sey, gegenüber zu stellen. Einlautige Wörter wie das oben angeführte ka sind im Aegyptischen selten, die meisten sind zweylautig, sehr viele auch dreylautig, und, was das wichtigste dabey ist, diese Mehrlautigkeit zeigt sich hier nicht, wie in allen übrigen kaukasischen Sprachen, als ein starres geheimnißvolles Gewordenseyn, sondern noch als ein lebendiges Werden, das uns im allmähligen Zusammenrinnen der nachahmenden Laute das Geheimniß der Wurzelbildung und mithin einen Haupttheil des Ursprungs der Sprache überhaupt deutlich aufgeschlossen erblicken läßt **). Hier berühren wir diese merkwürdige Thatsache der Wurzelverschmelzung nur

*) Einen Ansatz zu freyeren, den einen Begriff durch eine wiederholte Nachahmung verstärkenden und bedingenden Lautverbindungen zeigt die sinesische Sprache allerdings in zusammengesetzten Wörtern wie „táo lú Weg" (Rémusat p. 285); aber sie ist noch nicht dahin gekommen, daß sie diese beyden hier zur Erzeugung eines einzigen Begriffes zusammentretenden Wörter nun auch unter demselben Stoß der Stimme zu einem einzigen Worte vereinige.

**) Z. B. f. (in der Gruppe sont-f Vaterrächer; vgl. das sines. fu Vater), tf, ā-tf (atavus) Vater. Die Zwischenbildung āf, die sich im hebr. ab, lat. avus erhalten, liegt auch dem hieroglyphischen Gebrauch des Bildes der Biene (āf) für König (d. i. Vater) zum Grunde. — h (Ch. Gr. pag. 368.), mh, mha "Flachs" (kopt. mahi. Die Wurzel h hat wie alle Wurzeln zugleich eine verbale Bedeutung,

in sofern als sie im Aegyptischen auch der allmähliche Ursprung einer reinlautenden Schrift und eines wirklichen Alphabetsystems geworden ist; und dieses zwar aus einem doppelten Grunde: einmal, weil sie durch die verschiedenartige zwey- oder dreyfache Verbindung jener vieldeutigen Einlaute unter einander die Vieldeutigkeit des einzelnen Wortes begränzte und seine Abbildung durch die Abbildung der zwey oder drey darin zusammengetretenen Laute ohne Verwirrung mit andern Worten möglich machte; und zweytens, weil sie durch das mannigfache Zusammenstellen der Laute zu Wiederholung ein und desselben Begriffs den Geist des Menschen zuerst gewöhnte, sich den Laut vom Begriffe getrennt nicht mehr als eine nothwendige jemalige Offenbarung des Begriffs im Worte, sondern als ein willkührliches, vertauschbares Theil und Mittel des Worts vorzustellen. Der erste dieser beyden Gründe, ein mehr äußerlicher, erhellt besonders aus der Betrachtung über den

---

nämlich die des Flachsrupfens); — st, snt riechen (sentire). — sm, stm hören (sanskr. çm, hebr. shmo); — ir, mir, mira sehen; — su, su-n Bruder; — urch, murh Wachs u. s. w. Sehr häufig, wo die in dem mehrlautig gewordenen Worte enthaltene Uhrwurzel einzeln nicht mehr vorkommt, erkennen wir dieselbe aus dem Vergleich des Wortes mit andern bey gleicher Bedeutung anders zusammen gefügten Wörtern aus derseben Sprache oder verwandten Sprachen. So z. B. erhellt das Ursprüngliche des Lautes f in dem ägyptischen Worte hof, hofã „Schlange, Wurm“ aus dem Vergleich mit dem andern ägyptischen Worte für Wurm fent, so wie aus dem hebr. und arabischen fôh zischen (fauchen) und dem griechischen ὄφις. Deßgleichen das Ursprüngliche des u im ägypt. hu schlingen, verbinden (Champ. pg. 389; vgl. das kopt. hui, suere) aus Vergleich mit dem sauskrit. mw-a, mũ, dem griech. λύω und νυός und dem latein. suo. — Ein wenig wesentlicher Laut des Wortes ist das im Aegyptischen wie im Griechischen und Lateinischen sehr häufig vortretende a z. B. a-taf, a-ter Hacke, Hammer; a-nu Vater (vgl. anus) u. a. Das Griechische bietet uns zur Erkennung der ursprünglichen Wurzel ein besonders wichtiges Mittel im Accente der Nennwörter z. B. ἀνήρ (pers. ner), ἀστήρ, ἀγυιά (via, ägyp. hie) u. a.

Gebrauch jener sinesischen Hing-sching, in welchen eben die verwirrende, oft bis ins Vierzigfache ausgedehnte Vieldeutigkeit des einlautigen Wortes eine Nothwendigkeit geworden ist, dem Bilde des Lauts regelmäßig ein zeichnendes Abbild beyzufügen; der zweyte Grund aber, ein durchaus innerlicher und der deßhalb seine Wahrheit rein in sich selbst, wie wir ihn hier ausgesprochen, nämlich in dem von uns angedeuteten allmählichen Entwicklungsgang des menschlichen Geistes vom Unwillkührlichen zum Willkührlichen, vom Gebundenen zum Getrennten, vom Ganzen zum Theil tragen muß, dieser zweyte Grund wird auch äußerlich dadurch bestätiget, daß alle im Aegyptischen als Buchstaben geltenden Begriffsbilder keineswegs einlautigen, sondern — wie im Semitischen und Runischen — bereits mehrlautig gewordenen Wörtern oder Namen entsprechen, so daß also der abgebildete Laut erst dann besonders als solcher dargestellt und darstellbar geworden zu seyn scheint, nachdem das Verschmelzen desselben mit ein oder zwey gleichbedeutenden Lauten zu demselben Worte seine Trennbarkeit von Begriff und Wort begreiflich gemacht hatte. Nicht von dem unmittelbaren Laute ka für „Ecke, Becken“ wurden die beyden oben erwähnten Zeichen des k-lauts entlehnt, sondern erst von den je durch einen zweyten Laut verstärkten beyden Wörtern kah, koh, Ecke (vgl. κῆχος) und kat Becken (vgl. hebr. cad, κάδος, dän. kar, deutsch Kessel), ebenso wie in dem Namen des zum A-zeichens genommenen Adlers ãchom der das Wehen, Fliegen nachahmende Laut a sich bereits durch zwey ähnliche Laute ch und m verstärkt findet, und gerade diese Verstärkung also war es, die, weit entfernt den ursprünglichen oder wesentlichen Laut zu verstecken, ihn vielmehr neben den ihn begleitenden Lauten zuerst unterscheidbar und erkennbar hervortreten ließ.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée; Par Champollion le Jeune; etc.

(Fortsetzung.)

Wir sagen „den ursprünglichen oder wesentlichen Laut“ und berühren damit einen in jenem zweyten Champollionschen Axiom enthaltnen Hauptirrthum, nämlich die Angabe, daß der durch das Bild eines Gegenstandes alphabetisch ausgedrückte Laut gerade der anfangende im Namen des Gegenstands seyn müsse, eine Angabe, die, wie sie den innern Gesetzen der allgemeinen Sprach- und Schriftlehre widerstreitet, so auch mit den äußern Erscheinungen des hieroglyphischen Sprach- und Schriftwesens keineswegs im gehörigen Einklang steht. Denn was zuerst jene innern Gesetze betrifft, so geht, nach unserer obigen Entwicklung, aus dem Vergleich von Wortfügungsbeyspielen wie ächom (aus ā) und kah, kat (aus k) mit andern wie taf, ātaf (aus f) und mha (aus h) deutlich hervor, daß das Wachsthum der Wurzel seine Richtung ebensowohl gegen vorn als gegen hinten nehmen, der ursprüngliche und wesentliche Laut ebensowohl am Ende und in der Mitte als am Anfang des Wortes zu stehen kommen kann*), und daß in jenen ersten beyden Fällen also, besonders wenn der Anlaut, wie z. B. jenes vortretende ā, eine mehr allgemeine und weniger wesentliche Geltung hat, das Erheben eines solchen Anlauts zum Träger des den Gesammtlaut darstellenden Bildes ein sprachschöpfungswidriger Mißbrauch gewesen seyn würde. Was aber zweytens die mit jenem Axiom nicht zusammenstimmenden äußern Erscheinungen im ägyptischen Schriftwesen selbst betrifft, so bestehen diese besonders darin, daß ein Theil der alphabetischen Hieroglyphen eben je einen Laut darstellen, der in den ihnen entsprechenden (obwohl von Champollion und Herrn Lepsius wegen ihres falschen Grundsatzes nicht erkannten) Wörtern seine Stelle im Auslaute hat. Als solche hieroglyphische Buchstaben aber führen wir hier namentlich an: 1) den für w oder ū, dargestellt durch ein Band*), ägyptisch hw; 2) den für v (b), dargestellt durch ein Bein, ägyptisch tav (vgl. hebr. dabab); 3) den für n, dargestellt durch den königlichen Kopfputz sachan (auf der Rosette-Inschrift mit dem Artikel Pschent; das t ist hier nichts als Stütze für das n); 4) den für f, dargestellt durch die Schlange hof.

Dieser Mangel einer wissenschaftlichen Begründung, den wir Champollion's Grammatik vorwerfen müssen, ist natürlich auch bey der weiteren Entwicklung seines Systems nicht ohne mehrfache entstellende Folgen geblieben. Zunächst sichtbar wird derselbe in dem vollkommenen Mißverstehen gewisser Arten Hieroglyphen, die von den rein zeichnenden zu den rein lautenden oder alphabetischen

*) Am Ende steht er besonders häufig in den indogermanischen Sprachen, weßhalb auch die den indischen Grammatikern gewöhnliche Anordnung der Sanskritwurzeln nach dem Auslaut.

*) Daß dieß die Bedeutung des gewundenen Zeichens, erhellt deutlich aus dem Vergleich desselben mit dem bestimmten Zeichen des Verbums sonach binden. Ch. pg. 381.

einen gemischten Uebergang bilden, die aber Champollion, weit entfernt ihre eigentliche Bedeutung und ihre große Wichtigkeit für Enthüllung des allmählichen Ursprungs der lautenden Hieroglyphen zu erkennen, vielmehr theils als symbolisch oder änigmatisch zeichnende Hieroglyphen, theils als kalligraphische Abkürzungsweisen der alphabetischen Schrift zu erklären sucht: ein so durchaus ungenügendes Verfahren, daß auch Herr L., bey aller Pietät für seinen Meister, nicht umhin gekonnt hat, dasselbe theilweise zu berichtigen. Unsern Lesern wird es nach der oben gegebenen Entwicklung leicht seyn diesen Uebergangshieroglyphen in der ägyptischen Grammatik wie in der allgemeinen Sprachgeschichte ihre gehörige Stelle und Bedeutung anzuweisen. Sie bestehen nämlich aus folgenden vier Klassen:

1) Worthafte Hieroglyphen mystisch beschränkten Gebrauches, d. h. ein oder mehrlautige Hieroglyphen, die in Bezug auf das mehr oder weniger nothwendige, aber scheinbar mystische Zusammenstimmen gewisser weniger, meistens nur zweyer, Begriffe in demselben Worte den einen nicht so leicht abbildbaren dieser beyden Begriffe zugleich mit durch das Bild des andern leichter abbildbaren ausdrücken: z. B. das Bild des Auges darstellend das Verbum „thun", weil beyde Begriffe, Auge (oder sehen) und thun, durch das Wort r, iri nachgeahmt werden; und ebenso die Wanne nev darstellend die Wörter „Herr nev, jeder, alles nev, und die Hacke ter, nu, nu-ter darstellend die Wörter „Priester, Gott, ter, nu, nu-ter."*) Indem nur bey den Hieroglyphen dieser Klasse die Wahl des Bildes für den darzustellenden gleichlautenden Begriff häufig zugleich auch das Wahrnehmen einer gewissen naturgeschichtlichen oder auch symbolischen Aehnlichkeit zwischen beyden Begriffen bestimmt worden zu seyn scheint und weil besonders die Alten — namentlich Horapollon — bey ihrer Erklärung dieser Hieroglyphenart diese symbolische Beziehung, ohne alle Rücksicht auf die Lautbeziehung, einzig und allein geltend zu machen bemüht sind, so haben auch Champollion und Herr L. alle hieher gehörigen Hieroglyphen (mit Ausnahme des Auges, das Ch. für eine abgekürzte Schreibart hält) in die Klasse der zeichnenden und zwar symbolisch zeichnenden gerechnet, ohne zu bedenken einmal, daß Bilder wie die drey obenangeführten „Auge, Wanne, Hacke" für die Wörter „thun, Herr, Gott" selbst von den Alten nirgend sinnbildlich erklärt worden sind, und zweytens, daß bey vielen andern von ihnen so erklärten die angegebene sinnbildliche Beziehung viel zu künstlich ist, als daß wir sie nicht für ein Mährchen oder wenigstens für eine spätere Zuthat zu der ursprünglichen in den meisten Fällen noch nachweisbaren Lautbeziehung halten sollten; als z. B. Geyer mau für Mutter mau; *) Fuchsgans si für Kind si **); Biene af

*) Jedes der beyden im Worte nu-tr vereinigten Wörter hat die doppelte (übrigens zusammengehörige) Bedeutung einmal des Saugens, Säugens, Zeugens, und zweytens des Hackens, Ackerns. Zu nw, nu „saugen, säugen" gehört das sinesische nü Weib, das griech. νεώς, sanskr. nawa (auch nawa; novem, neun von dem 9 Monate lang getragenen Kinde); zu nu zeugen das äg nū Gott und insbes. Gott Cnufis; das äg. ā-nū Vater (Ch. pg. 65. cf. anus) und das griech. ἀνύω; zu nw ackern das Sanskrit. nū colere, das bask. nava, griech. νεά Ackerland; das deutsche niuwan, bauen (in Neu-mann, Naumann; — vgl. Neigebaur, Nie-buhr, mit j statt w wie im griech. ναίω.) — Zu tr „säugen, zeugen" gehört das fast allen indogermanischen Sprachen gemeinsame tr in pa-ter (die erste Wurzel pa oder pi, die gleichfalls zeugen bedeutet (Sanskr. pā, pī, bibere, conservare) bildet auch den äg. männlichen Artikel), mā-ter, frā-ter; das kopt. tre, tro machen, seyn; das kopt. a-tru, testicula; das äg. ter Göttin in Tenmout (Θερμοῦθις Göttin Mutter: s. p.) und wahrscheinlich auch der Name der Göttin Mutter Athor; das latein. tri-bus, und das sanscrit. tri (griech. τηρεῖν) conservare; zu tr ackern das kopt. tor, tore, ter Hacke (ater, atōr Hammer, vgl. das griech. ἀθήρ Schwertspitze); das kopt. tor, infigi (griech. τιτράω, davon auch wohl τραῦμα); das kymr. tir latein. terra Ackerland, Erde u. a. Vereinigt wie im ägypt. Worte nu-tr „Gott" (kopt. nut) sind beyde Wörter gleichfalls im lat. nutrire.

*) Horap. I. 11: „Weil der Geyer seine Jungen mit dem eignen Blute nährt." Auf ein Wort „mau Geyer" weist das Koptische mo nehmen, griechisch μάω

für König af †) Stern siw für Anbetung und Vergötterung siw ††) u. m. a.

2) Einlautige als Worte oder Worttheile geltende Hieroglyphen mit begriffsmäßig beschränktem Gebrauch: d. h. einlautige Hieroglyphen, die zufolge des nothwendigen Zusammenstimmens verschiedener zu demselben Grundbegriff gehöriger Begriffe in denselben diesen Grundbegriff nachahmenden einfachen Laute fortan, sey es als Wörter, sey es nur als Theile von Wörtern, zur Bezeichnung je einer solchen Reihe zusammenhängender Laute und Begriffe gleichmäßig angewendet werden. Z. B. das Bild der zum Himmel erhobenen Arme, bedeutend „beten, opfern, ka" angewandt für den K-Laut des heiligen Stiernamens Pa-Kij (*Πάχις*, pa ist Artikel) oder des mit dem Begriff „erheben" verwandten Worts kat bauen (Ch. pg. 380); das Bild des Gesichts hi, hu und des Himmels pe, beyde angewandt für die gleichlautigen Wörter hu pe *) in der verwandten Bedeutung „über"; der Palmenzweig oder Sprosse su **) angewandt für das s mehrerer Abstammung und Geschlecht bedeutenden Wörter mes, mesus Kind (namentlich in dem Namen Ra-mesus d. i. junge Sonne), su, sut, sutn, König (eig. Nachfolger) und su er; der penis ji für das j der nach ihrer Zeugungskraft benannten (oder wie der Esel sich selbst benennenden) Thiere jō Esel, kij Stier (Ch. 321, mit dem Artikel Pa-ki pg. 126) u. a. Uebrigens werden die meisten Hieroglyphen sowohl dieser als der vorhergehenden Klasse in der spätern, namentlich der römischen Zeit, der mystischen oder begriffsmäßigen Beschränkung ihres Gebrauchs allmählich enthoben und gleich den reinlautenden Hieroglyphen in allgemein alphabetischer Weise angewandt: z. B. das Auge als Zeichen für i, die Fuchsgans für s, die anbetenden Arme für k, der Himmel für p und der Stern für s; eine nicht unwichtige Thatsache, die auf das allmähliche Entstehen auch der altägyptischen rein lautenden Hieroglyphen aus Lautzeichen eines zuerst noch begriffsmäßig oder mystisch beschränkteren Gebrauchs hinweist.

3) Einlautige als Worttheile nur je eines einzigen Worts angewandte Hieroglyphen d. h. Hieroglyphen, die, ursprünglich rein zeichnende Bilder je eines einlautigen Wortes, später, nachdem dieses Wort zwey- oder mehrlautig geworden, zwischen den diese hinzugekommene Laute ausdrückenden alphabetischen Zeichen, selbst scheinbar alphabetisch, zur Be-

schnappen, trachten; ein Verbum mit dem das geforderte mau oder *μαφ* Geyer eben so zusammenhangt, als das griech. *γύψ* mit dem kopt. qiwi, ciwe rauben, das latein. accipiter mit capio, das deutsche Geyer mit dem Sanskr. hr, hri greifen, oder auch das gr. *γρύψ* mit dem altind. grbh, gribh, pers. گریفتن, goth. greipan.

**) Horap. I. 50: „weil dieses Thier (der *χηναλώπηξ*) *φιλοτεκνότατον ὑπάρχει*." Hr. L. hat Unrecht, wenn er den von den Griechen für beyde Begriffe uns überlieferten Laut si durchgängig durch das andre äg. Wort für Kind chere oder schere ersetzen will. Die Richtigkeit des Wortes si wird einmal durch den Namen und die spätre S-Geltung des mit der Fuchsgans und dem Kinde als gleichlautend gebrauchten Ey's swug und zweytens durch das kopt. Verbum si „saugen, trinken", von dem die Benennung des Begriffes Kind offenbar abgeleitet ist, hinlänglich gesichert.

†) Ammian Marcellin. XVII, 4: „weil der König gleich der honigbereitenden, stachelbegabten Biene gleichfalls Scharfes mit Süßem paaren müße"(!). Die Bedeutung „König" ergiebt sich für das Wort af aus der ihm oben nachgewiesenen „Vater" (f, af, taf, ataf).

††) Vrl. das sanskr. Adj. und Nomen propr. çiwa, und das Verbum sew, gr. *σέβεσθαι*. (So wäre also auf dem römischen Obelisken des Platzes von Navona der Stern unter dem Namen des Vespasian und Titus vollkommen gleichbedeutend mit dem alphabetisch geschriebnen Wort *σεβαστός* d. i. divinus unter den Namen Domitians.)

*) Aus Vereinigung dieser beyden Worte mit Zufügung des Affixums r „gegen", also „hu-pe-r", stammt das gr. *ὑπέρ*, d. über u. s. w.

**) Das Verbum zu diesem auch oft ganz lautend geschriebenen Worte su (vgl. sū, sun Bruder, suti, sunti Schwester) findet sich im Sanskr. su, sū generare, wovon su-ti Geschlecht; irländ. suth Frucht, soth Geschlecht; goth. su-n-us u. a. Von dieser Wurzel s, us oder so, su „sprossen, zeugen" ist offenbar auch die den meisten indogermanischen Sprachen eigenthümliche Genitivendung s, us, is entlehnt.

zeichnung des ursprünglichen Lautes im Worte — sey er nun An-, Aus- oder Inlaut — unverändert stehen bleiben: z. B. das sogenannte gehenkelte Kreuz (offenbar ein Abbild der menschlichen Gestalt, eine crux mystica), ursprünglich bedeutend das einfache Wort ā leben und später in dem gewachsenen Worte ā-n-h leben, in welchem n und h mit gewöhnlichen Alphabetzeichen geschrieben werden, als Zeichen des hier wesentlichen Anlauts beybehalten;*) die Opfertafel, zunächst bedeutend das einfache Wort ā „opfern", dann den Laut ā des Wortes ātap, opfern **); die brennende Wachslampe, zunächst bedeutend das Wort urh Wachs, sodann den Laut urh (einen untrennbaren Doppellaut) des Wortes murh Wachs; der Schlitten, zunächst bedeutend den einfachen Namen des Gottes Mu, sodann den Laut m in dessen mehrlautigem Namen Atmu; endlich die Elle, zunächst bedeutend den einfachen Namen der Göttin A, A-t (Ἀτη), sodann den Laut a in deren mehrlautigem Namen Māt (Nemesis); u. s. w. Zuweilen geschieht es indessen auch, daß einer Hieroglyphe dieser Art der Laut, den sie darstellen soll, noch durch ein besonderes rein lautendes Zeichen beygeschrieben wird, z. B. dem Schlitten das m; oder der Elle das a (vermittelst des der Elle wahrscheinlich gleichlautigen Arms) u. a.

4) Doppellautige Hieroglyphen d. h. Hieroglyphen, die zufolge des sowohl sprachwerkzeuglichen als bedeutungsmäßigen unmittelbaren Gepaartseyns gewisser Laute in derselben nachahmenden Geberde diese dergestalt zusammengehörigen Laute nun auch, sey es als Worte, sey es als Worttheile fortwährend paarweise, ein jedes Paar durch je ein einziges bestimmtes vermittelst rein alphabetischer Zeichen niemals ganz zu umschreibendes Bild ausdrücken, so nämlich, daß auch im späteren Schriftgebrauch der zweyte Theil jenes Doppellauts allerdings häufig mit einem besondern Alphabetzeichen geschrieben wird, für den ersten aber jenes ältere jetzt einlautig gewordene Bild unvertauschbar beybehalten werden muß. Die so behandelten Doppellaute sind zunächst die flüssigen Halblauter n m r theils gepaart unter sich, theils mit einem wahlverwandten starren oder Hauchstaben; als z. B. der Doppellaut mn dargestellt durch die Burgzinne mn *) (zu welchen dann häufig das n noch besonders hinzugeschrieben wird); hm dargestellt durch einen Hamen ham oder auch geangelten Fisch ham **); die Doppellaute kr und kn dargestellt durch einen Knoten (Ch. nr. 180; zu vrgl. das sog. signe determinatif de genre aller „Verknüpfung" ausdrückenden Verba pg. 385) ***); die Doppellaute mh, ms, wn, chn, chr. u. a.: außerdem aber gehört noch hieher die durch ein falzbeinartiges, wahrscheinliches elfenbeinernes Glättungsgeräth (Ch. nr. 7) dargestellte Lautverbindung jb, doch meist nur in Wörtern mit der Bedeutung des Zahnhaften, Beißenden, Spitzen. ****)

*) Das einfache ā für „athmen, leben" findet sich im gr. ἄημι, kopt. a seyn; das einfache n im Sanskr. an (cf. goth. us-ana und das lat. animal, cymrisch an-adl.); das einfache ch oder h im kopt. ah leben (cf. goth. aha, Geist).

**) Wahrscheinlich stammt von diesem Worte ātap das Sanskr. adhv-ara (irländ. udb-airt), Opfer.

*) vrgl. Sanskr. mn arcere; gr. ἀμύνω, lat. munire, moenia.

**) hm hat — wie alle Nennwörter — die volle, noch nicht in Nomen und Verbum gesonderte Bedeutung des „Fisch-Angelns."

***) Kopt. cel, col gürten, knüpfen, Sanskr. kīl ligare, irländ. cerle verknüpft. — Ebenso kopt. cnah, conah knüpfen. vrgl. die ägypt. Präposition hn, hnā mit, und das Sanskr. sa-han conjungere. (Die Wurzel nah, necto ist dasselbe Wort umgestellt.)

****) z. B. jb (ebur) Elfenbein, jbu Elephant. Ibo-t. Abydos Stadt Elephantine; sjb Wolf; sjb verschmitzt seyn; sjbu verschnittener Ochse.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch vom Domdekan von Jaumann Commenthur des Ordens der Würtemberg. Krone. Mit 28 Lithographieen, herausgegeben vom k. würtemb. Verein für Vaterlandskunde. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag 1840.

Das Buch, zu 257 enggedruckten Seiten, zerfällt in zwey Abtheilungen: I. Topographie; II. Antiquarium. Seit mehr als 20 Jahren hat der Verf., wie in der Vorrede bemerkt wird, für dieses Werk gesammelt, während welcher Zeit sich das Materiale durch Ausgrabungen und Entdeckungen in der Umgegend, links und rechts vom Neckar, außerordentlich vermehrt hat.

Die erste Abtheilung, die Topographie enthält eine vollständige Beschreibung des Landes in allen seinen geographischen Beziehungen, und in den durch römische Cultur gewonnenen Verbesserungen der Wohn- und Wirthbarkeit, der Haus- und Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels; durch Strassenbau, durch Festungswerke, durch Wasserleitungen u. s. w. Von dem einstmaligen Umfang der Römerstadt, auf deren Grundfesten heute, links dem Neckar, Rottenburg, rechts Ehingen steht, insbesondere (S. 15 rc.). Diese Stadt hieß Sumlocenne, und sey wohl zu unterscheiden von der nördlicher gelegenen römischen Colonialstadt Samolucenis, die auf der Peutingerschen Tafel erscheint (S. 123). Der Urbevölkerung nach seyen beyde Städte verwandt gewesen, durch die Ceni*) Senones; ein gallischer Volksstamm, wie denn das Land überhaupt die Kelten als seine ersten Bewohner nachweise. (S. 82.) Die Ureinwohner seyen nicht vertilgt worden; vielmehr hätten sich die Römer mit denselben, in den Städten, wie auf dem Lande, vermischt; wie später die Alemannen. Der Verf. Hr. Domdekan v. Jaumann besitzt eine seinen Gegenstand in allen Theilen erschöpfende Erudition, sowohl aus den römischen Classikern, als aus den spätern Geschichtschreibern und Forschern; bis auf Sattler, Hanselmann, Mannert, Pfister, Leichtlen und Memminger herab. Jede Angabe ist reichlich mit Beweisstellen belegt. Auch die bayerischen Forscher über die Römerherrschaft kennt derselbe: (S. 44, wo vom Oberdonaukreise die Rede ist, wird anstatt eines Hrn. v. Kaiser, der Hr. v. Raiser gemeynt seyn.) Sogar eine Abhandlung des Hrn. v. Häffelin in den Denkschriften der Mannheimer Akademie über Solicinium ist Hrn. v. J. nicht entgangen. S. 110. wird eine tabellarische Uebersicht der verschiedenen Angaben über den Strassenzug der Peutingerschen Tafel von Vindonissa bis Reginum gegeben; und hiebey über diese Tafel, und über die oft sehr abweichenden Angaben, des Ptolemäus umständlicher gehandelt. Ueber die Lage und Einrichtung des Zehentlandes wird Hrn. Leichtlen auch durch Hrn. v. J. volle Anerkennung. Dieser stellt S. 79), die „Endresultate" seiner hist. Forschung also zusammen: im J. Chr. 70 wenigstens Ursprung unserer Römerstadt; von 100 — bis 160 — 70 stetes Aufblühen: 170 — 234 höchster Flor; 234 — 260, weniger ruhiger Besitz; 272 — 76 Zerstörung; 276 — 282 Wiederherstellung; 282 gänzlicher Untergang. Von nun an Aufenthalt und Besitz der Alemannen. Zuweilen noch Vordringen der Römer, wie 289 — 290 unter Maximian; möglich 304 unter Constantius, 308 — 313 unter

*) Κεννοί.

Constantinus; unter dessen Sohn Constantinus und unter Julian zweifelhaft; 368 bestimmt unter Valentinian. Nun schwinden alle Spuren römischer Macht und Herrschaft in unserer Gegend. Welche Lehre für Bayern, dessen heutige Bewohner am Lech und am westlichen Gebirge herein, und an der Isar und am Inn herab, unverkennbar zum Theil aus alemannischem Geblüte stammen, aus diesem Barometer hervorgeht, kann den Forschern nicht unbemerkt bleiben. *) Möchte bey der Bearbeitung unserer Topographie von nun an vorzüglich auch dahin gesehen werden, ob das alemannische Element in unsern Gauen strichweise, nach Thälern, oder nur einödig, sporadisch, erscheint: wir halten diese Oasen für ältere, alemanischen Colonien, die da die Römer und Ureinwohner auf freundlichem Wege, und als Kriegsgefangene, ihre Hütten bauen liessen. Ein ähnliches Bewandtniß hat es im östlichen Bayern mit der slavischen Bevölkerung. — Unter den römischen Anlagen um Rottenburg hat uns vorzüglich die Wasserleitung, welche aus dem Rommelstall, (Römerthal,) auf einer Strecke von drey Stunden ausgeführt war, angezogen: (S. 25 xc.) Die Beschreibung hievon, auch durch Abbildungen noch anschaulicher, ist in Beziehung auf Construction und Materiale, von der Art, daß wir wünschen, es möchten selbst Architekten dieses Buch zur Hand nehmen.

Diese topographische Abtheilung schließt (§. 10 S. 128 — 136) mit der Schlacht bey Solicinium, in der Nähe von Rottenburg. Solicinium galt lange für Sulz am Neckar; ist aber jetzt in der Ortschaft Sülchen erkannt. Diese von K. Valentinian den Alemannen gelieferte und für sie verderbliche Schlacht wird hier aus den historischen Quellen, und mit vollständiger Terrainkunde, in allen Theilen besprochen.

Die zweyte Abtheilung, oder das Antiquarium, beginnt mit einer Einleitung über Regierung, Militärverfassung, Religion, Gebräuche, Cultur der Römer; und handelt dann von den Gebäuden; (wieder mit technischer Rücksicht auf Formen und Materiale), von Monumenten mit Aufschriften und Abbildungen; von Grabhügeln, Geschirren; Münzen, und verschiedenen Gegenständen; eine verständige Anordnung und Zusammenstellung; die wieder mit gründlicher Quellen- und Sachkunde beleuchtet ist. In der Geographie und Topographie unserer römischen Vorzeit ist noch gar mancher Punkt aufzuklären, obgleich in der Hauptsache schon viel geschehen ist. Wer sich dazu berufen glaubt, wer ein Denkmal, oder eine Strassenstrecke, oder sonst einen neuen Fund beschreiben oder besprechen will, dem müssen auch die gehörigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse, die Landes- und Ortskunde, und die Resultate früherer und gleichzeitiger Forschungen über denselben Gegenstand, zu Gebote stehen. Einseitige und schwankende Ansichten entscheiden nichts. — Das vorliegende Werk über die Colonia Sumlocenne xc. können wir daher als ein vorzüglich, (theoretisch, und praktisch) belehrendes Handbuch in diesem Fache empfehlen.

v. Koch-Sternfeld.

*) Ein volles Jahrhundert länger hielten sich also die römischen Castelle im östl. Vindelicien und im Ufernoricum aufrecht.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; etc.

(Schluß.)

Dieß also wären, nach unserer Anordnung und Eintheilung, die vier Klassen zeichnend-lautender Uebergangs-Hieroglyphen: betrachten wir jetzt, nachdem wir die von Champollion und Herrn L. über die erste Klasse vorgebrachte Erklärungsweise bereits angegeben, wie beyde Gelehrte bey Erklärung der übrigen drey Klassen verfahren sind. Ch. hält, wie schon erwähnt, einen Theil dieser Hieroglyphen und zwar zunächst die ganze vierte Klasse für bloße Schriftabkürzungen, indem er nämlich z. B. bey dem mn lautenden Bilde der Burgzinne, das er für ein allgemein alphabetisches Zei-

chen des Buchstabens m ansieht, die Weglassung eines n, oder bey dem hm lautenden Bilde des Hamens, nach ihm ein allgemeines Zeichen für h, die Weglassung eines m voraussetzt, die dreyfache Seltsamkeit aber, daß erstens diese beyden Buchstaben nur immer nach jenen beyden bestimmten Bildern wegfallen dürfen, und daß zweytens jene beyden Bilder selbst immer nur mit je nachfolgenden n und m als Lautzeichen für m und h gebraucht werden können, ja endlich drittens in dieser Verbindung fast immer gebraucht werden müssen, keiner weitern Erklärung würdiget. Auf ähnliche Weise mißversteht er denn auch die Geltung der Hieroglyphen der dritten Klasse, so daß er — ohne an ein Wachsen des Wortes zu denken — ein jedes jener einlautigen Wortbilder, die er alle gleichfalls, ohne Rücksicht auf ihren nur einwortigen Gebrauch, in sein allgemeines Alphabet aufgenommen, geradezu für die abgekürzte Schreibung des mehrlautigen Wortes erklärt: also das Bild des Kreuzes für den Buchstaben ā oder ō, hier abgekürzt geschrieben statt des Wortes ānah, ōnah leben, oder das Bild der Opfertafel gleichfalls für den Buchstaben ā oder o, abgekürzt geschrieben statt des Wortes ātap Opfer u. s. w.

Wenn aber Champollion schon durch ein solches Verfahren nicht nur einerseits den Gedanken an den allmählichen Ursprung der lautenden Hieroglyphen aus den zeichnenden für sich wie für seine Leser geradezu verschüttet, sondern auch andererseits seinem tableau des hieroglyphes phonétiques einen — namentlich für den beginnenden Jünger der hieroglyphischen Wissenschaft — alle Unterscheidbarkeit verschlingenden Umfang giebt, so vermehrt er diesen doppelten Uebelstand nun auch noch dadurch, daß er alle Hieroglyphen unserer zweyten Uebergangsklasse ohne unterscheidende Rücksicht auf ihren begriffsmäßig beschränkten Gebrauch mit den reinlautenden buntvermischt in jenes sein allgemeines tableau mit aufnimmt. Letzteres — in dem überdieß auch die verschiedenen Schriftzeiten durch keine hervortretende Eintheilung gesondert sind — gewinnt auf solche Weise eine Ausdehnung und eine Massenhaftigkeit (es beläuft sich auf 260 Nummern), in welcher es dem Leser alle gesuchte Perspective des Mehr- oder Minder-gewöhnlichen vollkommen versperrt und ihm eben dadurch die Wahrheit und Sicherheit des ganzen Systems gleich beym Eingang verschleyert, dergestalt, daß Champollion die von ihm in seiner Grammatik offenbar beabsichtigte wissenschaftlose Faßlichkeit von vorneherein vernichtet hat und uns Deutschen von neuem bewiesen, wie wenig, trotz der von uns den Franzosen nachgeäfften sogenannten Methoden, ohne wirkliche Wissenschaftlichkeit eines Vortrags auf dessen Faßlichkeit zu rechnen ist. — Viel besser als Champollion verfährt Hr. L. in der Sonderung und Entwickelung der verschiedenen Arten lautender Hieroglyphen und wir stehen nicht an zu behaupten, daß seine Schrift gerade in der Behandlung dieses Theils des Champollion'schen Systems ihr wesentlichstes Verdienst hat. Den Ursprung der reinlautenden oder phonetischen Hieroglyphen aus den reinzeichnenden oder ideographischen richtig voraussetzend erkennt er die von uns sogenannten Uebergangs-Hieroglyphen wirklich gleichfalls als charactères intermediaires, und indem er dieselben, so wie auch die Hieroglyphen des spätern Schriftgebrauchs, auf der seiner Schrift beygegebenen Uebersichtstafel neben dem Alphabet phonétique général in zwey besondere Abtheilungen zusammenstellt, hat er letzteres auf die leicht faßliche — obwohl freylich nicht ganz vollständige — Zahl von 34 allgemeinen Zeichen zurückzuführen gewußt: gewiß ein glückliches Unternehmen, zu dem ihn nur ein längere Zeit fortgesetztes eigenes Studium der hieroglyphischen Schriftdenkmale den kritischen Trieb und Muth und das erfahrene Maaß der Ausführung hat verleihen können. So viel Lob wir nun aber einerseits überhaupt einem solchen Unternehmen zusprechen müssen, so wenig können wir andererseits die nähere Bestimmungs- und Eintheilungsweise billigen, nach der Hr. L. die von ihm aus dem Alphabet phonétique général glücklich ausgeschiedene caractères intermidiaires nun unter sich selbst erklärt und gesondert hat, und wir können nicht umhin diese seine Eintheilung nur für einen mißglückten augenblicklichen Wurf zu halten, den der Verfasser früher oder später gegen ein gründlicheres System — vielleicht eben die von uns vorgeschlagene Anordnungsweise — auszutauschen geneigt seyn würde.

Hr. L. theilt nämlich seine caractères intermédiaires in folgende drey Klassen: 1) Caractères initiaux d'une valeur phonétique spéciale, unter welchen er die Hieroglyphen unserer dritten Klasse, nebst einigen der zweyten, als den Phallus ji und die Palme su, begreift, dieselben aber alle — ebensowenig als Champollion an ein Wachsen des Wortes denkend — nicht wie wir für Einlauts- sondern für volle Wortbilder und so in ihrem einzelnen Vorkommen für reinzeichnend hält. 2) Signes initiaux d'une valeur phonétique limitée, unter welchen er die Hieroglyphen unserer vierten Klasse nebst der meisten der zweyten begreift, und 3) Signes idéographiques prenant la seconde place dans un groupe phonétique, unter welchen er die von ihm kalligraphisch erklärten Fälle begreift, wo eine Hieroglyphe der dritten (Klasse meistens zufolge des von ihn nicht geahndeten Wachsens des Worts) im In- oder Auslaut zu stehen kommt. *)

Das Unrichtige einer solchen Bestimmung wird den Lesern unsers Artikels aus dem Vergleich derselben mit der oben von uns entwickelten Anordnung unmittelbar in die Augen fallen. Denn nicht genug, daß dieselben zuerst die merkwürdige Erscheinung des allmählichen Wortwachsthums vollkommen übersieht, so übersieht sie auch zweytens gerade die unterscheidenden Haupteigenthümlichkeiten der zweyten und vierten Klasse, von welchen jene nur durch die Bedeutung, diese hauptsächlich nur durch die Lautverbindung in ihrem Gebrauch beschränkt wird; sie giebt drittens Hieroglyphen, die wie der Phallus und die Palme in ganzen Wortfamilien angewandt werden, eine valeur phonétique toute spéciale; und sie benennt endlich viertens eben diese Zeichen nebst mehrern andern, wie die Wachslampe, (die — obwohl Hr. L. sie nicht erwähnt — doch offenbar auch hierher gehören) mit dem einseitigen Namen initiaux, während dieselben doch theils abwechselnd an- in- und auslautend, theils auch — wie die letzte — eben nur in- oder auslautend vorkommen.

Karl Meyer.

*) Ganz unbegreiflich ist es übrigens wie Hr. L. zu den caractères intermédiaires weiterhin auch die signes déterminatifs rechnen kann, die doch alle entweder reinzeichnend oder reinlautend sind.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

II. Hälfte July — December.

Dr. Ch. Fr. Harless, die Literatur der ersten Jahrhunderte nach der Erfindung der Typographie in den meisten Hauptfächern der Wissenschaften. Leipzig 1840. 8.

E. A. Vogel, Literatur früherer und noch bestehender europäischer öffentlicher und Corporations-Bibliotheken.

Lowndés British librarian or book-collector's guide to the formation of a library in all branches of literature, science ond art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects. Part. 5 — 8. Class. I. Religion and its history. London 1840. 8.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France ainsi, que des littérateurs étrangers qui ont écrit en français plus particulièrement pendant les XVIII. et XIX. siècles. Vol. X. livr. 1. Paris 1840. 8.

— — — La littérature française contemporaine. 1827 — 1838. Vol. I. livr. 3. 4. Paris 1840. 8.

J. A. Fr. Schmidt, Handbuch der Bibliothekswissenschaft, der Literatur und Bücherkunde. Weimar 1840. 8.

Bibliographi Svensk för ar 1840. Nr. 1 — 6. Stockholm 1840. 8.

Inventaire des manuscrits de l'ancienne bibliothèque royale des Ducs de Bourgogne. Bruxelles 1840. 4.

Dr. W. Schott, Verzeichniß der chinesischen und Mandschu-Tungusischen Bücher und Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handbuch der lateinischen Synonymik von Ludwig Döderlein. Leipzig 1840. F. Ch. W. Vogel. X. und 245 Seiten.

Es ist nicht selten der Fall, daß selbst erfahrene Schulmänner einem Zweige der Wissenschaft, dem sie längere Zeit hindurch ihre Muße gewidmet haben, in dem Unterrichte ungebührender Weise ein Vorrecht vor andern eingeräumt wissen wollen: um so erfreulicher ist es, hier einer Erscheinung von entgegengesetzter Art zu begegnen, und dadurch den seit nicht gar langer Zeit auch in weiteren Kreisen verbreiteten Ruhm eines ausgezeichneten Pädagogen bey einem Manne auf's Neue bewährt zu finden, der früher bey denen, welche ihn nicht von seiner praktischen Thätigkeit aus kannten, nur für einen ausgezeichneten Gelehrten galt. Hatte nämlich der verehrte Verfasser dieses Buches auch schon im Jahre 1831 dem vierten Bande seiner „Lateinischen Synonymen und Etymologieen" einige Worte über die Bedeutung jenes Werkes für die Schule vorausgeschickt, welche allein hinreichend wären, zu zeigen, wie sehr ihm seine Berufsthätigkeit auch von dieser Seite am Herzen liege, und mit wie richtigem Blicke er das Wesen des Gymnasialunterrichtes durchschaue, so bewies doch die Aufnahme, welche das im Jahre 1838 unter dem Titel „Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse" erschienene Programm fand, daß jene Worte wenig beachtet worden waren, da, wenn sich Ref. recht erinnert, hier und da sich eine gewisse Ueberraschung darüber kund gab, daß der von anderer Seite her so rühmlich bekannte Mann auch auf diesem Felde sich mit solcher Meisterschaft bewegte. Daß aber die bey jener Gelegenheit ausgesprochenen höchst günstigen Urtheile wohl begründet, und nicht etwa aus einer durch jene Ueberraschung hervorgerufenen Ueberschätzung des dort Geleisteten entsprungen sind, davon findet, wer irgend noch daran zweifeln sollte, in diesem Werke den glänzendsten Beweis, indem die vorausgeschickten in jeder Hinsicht trefflichen Bemerkungen über den pädagogischen Werth der Synonymik, in welchen auf eine von allen Lehrern an gelehrten Schulen wohl zu beherzigende Weise vor der maßlosen Anwendung derselben bey dem Unterrichte gewarnt wird, von einer Unbefangenheit zeugen, zu der sich der einseitige Gelehrte nimmermehr erheben könnte.

Herr Döderlein theilt in diesen Bemerkungen die Synonyme in drey Klassen ein. Zu der ersten rechnet er solche, deren Verwandtschaft eigentlich nur eine scheinbare, auf der gleichen Uebersetzung in die Muttersprache beruhende ist, z. B. liberi und infantes, haerere und pendere; zu der zweyten solche, welche sich zwar leicht und sicher unterscheiden lassen, dabey aber so nahe verwandte Begriffe bezeichnen, daß die Alten selbst sie als Wechselbegriffe behandeln, z. B. lascivus und petulans, parere und obedire; zu der dritten solche, deren Differenz sich nicht ohne Mühe und nicht mit völliger Evidenz aus den alten Autoren abstrahiren läßt, und von den Alten selbst wahrscheinlich nur sehr dunkel gefühlt wurde, z. B. lira und sulcus, paene und prope, recordari und reminisci. Die Unterscheidung der Synonyme der ersten Klasse verlangt er schon von dem Knaben der Elementarklassen, und stellt ihre Verwechslung mit einem sogenannten Solöcismus auf gleiche Linie; die der zweyten will er erst in den höheren Klassen beygezogen wissen, so daß bey der Uebersetzung in das Lateinische der etwa vierzehnjährige Schüler rücksichtlich der Wahl des Ausdruckes darauf zu achten angeleitet, und bey der Interpretation eines Schrift-

stellers darauf Rücksicht genommen werde, doch mit Maß, als Sporn des Denkens, nicht als Hemmschuh des Lesens; die der dritten wünscht er bey der Interpretation nur da erwähnt, wo ihre Erwähnung sich nicht umgehen lasse, und der Schriftsteller gegen den Schein einer Tautologie in Schutz zu nehmen sey, und bey dem Lateinschreiben nur da berücksichtigt, wo die Nothwendigkeit einer ausdrücklichen Entgegensetzung die Gelegenheit dazu aufdränge. Eine größere Strenge in diesem Puncte erklärt er für eine arge Pedanterei, welche der freyen Geistesbewegung des Schreibenden nothwendig Eintrag thun müßte.

Aus diesen Worten läßt sich schon zum Theil einsehen, wie es Hrn. D. möglich wurde, in diesem einen gar nicht starken Bande, nicht nur, wie es in dem Vorworte heißt, alles Wesentliche, was das größere Werk für Synonymik in seinen sechs Bänden enthält, sondern noch mehr zu geben. Es finden sich nämlich hier über dreyßig Artikel, welche man in dem größeren Werke vergeblich sucht, wobey Ref. noch bemerken muß, daß er nicht etwa auch diejenigen gewählt hat, bey denen (sey es unabsichtlich, oder absichtlich, weil dort nichts Aus[illegible] zu [illegible] ist, und die Verweisung auf jenes, wie sie sich bey andern Artikeln findet, fehlt; sondern ausdrücklich nur solche, welche hier von Hrn. D. zuerst in ihrem Verhältnisse zu einander betrachtet worden sind.

Genauere Vergleichung zeigt aber, was Hr. D. in dem Vorworte selbst angiebt, daß alle allzu seltenen oder allzufein unterschiedenen Synonyme, deren Verhältniß zu einander nur für die Wissenschaft eine Bedeutung hat, welche die Sprache bis in das Innerste zu ergründen sucht, weggelassen, und das in dem größeren Werke der Behandlung der übrigen, zur Feststellung ihrer Unterschiede Beygegebene auf das Aeußerste beschränkt worden ist. Namentlich sind die kritischen und exegetischen Exkurse, die Ansichten anderer Synonymiker, die ausführliche Behandlung der griechischen Synonymen, so wie alle Belegstellen, welche keine stringente Beweiskraft haben, ganz weggeblieben, griechische und deutsche Ausdrücke aber ohne alle weitere Erklärung beygesetzt, wo sie zur genaueren Bestimmung des lateinischen Ausdruckes dienen, eben so Etymologieen, aber nur solche, welche weder gar zu sehr auf flacher Hand zu liegen, noch gar zu zweifelhaft zu seyn schienen.

Ueber die letzteren im Einzelnen ein Urtheil zu fällen, möchte erst dann an der Zeit seyn, wenn das versprochene „etymologische Handbuch der lateinischen Sprache“ erschienen seyn wird, indem sich erst aus diesem ersehen lassen wird, in wie fern sich auf diesem Standpuncte eine Einsicht in dieselben und ein Beweis ihrer Richtigkeit erzielen läßt. Inzwischen erlaubt sich Ref. nur die Bemerkung, daß ihm nach genauem Studium der als Beylage zu dem größeren Werke erschienenen „Lateinischen Wortbildung,“ die unläugbar sehr viele überraschende Resultate auf eine kaum zu bestreitende Weise an's Licht gestellt hat, doch auch von dem hier Gegebenen Manches noch nicht über allen Zweifel erhaben zu seyn scheint. Um nur einen Fall anzuführen, so glaubt er vermuthen zu dürfen, daß Hr. D. Anstand genommen haben würde, S. 218 salire oder insilire als Etymon von insolentia anzugeben, wenn er den erst nach Vollendung dieses Werke erschienenen Aufsatz in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1840. Nr. 92.) gekannt hätte, in welchem Ref. darzuthun versucht hat, daß alle Bedeutungen des Wortes insolentia sich, wenn nicht von der passiven Bedeutung, Ungewöhnlichkeit, doch von der activen Ungewohntheit ableiten lassen, und daß demnach solere als einziger Stamm zur Erklärung aller Bedeutungen dieses Wortes hinreiche, und die nur im Falle der Noth zu billigende Annahme einer Homonymie nicht hinlänglich begründet sey. Es ist dem Ref. bisher noch keine Stelle vorgekommen, die dieser Ansicht entgegen wäre, als etwa folgende: Eutrop. I. 9. Et placuit, ne imperium longius, quam annum haberent (consules), ne per diuturnitatem potestatis insolentiores redderentur, welcher jedoch, bey dieser Autorität, gewiß keine große Bedeutung beyzulegen ist. Erklärungen, wie die, welche Seneca (ep. 87. §. 28.) von der insolentia giebt, indem er sagt: Quae bona sunt, magnitudinem animi dant: divitiae insolentiam.

Nihil autem aliud est insolentia, quam species magnitudinis falsa, welche nur eine abgeleitete Bedeutung betreffen, sprechen wenigstens nicht gegen die gewöhnliche Etymologie; es ist vielmehr die hohe Einbildung von sich gerade eine der gewöhnlichsten Folgen der Ungewohntheit eines Zustandes, der ἀπειροκαλία (was der beste griechische Ausdruck für die Grundbedeutung von insolentia in moralischer Beziehung seyn möchte), und die ὕβρις, insultatio, für welche Bedeutung Hr. D. ein anderes Stammwort in Anspruch nimmt, ist nur eine weitere Folge derselben, wie unter andern Lucian im Timon c. 23. zeigt, wo er dem Plutos sagen läßt: ὁ δὲ ἐμπεσὼν ἀθρόως εἰς ἐμὲ ἀπειρόκαλος καὶ παχύδερμος ἄνθρωπος... οὐκέτι φορητός ἐστι τοῖς ἐντυγχάνουσιν, ἀλλὰ τούς τε ἐλευθέρους ὑβρίζει καὶ τοὺς ὁμοδούλους μαστιγοῖ, der daselbst c. 28, (womit sich noch Anthol. Palat. X. 66. vergleichen läßt), die übrigen Folgen einer plötzlichen Bereicherung angiebt, die mit den Aeußerungen der insolentia, wie sie Ref. a. a. Orte zusammengestellt hat, übereinstimmen.

Bey der Auswahl der Belegstellen ist Hr. D. mit einem so sichern Tact verfahren, daß sich wohl nur in sehr wenigen Fällen geeignetere an deren Stelle setzen ließen. Der Weg, den er nach seiner eignen Angabe dabey einschlug, war der, daß er überall solche Stellen aufsuchte, in denen die Alten im Fluße der Rede, und nicht mittelst grammatischer Reflexionen, Synonyma einander entgegensetzten und dadurch unterschieden, und wo keine solchen zu finden waren, verschiedene Stellen eines und desselben Schriftstellers wählte, wo dieser die Proprietät des Ausdrucks genau zu beachten schien. S. 216. scheint die Stelle Cic. Orat. I. 21 unpassend zu seyn. Sie ist aber wohl nur durch ein Versehen zu Nr. 1. statt zu Nr. 2. gestellt. Wer die hier S. 171. und im größeren Werke (V. S. 230.) aus den Verrinischen Reden ohne nähere Angabe citirte Belegstelle zu petere und rogare nachschlagen will, wird sie im 4ten Buch der Anklage, c. 28. §. 64 finden.

Außer den angeführten Beschränkungen war aber auch eine „fast studirte Präcision im Ausdruck" nöthig, um so viel in diesem Bande zusammendrängen zu können. Diese Präcision gereicht aber der Sache keineswegs zum Nachtheile. Nur selten leidet die Deutlichkeit unter dem Streben nach Kürze, wenn man anders Stellen dahin rechnen will, wie folgende: 1) S. 111: „Coepi ist eine Art Hülfszeitwort, incepi aber ist emphatisch, daher hat coepi regelmäßig einen Infinitiv, incipere aber ein Substantiv zum Object. Cic. Verr. V. 10. Quum ver esse coeperat (sed cum rosam viderat, tum ver incipere arbitrabatur) dabat se labori." Betrachtet man das beygegebene Beyspiel, so ist leicht einzusehen, daß von einem grammatischen Objecte hier nicht die Rede seyn kann. In einem andern Sinne wollte aber Hr. D. Schülern gegenüber dieses Wort wohl nicht brauchen; es paßte also seine Angabe nur für die Fälle, in welchen coepi persönlich und incipio transitiv gebraucht ist. Vielleicht liegt aber ein Versehen zu Grunde, in dem größeren Werke (III. S. 159.) heißt es wenigstens: „zweytens wird coepi regelmäßig mit einem Infinitivus, incipio aber mit einem Nomen, als seinem Object oder Subject verbunden." Uebrigens ist auch hier der Gebrauch von incipere zu sehr beschränkt, da es ja, im Präsens, Imperfectum und Futurum ganz an die Stelle der fehlenden Zeiten von coepi tritt, und also eben so gut einen Infinitivus als ein Nomen bey sich haben kann, wofür nicht nur die S. 130. von Hrn. D. selbst angeführte Stelle bey Seneca ep. 55., an incipiam non epistolas, sed codicillos tibi scribere, sondern auch verschiedene Stellen bey Cicero und Cäsar (wie de nat. deor. II. 3. bella gerere nostri duces incipiunt) als Beleg beygebracht werden könnten, wenn es dessen bedürfte. Man sollte also etwa folgende Fassung erwarten: „Daher hat coepi (im goldnen Zeitalter) regelmäßig einen Infinitiv, incipio aber oft auch ein Nomen zum Subject oder Object." — 2) Wenn es S. 211 heißt: antrum, spelunca, und spelaeum seyen Höhlen mit senkrechter in einen Berg hineinführender Oeffnung und scrobs, fovea und favissa Gruben mit wagrechter in den Erdboden hinabführender Oeffnung," so kann ein Schüler, der dieses liest, über die wahre Bedeutung dieser Worte in Zweifel gerathen,

wenn er sich nicht sogleich vergegenwärtigt, daß hier die Oeffnung, als der Rand, von dem Raume der Höhle oder Grube unterschieden ist. Vergleicht man die hieher gehörigen Worte des größeren Werkes (V. S. 139) damit, so ergiebt sich, daß hier nur durch die allzuknappe Einzwängung der näheren Bestimmungen „in einen Berg hinein" und „in den Erdboden hinabführend" ein Irrthum möglich geworden ist.

Dagegen dient die Präcision des Ausdrucks ganz vorzüglich dazu, die Schärfe der synonymischen Bestimmungen und Unterscheidungen in das volle Licht zu setzen, durch welche sich dieses Werk vor andern seines Gleichen rühmlich auszeichnet, deren Richtung als eine mehr extensive, aber weniger intensive bezeichnet werden könnte. Hr. D. hat nämlich die historische oder Realsynonymik, (um die von ihm in dem Vorworte zum vierten Theile des größeren Werkes gebrauchten Ausdrücke zu wiederholen) auch hier den römischen Antiquitäten u. s. w. überlassen, oder höchstens gelegentlich und ganz kurz behandelt (vrgl. die Artikel cassis, deversorium, fax, poculum), während Andere darauf einen ganz besondern Werth gelegt haben; wogegen diese oft ganze Reihen von Wörtern neben einander stellen, von denen nur äußerliche, wenig hervortretende und darum kaum festzuhaltende Unterschiede angegeben werden, während hier die in einem Artikel verbundenen Begriffe, wenn auch mit wenigen Worten, doch ihrem eigentlichen Wesen nach charakterisirt, und ihre Unterschiede so vor Augen gestellt werden, daß sie auch von schwächern Talenten und ohne Anstrengung für das Gedächtniß sicher erfaßt und behalten werden können. Dadurch gerade hat Hr. D. die Synonymik zu einer Schule des Geistes und zu einer Vorübung für die Philosophie gemacht, als welche er sie nach dem erwähnten Vorworte betrachtet wissen will, und gezeigt, daß, wenn er einerseits vor unüberlegter Ausdehnung des Gebrauches derselben bey dem Unterrichte warnt, er doch ihren wahren Nutzen für die Jugend in voller Klarheit durchschaut, und allen denjenigen als sicherer Führer dienen kann, denen es darum zu thun ist, diesen Nutzen wirklich zu erzielen.

Daß kein besonderes Register beygegeben, sondern jedes Wort, das dem Artikel, zu dem es gehört, nicht voransteht, doch an seiner Stelle nach dem Alphabet, mit einer Verweisung auf jenen angegeben ist, wird jedermann billigenswerth finden, indem dadurch für das Aufsuchen dieser wenigstens keine Verzögerung, für das Aufsuchen der voranstehenden Wörter aber ein offenbarer Zeitgewinn herbeygeführt wird, da man sie nicht erst an einer anderen Stelle zu suchen hat.

Das Aeußere dieses Buches, das noch schöner und dem Auge wohlthätiger ist, als bey dem größeren Werke, kann ihm auch nur zur Empfehlung gereichen. Zu bedauern ist, daß hier nicht ganz derselbe Grad der Correctheit, als dort, erreicht worden ist; doch sind die Druckfehler, welche Ref. bemerkt hat, von der Art, daß sie jeder Leser selbst berichtigen kann. L. v. Jan.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Bibliothèque des sciences et des beaux-arts. Vol. 1 — 50. A la Haye 1754 — 80. 8.

Biblioteca italiana. Vol. 98. 99. Milano 1840. 8.

L'ésprit des journalistes de Trévoux, depuis 1701 — 1762. T. 1 — 4. Paris 1771. 8.

L'institut, journal général des sociétés et travaux scientifiques de la France et de l'étrange. Vol. 5 — 8. 1. Section. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Paris 1840. 4.

Jules Berger de Xivrey, Recherches sur les sources antiques de la litérature française. Paris 1829. 8.

Nicolas Antoine Labbey-de-Billy, Histoire de l'université du comté Bourgogne et des différens sujets qui l'ont honorée. Paris. 4. Vol. 1. 2.

Dr. K. W. E. Mayer, Geschichte der französischen National-Literatur neuerer und neuester Zeit (1789 — 1837). Th. 1 — 3. Berlin 1837 — 1840. 7.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Μιχαὴλ Ψελλοῦ ἐπιλύσεις σύντομοι φυσικῶν ζητημάτων. Quibus nunc primum editis memoriam artis typographicae ante hos quadringentos annos feliciter inventae in illustri gymnasio Gothano grate ac pie concelebrandam indicit ... Godofredus Seebode. Gothae, litteris Engelhardo-Reyherianis.

H. Director Seebode hat zur Säcularfeyer der Erfindung der Buchdruckerkunst diese bis jetzt unbekannte Schrift des Psellus herausgegeben; sinniger konnte von einem Philologen jenes Fest nicht gefeyert werden, als daß er durch ein Ineditum in Erinnerung brachte, was diese Kunst in ihrem Beginne vorzüglich geleistet habe; auch wir durchforschen noch immer begierig jede neue Erscheinung der Art, aber die glücklichen Zeiten, in welchen eine wichtige Entdeckung die andere verdrängte, sind verschwunden und nur spärliche Nachlese, großentheils solches was unsere Vorfahren absichtlich als unbedeutend zurückgelegt haben, ist übrig geblieben. Was jedoch an sich vielleicht von geringem Werthe ist, ist dieses nicht immer dem Gelehrten vom Fache, und so ist uns auch diese Schrift des in seiner Zeit viel überschätzten Psellus nicht unerwünscht, sie gehört zu den Besten jenes Polygraphen. Daß Boissonade aus den Pariser Handschriften nicht ähnliches in seiner Sammlung des Psellus gegeben hat, beweist, daß diese reichhaltige Bibliothek nicht das enthält, was uns hier aus einem Codex Kopenhagen's gegeben ist, es müßte denn der Herausgeber absichtlich was physischen Inhaltes ist, übergangen haben. Die *διδασκαλία παντοδαπή* hat J. A. Fabricius in seiner Biblioth. graec. Vol. V. aus derselben Handschrift bekannt gemacht; diese wurde neulich etwas ergänzt durch die Anecd. Paris. von Cramer I. pg. 335 — 352. Was wir jetzt erhalten, ist eine nähere Begründung über manche Erscheinungen im Gebiete der Physik, später als jene *διδασκαλία* verfaßt, wie man aus den Worten bey Cramer pg. 338 abnehmen kann: *περὶ ὧν οὐ καιρὸς νῦν λέγειν* (er spricht von der Größe der Sonne und Erde) *ἀλλὰ σὺ θειότατε βασιλεῦ τὰ προβλήματα ἀναποδείκτως τέως δεξάμενος τὰς ἀποδείξεις ὕστερον ἐπιζήτει μου.* Das scheinen unsere *ἐπιλύσεις σύντομοι φυσικῶν ζητημάτων* zu seyn. Wer nun hier oder dort neue Aufschlüße erwartet, wird vergebens suchen; Werth haben diese Schriften nur so fern, als in ihnen die aus dem Alterthume überlieferten Ansichten über Natur, nicht ohne theologischen Zusatz wie es der Zeit des Psellus eigen ist, vorgetragen werden, und vorzüglich ist es Aristoteles, dessen Physik überall durchblickt. Von diesem Gesichtspunkte aus also betrachten und würdigen wir solche Abhandlungen späterer, und da es noch mehrere ungedruckte der Art gibt, wie z. B. von unserm Psellus *περὶ ὑετοῦ ἀστραπῆς καὶ βροντῆς*, so ist zu wünschen, daß diese vereinigt mit den nöthigen Bemerkungen, welche auf Aristoteles und andere Quellen verweisen, herausgegeben werden; auf diese Art werden auch Werke späterer, denen man gewöhnlich alle Bedeutung abspricht, für das Alterthum fruchtbar gemacht werden können.

Psellus beginnt mit der Bemerkung, daß Plutarchus die verschiedenen Ansichten nur aufzähle, keineswegs aber das Richtige begründe, folglich mehr verwirre, als belehre; man müsse von dem äußeren und sinnenfälligen ausgehen und dann bis zum höchsten fortschreiten, alles aber beweisen; so wolle er es in diesem Buche machen. Psellus hatte gewiß keine anderen Schriften von Plutarchus als wir,



und so kann er nur die placita philosophorum und die quaestiones naturales gemeint haben; aber weder in dem einen noch in dem andern Werke hat Plutarchus eine Darstellung des Weltalls geben wollen, und der ausgesprochene Tadel ist um so ungerechter, als Psellus durchaus nichts neues vorbringt. Das Ganze zerfällt in folgende Abschnitte:

1) περὶ γῆς.

2) περὶ ὕδατος καὶ θαλάσσης καὶ ἀέρος καὶ πυρὸς καὶ ἀστραπῶν καὶ βροντῶν καὶ κεραυνῶν καὶ κομητῶν καὶ ὑετῶν καὶ χαλάζης καὶ τῶν ὁμοίων.

3) περὶ τῶν οὐρανίων σωμάτων καὶ φύσεως αὐτῶν καὶ μεγέθους ἡλίου καὶ σελήνης καὶ κινήσεως τῶν ἀστέρων.

4) περὶ ὕλης εἴδους καὶ φύσεως καὶ ψυχῆς καὶ νοῦ.

5) περὶ τῆς πρώτης τῶν ὄντων αἰτίας.

also in umgekehrter Ordnung als Aristoteles befolgte, der in seiner Physik von dem Höchsten ausging und dann allmählig zu dem kam, was auf der Erde ist. Nur die ersten zwey Abschnitte sind hier mitgetheilt, wir hoffen Hr. Dir. Seebode werde die übrigen drey bald nachfolgen lassen.

Da der Text dieser Abhandlung in andern Blättern besprochen worden ist, doch so, daß der Herausgeber dagegen Klage führen zu müssen glaubte (S. Zeitschrift für Alterthumswissenschaft von 1840, Nov. S. 1184), so wollen auch wir einiges, was uns der Bemerkung werth scheint, zur Berichtigung beytragen. J. A. Fabricius hatte (wie es scheint) diesen Theil des Psellus aus dem Codex abgeschrieben und ins lateinische übersetzt; eine Abschrift davon mit dem Manuscript selbst verglichen erhielt Hr. Dir. Seebode durch die Güte des ehemaligen Bibliothekars Olaus Bloch. Leider ist nur das Apographum zu Grund gelegt, und die Abweichungen des Codex, welchen der Platz im Texte gebührte, stehen in den Anmerkungen; man sieht daher nicht, wie das Apographum z. B.: εὖ γνῶναι geben kann, oder ἀρξάμενον, wo die Handschrift διαγνῶναι und ἀρχόμενον hat, oder hatte Fabricius eine andere Quelle benutzt, als die Kopenhagener Handschrift? In diesem Exemplare finden sich manche Lücken, welche der Zusammenhang der Gedanken aufdeckt; was von der Erde gesprochen wird, ist in folgenden Worten zusammengefaßt: ἀποδείξω ἐν τῷ πρώτῳ λόγῳ περὶ τῆς γῆς, ὅτι τυγχάνει σφαιροειδής, καὶ ὅτι ἐν μέσῳ κεῖται τοῦ παντός, καὶ ὅσων σταδίων ἐστὶν ἡ περίμετρος αὐτῆς, καὶ ὅσον καὶ οἷον μέρος αὐτῆς οἰκοῦμεν οἱ ἄνθρωποι, καὶ πῶς τὰ ἑπτὰ κλίματα διαμεμέρισται καὶ μέχρι τίνος οἰκοῦσιν οἱ ἄνθρωποι, καὶ τί τὸ πέρας τῆς ἐν τῇ δύσει οἰκήσεως, τί δὲ τὸ ἐν τῷ βορρᾷ, καὶ τί τὸ ἐν νότῳ. Hier fehlt bey dem letzten die Erwähnung, wie weit die Erde in östlicher Richtung hin bewohnt ist, die nicht unterbleiben kann, etwa in dieser Form τὸ πέρας τῆς ἐν τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει οἰκήσεως, oder vollständiger, τὸ πέρας τῆς ἐν τῇ ἀνατολῇ οἰκήσεως, τί δὲ τῆς ἐν τῇ δύσει οἰκήσεως, überdieß wird dieses Glied unrichtig durch den Zwischensatz der Angabe der verschiedenen Klimate unterbrochen, welche die Ausführung zuletzt stellt; darnach wäre folgende Verbindung herzustellen: καὶ ὅσον καὶ οἷον μέρος αὐτῆς οἰκοῦμεν καὶ μέχρι τίνος νότῳ.. καὶ πῶς τὰ ἑπτὰ κλ. δ. d. h. der Theil, welchen wir Griechen bewohnen, wie er später sagt ἡ ἡμετέρα οἴκησις, und wie weit die Erde überhaupt bewohnt ist, ἡ ἐγνωσμένη οἴκησις. Es wäre leicht möglich, daß auch nach σφαιροιδής die Worte καὶ ὅτι κυρτή ἐστι ἡ ταύτης ἐπιφάνεια durch das Homoioteleuton von καὶ ὅτι ausgefallen seyen; denn davon wird in der Ausführung zugleich gesprochen; hat sie Psellus nicht in der Inhaltsanzeige hervorgehoben, so betrachte man sie als eine Zugabe zu dem ersten, der Kugelgestalt der Erde. Im zweyten Abschnitte verspricht der Verf. von den Kometen zu reden, und sie gehören, wie die Meteorologie des Aristoteles zeigt, allerdings in diese Reihe; aber nirgends finden wir davon eine Spur in dem Vorhandenen, dagegen erscheinen im Berichte selbst die νέφη, wovon die Einleitung schweigt; und wenn es dort heißt, es solle nach dem Angeführten noch von ähnlichem gehandelt werden, καὶ τῶν ὁμοίων, so lesen wir nur noch einiges über das Erdbeben περὶ σεισμῶν, ganz nach Aristoteles Meteorologie II. 8. pag. 366; es fehlt die Lehre von den Winden. Die Alten nahmen die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltalls an, ein Satz,

der ihren Hypothesen über das Weltgebäude entsprach und besonders von Aristoteles gegen die Pythagoreer, welche die Bewegung der Erde gelehrt hatten, vertheidigt wurde; auch Psellus hat in der Einleitung angekündigt ὅτι ἐν μέσῳ κεῖται τοῦ παντός, aber die Begründung davon ist nach dem jetzigen Texte unverständlich, es heißt: εἰ δὲ ἐν τῷ μέσῳ ἦν, ἀλλ' ἔῤῥεπε πρὸς τὴν ἀνατολήν, ἀνισχόντος ἂν τοῦ ἡλίου, βραχύτεραι ἐγένοντο αἱ τῶν φωτιζομένων σκιαὶ, πόῤῥωθεν δὲ μείζονες. ἀλλὰ μὴν καὶ τὰ ἀνατέλλοντα πάντα μείζονα ἐφαίνετο ἐν τῇ ἀνατολῇ, ὡς πλησίον αὐτῆς ἡμῶν ὄντων· δυόμενα δὲ ἐλάττονα. εἰ δὲ πρὸς τὴν δύσιν ἔῤῥεπε, τὰ τούτων ἐναντία ἐγένετο. καὶ εἴγε πρὸς βοῤῥᾶν ἔκλινε, πρὸς τοῦτο ἂν τὸ μέρος ἀπετείνοντο ἀεὶ αἱ τῶν φωτιζομένων σκιαὶ. καὶ εἰ πρὸς μεσεμβρίαν, ὁμοίως. νῦν δὲ ἀνατέλλοντος τοῦ ἡλίου ἐπὶ δύσιν ἀποκλίνουσιν αἱ σκιαὶ, δυομένου δὲ πρὸς ἀνατολήν. Es ist mir nicht erinnerlich, woher Psellus diesen Beweis genommen hat; selber hat er ihn nicht erdacht; doch sieht man was er will und daraus was er geschrieben haben muß. Wäre die Erde nicht im Mittelpunkte des Weltalls, sondern z. B. östlich gelegen, so würde der Schatten beym Aufgange der Sonne kleiner, beym Untergange größer seyn; läge sie westlich, so würde die umgekehrte Erscheinung eintreten u. s. w. Auch die Gestirne würden für uns dann nicht die gleiche Gestalt haben, sondern sich bald größer bald kleiner zeigen. Hier zeigt auch die handschriftliche Lesung den richtigen Weg; diese hat nicht nur ἐγίνετο, sondern am Anfange auch ὅτι δὲ, nicht εἰ δὲ was aus der lateinischen Uebersetzung herübergenommen ist. Es beginnt hiemit der Uebergang zu einem neuen, was mit ὅτι eingeleitet wird, und nun sieht man leicht, daß auch hier durch Gleichklang einige Worte ausgefallen sind, und das Ganze auf folgende Art herzustellen ist*). Ὅτι δὲ ἐν τῷ μέσῳ κεῖται τοῦ παντός, δῆλον ἐκ τούτου. εἰ γὰρ μὴ ἐν τῷ μέσῳ ἦν... ἀνίσχοντος ἂν τοῦ ἡλίου βραχύτεραι ἐγίνοντο... μεῖζον' ἂν ἐφαίνετο... ἐναντία ἂν ἐγίνετο. Auch kurz vorher ist εἰ γὰρ μὴ ἦν ἡ γῆ σφαιροειδὴς zu schreiben, da ἦν nicht fehlen kann. Ueber die Lehre der Klimate bey den Alten vergleiche man Psellus bey Cramer Anecd. Paris. I. pg. 362–8 woraus sich auch wechselseitige Berichtigung von selbst ergibt; S. 6 lesen wir: ὠνόμασαν. τὸ δὲ ἕκτον. Was von dem Meerwasser erwähnt ist, ist nach Arist. Meteorol. II. 3. die angegriffenen Worte εἰ μὴ γὰρ ἦν ἁλυκὸν τὸ θαλάσσιον ὕδωρ, σῆψιν ἂν ἐδέξατο μὴ ῥέον vielleicht eine Nachbildung von Meteorol. IV. 1. ὁμοίως δὲ καὶ τὸ κινούμενον καὶ ῥέον ἧττον σήπεται τοῦ ἀκινητίζοντος.. διὸ καὶ ἡ θάλασσα κατὰ μέρος μὲν διαιρουμένη ταχὺ σήπεται, ἅπασα δ' οὔ. Offenbare Nachahmung ist S. 7. πῦρ παχὺ καὶ καυστικὸν καὶ τοῦ στοιχειώδους πυρὸς οἷον ὑπερβολὴ καθάπερ ὁ κρύσταλλος ὑπερβολὴ ψυχρότητος ὕδατος, wofür Arist. περὶ γεν. καὶ φθορ. II. 3. sagt τὸ δὲ πῦρ ἐστιν ὑπερβολὴ θερμότητος, οἷον καὶ κρύσταλλος ψυχρότητος, und sonst öfter; die Beantwortung der Frage, warum die Höhen der Berge, die doch der Sonne näher stehen, kälter als die Ebenen sind, aus Meteorol. I. 3. und so vieles andere. Dem trefflichen Herausgeber der aristotelischen Meteorologie, J. L. Ideler, welcher die διδασκαλία παντοδαπὴ zu spät kennen lernte, würde diese Abhandlung des Psellus ein viel willkommner Beytrag gewesen seyn, und wir wünschen, daß Hr. Dir. Seebode auch das Fehlende bald nachliefern möge.

*) Dasselbe Urtheil finden wir in einem Berichte des H. Dir. Fr. Ritter im neuesten Hefte der Jahn'schen Jahrbücher XXXI. 2 pg. 202 — 7; unsere Anzeige war lange vor dem Erscheinen jenes Heftes geschrieben und die Berichtigung der fraglichen Stelle überdieß Herrn Seebode bald nach der Herausgabe des Psellus schriftlich mitgetheilt worden.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

M. Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie comparée aux principales écoles contemporaines; ouvrage coronné par l'institut.
Vol. I. Typographie, Musées, Bibliothèques, Syssities, Didascalées. Plan d'Alexandrie ancienne et moderne. Paris 1840. 8.

Dr. J. Petzholdt, Literatur der sächsischen Bibliotheken. Dresden 1840. 8.

Baron de Reiffenberg, Annuaire de la Bibliothèque royale de Belgique. I. année. Bruxelles 1840. 8.

Aug. Voisin, Documents pour servir a l'histoire des bibliothéques en Belgique et de leurs principales curiosités littéraires. Gand 1840.

Dr. K. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung. Leipzig 1840. 8.

Dr. C. L. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereyen in den Hannoverschen und Braunschweigischen Landen. Hannover 1840. 4.

Léon de Laborde, Débuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg, ou description des lettres d'indulgence du Pape Nicolas V. pro regno Cypri, imprimées en 1454. Paris 1840. f.

J. M. Lappenberg, zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. Hamburg 1840. 4.

Aug. Luchet, Récit de l'inauguration de la statue de Gutenberg et des fêtes données par la ville de Strasbourg les 24, 25 et 26 Juin 1840. Paris 1840. 8.

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Sect. I. Em - Enstasis. Th. 34.

Sect. II. Indogermanischer Sprachstamm — Insektenstich. Th. 18.

Sect. III. Paul - Pehuenches. Leipzig 1840. 4.

Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1837. Berlin 1839. 4.

Nova acta physico - medica Academiae Caesareae Leopoldino - Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 19. p. 1. Vratislaviae 1839. 4.

Actes de l'academie royale des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux. I. année, Trimestre 1 — 4. Bordeaux 1839. 8.

Economiska Annaler . . . utgifna af Kongl. Vetenskaps - Academien. Vol. 1 — 8. Stockholm 1807 — 8. 8.

Archaeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity, published by the Society of antiquaries of London. Vol. 27. p. 2. 28. London 1838 — 1840. 4.

Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. N. XI. London 1839. 8.

— — of the royal geographical society of London. Vol. 9. 1 — 3. 10. 1. 2. London 1838 — 40. 8.

Mémoires et documents publés par la société d'histoire de la Suisse Romande. T. II. livr. 1. Lausanne 1839. 8.

— — de la société de physique et d'histoire naturelle de Genève. Vol. 8. p. 1. 2. Genève 1838. 4.

Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Vol. 12. Bruxelles 1839. 4.

Mémoires de l'institut royal de France, académie des inscriptions et belles - lettres. Vol. 13. Paris 1839. 4.

Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Seria 2. Vol. I. Torino 1839. 4.

Asiatic Researches, or transactions of the society, instituted in Bengal, for inquiring into the history and antiquities, the arts and sciences literature of Asia. Vol. 19. p. 2. 20. p. 2. Calcutta 1839. 4.

Verhandlungen der gelehrten Esthinischen Gesellschaft zu Dorpat. Bd. I. Dorpat 1840. 8.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle Série. Vol. 26 — 29. Paris 1840. 8.

Blackwood, Edinburgh Magazine. Vol. 48. Edinburgh 1840. 8.

The asiatic Journal and monthly register for British and Foreign India, China and Australasia. New Series. Vol. 33. London 1840. 8.

The London, Edinburgh and Dublin philosophical Magazine and Journal of science. Conducted by Brewster, Taylor, Phillips and Kane. New Series. Vol. 12 — 17. London 1839 — 40. 8.

Revue de Bruxelles. 1840. Bruxelles 1840. 8.

Rivista Europea. Nuova serie del Ricoglitore italiano e straniero, ossia rivista mensuale Europea di scienze, lettere, belle arti, bibliografia e varietà. Vol. 3. Milano 1840.

Deutsche Viertel - Jahresschrift. 1840. Heft 1 — 4. Stuttgart 1840. 8.

Boileau Despréaux, Oeuvres complétes. Précédées des oeuvres de Malherbe, suivies des oeuvres poétiques de J. B. Rousseau. Paris 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825. 2 Bde. London 1838.

Zweyter Artikel.

Die Alpenlandschaften des nördlichen Indiens, zwischen dem Himalaja und den Provinzen des ehemaligen großmogolischen Reiches, von der Setledsche bis zur Tista in einem wellenförmigen Parallelogram sich hinziehend, bieten ein großes mannigfaches Interesse dar, in physischer wie in geistiger Beziehung. Die Bewohner der Gegenden zwischen der Setledsche nnd der Dschumna, an dem Quellengebiete des Ganges, an dem Fuße und innerhalb des Himalaja, in Garwal, Kumaon, Paikandi, Bhutan, Nepal und Sikkim — so ward früher und zum Theil jetzt noch dieses Alpengebiet eingetheilt — bestehen aus einer Anzahl eingeborner, nach ihrer körperlichen Gestalt, in Sitten und Lebensweise verschiedener Stämme, die, so viel wir wissen, niemals das Land ihrer Väter verließen noch von außen her andere Klane aufnahmen und, obgleich seit vielen Jahrhunderten dem Brahmanismus oder Buddhaismus ergeben, doch heutigen Tags noch einen eigenthümlichen, von den Hindu der Ebenen und dem jenseits der Gebirgskette wohnenden Tibetaner sie unterscheidenden Charakter bewahren. Einige Stämme folgen selbst jetzt noch dem alten Naturkultus der Völker Hochasiens, der Türken, Mongolen und Tungusen, und werden dann von den umwohnenden Muhammedanen und Hindu mit allerley Schimpfwörtern belegt, Ungläubige und Barbaren, Kaffir und Mlechas gescholten. Wir haben früher an einem andern Orte (Asiat. Studien I. 145) alle Nachrichten über die Kaffir Mittelasiens zusammengestellt, welchen nun die nachfolgenden aus Vigne *) hinzugefügt werden.

„Kaffirstan oder das Land der Kaffir beginnt bey den Bergen jenseits des Nidschrau-Thales, nördlich von Kabul, und erstreckt sich über das Taghau- und das Lughman Thal bis hin zur Gränze von Badakhschan. Im Norden gränzt es an Badakhschan. Es umfaßt die größere Hälfte der einen Seite des Tschitral-Thales, bildet also einen Theil des Landes, das von einigen Reisenden, wie auch von **Vigne**, unkundiger Weise **Klein-Kaschgar** genannt wird. Mit den Bewohnern von Tschitral stehen die Kaffir in gutem Vernehmen, und zuweilen verheirathen sie sich selbst unter einander; von den Muselmanen hingegen werden sie als ungläubige Hunde — daher rührt auch ihr Name **) **Kaffir** oder **Ungläubige** — verachtet; die Kaffir anderseits vergelten ihnen aber mit gleicher Münze und verabscheuen Alles, was muselmännisch ist. Die gegenseitigen Befehdungen hören gar nie auf und selten vergeht ein Jahr, wo nicht in Lughman,

*) A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan. London 1840.

) Warum hat noch kein Reisender uns berichtet, wie diese Völklein sich selbst nennen? Sie werden doch wohl einen Eigennamen haben und sich nicht Kaffir nennen? Man will jetzt sogar diese Kaffir oder Siah-poschis d. h. die Schwarzgekleideten schon in den *Καλύστιοι* des Ktesias und in den *Καλανδίαι* des Herodot finden (Benfey in dem Artikel **Indien, in der Encyclopädie von Ersch und Gruber Sektion II. Bd. 17. S. 41); denn beyde Namen könnten in der Sanskritsprache auf eine Etymologie zurückgeführt werden, wornach sie ebenfalls mit Schwarzgekleidete übersetzt werden könnten.



mehrere Personen als Opfer dieser Feindseligkeiten fallen. Die Kaffir erlauben keinem Fremden den Zutritt in ihr Land; nur die Salzverkäufer und die mit goldenen Zierrathen einen Hausirhandel treibenden Krämer dürfen zu ihnen kommen. An der Grenze ihres Gebietes, eine starke Tagreise von Dschelalabad, liegt ein Dorf, theils von Muselmanen, theils von Kaffirn bewohnt, die sich gegenseitig wie die Schildwachen oder Vorposten zweyer feindlichen Heere argwöhnisch beobachten, damit kein Theil einen Einfall in des andern Gebiet unternehme. Es herrscht hier so große Erbitterung gegen die Muselmanen, daß wenn man die Heimkehr eines Streifzugs erwartet, die jungen Kaffirinnen sich welsche Nüsse und getrocknete Früchte in den Busen stecken und dann den zurückkommenden Männern entgegengehen. Diese tragen auf ihren langen Messern die Köpfe der getödteten Feinde einher. Wer nun einen Muselman erschlug, hat das Recht, den Mädchen die wälschen Nüsse und die Früchte aus dem Busen zu holen. Wenn bey einem Festmahle eine Kuh verzehrt wird, bekommen diejenigen, welche ihre Tapferkeit noch nicht durch den Tod eines Muselman erprobt haben, ihre Portion vom Vorschneider rücklings über die Schulter hingelangt, und von den Weibern werden sie mit Kuhmist beworfen. Dieser fast ganz unbekannte Volksstamm gibt sich für arabischen Ursprungs aus und behauptet aus demselben Geschlechte, welchem auch Muhammed angehörte, abzustammen. Doch möchte ich, sagt Vigne, mit mehr Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung von den Griechen herleiten, welche im baktrischen Reiche herrschten. Ich habe drey Kaffirsclaven gesehen, fügt derselbe Reisende hinzu, zwey zu Kabul, einen andern zu Dschelalabad. Sie hatten graue Augen, lichtes braunes Haar und eine Gesichtsbildung, welche in Europa für hübsch gelten könnte; auch ihre Sitten waren von denen der Sikh, Hindu und Afghanen durchaus verschieden. Der, welchen ich zu Kabul sah, war ein Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren, der sich für den Sohn eines Malek oder Häuptlings ausgab. Er und sein Bruder waren über Land gegangen, um einen dritten Bruder zu besuchen, waren aber dabey einem Trupp Muselmanen in die Hände gefallen und von diesen als Gefangene fortgeschleppt worden. Seine Züge waren äußerst geistreich; auch war er ein bewunderungswürdiger Bogenschütze. In seinem Benehmen zeigte er Unbefangenheit und natürliche Anmuth. Noch mehr aber traten diese Eigenschaften bey einem andern, jüngern Sklaven hervor, dessen Gebärden, wenn er sprechen wollte, aber für seine Gedanken nicht den rechten Ausdruck finden konnte, es werth gewesen wären, von einem Bildhauer studiert zu werden. Beyde lernten damals gerade Persisch lesen und schreiben, und wie man mir sagte, entwickelten sie dabey ungemeine Fähigkeiten. Der jüngste von diesen, ein kleiner Knabe, war von den Muselmanen gefangen worden, als er eben die Schafe hütete. Auf Befehl seines Herrn zeigte er mir nun, wie seine Räuber ihm plötzlich mit der einen Hand den Mund, mit der andern die Augen zuhielten und ihn so gefangen fortschleppten. Dann streckte er sich auf den Boden hin, um mir zu zeigen, wie er gemessen und nach dem Maaße seines Körpers, welches fünf Spannen betrug, verkauft wurde; die Spanne nämlich zu zwanzig Rupien. Mit Hülfe des ältesten dieser Kaffirn war ich im Stande, mir ein Wörterbuch ihrer Sprache anzulegen; die Aehnlichkeit derselben mit dem Griechischen ist aber freylich sehr gering. *)"

„Die Häuser, in denen die Kaffir wohnen, sind zuweilen drey bis vier Stockwerke hoch, und wie ich in Erfahrung gebracht habe, giebt es viele unter ihnen, die bey ihren Landsleuten für reich gelten; und zwar nicht mit Unrecht; denn ihre Heerden an großem und kleinem Vieh sind sehr beträchtlich; auch die goldenen Zierrathen der Frauen sind von großem Werthe. Wie mir erzählt worden, wohnen die Kaffir selten in den Thälern, sondern richten lieber ihre Behausungen auf erhabenen Punkten auf, um gegen Angriffe sich leichter vertheidigen und feindliche Angriffe schon aus der Ferne erblicken zu können. Wein trinken auch die Aermsten unter ihnen; er wird im Lande gebaut; ihren Hang

*) Die Sprache der Kaffir gehört zur medo-persischen Familie und ist dem Afghanischen oder Puschtu nahe verwandt. Wasser heißt ab, Auge onge, Nase nos, Mund osch, Zahn dont, Getreide brê u. s. w.

zu geistigen Getränken theilen sie mit der Mehrzahl der Einwohner in den nordöstlich von ihnen gelegenen Thälern. So sind z. B. die Gilghit sehr starke Weintrinker. Ich habe von dem Weine gekostet; er war nicht schlecht, nur nicht gereinigt genug. Ihre Trinkgeschirre haben große Aehnlichkeit mit denen der Griechen; ihre Vorstellung vom Tode läßt aber eher vermuthen, daß sie von den Parsen oder Guebern abstammen; sie selbst aber, wie gesagt, behaupten, ihre Vorfahren seyen Araber gewesen.“ Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Kaffir ein weiter gen Osten gerückter Stamm des Puschtu Volkes sind, der, als die Masse zum Muhammedanismus überging, den angestammten altväterlichen, mit dem Parsismus verwandten Sitten treu geblieben ist. Die Vermuthung Rémusats, es möchten wohl die Kaffir ehemals sich zum Buddhismus bekannt haben (Foe kuo ki 47) ermangelt aller Wahrscheinlichkeit. Daß im östlichen Afghanistan, wo der Buddhismus im fünften und sechsten Jahrhundert blühete, alle Spuren desselben bis auf die Topas vernichtet wurden, ist natürlich; es waren den eifrigen sunnitischen Muhammedanen alle Denkmäler des ehemaligen Götzendienstes ein Gräuel. Warum sollten aber die Kaffir nicht bloß die Religion des Schakia verlassen, sondern auch alle Denkmale desselben zerstört haben?

Weder Akbar noch einer seiner Nachfolger auf dem Throne zu Delhi machte einen Versuch, die Alpenlandschaften am südlichen Abhange des Himalaja dem mongolischen Reiche einzuverleiben; dieses Hochland war zu arm, um die Habsucht zu reizen, und seine Bevölkerung nicht stark genug, daß die Unterwerfung aus Gründen politischer Vorsicht nothwendig gewesen wäre. Die Radscha der benachbarten Ebenen, wiewohl gezwungen dem muselmännischen Joche sich zu fügen, behielten ebenfalls alle ihre Lande und wurden bloß tributpflichtig. Dieß hinderte aber nicht, daß sie ihre erblichen Fehden mit ihren Nachbarn in den Bergen in derselben Weise, wie dieß immerdar im alten Indien der Fall gewesen ist, fortsetzten. Die mongolischen Beamten, die keineswegs darüber entrüstet waren, daß die benachbarten Radscha sich gegenseitig schwächten, mochten selbst zuweilen diese Streitigkeiten heimlich nähren; öfters gaben sie auch Stücke ihrer Tributlande in den Ebenen einem oder dem andern Gebirgs-Radscha zum Lehen, um auf diese Weise seinen Namen der Liste der Vasallen beyfügen zu können. In der Regel mischten sich aber die Subahdar gar nicht in die innern Zustände dieses abgelegenen Landstriches. Die Radscha hatten daher volle Freyheit, nach ihrer alten Weise fortzuleben; und so blieb der Stand der Dinge an dieser Gränze, bis endlich die Flachlande unter brittische Botmäßigkeit fielen und die Gebirgsländchen nach und nach von den Gorkha verschlungen und in ein Reich unter einem Oberhaupte vereiniget wurden. Im Frieden zwischen Großbritannien und Nepal von 1815 mußten aber alle diese Länder den Engländern abgetreten werden, die dann den einheimischen Radscha, welche durchgängig mit ihnen gegen die Gorkha oder Nepalesen verbündet waren, um den Schein zu retten, einige der unbedeutendern Distrikte zurückgaben, die wichtigeren aber für sich behielten. So verfuhren die Britten auch mit Garwal. Der Radscha Sudarsan Sah flüchtete sich vor den Gorkha innerhalb der brittisch-indischen Besitzungen; es ward ihm aber nach dem Frieden nur ein Theil seiner Besitzungen zurückgegeben; die Hauptstadt Garwal's, Srinagar (Heilige Stadt) und alles östlich derselben gelegene Land verblieb den Eroberern, was diesen Herrn, wie Moorcroft uns berichtet (I. 14), nicht wenig schmerzte. Der Reisende wollte von Garwal aus direct vermittelst des Nitipasses, dessen höchster Punkt nach Capitain Webb 16,814 Fuß über der Meereshöhe emporragt — das Dorf Niti liegt 30° 47′ nördl. Br. 79° 56′ östlich von London — in gerader Richtung nach Ladakh ziehen; aber man fand, daß dieser Paß im November wegen der Kälte, des Schnees und der Wirbelwinde — von welchen bereits die buddhistischen chinesischen Pilger im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert viel zu erzählen wissen — wodurch die Reisenden Gefahr laufen in die Abgründe geschleudert zu werden, nicht mehr zugänglich sey.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

P. L. Courier, Oeuvres complètes. Paris 1839. 8.

The remains of the rev. Rich. Hurell Froude, M. A. late fellow of Oriel College, Oxford. Contents: Private Journal - occasional thoughts-letters - sermons. Vol. 1 — 4. London 1838 — 39. 8.

Constanzo Gazzera, Notizia intorno ai Codici Manoscritti di cose italiane conservati nelle Biblioteche dell Mezzodi della Francia el un cenno sulle antichitá di quella Regione. Torino 1838. 8.

— — — Trattato della dignitá ed altri inediti scritti di Torquato Tasso. Torino 1838. 8.

Melchiore Gioja, Opere principali. Vol. 16. Lugano 1840. 8.

Krasickiego, Dziela. Paris 1830. 8.

Michel de Montaigne, Essais, avec des notes de tous les commentateurs. Paris 1838. 8.

Mad. de Staël-Holstein, Oeuvres posthumes. Paris 1838. 8.

Volney, Oeuvres complètes. Précédées d'une notice sur la vie et les écrits de l'auteur. Paris 1838. 8.

Dr. J. Frauenstaedt, Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. Berlin 1840. 8.

G. C. Metzger, Augsburgs älteste Druckdenkmale und Formschneiderarbeiten. Augsburg 1840. 4.

Charles Nodier, Mélanges tirés d'une petite bibliothèque ou variétés littéraires et philosophiques. Paris 1829. 8.

Fr. Th. Schubert, Vermischte Schriften. Bd. 1 — 6. Leipzig 1840. 8.

B. Biondelli, Sullo studio comparativo delle lingue. Milano 1839. 8.

S. Jost, Grammaire Polyglotte, ou tableaux synoptiques comparés des langues française, allemande, anglaise, italienne, espagnole et hébraique, accompagnés de la prononciation figurée et d'annotations philologiques, exégétiques et archéologiques. Paris 1840. 8.

M. C. Kratky, Versuch einer vergleichenden Grammatik der lateinischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen und englischen Sprache. Znaim 1840. 4.

Adolphe Pictet, De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit. Paris 1837. 8.

Mich. A. Trotz, Nouveau dictionnaire François, Allemand et Polonais. T. 1 — 4. Lipsiae 1796 — 1800. 8.

Ant. Aryda, Institutiones grammaticae Arabicae. Viennae 1813. 4.

J. Gildmeister, Die falsche Sanskritphilologie. Bonn 1840. 8.

Dr. A. Höfer, Vom Infinitiv besonders im Sanscrit. Berlin 1840. 8.

J. Klaproth, Chrestomathie Mandchou ou recueil de textes Mandchou, destiné aux personnes qui veulent s'occuper de l'étude de cette langue. Paris 1828. 8.

G. Ed. Benseler, De Hiatu in oratoribus Atticis et historicis graecis libri duo. Lib. I. Fribergae 1840. 8.

Thesaurus graecae linguae ab Henrico Stephano constructus. Post editionem anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt C. B. Hase, G. Dindorfius et Ludov. Dindorfius. Vol. IV. fasc. 4 — 6. Parisiis 1839. fol.

F. Felicius, Onomasticum Romanum. Venetiis 1705. 4.

J. Ch. Müller, Portugiesische Sprachlehre. Hamburg 1840. 8.

Proverbes et dictions populaires, avec les dits du Mercier et des marchands, et les crieries de Paris, aux XIII. et XIV. siècles, publiées d'après les Manuscrits de la bibliothèque du Roi par G. A. Crapelet. Paris 1831. 4.

Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidario das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usarão. T. 1. 2. Lisboa 1799. 4.

J. C. Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund 1781. 4.

Jan Louys d'Arsy, Le grand dictionnaire François-Flamen et Flamen-François. Rotterd. 1651. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

Die Karawane wendete sich deßhalb nach Srinagar, und mußte dann, durch unvorhergesehene Umstände, die wir später kennen lernen werden, gezwungen, von hier vermittelst des Kulupasses nach Leh ziehen. Srinagar, ein unbedeutender Ort von 562 Häusern, ward am 4ten Februar 1820 verlassen; man setzte über den Alakananda, auf Klaproth's Karte von Mittelasien fälschlich Alaknandra geschrieben, vermittelst einer der in diesen Gegenden so häufigen Strickbrücken — die Stricke sind nach „Royle, Botanik des Himalaja-Gebirges" von einer Gattung Schilfgras (Eriophorum Comosum) verfertigt — und zog dann in nordwestlicher Richtung hin nach Tiri (30° 23′ n. Br. 78° 28′ östl. Länge von London), wo damals der Radscha von Garwal residirte. Das Land hatte nur eine sehr geringe Bevölkerung; denn die Gorkha verjagten während ihrer Willkührherrschaft durch ihre unerträglichen Bedrückungen den männlichen Theil der Bevölkerung aus der Heimath und verkauften dann die Frauen und Kinder dieser Flüchtlinge als Sklaven. Die Gebirgsleute nördlich von Garwal, Hiundes oder die Bewohner des Schneelandes, von Hiun (Hima) Schnee und Des (Desa) Land, früher fälschlich Undes genannt und mit Wollgegend übersetzt, zahlten vor der Eroberung der Gorkha einen Tribut nach Garwal; später weigerten sie sich dessen. Der Radscha sandte deßhalb an den chinesischen Gränzkommandanten in Tibet nach Dschaprang (bey Moorcroft Choprang), und erhielt die Antwort, daß man hierüber nach Peking berichten wolle. Man könnte hieraus schließen, die Chinesen wären über die Verhältnisse und die Herrschaft der Engländer in Indien vollkommen unterrichtet; dieß ist aber, wie wir von anderer Seite her wissen, unbegreiflicher Weise keineswegs der Fall.

Die Regierung von Indien befürchtete nämlich beym Beginne des Krieges gegen Nepal, daß China seine Truppen, die an der Gränze standen, mit denen des Radscha vereinigen und daß England auf diese Weise selbst in einen Krieg mit China verwickelt werden möchte, wodurch dann die Handelsinteressen der ostindischen Kompagnie in Kanton Schaden erleiden könnten. Lord Moira, zu dieser Zeit Generalgouverneur von Indien, schrieb deßhalb an die englische Faktorey zu Kanton, an deren Spitze damals Lord Elphinstone und Sir Georg Staunton standen, wovon der letztere eben so berühmt ist als Staatsmann wie als Sinologe. In der Antwort erklärte die Faktorey, daß sie den Plan der indischen Regierung, den chinesischen Beamten zu Kanton über den Krieg gegen Nepal Mittheilungen zu machen, für unausführbar halte. Es wären diese Leute so unwissend in der Erdkunde, daß man ihnen den Zusammenhang der Länder nicht begreiflich machen könne. „Es würde uns", heißt es unter andern in diesem Schreiben, „sehr leid thun, wenn die Furcht, es könnten die Interessen der ostindischen Kompagnie darunter leiden, die Wirkung hätte, daß irgend eine Kriegsunternehmung, welche zur Aufrechthaltung der britischen Rechte nach Nepal oder sonst wohin unternommen werden sollte, dadurch einen Aufschub erlitte. Soweit unsere Kenntniß des Charakters und Betragens der chinesischen Regierung uns zu urtheilen befähigt, so sind wir weit davon entfernt zu befürchten, es könnte ein

wirklicher Schade oder Nachtheil daraus entstehen, wenn die Macht der britischen Nation gegen Nepal oder auch gegen China selbst aufgeboten würde. Wir sind fest überzeugt, daß gerade das Bewußtseyn, die Kompagnie habe alle Mittel in Händen, jegliche ungerechte oder beleidigende Maßregel wieder zu vergelten, die beste, wenn nicht die einzige Sicherheit ist für den Fortbestand ihres Handels mit dem Lande der Mitte."

Von Garwal kam die Karawane in das Land des Radscha von Sirmor, der von den Engländern ebenfalls einen Theil seines Landes zurückerhielt und in Nahan residirte. Nahan oder Nahen ist der bedeutendste Ort dieser Alpengegend, so rein und schön wie kaum eine andere der indischen Städte; er liegt auf einigen Anhöhen, die von einem herrlichen Tafelland emporsteigen, an 3,207 Fuß über der Meeresfläche. Unfern von Nahan ist die Gränze zwischen den Besitzungen der Engländer und Sikh. Hier hielt die Karawane unter einem Baume, auf welchem zehn Bienenschwärme waren, von der Gattung, welche man Bhaonra nennt. „Ich kannte das rachesüchtige Wesen dieser Bienengattung," sagt Moorcroft (I. 32), „und warnte daher meine Begleiter, dem Baume nicht zu nahe zu kommen. Trotz dieser Vermahnung und meiner eigenen Wachsamkeit, da ich im Schatten zurückblieb, reizte doch einer der Troßjungen die Schwärme und bald mußten wir die Folgen seiner Unachtsamkeit empfinden. Eine Biene setzte sich mir aufs linke Augenlied; kaum hatte ich mich ihrer entledigt, so fuhren schon mehrere andere wüthend auf mich los, und zwar gingen alle ihre Angriffe gegen das Gesicht. Ich rettete mich über einen dichten Zaun auf ein benachbartes Feld, wo ein Bauer mich von den wüthenden Feinden befreyte, indem er einiges Stroh anzündete und mich auf die Seite, wo der Wind den Rauch hintrieb, niedersetzen hieß. Bald bot unser Lager nur ein Bild der größten Verwirrung dar; denn Menschen und Thiere stäubten nach allen Weltgegenden hin aus einander. Einige flohen bis nach Raipur, aber ihre unbarmherzigen Feinde verfolgten sie bis in die Stadt hinein und brachten ganz Raipur in Alarm. Das ganze bot einen so possierlichen Anblick dar, daß einem unwillkührlich das Lachen ankam, wenn auch von Zeit die Furcht, es möchte sich ein Unglück ereignen, die Lachlust gewaltig dämpfte."

Am 16. März setzte die Karawane über die Setledsch, vermittelst Derit — das griechische δέρμα, δέρας — oder aufgeblasener Häute. „Meine Karawane", sagt Moorcroft (I. 40), „bestand aus ungefähr dreyhundert Menschen, sechzehn Pferden und Mauleseln und beyläufig zweyhundert Maund's Kaufmannswaaren — in Bengalen wiegt das Maund gewöhnlich 80 Pfund — und anderen Gepäckes. Mit dem ganzen Transport waren ein und dreyßig Fährleute, jeder mit einer Haut versehen, in weniger als anderthalb Stunden fertig. Der Setledsch war ungefähr hundert fünfzig Fuß breit, und die Schnelligkeit der Wassermasse mochte beyläufig fünf Meilen auf die Stunde betragen. Pferde und Maulesel werden in der Weise übergeführt, daß der Fährmann dieselben mit der einen Hand an einem Riemen festhält, während er mit der andern aus allen Kräften vorwärts rudert. Braucht man die Haut nicht mehr, so wirft sie der Fährmann über den Rücken und führt sie so ohne große Unbequemlichkeit mit sich. Es giebt wohl kein anderes Mittel, welches so geeignet wäre, die größten Menschen- und Gepäckmassen über die reißendsten Ströme zu fahren; mit eben so gutem Erfolge könnte es aber auch angewendet werden, um Leben und Eigenthum aus einem gestrandeten Schiffe zu retten. Eine solche Deri kostet in der Regel anderthalb Rupien, (ungefähr einen bayerischen Thaler,) und ihr Gewicht beläuft sich nicht über sechzehn Pfund. Wenn Leute von Rang auf die Jagd gehen, so nehmen sie gewöhnlich ein paar Deri-Männer mit, um sich von ihnen über die Gebirgswässer setzen zu lassen, denn die reißende Schnelligkeit und das wüthende Dahinbrausen dieser wilden Bäche, mehr noch als ihre Tiefe, macht es völlig unmöglich, ohne solche Hülfe hinüberzukommen."

Jetzt kam M. in einen Strich Landes, der früher, Georg Forster (im Jahre 1783) ausgenommen, welcher einen Theil desselben auf seinem Wege nach Kaschmir schnell durchzog, von keinem andern Europäer jemals besucht wurde. Auch ließen im ersten Dorfe alle Einwohner davon, aus Furcht, die Ferengi möchten plündern und rauben.

Die Statthalter (Sirdar) des Ranadschit Singh zu Mundi, dem Hauptorte eines den Sikh zinspflichtigen Radscha, gestatteten nun der Karawane keinen fernern Durchzug; M. entschloß sich deßhalb selbst nach Lahor zu reisen. Hier wird der Reisebericht unterbrochen, um eine ausführliche, höchst lehrreiche Beschreibung der südlichen Alpenlandschaften des Himalaja, die im Besitze der Engländer sind, mitzutheilen, worin der Reisende die in unserem ersten Artikel bemerkte Vorliebe und Kenntniß der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels beurkundet. Als Gegenstände, die jetzt schon einen bedeutenden Aktivhandel mit diesen Gegenden begründen könnten, nennt M. Papier, das in Masse aus der Sitabharuapflanze fabricirt werden möchte, Honig und Wachs, Bau- und Brennholz, Früchte verschiedener Gattungen, Krapp, Hanf, Terpentin, Rindvieh und gesalzene Fische. Diese Gegenstände würden aber, wenn einsichtsvolle europäische Kolonisten sich hier niederließen, durch viele andere vermehrt werden. „Sobald dieß der Fall seyn wird (M. I. 60), so wird, davon bin ich fest überzeugt, die Ertragsfähigkeit dieser Provinzen alle, selbst die günstigsten Erwartungen, die man von ihnen hegte, noch weit übertreffen; durch diese Länder würde dann die Kraft des britischen Indiens verstärkt und sein Einkommen vergrößert werden; durch sie würden dem Handel und den Fabrikaten Großbritanniens neue Quellen des Absatzes eröffnet werden.“

M. ward von Ranadschit Singh mit vieler Freundlichkeit in Lahor aufgenommen und rühmt die Einsicht des damaligen Wesirs Hakim Asis Eddin, der sich von der Stelle eines Chirurgen und Bartscherers zu diesem Posten emporgeschwungen hatte. Als nämlich die britische Regierung an Ranadschit Singh Anforderungen stellte, welche diesem so sehr mißfielen, daß er zum Schwerte greifen wollte, so waren unter allen seinen Höflingen und Rathgebern Hakim und noch ein anderer Mann, Namens Purupteal, die einzigen, welche aus allen Kräften diesem Entschlusse sich entgegensetzten und von einem Kriege gegen die Briten abriethen. Nachdem er die Sache besser überlegt, erkannte der Radscha die Weisheit ihres Rathes und schenkte diesen beyden Männern in der Folgezeit sein ganzes Vertrauen. Purupteal starb, Asis Eddin aber erhielt neben seinem Amte als Leibarzt noch die Stelle eines Premierministers. Einem seiner Brüder, Nur Eddin, ward die Kommandantschaft von Lahor und das Amt eines Oberaufsehers der Artillerie; ein anderer Bruder desselben, Namens Imam Eddin, ist Kommandant von Gorindgerh, eine starke von Ranadschit erbaute Festung in der Nähe von Amritsir. Alle drey Brüder sind Männer von großer Feinheit und Artigkeit und mit bedeutenden Geistesgaben ausgestattet.

Osborne's Schilderung des Maharadscha, seiner Söhne und Verwandten, seiner Minister und Umgebung ist weit ausführlicher und sprechender, als die, welche uns Moorcroft, Burnes, Malcolm und Prinsep in ihren verschiedenen Werken gegeben haben. „Ranadschit Sing“, sagt Osborne im Jahre 1838, „ist ziemlich häßlich von Person; es beschleicht Jeden ein widerliches Gefühl, der ihn zum ersten Mal erblickt. Er ist einäugig, klein von Gestalt, und erscheint noch kleiner als er wirklich ist, wegen des eingebückten Ganges, den er sich angewöhnt; überdieß bemerkt man in seiner Rede ein leichtes Stottern. Seine schwachen, gekrümmten Beine zeigen den schlechten Fußgänger, doch ist er dafür ein desto tüchtigerer Reiter. Bey allem dem verkünden seine Gesichtszüge den außerordentlichen, thatkräftigen Mann. Aus dem einzigen Auge, das nie ruhend seine Umgebung mustert, sprüht so viel Feuer, daß man unwillkührlich sich gestehen muß, hier wohne kein gemeiner Grad von Scharfsinn und Verstand. Dem Aussehen nach ein Greis, mit ehrwürdigem langen weißen Bart, obwohl erst acht und fünfzig Jahre alt, ist er noch ein Jüngling an Rüstigkeit. Persönlicher Muth, eine Eigenschaft, wegen deren sonst die Sikh im Allgemeinen nicht gelobt werden, kann man ihm nicht absprechen, und bis vor wenigen Jahren führte er seine Truppen stets in eigener Person ins Gefecht.“

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

A. Wald. Dieterich, Ausführliche Schwedische Grammatik. Stockholm 1840. 8.

Henry Hexham, A copious English and Netherdutch dictionary. Enriched by Daniel Manly. Rotterd. 1765. 4.

Olof. Lind, Teutsch-Schwedisches und Schwedisch-Teutsches Lexikon. Stockholm 1794. 4.

K. v. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch. Göttingen 1840. 4.

G. Schram, Principes de la langue Danoise et Norvegienne. Copenh. 1839. 8.

Jacob Serenius, An English and Swedish dictionary. Harg 1757. 4.

J. Poplinski, Grammatik der polnischen Sprache nach Kopczynski, Cassius, Bandtke und Mrozinski. Lissa 1840. 8.

G. S. Bandtke, Slownik dokladny Iezyka Polskiego i Nimieckiego (Polnisch-deutsches Wörterbuch). Breslau 1806. 8.

P. J. Safarik und Fr. Palacky, Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache: Libusa's Gericht, Evangelium Johannis, der Leiteneritzer Stiftungsbrief, Glossen der Mater Verborum. Prag 1840. 4.

Slowar akademii Bossiiskoi po asbutschnomu poradku. Tschast 1 — 6. (Wörterbuch der russischen Akademie nach alphabetischer Ordnung eingerichtet.) St. Petersb. 1836. 4.

M. Silvestre, Paléographie universelle, collection de Fac-Simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps. Livr. 21 — 28. Paris 1840. fol.

Hermann Weissenborn, De versibus Glyconicis. P. I. Lips. 1840. 8.

Dr. L. Ch. Zimmermann, Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Jahrg. VII. Darmstadt 1840. 4.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt J. Georgius Baiterus, J. Caspar Orellius, Aug. Guil. Winckelmannus. Fasc. 3 — 6. Turici 1839 — 40. 4.

Ispah. Alius, Liber Cantilenarum magnus. Ex codd. manuscriptis arabice editus, adjectaque translatione adnotationibusque illustratus ab J. G. Lud. Kosegarten. Vol. I. Griphiswaldae 1840. 4.

Ahmed Ibn Mohammed Al-Makkari, The history of the Mohammedan dynasties in Spain. Translated by Pascual de Gayangos. Vol. I. London 1840. 4.

Collection Orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque Royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Le Bhâgavata Purâna, ou histoire poétique de Krichna, traduit et publié par M. Eugène Bournouf. Vol. I. Paris 1840. f.

The sacred Edict, containing sixteen maxims of the Emperor Kang-He, amplified by his son, the Emperor Yoong-Ching, together with a paraphrase on the whole by a Mandarin. Translated from the Chinese original by William Milne. London 1817.

Examen méthodique des faits qui concernent le Thian-Tchou ou l'Inde, traduit du Chinois par M. G. Pauthier. Paris 1840. 8.

Mahomed Kasim Ferischta, History of the rise of the Mahomedan power in India till the year A. D. 1612, translated from the original Persian of M. K. Ferischta by John Briggs. Vol. 1 — 4. London 1829. 8.

Futawa Alemgiri; a collection of opinions and precepts of Mahommedan law. Compiled by Sheikh Nizam, and other learned men, by command of the Emperor Aurungzeb Alemgir. Vol. I. Calcutta 1828. 4.

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, ed. Ferd. Wüstenfeld. Fasc. 8. 9. quibus continentur vitae 699 — 796. Gotting. 1840.

Journal asiatique. III. Série. Vol. 10. Paris 1840.

The Mahábhárata, an epic poem, written by the celebrated Veda Vyása Rishi, published by the asiatic Society of Bengal.

Vol. 3. Karna Parva. Saila Parva. Sauptika Parva. Stri Parva. Santi Parva. Calcutta 1837. 4.

Vol. 4. Anus hásana Parva. Ashuamedhika Parva. Ashramábásika Parva. Mausala Parva. Mahá'prasthánika Parva. Suargárohanika Parva. Khila Haribansha Parva. Calcutta 1839. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

In früheren Jahren war Ranadschit großmüthig und freygebig; er pflegte mit vielen goldenen Armbändern um die Arme ins Gefecht zu gehen, und jede muthvolle That seiner Soldaten, die seinem Blicke sich darbot, mit einem solche Bande zu lohnen. Jetzt aber hat des Alters herrschendes Laster, der Geiz, sich seiner bemächtigt. Wie man sagt, hat er sechs Millionen Pfund Sterling in seinem Schatze zu Amritsir aufgehäuft; aber so groß ist eben seine Knickerey und Geldgier, daß er eher der Gefahr sich aussetzen würde, sein Reich zu verlieren, als seine Säcke für nothwendige Bedürfnisse zu öffnen. Die Soldaten erhalten nicht regelmäßig ihren Sold; manche Regimenter haben Rückstände von achtzehn bis zwanzig Monaten zu fordern. Aber wie groß auch seine Mängel seyn mögen, er ist doch ein außerordentlicher Mann. So schlau und mißtrauisch er selbst ist, so hängt doch sein Gefolge mit unbegränztem Vertrauen und blinder Ergebenheit an ihm. Er versteht es meisterhaft, eines Jeden Gesinnung zu erforschen, in Jedermanns Seele zu lesen; nur seine eigene ist unergründlich. Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit er zuhört, wie seine Räthe sich täglich im Durbar den Kopf zerbrechen, um seine Absichten zu errathen, wie er aber seine Plane so lange vor Jedermann zu verbergen weiß, bis der Augenblick zum Handeln herangekommen ist. Als Regent ist er mild und gnädig, aber treulos und trügerisch. Ohne die geringste Erziehung genossen zu haben — er kann nicht einmal lesen und schreiben — hat er sich bloß durch seine ungemeinen Talente von der Stellung eines Privatmannes zum unumschränkten Herrn über eine unruhige und mächtige Nation erhoben und durch seinen hellen Verstand, kluge Benützung der Umstände, persönliche Energie und ungewöhnlichen Muth, trotz der Abneigung, die anfangs allgemein gegen ihn herrschte, seinen Thron fester begründet, als irgend ein anderer Herrscher des Ostens. Ohne die wachsame Eifersucht der britischen Regierung hätte er schon längst das Gebiet der Sind, vielleicht auch Afghanistan, seinem Reiche einverleibt. Zwar herrscht er mit eiserner Strenge; aber zur Steuer der Wahrheit muß auch beygefügt werden, daß er außer im offnen Kriege Menschenleben so viel als möglich schont; obwohl auf sein eigenes Leben mehr als einmal Angriffe gemacht wurden, so ist seine Regierung doch freyer von Hinrichtungen und schreyenden Grausamkeiten, als die mancher civilisirter Monarchen."

Wer alle Alexanders Sagen auf den großen Macedonier beziehen, wer alle Namen der Städte und Plätze, der Berge, Lager und Pässe, die in der dichtenden Phantasie des Volkes mit Alexander in Verbindung gebracht werden, für historische Angaben halten und in der That mit Alexander dem Großen in Verbindung bringen wollte, der würde, um es milde auszudrücken, einen großen Mangel eines richtigen Takts für geschichtliche Wahrheit beurkunden. Hindu, gleichwie die ihnen benachbarten Völker im Westen und Norden, hatten und haben theilweise heutigen Tags noch keine Geschichte; der Name Alexander, Iscander, ward ihnen erst vermittelst der Araber im zehnten, eilften oder gar im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekannt, und dann haben sie diesen wundervollen Jüngling in ihrer geschmacklosen, Göttliches und Menschliches verwirrenden Weise in ein unheimliches Zauberwe=

sen umgestaltet und ihm eine Menge Thatsachen und Begebenheiten angedichtet, von denen die beurkundete Geschichte nichts weiß. Viele muhammedanische Herrscher wurden ebenfalls Iscander geheißen, und ihre Thaten von der Zeit und Raum überfliegenden Phantasie des Volkes auf den Sohn des Philippus übertragen. Beyspiele der Art werden auch hier mehrere berichtet. Unfern Mundi fand der Reisende einen Platz, den die Bewohner Skander Ghat, Alexander Paß nannten, — Reste eines Lagers, wovon aber nichts auf griechischen Ursprung hinzielte (I. 62). Eine andere Geschichte, die ebenfalls von Alexander erzählt wurde, schien sich auf Sekander Lodi von Delhi zu beziehen (I. 66). Eine ähnliche Bewandtniß mag es mit Iskardo, der Hauptstadt von Balti oder Kleintibet haben, die im Lande gewöhnlich Sagarchod genannt und als eine Kolonie Alexanders betrachtet wird. „In meinem Briefwechsel mit Achmed Schah, dem Herrn Baltistans", sagt Moorcroft, „erkundigte ich mich, ob sich wohl noch Spuren griechischer Kolonisation im Lande vorfänden, und es schien, daß nichts dieser Art im Lande aufgefunden werden konnte (M. II. 262). Hieraus mögen die Nachrichten, die Ritter, nach Burnes (III. 186) und andern, (Asien V. 3. 818 fol.) über die Alexanders Sagen dieser Gegenden zusammenstellte, ergänzt und berichtiget werden. Burnes ist ein vortrefflicher Beobachter, aber kein Gelehrter; man muß deßhalb die Thatsachen, die er berichtet, von seinen Meynungen sichten. Wo er vom Hörensagen erzählt, verfällt er hie und da in sehr auffallende Irrthümer. Unterscheidet er doch (III. 187, 188) Gebiet und Stadt Iskardo von Balti oder Kleintibet!! Ritter schreibt ihm dieses nach a. a. O. S. 14. und macht auch später (215), wo er die neuesten Nachrichten über Iskardo zusammenstellt, auf dieses Versehen nicht aufmerksam. Ritter findet selbst S. 822. in Betreff Iskardos wahrscheinlich, was er S. 216. für eine etymologische Grille erklärte.

Am 4. März kam M. nach Hoschapur (31° 35' nördl. Br. 75° 52' östl. L. von London), dessen nicht sehr zahlreiche, muhammedanische Bevölkerung größtentheils aus Webern und Färbern besteht; es werden hier eine Masse Baumwollenwaaren verfertigt, die nach Delhi, Dschaipur, Bikanir, nach dem Pendschab und Kabul und selbst bis nach Herat, Balk, Bochara und Jerkend versandt werden. Es wächst die Baumwolle in Masse an dem Fuße der benachbarten Gebirge. Die Hitze war hier während des Tages unerträglich; bey Nacht ward die Luft gewöhnlich durch ein Gewitter abgekühlt. Es bedurfte großer Mäßigkeit, um gesund zu bleiben; man enthielt sich der Fleischspeisen ganz und gar. Nur immer am dritten Tage erlaubte man sich den Genuß eines Mittagsessens, während der andern lebte man von Scherbet und Thee. In Sultanpur oder Kulu, der unbedeutenden Hauptstadt des unter Ranadschit Singh stehenden Radscha von Kulu, traf M. mit der übrigen Karawane, die er in Mundi zurückgelassen hatte, zusammen, und sie setzten dann im August längs des Thales des Flusses Byas ihren Zug fort nach Leh. Die Alpenlandschaft Kulu lernen wir zuerst durch den vorliegenden Reisebericht kennen; diese ganze Strecke war früher unbekanntes Land. „Die Bevölkerung Kulu's", sagt Trebeck, „ist stärker, thätiger und schöner, denn irgend eine andere dieser Gebirgsgegenden; sie ist aber wilden und rachesüchtigen Gemüthes." Der Radscha von Kulu beklagte sich sehr über die Willkührherrschaft des Sikhfürsten. Als Schah Schudscha, der jetzt durch die Gnade der Engländer wiederum zu Kabul regiert, von Multan, wo Ranadschit ihn gefangen gehalten hatte, nach Kulu entfloh, so verlangte der Sikh seine Auslieferung. Der politische Agent der Kompagnie bewirkte aber, daß der Wesir Kulu's, Schah Schudscha el Melk nach Lodiana entfliehen ließ, weßhalb er von Ranadschit um achzig tausend Rupien gestraft wurde. Später wurde der Radscha von Kulu nochmals um eine bedeutende Summe gestraft, nämlich um fünfzig tausend Rupien, weil er den Briten in ihrem Kriege gegen die Gorkha für eine Subsidie von fünf tausend Rupien Beystand geleistet hatte. Jetzt bey der bevorstehenden Auflösung des Sikh Reiches wird wohl eine Gelegenheit sich darbieten, daß der Radscha von diesem Joche sich frey machen kann. „Er war gegen uns", sagt M. (I. 180.), „so höflich als es nur die Umstände gestatteten; er gab Be-

fehl, daß uns Lastträger geliefert wurden, und versah mich überdieß noch mit Empfehlungsschreiben an die Behörden zu Lahul, einem noch zu Kulu gehörigen Ort, und an den Radscha von Ladakh". Burnes sagt nach den eigenhändigen Denkwürdigkeiten des Königs von Kabul, die ihm dieser Fürst verehrte (III. 243.), daß Schudschah von Lahor in das Gebiet des Radscha von Rischtwan geflohen war.

M. ist der erste Europäer, der die Quellen des Byas, Wyâsa (Hyphasis), nach dem Rischi Wyâsa, dem Ordner der Wedas und dem Verfasser der Puranas so genannt, entdeckte. Hätte Ritter diesen Reisebericht benutzen können, so würde die Beschreibung des Flusses reichhaltiger ausgefallen seyn (V. 3. 16). Ein Bächlein ungefähr drey Fuß breit und einige Zoll tief, plätscherte von einsam stehenden Felsen hervor, und dieß ist der berühmte Wyâsa. Das Erdreich um die Quelle herum ist weich und schwammig, und von unzähligen kleinen Wässerchen durchschnitten; die Quelle fließt zuerst in südwestlicher Richtung über eine sanft abhängige Fläche hinweg. Dem Felsen gegenüber und nur wenige Schritte von demselben entfernt um drey Seiten eines viereckigen Platzes ist eine niedrige, aus lose verbundenen Steinen zusammengefügte Mauer aufgeführt, die vierte, gegen die Quelle gekehrte Seite ließ man aber offen, auf daß der Schutzgeist derselben, Wyas Rischi, frey zu ihr gelangen könne. Sein Bildniß, ungefähr anderthalb Fuß hoch, war an der dem Felsen nächsten Stelle der Mauer aufgestellt; daneben stund noch eine andere kleinere Figur. Beyde Bilder, obgleich aus einem harten Gestein gefertiget, hatten durch die Länge der Zeit und die Einwirkung der Witterung sehr gelitten. Innerhalb des von den Mauern umschlossenen Raumes waren Blumen gestreut, von Hindu Pilgern dem Rischi dargebracht; auch haben diese Pilger die Gewohnheit, als Wahrzeichen ihres Besuches einen Stein zu hinterlassen. Unsere Leute errichteten einen kleinen Pfeiler, zum Angedenken des ersten Besuches, den ein Europäer an der Quelle des Byas gemacht." Ueber die Quellengebiete des Tschinab (Acesines), ein Name, der wohl Wasser aus Tschin oder China bedeutet; — er entspringt bei Piti im Ladakh, das seit den Zeiten der Han Dynastie abwechselnd unter chinesischer Herrschaft stand, — und des Rawi (Hydraotes) erst zu Harsar erhält der aus drey Bächlein entstehende Fluß diesen Namen — berichtet M. (I. 196) nach den Aussagen kundiger Landesbewohner.

Mit der Ankunft in Leh im September 1820 endigt der erste Theil des Reiseberichtes. Der zweyte umfaßt die sehr ausführliche Beschreibung des Landes Ladakh, gemeinhin auch das zweyte Tibet genannt, und die verschiedenen Zwischenvorfälle, bis M. sich auf einen freundlichen Fuß mit den verdachtsüchtigen Beherrschern des Landes, welche fürchten mußten, durch die Aufnahme der Fremden der benachbarten chinesischen Regierung in Lhassa mißfällig zu werden, setzen konnte. Die Beschreibung Ladakhs bildet für sich ein eigenes Werk, so reich an neuen wichtigen Thatsachen, daß, wollten wir sie sämmtlich mittheilen, wir gezwungen wären, die ganze zweyte Abtheilung des Reiseberichtes, bis auf wenige Seiten, abzuschreiben. Wir müssen uns hier den beschränkten Raum unserer Anzeigen bedenkend mit einem gedrängten Auszuge des wesentlichsten Inhaltes begnügen. Es wird in diesem Theile zugleich über die Verhandlungen mit den chinesischen Beamten in Jerkend, um freyen Zutritt in die kleine Bucharey zu erhalten, ein ausführlicher Bericht erstattet. Am zweyten Tage nach unserer Ankunft in Leh, sagt Moorcroft, machte Mir Isset Ullah dem Chalun oder ersten Minister von Ladakh seine Aufwartung; die Unterredung mit demselben bot, nach des Mir Aussage, ein merkwürdiges Bild dar von den in diesem Theile der Welt herrschenden Gefühlen und Meynungen, rücksichtlich der britischen Macht in Indien.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Orientalia. Edentibus T. J. J. Juynboll, J. Roorda, H. E. Weyers. Vol. I. Amstelod. 1840.

Mémoires, textes orientaux et traductions publiés par la société Asiatique. Vol. I. Râdjataranginî. Histoire des Rois de Kachmir, traduite et commentée par M. Troyer. Vol. 1. 2. Paris 1840.

G. Th. Staunton, Narrative of the Chinese Embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars, in the years 1712 — 1715. Translated from the Chinese. London 1821. 8.

Les oeuvres de Wali, publiées en Hindoustani par M. Garcin de Tassy. Paris 1834. 4.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 2. 3. Göttingen 1839.

F. D. Aynès, Nouveau dictionnaire universel de géographie ancienne et moderne. Vol. 1 — 3. Lyon 1804. 8.

Dr. H. Berghaus, Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. 3te Reihe. Bd. 5 — 10. Berlin 1838 — 40. 8.

Joh. G. Lüdde, Die Geschichte der Erdkunde. Berlin 1841. 8.

Dr. Ph. H. Külb, Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Th. I. 1. Mainz 1841.

Recueil de voyages et de mémoires, publié par la société de géographie. Vol. 2 — 6. Paris 1825 — 40. 4.

Henri Tornaux, Voyages, rélations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique.

Vol. 17. Mémoires historiques sur l'ancien Pérou, par le Licencié Fernando Montesinos. Inédits. Paris 1840. 8.

Vol. 18. Histoire du royaume de Quito, par Don Juan de Velasco. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Giovanni D'Athanasi, A brief account of the researches and discoveries in Upper Egypt, made under the direction of Henry Salt, Esq. To which is added a detailed catalogue of Mr. Salt's collection of Egyptian antiquities. London 1836. 8.

Meurouw d'Aunoy, Verbeterde reize door Spanjen. Utrecht 1705. 4.

Jan a Backer, De jonge reiziger door Nederland. Deel 1 — 5. Utrecht 1797. 8.

James Stanislaus Bell, Journal of a residence in Circassia during the years 1837, 38 and 1839. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Major H. Bevan, Thirty years in India: or a soldier's reminiscences of native and European life in the presidencies from 1808 to 1838. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Th. 1 — 3. Stuttgart 1840. 8.

Eugène Boré, Correspondance et mémoires d'un voyageur en Orient. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Alex. Campbell, A journey from Edinburgh through parts of North-Britain. Vol. 1. 2 London 1802. 4.

Will. Beckford, Italy, with sketches of Spain and Portugal. Vol. 1. 2. London 1834.

John Crawfurd, Journal of en embassy from the governor general of India to the Court of Ava. With an appendix, containing a description of fossil remains by Prof. Buckland and Mr. Clift. Vol. 1. 2. London 1834. 8.

G. Dittler, Hydrotechnische Bemerkungen gesammelt auf einer Reise durch England, Holland, Nord- und Süddeutschland. Karlsruhe 1835. 4.

L. Dupré, Voyage à Athènes et à Constantinople. Paris 1825. f.

Aug. Earle, A narrative of a nine month's residence in New Zealand in 1827; together with a journal of a residence in Tristan D'Acunha, an island situated between South America and the cape of Good Hope. London 1832. 8.

J. G. Elsner, Ungarn durchreiset, beurtheilt und beschrieben. Bd. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Expédition au Pole Austral et dans l'Océanie des corvettes l'Astrolabe et la Zelée sous le commandement de M. Dumont D'Urville. Paris 1840. 8.

Charles Fellows, A journal written during an excursion in Asia Minor 1838. London 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

Augenscheinlich war der Chalun gegen uns aufgehetzt worden; man hatte sein Gemüth mit Mißtrauen gegen unsere Absichten erfüllt und ihm die Besorgniß eingeflößt, es würde durch uns die politische Existenz und der Handel Ladakh's gefährdet werden. Er äußerte nämlich, man habe ihm gesagt, es sey nur ein Kniff der Engländer, anfangs als harmlose Kaufleute aufzutreten; dieß thäten sie bloß, um festen Fuß im Lande zu gewinnen; wenn ihnen aber dieses einmal gelungen, so sey es auch um die Selbstständigkeit des Landes geschehen. Der Mir suchte besonders das Vorurtheil zu entkräften, als hege die britische Regierung irgend eine Absicht gegen die Unabhängigkeit von Ladakh. Glücklicher Weise konnten wir zum Beweise dessen auf ein Aktenstück uns berufen, das für den Chalun großes Gewicht haben mußte. Es war dieß ein Schreiben des Muhammed Azim an Mir Isset Ullah, worin ersterer den Plan zu erkennen gab, Kaschmir unter englischen Schutz zu stellen, und den Mir aufforderte, sich deßhalb mit dem Residenten zu Delhi in Verbindung zu setzen und ihm das Schreiben zu übersenden; der Mir hatte jedoch, auf mein Anrathen, jegliche Theilnahme an dieser Unterhandlung abgelehnt. Wäre irgend eine geheime Absicht auf Ladakh in unserm Plane gelegen, so hätten wir auf diese Weise am bequemsten zu dessen Erfüllung gelangen können; denn der Besitz von Kaschmir hätte von selbst die Eroberung Ladakh's nach sich gezogen.

Wir verließen den Chalun, um ihm Zeit zu lassen zur reiflicher Ueberlegung der Sache, und verhielten uns ruhig in unserer Behausung bis zum 1. Oktober, wo wir wiederum zu einer Zusammenkunft eingeladen wurden. Die Straßen waren, wie das erste Mal, mit Zuschauern angefüllt, und sowohl die Bewohner Ladakh's als die Kaschmir's grüßten uns höflich, als wir vorübergiengen. Wir mußten uns durch einige enge Gäßchen winden und kamen dann zu einem Hofraume, wo wir abstiegen. Eine Musikbande begann bey unserm Eintritte zu spielen. Wir mußten nun zwey Treppen hinauf zu einem mit Wartenden ganz angefüllten Vorzimmer emporsteigen; hier erwartete mich Chaga Tan-sin und führte mich bey der rechten Hand ins Audienzzimmer. Am vordern Ende des Gemaches, zur Linken eines Fensters, saß der Chalun auf einigen Kissen, ihm zur Linken zwey andere Personen, wovon der eine der Nuna oder Vice-Chalun war. Als ich auf ihn zueilte, streckte er seine Hände aus, nahm die meinige zwischen dieselben und machte eine leichte Verbeugung. Mir war mein Sitz dem Chalun gegenüber auf einem Sessel angewiesen. Als ich ihn eingenommen hatte, entspann sich eine Unterhaltung, die sich aber hauptsächlich nur um Höflichkeitsformeln drehte. Er erkundigte sich nach unserer Gesundheit, drückte die Hoffnung aus, daß die Kälte uns nichts geschadet, fragte nach unserem Alter, unserem Lande, dessen Lage und Entfernung, nach dem Namen des Königs, ob wir zu den Orus (Russen), Kathas (den Katajen oder Chinesen) und Ranadschit Singh in freundschaftlichem Vernehmen stünden; endlich ob wir schon in Rum (Konstantinopel) gewesen seyen. Dann kam die Rede auf die Blattern, die in der letzten Zeit hier grassirt hatten, und ich bemühte mich ihm die Vortheile der Kuhpockenimpfung aus einander zu setzen, und

empfahl ihm deren Einführung. Der Chalun antwortete darauf mit großer Lebhaftigkeit, in einer sehr ausführlichen Rede. Der Dollmetscher kürzte augenscheinlich seine Worte ab; der wesentliche Inhalt derselben schien aber darauf hinauszugehen, er wolle nicht alte Gewohnheiten gegen neue vertauschen. Nun ward gesalzener Thee gereicht und Jedem von der Gesellschaft davon mitgetheilt; wir aber theilten unsere Geschenke aus und empfahlen uns. Der Chalun und seine beyden Freunde schüttelten uns die Hand und ersterer drückte die Hoffnung aus, uns bald wieder bey sich zu sehen.

Der Chalun war ganz einfach gekleidet in einen weiten braunen Ueberrock und Sammtmütze, ohne den geringsten Schmuck. So lange die Unterhaltung dauerte, rauchte er aus einem kleinen, aber reich verzierten Hukkah. Seine zwey Gefährten machten dagegen einen viel größeren Staat. Das Audienzzimmer war lang, aber niedrig; die Decke war mit Schnitzwerk verziert, grün und scharlachroth bemalt und von zwey Reihen hölzerner Pfeiler getragen; diese waren roth bemalt und gefirnißt und hatten an den Kapitälern reiches Schnitzwerk von Blumen, mit grün und goldenem Laubwerk verziert; rund um die Schäfte waren an Schnüren Briefe aufgehängt; ein Karnies von Laubwerk, mit grotesken Figuren untermengt, zog sich um das ganze Zimmer herum. An den Wänden hingen tatarische Bögen und Pfeile, Schilde, Schwerter und Feuerwaffen. Die Wände waren in Felder abgetheilt und jedes Feld nach chinesischer Weise ausgemalt. Die eine Seite des Gemaches nahm beynahe ganz und gar ein großes Fenster ein, ohne Glasscheiben, sondern bloß durch einen Vorhang von fleischfarbenem Brokat geschützt. Ueber dem Haupte des Chalun war ein kleiner Thronhimmel angebracht, aus einer Zeuggattung bestehend, worin der chinesische Drache eingewirkt war. An der Wand aber und hinter ihm befand sich ein großes Viereck, wie ein Schachbrett aus lauter kleinen Quadraten zusammengesetzt, und jedes derselben enthielt einen Buchstaben oder ein Wort in tibetanischer Schrift. Zu seiner Rechten hing das Bild einer weiblichen Gottheit, mit grünem Gesicht und rothen Augen, die Beine gekreuzt auf einem Blumenkelch sitzend. *)

Im Laufe des Oktobers kam eine Karawane von sogenannten Tschabbas-Handelsleuten aus Lhassa an, viele mit Thee beladene Jaks mit sich führend, so wie auch eine Karawane aus Jerkend mit Schawl-Wolle, Filz, Thee und Seidenwaaren, auf fünf und zwanzig Pferden. Letztere war seit vielen Monaten die erste Sendung aus Jerkend, und ihr ungewöhnliches Außenbleiben hatte große Besorgniß unter den Kaschmirern erregt. Es war nämlich bereits bekannt, daß zwischen Omar-Chan, dem Beherrscher von Ferghana, jetzt gewöhnlich Chokand genannt, und den chinesischen Behörden zu Jerkend sich Streitigkeiten erhoben hatten, und man fürchtete nun, daß die bedeutendsten Kaufleute, welche größtentheils aus Indedschan oder richtiger Andedschan **) und folglich Unterthanen von Ferghana sind, die Stadt verlassen haben möchten.

In der Berathung, die nun über uns gepflogen wurde, sagte der Chalun, er habe warnende Briefe aus Gardoch ***) erhalten; zugleich sey auch ein Officier aus Lhassa angelangt, um anzufragen, was der Besuch der Europäer an der Gränze zu bedeuten habe. Ferner hätte der Statthalter von Kaschmir ihm zu verstehen gegeben, daß Ranadschit Singh sich beleidigt fühlen würde, wenn man uns eine ermunternde Aufnahme gewährte; auch Ahmed Schah, der Malik von Balti, habe an ihn geschrieben, um sich zu erkundigen, wer und was wir seyen; endlich seyen auch von der Bisahar-Gränze Nachrichten von der Annäherung einer europäischen

*) Es war dieß ohne Zweifel eine Abbildung des Awalokiteswara, eine buddhistische Gottheit, die von den Chinesen Kuanjin genannt wird.

**) Die Russen schreiben Andschiän, Andidschän oder auch, wie P. Hyakinth, Andüdschan. Siehe die Nachrichten über Chiwa, Bochara und Chokand, von Generalmajor Gens, S. 84.

***) Auch Garo und Gartop genannt, eine Gränzstation des südlichen Tibets (31° 8' nördlicher Br., 80° 23' östlicher Länge von Gr.). Eine ausführliche Beschreibung des Orts und eine Charte des ganzen wichtigen Gränzlandes findet sich in Gerard's Reisen, herausgegeben von Lloyd, London 1840.

Heeresabtheilung eingegangen. Alle diese Umstände hätten sein Vertrauen in uns gar sehr erschüttert, und er sey in Verlegenheit, wie er sich entscheiden solle. Es ward aber dem Chalun bemerkt, daß Ladakh weder von Lhassa noch von Lahor abhängig sey; daß die Engländer, ein Volk mächtiger denn jedes andere, durch den Besitz von Bisahar eben so gut seine Nachbarn seyen, und noch weit mehr berücksichtiget werden müßten; endlich daß hauptsächlich Ladakh durch die Eröffnung eines freundschaftlichen und Handels-Verkehrs gewinnen würde. Endlich ward Mir Isset Ullah aufgefordert, deutlich darzulegen, was wir wünschten oder erwarteten. Auf diesen Fall schon mit Instruktionen versehen, erwiederte dieser, wir suchten weiter nichts, als:

1) Freyheit des Verkehrs mit Ladakh und des Durchzugs zu andern Ländern;
2) Gemäßigte Zölle;
3) Eine beständige Faktorey zu Leh;
4) Die Verwendung der Regierung bey der von Gardoch, um letztere zu vermögen, daß sie den Niti Ghat dem britischen Handel öffne.

Die drey ersten Puncte wurden nach einiger Diskussion bewilliget; in Bezug auf den vierten aber drückte der Chalun seinen Zweifel aus, ob die Behörden von Gardoch für sich allein uns den Zutritt zu ihrem Gebiete gestatten dürften; doch versprach er, mir eine vertraute Person nach Gardoch mitzugeben. Der Vertrag ward aber erst im May des folgenden Jahres förmlich ratificirt und ausgewechselt, zwischen dem Radscha und den obersten Beamten von Ladakh einerseits, und M. anderseits als Repräsentanten der britischen Kaufleute zu Calcutta. Durch diesen Vertrag, meynte Moorcroft, wäre dem britischen Unternehmungsgeist ein neues Feld eröffnet; es würde den britischen Manufakturen der Weg zu diesem Lande und dadurch zu ganz Mittelasien, von China bis zur kaspischen See, gebahnt werden. Dieß war aber nicht der Fall. Die britisch-indische Regierung hielt es damals für nothwendig, um nicht mit Ranadschit Singh zu brechen, diesen Vertrag von sich zu weisen. Wahrscheinlich wird er aber, bey der nahe bevorstehenden Besetzung des Reiches der Sikh wiederum aufgenommen werden. Durch die Eroberung Afghanistan's ist nämlich den Engländern der Besitz des Durchzugslandes, des Pendschab, unentbehrlich geworden. Würde das Reich der Sikh auch nicht so zerrüttet seyn, so wäre es doch in den nächsten Jahren die Beute Großbritaniens geworden.

Ladakh gränzt gen Nordosten an die Gebirge, die es von der chinesischen Provinz Chotan scheiden; gegen Osten und Südosten an die zu Lhassa gehörigen Landschaften Rodoch und Tschan than; gegen Süden an die britische Provinz Bisahar und an die Alpenstaaten Kulu und Tschamba. Letzterer bildet auch gegen Südwesten die Gränze; weiter hinauf schließt sich Kaschmir an und erstreckt sich mit Theilen von Balti, Kartaksche und Chafalun über die ganze West- und Nordwestgränze. Im Norden endlich wird das Land von den Karakorum-Gebirgen und Jerkend umgeben. Von Nord nach Süd, oder vom Fuße des Karakorum-Gebirges bis zum Fort Trankar in Piti, beträgt die Entfernung mehr denn zweyhundert englische Meilen, und die Distanz von Ost nach West, oder vom La Ganskiel Paß bis zum Defilé von Hodsche La, muß sich wenigstens auf zweyhundert fünfzig Meilen belaufen. Der Umfang des Landes aber bildet eine sehr unregelmäßige Figur, da gegen Nordwest und Südwest die angränzenden Landschaften sich tief hereinerstrecken. Der ganze Flächeninhalt wird daher kaum mehr als dreißig tausend (englische) Quadratmeilen betragen.

Ladakh ist durch und durch ein Gebirgsland; seine niedrigsten Ebenen liegen schon in der Nähe der Schneeregion. Das ganze Land besteht aus einer Reihe schmaler Thäler, zwischen Bergen gelegen, welche zwar über die Fläche an ihrem Fuß sich gar nicht hoch erheben, nichts destoweniger aber in einer solchen Höhe über dem Meere liegen, daß unsere bedeutendsten Alpengipfel weit dahinter zurückbleiben.

(Fortsetzung folgt).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Dr. K. G. Fiedler, Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in den Jahren 1834 — 37. Th. 1. Leipzig 1840. 8.

Jos. Forsyth, Remarks on antiquities, art and letters during an excursion in Italy in the years 1802 and 1803. London 1835. 8.

J. Fröbel, Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen. Berlin 1840. 8.

M. Guthrie, A tour performed in the years 1795 — 96 through the Taurida or Crimea. London 1802. 4.

W. C. Harris, The wild sports of Southern Africa; being the narrative of an expedition from the cape of good hope through the territories of the chief Moselekatse to the tropic of Capricorn. London 1839. 8.

G. Head, A home tour through the manufacturing districts of England in the summer of 1835. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Lodewyk Hennepin, Nieuwe Ontdekkinge van een groot land, gelegen in America tusschen Nieuw Mexico en de Ys-Zee. Amsterdam 1702. 4.

G. A. Hoskins, Travels in Ethiopia, above the second cataract of the Nile: exhibiting the state of that country and its various inhabitants under the dominion of Mohammed Ali, and illustrating the antiquities, arts and history of the ancient Kingdom of Meroe. London 1835. 4.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 25 — 28. Paris 1840. 4.

D. H. Kolff, Voyages of the dutch brig of war, Dourga, through the southern and little known parts of the Moluccan Archipelago and along the previously unknown southern part of New-Guinea, performed during the years 1825 and 1826. Translated from the Dutch by George Windsor Earl. London 1840. 8.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 19 — 24. Paris 1840. fol.

L. Victor Letellier, Voyage et itinéraire à Constantinople, chez les Lazzes, en Géorgie, dans une partie de la Perse et de la Russie de 1826 à 1833. Vol. I. Paris 1840. 8.

B. F. Leguevel de Lacombe, Voyage à Madagascar et sur la côté d'Afrique. Vol. 1. 2. avec atlas. Paris 1840. 8.

J. A. Longworth, A year among the Circassians. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Howard Malcolm, Travels in Hindustan and China. Edinburgh 1840. 8.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nordamerika. Heft 12. 13. Atlas Lief. 12 — 14. Coblenz 1839.

A. de la Marmora, Voyage en Sardaigne, ou description statistique, physique et politique de cette île, avec des recherches sur ses productions naturelles et ses antiquités. P. 1. 2. Atlas in fol. Livr. 1. 2. Paris 1839 — 40. 8.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Meridionale, exécuté dans le cours des années 1826 — 1833. Livr. 48 — 50. Paris 1840. 4.

M. Bapt. Poujoulat, Voyage à Constantinople dans l'Asie mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte. Vol. I. Paris 1840. 8.

Major Edward Sabine, Narrative of an expedition to the Polar-Sea in the years 1820 — 1823. Commanded by Lieutenant now Admiral, Ferdinand Wrangell. London 1840. 8.

Eusèbe de Salle, Pérégrinations en Orient, ou voyage pittoresque, historique et politique en Egypte, Nubie, Syrie, Turquie, Grèce, pendant les années 1837, 38 — 39. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Abel Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde, sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Vol. I. Relation. Atlas pittoresque in f. Liv. 1. Paris 1840. 8.

H. Ternaux-Compans, Archives des voyages ou collection d'anciennes relations inédits ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documents relatifs à la géographie et aux voyages. Vol. I. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Leh selbst liegt mehr als eilf tausend Fuß über der Meeresfläche, und einige Theile der nördlichen Pergunna von Nobra sind noch um zwey tausend Fuß höher gelegen. Die Pässe, die an der Südgränze den Zugang nach Ladakh öffnen, sind über sechzehntausend Fuß hoch, und mehrere Berge innerhalb des Landes, die man, um von einem Thal ins andere zu gelangen, übersteigen muß, thürmen sich zu einer noch viel größeren Höhe empor.

Das bedeutendste Thal in Ladakh ist das, welches dem Laufe des Indus entlang sich hinzieht; es erstreckt sich von Südost nach Nordwest über den größern Theil, man könnte sagen über das ganze Land bis hin zur kaschmir'schen Gränze, wenn man nämlich das Flußthal des Dras als dessen Fortsetzung betrachtet. Beynahe parallel mit diesem läuft ein anderes beträchtliches Thal, aber in mehr nördlicher Richtung, von der Rodoch'schen Gränze bis zum Digar-Thale; es bildet das Strombett des Schajuk, eines Nebenarmes des Indus, und zieht sich ebenfalls, wie das vorhergenannte, mit wenigen Unterbrechungen durch ganz Ladakh. Alle andern Thäler laufen in schiefem Winkel mit einem der beyden genannten zusammen; denn sie sind alle Behältnisse der Gewässer, welche entweder dem Indus oder seinen Nebenflüssen zueilen. In ihrer Ausdehnung sind diese Thäler sehr verschieden, zuweilen sind sie nichts weiter als tiefe Hohlwege oder Engpässe, und selbst da, wo sie sich am weitesten ausbreiten, beträgt ihre Breite kaum ein Paar hundert Ellen. Gelegentlich treten die Berge weiter zurück und lassen Raum für eine kleine Ebene von ein oder zwey Meilen im Durchmesser, aber freylich sind solche Plätze sehr selten. Durchgängige Unebenheit, das ist der Charakter der Oberfläche; sie besteht aus steilen, nackten in Schnee gekleideten Bergen, dann aus engen, felsigen Thälern, durch welche reißende Waldströme und tiefe Flüsse dahinbrausen.

Ladakh zerfällt in mehrere Distrikte oder Pergunnas, nämlich Nobra im Norden, Zanskar im Süden und Spiti oder Piti im Südosten des Landes; das Land in der Mitte, längs der beyden Ufer des Flusses, wird Ladakh im engern Sinne genannt. Hier liegt die Hauptstadt Leh in einem schmalen, von Singh-cha-bab, Singhe tschu auf der Karte von Kl. und bey Hügel (II. 200), durchströmten Thale, welches auf der Nord- und Südseite durch eine zwiefache Bergkette, deren eine in westlicher, die andere in östlicher Richtung läuft, umschlossen ist. Der höchste Punkt dieser Kette mag ungefähr achtzehn hundert bis zwey tausend Fuß über die Ebene am Fuße emporsteigen. Die Stadt ist am Fuße, zum Theil auch an den Abhängen einer niedrigen Hügelreihe, welche im Norden das Thal umsäumt, erbaut und durch eine sandige, ungefähr zwey Meilen breite Ebene vom Flusse getrennt. Die Bevölkerung von Leh, so wie die des Landes im Allgemeinen gehört zur tibetanischen Race; doch haben sich hier auch die Kaschmirer in bedeutender Anzahl angesiedelt, und durch ihre Vermischung mit eingebornen Frauen ist eine Mischlingsrace, die der Argands, entstanden. Die Kaschmirer und die von ihnen Abstammenden beschäftigen

sich mit dem Handel, die Geringern unter ihnen treiben das Fleischerhandwerk oder sind Garköche und Kleinkrämer. Auch aus Turan giebt es einige Kaufleute hier, und in der Landschaft Tschuschut hat sich eine ganze Kolonie Muhammedaner aus Balti niedergelassen. Die gesammte Bevölkerung von Ladakh mag zwischen hundert und fünfzig bis hundert und achtzig tausend Seelen betragen, worunter wenigstens zwey Drittheile weiblichen Geschlechtes sind.

Die Einwohner sind, im Ganzen genommen, ein sanftes, furchtsames Völkchen, offenherzig und redlich und von guter Moralität, wo sie nicht durch den Verkehr mit den lasterhaften Kaschmirern verderbt worden sind; dagegen sind sie aber träge, im höchsten Grade unreinlich und allzusehr dem Genusse berauschender Getränke ergeben. Die Kaschmirer sind hier, wie überall, wegen ihrer Verworfenheit berüchtigt, *) und wo sie sich in größerer Zahl vorfinden, haben sie leider auch die Eingebornen mit ihren Lastern angesteckt. Unter den Gebräuchen und Gewohnheiten der Eingebornen sind mehrere sehr sonderbar. Wenn der älteste Sohn heirathet, so geht das gesammte Vermögen seines Vaters auf ihn über; dafür hat er aber die Verpflichtung, seine Aeltern zu ernähren. Ob er sie aber bey sich im Hause behalten will, ist ganz seiner Willkühr überlassen; will er dieß nicht, so muß er ihnen eine eigene Wohnung einräumen. Ist noch ein jüngerer Sohn da, so muß er sich in der Regel dem geistlichen Stande widmen und ein Lama werden. Sollten aber der Brüder mehrere seyn, so wird, falls sie sich darüber vereinigen können, die Ehefrau des ältesten ihnen allen gemeinschaftlich; die jüngeren Brüder haben dann ebenfalls das Recht des Ehemannes. Die Kinder jedoch werden alle als dem Familienhaupte gehörig angesehen. Indeß haben die jüngern Brüder durchaus kein selbstständiges Recht; sie sind gänzlich vom ältesten abhängig und müssen ihm Dienste thun, wie Knechte, und dieser kann, wenn es ihm beliebt, sie aus dem Hause jagen, ohne daß er die Verpflichtung hätte, für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen. Stirbt der älteste Bruder, so wird seine Habe, seine Familiengewalt und seine Wittwe dem nächst ältesten Bruder zu Theil. Wegen der unverhältnißmäßig großen Anzahl der Frauen, verglichen mit der Zahl der Männer, haben erstere große Mühe ihren Unterhalt zu gewinnen. Außer den Geschäften der Haushaltung und dem Wollpflücken, womit sie sehr gut umzugehen wissen, müssen sie daher auch alle Feldarbeiten verrichten; der größte Theil der Feldarbeiter besteht aus Weibern. Sie sind ein lebhaftes, gutmüthiges Geschlecht; Klatschereyen und Zänkereyen sind unter ihnen beynahe unbekannt.

*) Hügel ist bey weitem milder in der Beurtheilung der Bewohner Kaschmirs. Kaschmir und das Reich der Siek II. 429.

Die Regierung von Ladakh ist eine, durch die besondern Verhältnisse des Volkes und den Einfluß der Hierarchie beschränkte Monarchie, so daß dem Radscha, wenn er nicht ein Mann von ungewöhnlichem Talent und Thatkraft ist, kaum ein Schatten von wirklicher Macht verbleibt; überdieß kann er nach Willkühr ein- und abgesetzt werden, nur muß in letzterem Falle der neuzuwählende Fürst immer aus der regierenden Familie seyn. Die Ausübung der Regierungsgewalt ist dem Chalun oder ersten Minister übertragen, welchem ein Rath zur Seite steht, bestehend aus dem Runa- oder Vice-Chalun, dem Lompa oder obersten Civil- und Militärgouverneur der Stadt Leh, dem Tschug-sut oder Schatzmeister, welcher ein Lama ist und dem Banka oder Oberststallmeister. Die Verwaltung der einzelnen Distrikte und Städte ist untergeordneten Beamten, die entweder den Titel Chalun, Tansie oder Radscha führen, anvertraut. Ein eigenes stehendes Heer giebt es in Ladakh nicht; ist man in eine Fehde mit einem der benachbarten Staaten verwickelt, so wird die ganze Landbevölkerung aufgeboten. Doch werden solche Streitigkeiten in der Regel friedlich beygelegt und man läßt es gar nicht zu den Waffen kommen, da wegen der Feigheit der Soldaten und ihrer schlechten Bewaffnung nichts dadurch gewonnen werden könnte. Wie elend die Ausrüstung des Heeres sey, kann man daraus ersehen, daß jüngst, in einem Kampfe mit Balti, die Kavallerie zwar ziemlich wohl mit Bogen und Pfeilen versehen war, bey der Infanterie dagegen je zehn Mann bloß eine Flinte und je sechs einen Säbel hatten.

Ladakh's frühere Geschichte ist ganz die Tibets im Allgemeinen; denn ursprünglich war Ladakh eine der Provinzen jenes Königreiches und ward in zeitlichen Dingen von einem unabhängigen Fürsten regiert, während in Betreff der religiösen Angelegenheiten der Guru Lama oder oberste Priester *) zu Lhassa die höchste Autorität übte. In der Folgezeit kam Tibet unter die Bothmäßigkeit der Chinesen, und diese ernannten von nun an daselbst den weltlichen Regenten; Ladakh dagegen behielt, wie es scheint, vor wie nach seine eigenen Fürsten. **) Vor ungefähr hundert und fünfzig Jahren machten die Kalmücken einen Einfall in Ladakh und nahmen Leh ein; der Radscha floh vor ihnen nach Kaschmir und flehte den mongolischen Statthalter dieser Provinz während der Regierung Kaiser Aurangzebs, Namens Ibrahim Chan, um Hülfe. Mit Erlaubniß des Kaisers, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Radscha den Islam annähme, führte Ibrahim Chan ein Truppencorps nach Ladakh, verjagte die Kalmücken und setzte den Radscha wieder auf den Thron. Als Muselmann führte dieser jetzt den Namen Akabal (Akebeth bey Hügel) Mahmud. Zu Leh ward eine Moschee erbaut, welche noch jetzt steht. Des Radscha's Sohn und Nachfolger kehrte aber wiederum zum alten Glauben seines Volkes zurück; seine Abtrünnigkeit hatte für ihn keine weitern nachtheiligen Folgen. Man sah in Delhi darüber hinweg, indem die Bekenner des Islams im Lande nicht beeinträchtigt wurden und der Radscha dem Statthalter von Kaschmir, als dem Stellvertreter des Kaisers, jährlich einen kleinen Tribut entrichtete. Als die Afghanen sich Kaschmirs bemeisterten, verlangten sie die Fortbezahlung dieses Tributs, und auch Ranadschit Singh, der gegenwärtig im Besitze dieser Provinz ist, macht auf die gleiche jährliche Zahlung Anspruch. Außerdem muß der Herrscher von Ladakh, auch den chinesischen Behörden zu Gardoch einen Tribut entrichten. ***)

*) Das Wort Lama ist tibetanisch und bedeutet, seiner Etymologie nach, Seelenmutter.

**) Die Chinesen geben dem Radscha von Ladakh den Titel Chan und betrachten ihn als einen selbstständigen Herrn. Tai Tsing Honi tien, Abtheilung Geographie, Buch 127 am Ende.

***) Ladakh ward noch von Ranadschit Singh 1835 und Balti erst ganz vor kurzem von seinen Nachfolgern unterworfen. Als die Sikh Ladakh eroberten befand sich gerade Dr. Henderson in der Stadt Leh. Hügel II. 201.

„Was die Sprache und Literatur des Landes betrifft," so muß ich offen gestehen, sagt M., „daß ich darüber zu berichten nicht befähigt bin. Auf meiner Reise nach Dras traf ich mit Alexander Csoma Köröst zusammen, einen gebornen Ungar, welcher aus seiner Heimath zu Lande nach Tibet vorgedrungen war; er trug armenische Kleidung. Er blieb einige Zeit bey mir, und als ich Ladakh verließ, wirkte ich ihm beym Chalun die Erlaubniß aus, daß er im Kloster Jangla des Distriktes Zanskar sich aufhalten durfte, in der Absicht um sich die Kenntniß des Tibetanischen zu erwerben. Von seiner Gelehrsamkeit und seinen Forschungen dürfen wir wichtige Aufschlüsse über diesen Punkt erwarten." Wir haben also diesem umsichtigen Manne mittelbar die Kenntniß der tibetanischen Sprache und Literatur zu verdanken, deren wir uns jetzt in Europa erfreuen. „Bey meiner Rückkehr von Leh nach Kaschmir," sagt der erste Kenner des Tibetanischen, Csoma Körösi, in seiner Selbstbiographie (The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. London 1834 I. 131), am 16. July 1822 fand ich Herrn Moorcroft zu Himbaj. Er war allein; ich machte ihn mit meinen Verhältnissen und Plänen umständlich bekannt und erhielt von ihm die Erlaubniß, bey ihm zu bleiben. Ich begleitete ihn auf seiner Rückreise nach Leh, woselbst wir am 26. August anlangten. Im September, nachdem Hr. Trebeck von seinem Ausfluge nach Piti zurückgekommen war, gab mir M. das umfangreiche Alphabetum tibetanum (von Georgi) zur Benützung, und ich fand darin sehr Vieles rücksichtlich Tibets und der tibetanischen Literatur. Da ich wünschte, mich mit dem Bau dieser merkwürdigen Sprache näher bekannt zu machen, blieb ich, als M. in den letzten Tagen des Septembers nach Kaschmir abreiste, bey Herrn Trebeck zu Leh zurück. Durch des Letztern Vermittlung ward mir der Unterricht eines verständigen Mannes zu Theil, welcher im Persischen und Tibetanischen wohl bewandert war, und dadurch er-

langte ich eine bedeutende Einsicht in das Wesen der tibetanischen Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Horatio Southgate, Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia, with observations on the condition of Mohammedanism and christianity in those countries. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

H. N. Ulrich, Reisen und Forschungen in Griechenland. Th. 1. Reise über Delphi durch Phocis und Böotien bis Theben. Bremen 1840. 8.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonite, commandée par M. Vaillant. Physique par M. B. Darondeau et M. E. Chevalier. Livr. 1. 2. Observations météorologiques. Paris 1840. 8. Atlas historique. f. Livr. 1 — 4.

G. T. Vigne, A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan and of a residence at the court of Dost Mohamed, with notices of Runjit Sing, Khiva and the Russian expedition. London 1840. 8.

Dr. C. Zachariä, Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Heidelberg 1840. 8.

F. W. V. Frhr. v. Knesebeck, Historisches Taschenbuch des Adels im Königreich Hannover. Hannover 1840. 8.

Litta Pompeo, Famiglie celebri di Italia. Milano. 1819. f.

J. G. Megerle von Mühlfeld, Oesterreichisches Adelslexikon. Wien 1822. 8.

Wappenalmanach der souverainen Fürsten Europa's. Rostock 1840. 8.

W. Ad. Becker, Charikles, Bilder altgriechischer Sitte. Zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

A. Böckh, Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates. Berlin 1840. 8.

Haupt, Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde. I. Abtheilung. Der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwickelung. Bd. 3. Altona 1839. 8.

K. J. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpuncte der Geschichte entworfen. 3. Aufl. Thl. 1. Heidelberg 1841. 8.

Guil. A. B. Hertzberg, De Diis Romanorum patriis sive de Larum atque Penatium religione et cultu. Halae 1840. 8.

Ph. E. Huschke, Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Census. Breslau 1840. 8.

W. M. Leake, Die Demen von Attika. Braunschweig 1840. 8.

Dr. F. C. Movers, Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Culte der Karthager, Syrer, Babylonier, Assyrer, der Hebräer und der Aegypter. Band 1. Die Phönizier. Bonn 1841. 8.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica. 1839. Juni — Septbr.

Champollion-le-Jeune, Monuments de l' Egypte et de la Nubie. Livr. 27 — 29. Paris 1840. f.

Description of the collection of ancient marbles in the British Museum. Part. 3 — 8. London 1818 — 1839. 4.

Ed. Gerhard, Etruskische Spiegel. Heft 6. Berlin 1840. 4.

— — Auserlesene griechische Vasenbilder hauptsächlich etruskischen Fundorts. Heft 3 — 12. Berlin 1840. 4.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereyen, Bronzen und Mosaiken von H. Roux und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser. Lief. 121 — 146. Hamburg 1840. 8.

Francesco Inghirami, Galleria America. Fasc. 67 — 68. f.

Francesco Inghirami, Pitture di vasi fittili. Fasc. 32. 33.

Fel. Lajard, Mémoire sur deux Bas-Reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie. Paris 1840.

Dr. C. Leemans, Description raisonnée des monumens Egyptiens du Musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Leide 1840. 8.

Le Duc de Luynes et F. J. Debacq, Métaponte. Paris 1823. f.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

„Auf Hrn. Moorcroft's Begehr übersetzte ich, vor seiner Abreise, einen in russischer Schrift und Sprache geschriebenen Brief, den Mir Isset Ullah sich zu verschaffen gewußt hatte, ins Lateinische; der Brief trug das Datum, Petersburg den 17. Januar 1820, und war an den Oberherrn des Pendschab, Ranadschit Singh, addressirt. M. schickte denselben, wie er mir später selbst gesagt hat, von Kaschmir aus nach Calcutta. Den darauf folgenden Winter brachte ich wieder in Kaschmir zu. Als ich überdachte, was ich im Tibetanischen bereits gelesen und gelernt, stieg in mir der Wunsch auf, mich noch mehr dieser Sprache zu widmen und sie grammatikalisch zu erlernen, damit es mir möglich würde, das Verständniß der zahlreichen, höchst interessanten Werke, die in jedem bedeutenderen Kloster sich vorfinden, mir zu eröffnen. Ich theilte meine Gedanken hierüber Hrn. M. mit; dieser billigte nach reiflicher Ueberlegung mein Vorhaben, gab mir Geld zu meinem Unterhalte und ließ mich nach Leh zurückkehren; noch mehr, er empfahl mich auch dem ersten Minister zu Leh und dem Vorsteher von Janglaia Zaskar. Nachdem ich meine Vorbereitungen zur Reise getroffen, verließ ich Kaschmir, woselbst ich bey M. fünf Monate zugebracht hatte, am 2. May 1823. Am 1. Juny kam ich nach Leh und überreichte M's und Mir Isset Ullah's Briefe und Geschenke dem Khalun. Dieser empfahl mich hierauf in einem Schreiben dem Lama des Klosters Jangla, gab mir einen Paß und beschenkte mich mit acht Pfund Thee. Von Leh aus zog ich in südwestlicher Richtung weiter, und am neunten Tage gelangte ich nach Jangla. Vom 20. Juny 1823 bis zum 22. Oktober 1824 verweilte ich in Zanskar (es ist dieß, wie wir oben sahen, die südliche Provinz von Ladakh, Dankar auf der Karte Mittelasiens von Klaproth) und legte mich, unter der Anleitung des Lama, auf das Studium der tibetanischen Literatur." Es ist bekannt, daß Csoma seine Zeit trefflich gebrauchte; er ist der Verf. einer tibetanischen Grammatik und eines tibetanischen Wörterbuches, dann einer Menge von Auszügen aus tibetanischen Werken, welche in den Abhandlungen der asiatischen Gesellschaft von Bengalen erscheinen. Der letzte in Europa angekommene Band der Transactions ist großentheils mit Arbeiten des fleißigen Mannes angefüllt.

Hauptreligion in Ladakh ist, gleichwie in Tibet, der Buddhismus. In jeder Familie, die mehr als einen Sohn hat, muß einer ein Lama oder Gelum werden, welcher dann Cönobit und Weltgeistlicher zugleich ist, denn er gehört zwar zu irgend einem Kloster und steht unter dessen Abte, lebt aber nichts desto weniger in der Regel nicht von der Welt abgeschlossen, sondern unter den übrigen Menschen; er verrichtet die täglichen gottesdienstlichen Gebräuche in den Privathäusern, in denen gewöhnlich ein Gemach zur Kapelle eingerichtet ist. Die höheren Lamas werden von Lhassa aus ernannt; sie erkennen fortwährend das Supremat des Oberpriesters, des Dalai Lama — dalai heißt Meer und dann in der abgeleiteten Bedeutung groß — in jener Stadt an. Sie müssen alle das Gelübde der Ar-

muth und des ehelosen Lebens ablegen; doch kann auch ein Mann, der bereits verheirathet war, in ihrem Orden aufgenommen werden. Es giebt aber nicht bloß Mönchs-, sondern auch Frauenklöster; die Nonnen heißen hier Tschumas oder Anis. Die gesammte Geistlichkeit, die Lamas, Gelums und Anis, d. h. Priester, Laienbrüder und Nonnen, theilen sich in zwey Regeln, nämlich in die rothe oder alte und in die neue oder gelbe Ordensregel; beyde besitzen zahlreiche Klöster und Stifter. Doch beschränken sie sich nicht gerade bloß auf die Uebung ihrer religiösen Pflichten, sondern nehmen auch thätigen Antheil an der Bebauung des Landes, an der Schaaf- und Ziegenzucht nnd an der politischen und financiellen Verwaltung des Staates.

In den westlichen Provinzen, und in denen, welche an Balti und Kaschmir angränzen, greift der Islam rasch um sich, und bewirkt eine wesentliche Veränderung in den Gewohnheiten und dem ganzen Charakter des Volkes.

Der Islam war in einer Beziehung von guten Folgen, indem er nämlich Mäßigkeit predigt, der Genuß des Tschang und der gegohrnen Getränke verpönt. Dagegen hat man bemerkt, daß seit der Einführung des Muhammedanismus Ausschweifung, Unehrlichkeit und Lügenhaftigkeit in diesen Gegenden viel häufiger geworden sind, als an solchen Orten, wo noch der Buddhismus vorherrschend ist. Doch scheint der Islam seit dieser Zeit hier wenig Forschritte gemacht zu haben, denn Hügel sagt (II. 200.), daß die Bevölkerung fast ohne Ausnahme zur Lehre Schakias sich bekenne.

Ladakh's Handel ist, was die Produktion und Konsumtion im Lande selbst betrifft, von keiner großen Bedeutung; dennoch ist er aber von der höchsten Wichtigkeit, wegen der trefflichen Lage des Landes im Mittelpunkte mehrerer Hauptstrassen des Verkehrs. Ladakh bildet den Mittelpunkt lebhaften Zwischenhandels zwischen Tibet, Turkestan, China und selbst Rußland auf der einen, und Kaschmir, dem Pendschab und den Ebenen Hindostans auf der andern Seite.

Wir fügen nur noch hinzu, daß M. es war, der die indische Regierung auf das Vorhandenseyn der Theestaude in den Alpenlandschaften des Himalaja (I. 355) aufmerksam machte.

In dem vierten Abschnitt der zweyten Abtheilung theilt nun M. die Nachrichten mit, welche ihm über die Ladakh benachbarten Länder, Tschanthan, Rodoch, Gardoch, Jerkend und Chotan, durch einheimische Kaufleute und Reisende mitgetheilt wurden; Nachrichten, die auch nach den Reisen des Kapitän Burnes und den Angaben über Chiwa, Bochara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chinesischen Staates von Generalmajor Gens *) ihren selbstständigen Werth behaupten. Auf der Nordseite ist Ladakh, durch die Gebirge von Pamir oder Karakorum begränzt, über welche eine sehr schwierige, steile Strasse nach der Stadt und Landschaft Jerkend führt. Die Stadt liegt an einem Flusse gleichen Namens und ist von großer Bedeutung; hier treffen sich die Kaufleute von China, Tibet, Kaschmir und den verschiedenen Fürstenthümern Mittelasiens. Auch Rußland treibt einen bedeutenden Handel in mittelbarer oder unmittelbarer Weise mit diesem westlichen Gränzorte des Mittelreiches. Die Einwohnerzahl wird auf 60,000 Seelen geschätzt, welche, die chinesischen Beamten und Garnison abgerechnet, sich sämmtlich zum Muhammedanismus bekennen und in ethnogrophischer Beziehung theils Tadschik sind theils Türken. Oestlich von Jerkend liegt der Distrikt Chotan, welcher im Norden durch hohe Gebirge, eine Fortsetzung der Karakorum-Kette, vom östlichen Turkestan getrennt ist. Die Nachrichten Moorcroft's über Chotan wurden bereits vor mehrern Jahren ausführlicher in dem Journale der königlichen geographischen Gesellschaft zu London mitgetheilt. Da M. selbst das Vorhandenseyn einer Stadt Chotan bezweifelte, so hielt man es damals für geeignet, diesen Zweifel durch die Angaben der officiellen geographisch-statistischen Beschreibung vom Jahre 1818 zurückzuweisen. Unsere damaligen Bemerkungen sind durch die Note Wilson's (I. 367.) nicht überflüssig geworden**).

---

*) Beyträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens, herausgegeben von Baer und Helmerson. St. Peterburg 1839. 2. Bändchen.

**) Hallische Literaturzeitung 1833 I. 225.

Charakasch ist die erste Stadt auf der Strasse von Jerkend nach Chotan und enthält drey tausend Häuser. An derselben Strasse liegt auch Ilitschi mit sechs tausend Häusern; dieser Ort hat eine chinesische Besatzung von fünfhundert Mann und ist der Sitz zweyer chinesischer Amban's, so wie des Oberhauptes der muhammedanischen Bevölkerung. Die dritte Stadt im Lande Jurungkasch (schneller Fluß), ist eine Stadt mit tausend Häusern; die vierte Tschera hat zweytausend Häuser. Keria liegt südöstlich von Tschera, und südlich von Keria wiederum ist Jengikischlak gelegen, eine Stadt mit ungefähr tausend Häusern. Wenn man auf jedes Haus sechs Einwohner rechnet, so bekommt man für die Landschaft Chotan eine Bevölkerung von hundert und zwey tausend Seelen; außerdem gibt es noch zehn tausend Nomaden ohne feste Wohnsitze. So weit Moorcroft. In dem chinesischen Staatshandbuche (Tay tsing hoei tien) finden sich auch hierüber besondere Angaben vom Ende des Jahres 1812. Die Stadt Ilitschi oder Chotan hatte sammt dem dazu gehörigen Distrikte 5,026 Familien; Charakasch, Stadt und Distrikt, 4,944; Tschera, Stadt und Distrikt, 2488; Jurungkasch, Stadt und Distrikt, 2145; Keria, Stadt und Distrikt, 992; Taki, Stadt und Distrikt, 336. Wir sehen demnach, daß die Bevölkerung der Landschaft Chotan bey der letzten Redaction des chinesischen Staatshandbuchs sich auf 15,931 Familien belaufen hatte, dieß ist aber bloß die muhammedanische Bevölkerung des Landes. Die chinesischen Truppen und die hier etwa angesiedelten Chinesen oder Mandschu sind in dieser Zählung nicht mit einbegriffen. Tay tsing hoei tien. Li fan juen, oder Hof zur Regierung der Fremden, Buch 742. Bl. 11.

Die größte Länge des Landes Chotan ist ungefähr zwanzig Tagreisen von Osten nach Westen; seine Breite von Norden nach Süden ist bloß zwey Tagreisen. Chotan gränzt südlich an Tibet, nördlich an Aksu, westlich an Jerkend und gen Osten an das eigentliche China. Es ist nur vierzig Tagreisen von Peking entfernt, es ist aber für Kaufleute und Reisende nicht erlaubt sich dieser Strasse zu bedienen.

Acht Tagreisen von Jengikischlak, in südöstlicher Richtung, ist ein Distrikt, wo man viel Gold in Körnern und in großen Massen findet; hier sind immer fünfhundert bis tausend Mann beschäftigt, die dem Kaiser von China das Gold einsammeln. Man glaubt, daß Chotan Goldminen und auch deren von anderem Metall besitze. Die Einwohner gebrauchen aber große Vorsicht, nichts davon verlauten zu lassen, aus Furcht, sie möchten gezwungen werden, auf Rechnung des Kaisers sie zu bearbeiten.

In dem Daria Chara oder schwarzen Flusse wird der Stein gefunden, der im Osttürkischen Jaschm und auf Chinesisch Ju genannt wird. Steine dieser Gattung, die beynahe ganz durchsichtig, vollkommen weiß und frey von allen Flecken sind, werden in China sehr geschätzt. Am Ufer dieses Flusses findet sich immer eine chinesische Wache, damit Privatleute keine solche Ju sich verschaffen mögen; in früherer Zeit ward ein bedeutender Handel mit diesen Steinen getrieben. Alle hier gewonnenen Steine gehören jetzt aber ausschließend dem Kaiser von China. Der Ju-Stein kommt schon in den ältesten Dokumenten der chinesischen Literatur vor; man bediente sich seiner auch zur Verfertigung musikalischer Instrumente. Ein Kenner, M. le Duc de Chaulnes, versichert, que la pierre de Ju, dont les Chinois font aussi des King (dieß ist nämlich der Name des erwähnten musikalischen Instrumentes) n'est autre chose, qu' une agathe. Mém. conc. les Chinois B. VI. S. 40. 257. 283. Der Fluß, worin dieser Stein gefunden wird, heißt bey Scherefeddin Aharakasch, was dasselbe ist als Daria Chara. (Histoire de Timur bec. III. 218. 219.) Der Ju wird jetzt allgemein von den Mineralogen für Nephrit oder Jade erklärt, von dem es jedoch mehrere Gattungen geben muß; so viel scheint sicher, daß der chinesische Ju von der sogenannten orientalischen Jade durchaus verschieden ist (Ritter, Asien V. 3. S. 388).

Die muselmännische Bevölkerung von Chotan beschäftigt sich vorzüglich mit Ackerbau, Manufakturen und Handel, es findet sich unter ihnen wenig Neigung zum Kriegsdienste. Die Abgaben,

welche China in Chotan erhebt, sind nach Moorcroft (I. 374) zweyerley Art, eine Kopfsteuer (Alban genannt), indem von jedem Hause eine gewisse Anzahl Baumwollentücher entrichtet werden muß, und eine Art Zehnt von allen Bodenfrüchten, Gartenerzeugnisse und Seide allein ausgenommen. Wir ersehen aus den Registern des Finanzministeriums zu Peking, daß die muhammedanische Bevölkerung von Chotan im Jahre 1811 an Geldabgaben zahlte 1200,000 Pur oder Pul, eine mongolische Münzsorte, wovon nach Mir Isset ungefähr fünfzig eine chinesische Unze ausmachen. Auch in der kleinen Bucharey rechnet man nach Pul, wovon nach chinesischen Angaben hundert auf eine Unze reinen Silbers gehen*). An Naturalien zahlte der Distrikt Chotan 13,886 Schi oder Steine Reis und andere Produkte. Tay tsing hoei tien I. Abth. Buch 11. Bl. 19 v. Bl. 22 v.

Chotan treibt Handel mit der großen Bucharey, mit Chokand, Jerkend, Ili, Aksu und den herumziehenden Horden der Kirgisen; mittelbar bezieht es auch mehrere Artikel aus Rußland, vorzüglich allerhand Pelzwaaren und Gold- und Silberdraht zu Stickereyen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Joh. Friedr. v. Mayer, Zur Aegyptologie. Frankfurt 1840. 8.

Oesterreich im Jahre 1840. Staat und Staatsverwaltung, Verfassung und Kultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

*) Der Armenier Thomas Medsopezi erwähnt diese Münze in seiner Geschichte Timurs. Indschidschean Armenische Alterthümer I. 243. Wir fügen hinzu, daß dieß die Folleri sind, welche in den Reisen nach Asien im 13. und 14. Jahrhundert häufig erwähnt werden. Sie beschreibt Pegaletti Della Decima III. 6.

Fred. Portal, Les Symboles des Egyptiens comparés a ceux des Hebreux. Paris 1840. 8.

Charles Texier, Description de l'Asie Mineure, faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837, et publié par le ministère de l'instruction publique.

Première partie. Beaux-Arts, monuments historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 7 — 10. Paris 1839. f.

Gio. Batt. Vermiglioli, Il sepolcro dei volunni scoperto in Perugia nel Febbrajo del 1840. Perugia 1840. 4.

Colonel Howard Vyse, Operations carried on at the Pyramids of Gizeh in 1837: with an account of a voyage into upper Egypt, and an Appendix. Vol. 1. 2. London 1840.

Aug. Frhr. v. Berstett, Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses. Freyburg 1840. 4.

F. G. Jäger, Beyträge zur Geschichte des Münzwesens in Würtemberg. Stuttgart 1840. 8.

Dr. H. Fortmann, Ueber das Wesen und die Bedeutung der historischen Entwickelungen. Wesel 1840. 8.

F. Ragon, Histoire générale du dix-huitième siècle. Paris 1836. 8.

Dr. H. Francke, Zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen. Quedlinburg 1840. 8.

Dr. K. H. Lachmann, Geschichte Griechenlands. Th. 1. Leipzig 1839. 8.

— — — —. Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle. Breslau 1836. 8.

G. Sandberger, De Zadriade, Armeniae minoris rege primo ejusque de stirpe. Francof. 1840. 8.

Connop Thirlwall, A history of Greece. Vol. 7. London 1840. 8.

W. M. Cargill, Examen de l'origine, des progrès et de la tendance de la conféderation commerciale et politique contre l'Angleterre et la France, nommée la Ligue Prussienne. Paris 1840. 8.

M. Guizot, Histoire générale de la civilisation en Europe, depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la revolution française. 4. Edit. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Fortsetzung.)

Der Handel zwischen Indien und Chotan war in früherer Zeit sehr bedeutend; man sagt, daß ehemals ein beladener Wagen ganz sicher auf der Strasse, die von Nadschibabad nach Sarikia in die Gebirge von Chotan führte, gehen konnte. Die Stadt Nadschibabad liegt in der Provinz Delhi im Distrikt Morababad 29° 37′ nördl. Br. 78° 12′ östl. Länge von London. Diese Stadt ward von Nadschib in der Absicht gebaut, um den Handel zwischen Mittelasien und Hindostan an sich zu ziehen. Sarikia soll übrigens halbwegs seyn zwischen der Stadt Jerkend und Charakasch, 120 Coß von Jerkend entfernt. Die Kaufleute von Hindostan kamen vorzüglich des Ju's wegen nach Sarikia. Auf den chinesischen Karten findet sich keine Stadt ähnlichen Namens. „Auf meiner Rückreise von Manasarowana", sagt M. (II. 374), „bog ich von dem gewöhnlichen Wege ab und stieß auf ein Stück einer alten Strasse, ungefähr einige hundert Ellen lang und sechs Ellen breit; sie war äußerst fest und dauerhaft gebaut, überall regelmäßig mit Kieselsteinen gepflastert oder gleich selbst in die Felsen eingehauen, und muß offenbar von einer freysinnigen, geistvollen Regierung herrühren. Wie die Eingebornen berichten, war dieß die Badscha ki rah oder Hochstrasse des Königs, welche in alter Zeit zum Transporte der Waaren durch das Gebirge diente."

Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung der Landschaft Chotan bestand ehemals aus Kalmücken. Als aber die Chinesen das Land unterjochten, verpflanzten sie die kalmückische Bevölkerung, aus deren Verschmelzung mit den Eingebornen die heutige Stadt Ili, am Flusse gleichen Namens, hervorgegangen ist, in die Gegend um Ili herum; ihre Anzahl beläuft sich auf zweymal hundert tausend Familien. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und haben Heerden von Rindvieh, Kamelen, Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen; von je hundert Stück müssen sie eines als Abgabe an die chinesische Regierung entrichten. Alljährlich bringen sie zehn bis zwanzig tausend Stück dreyjährige Wallachen nach Ili zum Verkauf. Diese Pferde werden nach Aksu, Jerkend, Kaschgar, Indidschan, Chotan und selbst bis nach Bochara verführt, und hauptsächlich als Saumthiere zum Waarentransport gebraucht. Auch dienen viele Kalmücken in den chinesischen Heeren unter der Reiterey, und machen einen Theil des beträchtlichen Truppencorps in der Provinz Ili aus.

Immer hoffend, es würde ihm von den chinesischen Beamten des östlichen Turkestans gestattet werden, nach Jerkend zu ziehen, verweilte M. in Leh bis zum September 1822. Er und Trebeck machten in der Zwischenzeit mehrere Ausflüge in die benachbarten Distrikte, wie nach Dras und Piti, die nach allen Seiten hin durchforscht und beschrieben wurden (II. cap. 8. u. 9). Als aber der Karawane ein für allemal der Zutritt in die Markgrafschaft Ili untersagt wurde, so entschloß sich M., auf dem Wege über Kaschmir und Kabul nach Turkestan und Bochara vorzudringen. Am 22. September 1822 ward Leh zum letztenmal verlassen. Die Gränzlandschaften um Ladakh, Baltistan und Kaschmir waren bis auf Moorcroft beynahe unbekanntes Land, weßhalb wir zum Schluße unseres Artikels noch einige Stellen aus deren Beschreibung mittheilen wollen.

Die Hauptstrasse von Ladakh und Kaschmir nach Skardo, dem oben bereits erwähnten Hauptorte Baltistan's, führte über eine ausgedehnte Hochebene, von den Kaschmiren Drosu, die Götterebene genannt. Sie ist baumlos und nur mit dürftigem Gras und tatarischem Ginster bedeckt. Ringsum ist sie von Bergen eingeschlossen, von welchen mehrere Flüsse herabrinnen und die Ebene in verschiedenen Richtungen durchkreuzen. Einer derselben, der an Größe dem Drasfluß nichts nachgiebt, strömt gen Nordwesten und mündet westlich von Skardo in den Indus; ein anderer fließt in westlicher Richtung dem Hasora-Flusse zu. Zwey andere, der Marpo und der Nakpo, d. h. der rothe und der schwarze Fluß, wenden sich nach Südosten, vereinigen sich dann und bilden so den Schingofluß, der in den Dras sich ergießt, unfern der Mündung des letztern in den Indus. Einen bedeutenden Theil ihres Wasserreichthums ziehen diese Flüsse aus der Ebene selbst; denn sie ist den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, welcher nur in den letzten zwey Sommermonaten gänzlich schmilzt.

Westlich von Robra (Rubra auf der Karte Mittelasiens von Klaproth), am linken Ufer des Schajuk, liegt die Landschaft Kafalun; sie gehörte vormals zu Ladakh, ist aber jetzt von Ahmed Schah, dem Beherrscher Baltistan's, seinen Besitzungen einverleibt worden. Dasselbe Schicksal hatte auch Kartaksche, ein Ländchen südlich von Kafalun, längs des nördlichen Quellenflußes des Singh-chabab gelegen; es hat auch den Namen Kara tag, d. h. Schwarzgebirge, wegen der dunkeln Farbe seiner Berge. Der Hauptort hat ungefähr hundert Häuser mit einer Citadelle auf einem kegelförmigen, hart am Fluße emporsteigenden Felsen; eine große Brücke unterhält die Verbindung zwischen beyden Flußufern. Zwischen Kafalun und Balti, auf dem rechten Ufer des Schajuk, liegt das Ländchen Kiris.

An der Strasse von Skardo nach Gilgit liegt das kleine Ländchen Nagar oder Burschak; der Hauptbestandtheil desselben ist ein ungefähr drey Tagreisen langes und sechs (engl.) Meilen breites Thal, durch welches ein Nebenfluß des Gilgit sich schlängelt; die Hauptstadt ist am Ufer dieses Flusses gelegen und hat gleichfalls eine Citadelle auf einer Anhöhe. Schnee fällt hier sehr viel, und an Feuerungsmitteln ist großer Mangel. Von Getreide werden Weizen und Gerste gebaut; Trauben und Melonen gedeihen in vorzüglicher Güte. Der Fluß führt Gold mit sich. Die Einwohner nennen sich Dungars*) und werden von einem unabhängigen Radscha beherrscht. Hinter Nagar, näher auf das Pamer-Gebirge zu, kommt dann der District Huez, der ebenfalls von Dungars bewohnt wird. Die Hauptstadt desselben und Residenz des Selim Schah heißt Kandschut. Von dieser Provinz aus führt ein sehr schwieriger Pfad durch das Gebirge hin nach Badakschan.

Im Westen kommen wir zuerst zu dem Distrikte Gilgit, der von dem Volke der Dardu's bewohnt wird. Die Hauptstadt liegt in einer drey bis vier Kos breiten und zehn bis zwölf Kos langen Ebene; diese ist ringsum von schön bewaldeten, nicht sehr hohen Bergen umgeben, auf denen nur selten der Schnee liegen bleibt. Die Stadt besteht aus ungefähr dreyhundert Häusern; der Fluß, der sie bespühlt, entspringt auf dem Pamer-Gebirge, nimmt dann den Huez-Fluß auf und ergießt sich in den Indus. Die Einwohner reden eine eigene Sprache; sie sind muhammedanische Schiiten**); ihre Religion ist aber durch Aberglauben arg ent-

*) Dieß sind wohl die Dungani oder Tungani, welche den Chinesen im östlichen Turkestan als eine Art schweizerischer Miethstruppen dienen und daselbst allerley Handwerke treiben; sie sind auch gewöhnlich die Besitzer von Gast- und Wirthshäusern. Moorcroft erwähnt ihrer mehrmalen. Mehreres über sie findet sich in den angeführten Beyträgen zur Kenntniß des rußischen Reiches von Baer und Helmersen II. 91.

**) Die Dardus können also unmöglich, wie Wilson in einer Note zu dieser Stelle behauptet (II. 226), die Kaffir oder Ungläubigen der Muhammedaner, wohl aber mögen sie die Daradas der Hindu und die Δάρδαι, Δάδικαι der Alten seyn. Ihr Land erstreckt sich zwischen Kaschmir und Baltistan südlich des Indus. Herr Troyer hat über sie alle Nachrichten der Alten und der Sanscritquellen zusammengestellt, zum Râdja taranginî. Paris 1840. II. 328.

stellt. Nach ihren Ansichten sind die Völker, wenigstens die, von denen sie Kunde haben, und das sind die Tibetaner, die Kaschmirer, die nordwestlich von Gilgit seßhaften Völker und die Dardus selbst, von vier Engeln entsprossen, Namens Machpun, Schameru, Chyrullah und Malika. Nach dem Tode schwebt der Dardu zum Himmel empor; da aber ein Kaschmirer die Pforte desselben bewacht und ihm ohne Zweifel den Eingang versagen würde, so giebt man der Leiche Bogen und Pfeile mit, damit sie im Nothfalle sich den Eintritt erzwingen könne. Wenn es seine Umstände erlauben, verrichtet der Dard nur wenig körperliche Arbeit, sondern bedient sich dazu der Sclaven, die bey den Einfällen in die angränzenden Länder erbeutet werden. Hauptgegenstand des Anbaues ist der Reis; die Besorgung desselben liegt den kaschmir'schen Sklaven ob. Es wird im Lande ein sehr dauerhafter Zeug verfertigt, wovon der Zettel aus Seide, der Einschlag aus Baumwolle oder Schaafwolle besteht. Die nöthige Baumwolle und Seide wird im Lande selbst gewonnen, die Schaafwolle bezieht man aus Pamer und Jerkend. Aus dem Sande, welchen der Fluß mit sich führt, wird Gold ausgewaschen; das einzige gangbare Tauschmittel ist dieser Goldstaub. Jeder, der sich mit dem Goldsuchen abgibt, muß dem Radscha eine kleine Abgabe entrichten; außerdem erhält letzterer noch den ein und zwanzigsten Theil der Reisernte und ein Geschenk von Jedem, der heirathet oder ein Kind bekommt. Trauben werden in großem Ueberflusse und von vorzüglicher Güte gezogen; Wein wird sehr viel getrunken. Alle Gattungen Obst, besonders Maulbeeren, Feigen, Granaten, wälsche Nüsse und Melonen gedeihen hier vortrefflich.

Derselbe Volksstamm bewohnt auch das Land südwestlich von Gilgit, Tschilas, daher Dardu-Tschilas genannt. Dasselbe besteht aus einem vom Gilgitflusse durchströmten Thale; die Hauptstadt liegt am linken Ufer dieses Flusses. Sie hat ungefähr tausend Häuser und vier feste Schlösser, jedes im Besitze eines eigenen Häuptlings, der über sein Gefolge unbeschränkte Gewalt hat und die Herrschaft des Landes gemeinschaftlich mit den drey übrigen Häuptlingen ausübt. Dem Namen nach gehorchen sie dem Radscha von Gilgit und bringen demselben ein jährliches Geschenk dar. Sprache und Gesittung sind hier die nämlichen, wie im vorgenannten Lande; doch versteht man auch allgemein die Puschtu-Sprache. Die Dard waren vormals Kaffern, das heißt Ungläubige; in der neuesten Zeit haben sie aber den Islam angenommen, doch sind sie in der Befolgung der Glaubensvorschriften sehr lau. Die Beschaffenheit des Landes gleicht der Gilgits; auch hier sind die Berge niedrig und gut bewaldet; Seide und Baumwolle zieht man für den inländischen Verbrauch; doch wächst hier kein Reis, sondern es wird hauptsächlich Weizen angebaut.

Westlich von Gilgit ist die Landschaft Tschitral, in Ober- und Untertschitral eingetheilt. Letzteres liegt ganz nahe am Hindukuh und wird von einem Fluße bewässert, der aus dem Hanusar-See entspringt und in den Kabulfluß mündet. Die Hauptstadt, Mastutsch in der Landessprache genannt, liegt am linken Ufer des Flusses. Sie enthält einen Bazar, in dem einige indische Handelsleute feilhalten; sie mag zwischen vier und fünfhundert Häuser haben. Es ist hier Sklaverey herrschend. Die Einwohner sind theils Dardus, theils Dungars, und folgen dem schiitischen Glaubensbekenntnisse. Der Radscha dagegen ist Sunnit, und die Afghanen kennen ihn unter dem Namen des Radscha von Kator.

In demselben Thale, in welchem die Hauptstadt (Masttutsch) von Unter-Tschitral gelegen ist, und zwar drey Tagreisen von ihr enfernt, liegt auch die von Ober-Tschitral, dreyßig Meilen nordwestlich von Gilgit. Sie besteht aus beyläufig vierhundert Häusern mit einer Citadelle und ist in einer Ebene von mäßigem Umfange, die von einem Flusse durchströmt wird, erbaut; von hier aus führen Straßen nach Peschewar, Badakhschan und Jerkend. Schnee giebt es sehr häufig; doch ist im Ganzen das Klima gemäßigt. Mit Badakhschan und Jerkend wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben, und es werden von da Perlen, Korallen, baumwollene Baftas und Zitze, Schuhe und Stiefel und Metalle eingebracht; auch Pferde werden eingeführt, so wie Thee; doch ist von letzterm Artikel die Consumtion nicht sehr stark. Diese Waaren bezahlt man hauptsächlich mit Sklaven, die aus den an-

gränzenden Ländern geraubt werden; kann man sich auf diese Weise keine verschaffen, so läßt der Radscha seine eigenen Unterthanen greifen und verkaufen. Der jetzige Radscha heißt Soliman Schah; er residirt gewöhnlich zu Jasie, eine Stadt, die zwar nicht so groß als die Hauptstadt, aber für die Beherrschung des Landes besser gelegen ist. Der Radscha ist Sunnit, seine Unterthanen dagegen sind meistentheils Schiiten, der Abstammung nach sind sie Dungars und reden die Dardu-Sprache; doch wird auch Persisch, Türkisch und Puschtu allgemein verstanden. Die Männer sind von hohem Wuchse und athletischem Körperbau, aber außerordentlich feige. Die Weiber sind häßlich und halten sich in ihrem Benehmen keineswegs in den Grenzen des Anstandes, was aber die Männer wenig bekümmert.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Charles Louis de Haller, Etudes historiques sur les révolutions d'Espagne et de Portugal. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

M. de Marliani, Histoire politique de l'Espagne moderne suivie d'un aperçu sur les finances. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Geronimo Pujades, Cronica universal del Principado de Cataluña. Vol. 1 — 8. Barcelona 1829 — 1832. 4.

Rosseeuw St. Hilaire, Histoire d'Espagne, depuis l'invasion des Goths jusqu'au commencement du XIX. siècle. Vol. 1 — 4. Paris 1837 — 39. 8.

Fr. Hall. Standish, Seville and its vicinity. London 1840. 8.

Eugenio Albéri, Relazioni degli ambasciatori Veneti. Serie III. Vol. I. Firenze 1840. 8.

T. Ant. Catullo, Trattato sopra la costituzione geognostica-fisica dei terreni alluviali o postdiluviani delle province Venete. Padova 1838. 8.

G. Giulani, Trattato del monte Vesuvio e de suoi incendi. Napoli 1632. 4.

Dr. G. F. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. Heft 2. Der Griechen älteste Sagengeschichte von Italien. Hannover 1840. 4.

Informazioni statistiche raccolte dalla regia commissione superiore per gli stati di S. M. in Terraferma. Censimento della popolazione. Torino 1839. 4.

Filippo Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' impero Romano in occidente fino ai nostri giorni. Vol. III. Distribuzione 7 — 18. Firenze 1839. 8.

Nic. Palma, Storia ecclesiastica e civile della regione piu settentrionale del regno di Napoli. Vol. 1 — 5. Teramo 1833. 4.

Friedr. v. Raumer, Italien. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Pietro Verri, Storia di Milano, colla continuazione del Barone Custodi. Vol. 1 — 4. Capolago 1837.

M. Guizot, Histoire de la civilisation en France depuis la chûte de l'empire romain. Vol. 1 — 4. Paris 1840. 8.

Bouquet, Recueil des historiens des Gaules et de la France. Vol. 20. contenant la première livraison des monuments des règnes de Saint-Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis X., de Philippe V. et de Charles IV. depuis 1226 jusqu'en 1328. Paris 1840. f.

Amédée Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine. Vol. I. Paris 1840. 8.

Félix Bourquelot, Histoire de Provins. Vol. 2. Paris 1840. 8.

J. A. C. Buchon, Chroniques étrangères relatives aux expéditions françaises pendant le XIII. siècle, publiées pour la première fois. Paris 1840. 8.

Cl. Anthelme Costaz, Histoire de l'administration en France, de l'agriculture, des arts utiles, du commerce, des manufactures, des subsistances, des mines et des usines. Vol. 1. 2. Paris 1832. 8.

(Fortsetzung folgt.)

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von D. Moritz Wagner. Nebst einem naturhistorischen Anhang und einem Kupferatlas. Leipzig 1841. 3 Bände 8. zu 482, 357 und 296 Seiten mit 17 Tafeln in klein Fol. und einer Karte.

Der Verfasser dieser Reise ist den Lesern bereits auf die vortheilhafteste Weise durch seine vielgelesenen Berichte über Algier bekannt, welche er von Zeit zu Zeit in der Augsburger allgemeinen Zeitung erscheinen ließ. Sowohl die Schilderung der Naturverhältnisse und der mancherley Völkerstämme, als insbesondere des berühmten Zuges nach Constantine und der Erstürmung dieser Stadt sind damals von ihm, der ein Augenzeuge dieser Begebenheiten war, in einer so lebendigen anschaulichen Darstellung uns mitgetheilt worden, daß sie allgemein die Aufmerksamkeit auf sich zogen, und daß selbst die französischen Zeitungsschreiber die Waffenthaten ihrer Landsleute nicht besser zu ehren wußten, als daß sie jene Berichte in ihren Blättern aufnahmen, wie sie denn auch gesammelt in einer eigenen französischen Uebersetzung erschienen.

Mit derselben Frische und Lebendigkeit wie jene Berichte sind nun auch die vorliegenden Reisen gearbeitet, und man muß es dem Verfasser nachrühmen, daß er es meisterhaft versteht, die Aufmerksamkeit seiner Leser in fortwährender Spannung und Theilnahme an dem durchgängig interessanten Vortrage zu erhalten. Wir besitzen in der That nicht viele Reisewerke, welche gleich diesem dem Gegenstand von allen Seiten ein so lebhaftes Interesse abzugewinnen wissen, und man folgt mit Aufmerksamkeit fortwährend dem Verfasser, sey es nun, daß er uns das bunte Gewirr eines afrikanischen Feldlagers, oder die Kämpfe der Eroberer mit der fanatischen Bevölkerung, oder die Lebensweise der Beduinen und Kabylen, oder die Natur-Verhältnisse des Landes schildert. In gleichem Grade aber, als diese Reisen unterhaltend sind, sind sie auch belehrend, denn der Verfasser ist ein Mann von Bildung und umfassenden Kenntnissen und hat ein scharfes Auge zur Beobachtung. Das alte Sprichwort: aus Afrika komme immer etwas Neues, hat er aufs trefflichste bewährt.

Seit der Eroberung Nordafrikas durch die mahomedanischen Araber war die Berberey eine der unzugänglichsten Gegenden der Welt geworden.

„Obwohl nur durch ein schmales Meer von dem ländergierigen Europa geschieden, zogen dessen mächtige Marinestaaten doch vor, im fernen Süd-Asien, in Amerika und Australien durch Waffengewalt oder Politik neue Reiche zu erobern, statt den Barbaren das nahe gelegene fruchtbare afrikanische Küstenland zu entreissen, wo die Römer sechs Jahrhunderte lang ihre Herrschaft behauptet und die blühendsten Kolonien der Welt besessen hatten. Die Barbaren Nordafrikas führten gegen das christliche Europa unaufhörlichen Krieg, bedeckten das Mittelmeer mit ihren Piratenflotten, lähmten den Handel, verheerten die Küstenstaaten und schleppten deren Bevölkerung in die Sklaverey. Europa ertrug diese Uebel mit unbegreiflicher Langmuth, und wenn auch zuweilen ein hochherziger Fürst, wie der heilige Ludwig, oder Karl V. in einer Anwandlung ritterlichen Zorns oder christlicher Begeisterung einen Zug gegen die Piratenländer unternahm, so wurden solche kriegerische Operationen doch nicht durch die nöthige Beharrlichkeit unterstützt und nahmen einen kläglichen Ausgang. Mit einzelnen europäi-

schen Staaten schlossen die Barbaresken in der Folge Separatfrieden und ließen ihre Handelsfahrzeuge in einige ihrer Häfen zu, aber mit dem innern Lande war bis auf die neueste Zeit jeder Verkehr unmöglich. Namentlich waren die Staaten Algier und Marokko, von einer wilden, fanatischen, raub- und mordgierigen Bevölkerung bewohnt, für alle Christen bis zum 18. Jahrhundert völlig verschlossene Länder und nur als Sklaven, beschimpft durch Mißhandlung, gebeugt unter dem Druck der Kette sahen einzelne Europäer, die ins Innere geschleppt worden, die Riesenskelete der alten Städte wieder, welche ihre Altvordern dort als Eroberer und Herrscher gegründet hatten."

Als endlich die meisten christlichen Staaten einen schmählichen Frieden mit den Raubstaaten gegen Tribut erkauft hatten, wurde es einigen christlichen Reisenden möglich, einige Strecken der Berberey zu durchwandern. In Tunis waren dergleichen Reisen weniger schwierig als in den westlichen Theilen. So gelang es im achtzehnten Jahrhundert Peyssonel, Shaw, Bruce und Desfontaines die Regentschaft Tunis und einige Puncte von Algier zu bereisen; keiner von ihnen kam aber über den 35° nördlicher Breite hinaus. Seit Anfang unsers Jahrhunderts bis 1830 wurden solche Reisen nicht wiederholt, bis im letzterwähnten Jahre die Franzosen Algier in Besitz nahmen. Seitdem sind nun jene Gegenden, wenigstens so weit die Waffengewalt der Franzosen reicht, zum erstenmal seit einem Jahrtausend den Europäern wieder zugänglich geworden.

Von dieser günstigen Gelegenheit machte der Verfasser den vortheilhaftesten Gebrauch, um in Algerien naturwissenschaftliche Sammlungen zu veranstalten und die politischen und gesellschaftlichen Zustände Nordafrikas aus eigener Ansicht kennen zu lernen. Schon im Jahre 1334 hatte er einen kurzen Ausflug nach der afrikanischen Küste gemacht, von wo ihn indeß Privatverhältnisse bald wieder nach Europa zurückriefen. „Aber die Schönheit des numidischen Küstenlandes, der Anblick des alten Atlas, dessen geheimnißvolles Inneres der Räthsel noch so viele birgt, das bunte afrikanische Leben, das Gewühl von Völkern des verschiedensten Stammes, die sich durch Verkehr zu mischen begannen mit den eben so heterogenen Elementen europäischer Auswanderer von Nord und Süd" — dieß Alles brachte ihn zu dem festen Entschlusse, auf längere Zeit in Nordafrika zu verweilen. Im September 1836 reiste er deßhalb nach Paris und erhielt dort durch den Kriegsminister, die Professoren des naturhistorischen Museums, die Generale Dejean und Feisthamel Empfehlungsbriefe an die französischen Behörden und die bedeutendsten Militärs in Algier. In dieser Stadt langte er am 2. November an und fand daselbst die freundschaftlichste Aufnahme und die kräftigste Unterstützung von den Civil- und Militärbehörden.

„Meine Reisen," sagt der Verfasser, „fielen in eine sehr günstige Zeit. Ich begleitete die kriegerischen Züge nach Constantine, Belida, Reghaia. Nach dem Friedensschluße an der Tafna benützte ich die Ruhe des Landes, bereiste unter dem Schutze der Häuptlinge Abd-el-Kaders das Innere der Provinz Oran und besuchte mehrere interessante Gegenden, wie die Ebene Eggheres, Hammam-Sidi-Hanefiah, wohin die Franzosen noch nie gekommen sind. Mehrere der merkwürdigsten Puncte, welche ich in den Jahren 1837 und 1838 noch ohne große Gefahr besuchen konnte, sind jetzt unzugänglich. Nach Hammam-Meskhutin darf man sich ohne starke Bedeckung nicht mehr wagen, das Innere der Provinz Oran ist den Reisenden ganz verschlossen und selbst in der Umgegend Algiers, welche ich sechs Monate lang in allen Richtungen durchstreifte, kann man sich jetzt ohne augenscheinliche Lebensgefahr nicht von den Lagern entfernen. Auf den Ruinen von Rusgonia, in deren Mitte ich 1837 mit meinem Freunde Berbrugger mehrere Tage ruhig campirte, lagern gegenwärtig die Räuberbanden Ben-Salem's und der Alterthumsforscher kann dort nicht mehr unter den Trümmern umhersuchen."

Statt einen magern Auszug von einem Buche zu liefern, das doch selbst gelesen seyn muß, und das gewiß bald genug allgemein verbreitet seyn wird, begnügt sich Ref. in der Kürze den Inhalt anzugeben. Der erste Theil ist der geographischen Darstellung der Regentschaft Algiers gewidmet, von

der der Verfasser, wie schon erwähnt, einen ansehnlichen Theil selbst bereist hat. Sehr ausführlich ist die Hauptstadt geschildert und das Leben und Treiben der verschiedenen Volksstämme, aus welchen jetzt ihre Bevölkerung besteht. Ueber die Städte des Innern, welche er selbst nicht besuchen konnte, sammelte er Notizen von Eingebornen und Renegaten. Auf diese Weise erlangte er lehrreiche Aufschlüsse über die der Sahara angränzenden Gegenden, namentlich über das Land der Mosabiten.

Der zweyte Theil beginnt mit einer Schilderung der Völker der Regentschaft Algier; es sind dieß Araber, Kabylen, Mauren, Türken und Kuruglis, Juden, Neger, Mosabiten. Darauf folgt eine ausführliche Geschichte von Algier, namentlich der französischen Herrschaft; mit besonderer Ausführlichkeit ist die unter Damremont's Leitung ausgeführte Expedition nach Constantine, welcher der Verf. als Mitglied der Commission scientifique beywohnte, geschildert. Wenn man erfährt, daß im Laufe eines Jahrzehends 9 neue Gouverneure nach und nach die oberste Gewalt in Algier ausübten, von denen die meisten noch dazu keine gehörige Kenntniß der afrikanischen Völker hatten, und die nach den verschiedensten Ansichten verfuhren, so wird man sich freylich nicht wundern, daß die französische Herrschaft in der Regentschaft Algier noch so wenig gesichert und ausgebreitet ist.

Der dritte Band ist lediglich der Naturgeschichte gewidmet und von verschiedenen Verfassern bearbeitet. Die Säugthiere hat A. Wagner in München übernommen; Nathusius hat eine kurze Notiz über einige Fledermäuse, Spitzmäuse und die Hausmaus, R. Wagner in Göttingen Bemerkungen über den anatomischen Bau von Macroscelides Rozeti, und der Verfasser seine trefflichen Beobachtungen über das Vorkommen und die Lebensweise der in der Regentschaft aufgefundenen Säugthiere beygefügt. Dann folgen Bemerkungen über die Verbreitung und Lebensweise der Vögel der Berberey vom Verfasser. Die Amphibien hat Schlegel in Leyden bearbeitet, die Insekten Erichson in Berlin, die Schmetterlinge der Verfasser, die Arachniden und Myriapoden Koch, über letztere, so wie über die asselartigen Thiere hat auch Brandt in Petersburg seine Bemerkungen beygefügt. Roßmäßler in Tharandt hat eine Abhandlung über die geographische Verbreitung der europäischen Land- und Süßwasser-Mollusken mit besonderer Berücksichtigung der in der Regentschaft Algier gesammelten Arten geliefert, zu denen Dr. Erdl in München Beyträge zur Anatomie der Helicinen beygegeben hat. Ein Anhang handelt zuletzt von den physischen Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften in Algerien.

Ein reichhaltiges Material ist in diesem dritten Bande bearbeitet, dessen Werth noch erhöht wird durch den Atlas von 17 Kupfertafeln, auf welchen die wichtigsten unter den beschriebenen Thieren dargestellt sind. Eine schöne, nach den besten Hülfsmitteln bearbeitete Karte von der Regentschaft Algier erleichtert das Verständniß der geographischen Beschreibung und der Reisen des Verfassers.

Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces and the Panjab, in Ladakh and Kashmir etc.; from 1819 to 1825.

(Schluß.)

Die Dungars haben beynahe Alle spitzige, kegelförmig zulaufende Köpfe, was daher kommt, daß man den Kindern gleich nach der Geburt ein starkes Band um den Kopf schnürt. Westlich von Jasie ist der Derbend oder feste Paß von Tschitral. Von Getreidearten werden Weizen und Gerste angebaut. Obst kommt im Ueberfluße vor, besonders Trauben, und es wird hier sehr viel Wein gebaut; nach der Sage war Tschitral Afrasiab's Scharab-chana oder Weinkeller.

Wenn man, um nach Badakhschan zu gelangen, das Belut Tag Gebirge übersteigt, so ist der erste bedeutende Ort, zu dem man kommt, Pandscha, die Hauptstadt der Landschaft Wacham, von welcher ein Theil von Badakhschan, der andere von Jerkend abhängig ist. Sie liegt am Pandsch; dieser ist unter den Quellenflüßen des Oxus der be-

trächtlichste und entsteht durch die Vereinigung zweyer Bäche, wovon der eine im Pamer-Gebirge, der andere in den Bergen gen Mastutsch hin entspringt. Die Häuser sind aus Stein, und die Stadt hat zu ihrer Vertheidigung eine steinerne Feste, welche mit Erfolg einen Angriff der Chinesen ausgehalten hat. Die Jak-Ochsen sind hier sehr gemein. Der Radscha zieht sein Haupteinkommen aus dem Verkaufe von Sklaven; denn er darf jeden seiner Unterthanen, wenn es ihm beliebt, zum Sklaven machen.

Die Strasse von hier nach Jerkend zieht sich dem Laufe des Pandsch-Flusses entlang bis hin zu dessen Entstehungspunkt; er ist nämlich der Ausfluß eines großen Sees. Jenseits dieses Sees und durch eine Gebirgskette von ihm getrennt, befindet sich ein anderer, der Kara-kol oder Schwarzwasser-See; er ist von gleicher Größe wie der Dal-See in Kaschmir; es entspringt aus ihm ein Fluß, der bey Siri-kol vorüberströmt und in den Jerkend sich ergießt. Mitten im See befindet sich ein kleines Inselchen; darauf steht ein Haus, nach tibetanischem Geschmack aufgeputzt mit Fähnchen und den Köpfen und Schweifen von Jak-Thieren. Nach dem Volksglauben ist es auf dem Eiland nicht geheuer, und Dschins und Peris treiben hier ihr Wesen. Oft sehe man hier Lampen schimmern, höre Pferdegewieher und vernehme deutlich das Spiel musikalischer Instrumente. Zu Zeiten sey es gefährlich sich dem Rande des Sees zu nähern, wenn gerade die gespenstischen Bewohner der Insel nicht bey guter Laune seyen. Auf diesen Aberglauben vertrauend hat der Chadscha von Kaschgar, als er vor den Chinesen zurückweichen mußte, alle seine Schätze auf dem Eilande niedergelegt, und Niemand wagt es, sich an ihnen zu vergreifen.

Auf dem Pamergebirge wohnen Kirgisen, *) ein einfacher abergläubischer Menschenschlag. Sie bekennen sich zum Islam, nehmen es aber mit der Befolgung seiner Vorschriften nicht sehr genau. Sie leben unter Filzzelten und besitzen große Heerden von fettschwänzigen Schafen, Ziegen, Jaks, kleinen aber dauerhaften Pferden und einigen Kamelen. Einer ihrer Häuptlinge, Namens Gillim Bey, soll zwischen dreyßig und vierzig tausend Schafe und Ziegen, fünfhundert Jaks und zwey bis dreyhundert Kamele besessen haben. Um seine Behausung herum wohnten in hundert Hütten seine Untergebenen. Die Leute sind sehr genügsam und leicht zu Freunden gewonnen; gegen ein kleines Geschenk an Tabak kann man von ihnen Alles erlangen, was man braucht, Milch, Fleisch, Kaimak, was eine Art Sahne ist, und von ihnen selbst verfertigte Filze. Dasselbe sagt Sievers in den Briefen aus Sibirien. Pallas, Neue nordische Beyträge VII. 364. Wild, Ziegen und Rothwild giebt es hier in Ueberfluß, und die Geweihe dieser Thiere werden zu allerley nützlichen Zwecken verwendet.

*) Vrgl. gel. Anz. Bd. XI. S. 862.

Die dritte Abtheilung der Reisen Moorcrofts enthält die Beschreibung des Zuges nach Kaschmir, Peschawar, Kabul und Bochara und namentlich eine ausführliche Darstellung des Landes Kaschmir. Wir gedenken dieser Abtheilung einen dritten Artikel zu widmen und hiemit die Anzeige einiger anderer für die Geschichte Kaschmirs und Indiens wichtiger Werke zu verbinden, namentlich die Geschichte der Könige Kaschmirs, die unser Landsmann Herr Kapitän Troyer aus dem Sanscrit übersetzte und mit dem Texte, auf Kosten der asiatischen Gesellschaft zu Paris, herausgegeben hat (Râdjataranginî, Histoire des Rois du Kachmîr, traduite et comentée par M. A. Troyer. Paris 1840. 2 Vol. 8.).

Carl Fried. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.) Cassel, J. C. Krieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1839. XX. und 504. S. 8.

Die Anfänge eines Staats müssen immer unsere vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weil sie den Ausgangspunkt und mehr oder weniger den vorausbestimmenden Keim der gesammten nachfolgenden Entwickelung enthalten, und damit den wahren Schlüssel zum Verständnisse des fertigen und vollendeten Gebildes darbieten. Eine erhöhte Wichtigkeit wird solchen Forschungen da zukommen, wo sich eine Staatsverfassung trotz mancher gewaltsamer Erschütterung doch im Ganzen mit solcher fast organischen Stetigkeit und Consequenz entwickelt hat, wie dieß bey der römischen der Fall gewesen ist. Wenn nun gleichwohl seit Niebuhr kein nennenswerther Versuch gemacht worden ist, in selbständiger Weise ein umfassendes zusammenhängendes Bild der ältesten Römischen Verfassung herzustellen, so mag die Ursache theils in der Vorliebe liegen, mit welcher sich die Forschung auf einzelne Punkte der ältesten Geschichte, z. B. die Stammtribus, die Servianische Verfassung u. dgl. geworfen hat; der Hauptgrund aber scheint immer in dem überwältigenden Eindrucke zu suchen, den Niebuhr's großartige Forschungen, auch in Beziehung auf die Ursprünge des römischen Staats, hervorgebracht haben. Betrachtet man indeß diesen Theil von Niebuhr's Untersuchung näher, so ist er zuvörderst viel zu sehr mit den nationalen Elementen und Ursprüngen des römischen Volkes beschäftigt, mit den Stammtribus, den Curien, den Clienten, dem Gegensatze der Altbürger und der Gemeinde, als daß er zu einer wahrhaft concreten Durchforschung der Verfassung nach ihren speciellen Verzweigungen kommen könnte; ja die Ausführung eines solchen genauen und selbständigen Bildes dieser ältesten Verfassung kann überhaupt für ihn keine eigentliche Aufgabe seyn, da nach seiner Ansicht durch die Vertreibung der Könige in den Principien der Verfassung, in dem Verhältnisse der einzelnen Gewalten, nichts Wesentliches geändert worden ist: so daß bey ihm nicht das Räthsel der spätern Zeit aus der ältern Zeit gelöst, sondern vielmehr das Dunkel der letztern aus der erstern erhellt wird.

Während nun so noch das neueste Werk über römische Verfassungsgeschichte (von Göttling) gänzlich in den Grundideen Niebuhr's verfangen ist, erscheint fast gleichzeitig mit demselben das oben verzeichnete Buch eines Verfassers, der damit die Schuld eines langen literärischen Stillschweigens auf eine glänzende Weise abträgt: es erscheint als ein Versuch, „die Hauptlehren der ältern Verfassungsgeschichte mit einer gewissen Unabhängigkeit von den Voraussetzungen zu behandeln, welche dem Werke Niebuhr's zu Grunde liegen."

Es wäre eine übelverstandene Pietät gegen den großen Restaurator der römischen Geschichtsforschung, wollte man das Unternehmen des Verf. wegen dieser Tendenz von Vorne herein für einen Mißgriff und Irrthum erklären. Niebuhr selbst, bey aller Stärke seiner Ueberzeugung von dem, was er als Wahrheit erschaut zu haben glaubte, war am weitesten von der Meynung entfernt, die Forschung für immer abgeschlossen und die absolute für alle Zeiten unantastbare Wahrheit gefunden zu haben: dieß

beweist die Rastlosigkeit, mit welcher er die Prüfung so vieler Punkte seines Werks immer wieder von neuem aufnahm. In der That wäre es auch nicht richtig, die unvergängliche Leistung und das ewige Verdienst Niebuhr's in eine Summe bestimmter Entdeckungen und Resultate zu setzen; sie ist vielmehr in seiner Methode zu suchen, in dem Ziele, welches er der Forschung vorsteckt und in den Mitteln, die er zur Erreichung dieses Zieles anwendet. Das, worin Niebuhr für immer das große Muster bleiben wird, ist der wahrhaft pragmatische Sinn, mit welchem er durch die äußere Schale hindurch auf den innern lebendigen Kern der Verhältnisse und Ereignisse eindringt, und das lösende Wort für den Geist der Geschichte zu finden sucht; es ist die fast schöpferische Kraft, mit welcher er die Ueberreste der Ueberlieferung ausbeutet, ergänzt und verbindet, und oft wie aus einem Knochen den lebendigen Organismus zu construiren weiß. Eben darum aber ist allerdings eine Forschung in Niebuhr's Geiste ohne seine Resultate denkbar und Ref. glaubt, das oben verzeichnete Werk in jedem Betracht als eine solche charakterisiren zu dürfen, wenn anders das, was er in dem Buche gefunden hat, hinreicht, ein solches Urtheil zu begründen.

Der Verf. baut überall auf eine gediegene und umfassende, aus selbständiger Forschung geschöpfte Kenntniß des Alterthums. Er beherrscht seinen Stoff mit vollkommener Meisterschaft und weiß mit glücklichem Scharfsinn den alten Ueberlieferungen oft einen überraschend reichen Inhalt abzugewinnen und durch Verbindung des scheinbar vereinzelten und entfernten über viele Thatsachen ein ganz neues Licht zu verbreiten. Er dringt endlich überall ein in das innere Leben und in den Geist der Verhältnisse, erforscht ihre Wurzel sowie das bewegende Princip ihrer Fortgestaltung, und indem er so ein wahrhaftes Verständniß zu begründen sucht, weiß er sich rein zu erhalten von aller Zurechtmacherey und „überkäppischen" Pseudophilosophie, und verläßt nie den sichern Boden menschlicher und geschichtlicher Wahrscheinlichkeit.

Das Bild, welches der Verfasser auf seinem Wege von der ältesten Römischen Verfassung gewinnt, weicht freylich von Grund aus ab von den Ansichten Niebuhr's. Während dieser letztere die eigentliche Staatsgewalt vom Anfang an der Versammlung der herrschenden Bürgerschaft beylegt, und in dem Könige eben nur den höchsten Beamten erblickt, ist unserem Verf. das Königthum der eigentliche Mittel- und Ausgangspunkt des römischen Staats. Der König hat den Staat gestiftet und gemacht; durch hohe Zeichen ist er von den Göttern als das Oberhaupt desselben anerkannt; er vereinigt daher alle Staatsgewalt in seiner Hand, alle Beamte erscheinen als seine Bevollmächtigten, der Senat ist sein Rathgeber, an dessen Meynung er aber keineswegs gebunden ist, das Volk endlich ist ihm zum Gehorsam verpflichtet, es legt sich durch die Annahme der leges nur eine erhöhte Verbindlichkeit auf. Seine Gewalt erhält der König nicht durch die Wahl des Volks, sondern durch die Creation des Vorgängers und die Auspicien, ein Grundsatz der bis zuletzt auch bey den republicanischen Magistraten gilt. Nach dem vorübergehenden Versuche des Servius Tullius erleidet der Charakter der Verfassung erst durch die Vertreibung der Könige eine wesentliche Aenderung, indem die einjährigen Magistrate, die immer wieder in den Privatstand zurücktreten, von selbst zu dem Volke eine ganz andere Stellung haben, als die lebenslänglichen Könige. Eine ganz neue Periode beginnt aber seit der Ausbildung der plebejischen Verfassung. Seitdem bestehen 2 Verfassungen neben einander, die patricische in den Magistraten und deren Attributen, die plebejische in den Tribunen und der Versammlung der Plebs. Beyde Verfassungen verbinden und ergänzen sich immer mehr und das Gleichgewicht und die Verschmelzung der scheinbar widerstrebenden Elemente stellt sich vornehmlich in der Blüthezeit des römischen Staats von der Mitte des fünften bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts der Stadt dar. (S. 1. f.)

Das Verfahren, durch welches der Verf. zu diesen Ergebnissen gelangt, ist dieß, daß er von dem ausgeht, was sich als die übereinstimmende Ansicht der klassischen Autoren über die älteste Verfassung Roms herausstellt; uralte Rechts- und Geschäftsformeln, technische Ausdrücke, einzelne Ereignisse, in denen gleichsam ein Rechtsbegriff ver-

körpert ward, die spätere Gestaltung einer politischen Institution, die Analogie des italischen und griechischen Alterthums — bilden sodann die weitern Anhaltspuncte für eine lebendige und concrete Entwickelung und Formirung jener Grundansichten, und machen es dem Verf. möglich, ein Bild dieser ältesten Verfassung nicht nur in allgemeinen Zügen, sondern mit lebendiger Specialität und Bestimmtheit in vielen einzelnen Puncten, herzustellen. In der Behandlung der alten Zeugnisse weicht aber unser Verf. wesentlich von Niebuhr ab. Auch er ist überzeugt, daß die Kritik der neueren Zeit den Glauben an die historische Wahrheit der Nachrichten über die frühere Geschichte Roms mit solcher Kraft und solchem Erfolge erschüttert hat, daß eine Wiederherstellung desselben in seinen ehemaligen Zustand weder zu erwarten noch selbst zu wünschen ist, daß die Forschung nur auf dem Wege zu positiven Resultaten gelangen kann, den Niebuhr mit großem Beyspiele vorangegangen ist, nämlich durch das Eindringen in die Natur der vorhandenen Ueberlieferungen, durch die Sonderung derselben je nach ihrem Ursprung und durch das Streben, die dadurch gewonnenen festen Puncte zu einem Ganzen zu verbinden, um so doch wenigstens eine Reihe von Hauptereignissen und Hauptverhältnissen zu sichern (S. V.). Er scheidet ferner mit Niebuhr zwey Classen von Ueberlieferungen, die einen mehr antiquarischer Natur, die Traditionen über die Verfassung und die damit verbundenen religiösen und Rechtsinstitute, die anderen mehr eigentlich historischer Natur, theils Erzählungen von Kriegen, von Verhältnissen zu den benachbarten Völkern, von Schicksalen berühmter Personen, und erkennt den ersteren einen ganz andern Grad von Glaubwürdigkeit zu, als den letzteren, da sie schon frühzeitig zum Theil aufgezeichnet worden sind, sich jedenfalls an fortbestehende Institute anknüpfen u. s. w. Dagegen weicht er in der wirklichen Anwendung dieses letzteren Satzes entschieden von Niebuhr ab. Denn während Niebuhr bey den classischen Schriftstellern nicht nur einzelne Irrthümer, sondern völlig verkehrte Grundbegriffe über die Natur und den Fortgang der ältesten Verfassung voraussetzt, und die wahre Kenntniß derselben aus halberloschenen Spuren und aus Notizen und Ausdrücken folgern will, die an dem Orte, wo sie stehen, unvollkommen wieder gegeben, von dem, der sie mittheilt, halb oder falsch verstanden seyn sollen, — so geht unser Verf. davon aus, daß es nur eine einzige Verfassungsgeschichte gegeben habe, deren Grundzüge übereinstimmend wiederkehren, so daß eine Verschiedenheit nur in Beziehung auf einzelne Angaben, auf den Grad der Genauigkeit und Richtigkeit wahrzunehmen ist, indem die wirklichen Abweichungen theils faktische Vorgänge, keine Rechtsverhältnisse betreffen, theils sich aus der Natur der Tradition oder der Schriftsteller erklären, überall aber nicht erheblich genug sind, um die Gesammtheit der Nachrichten in ihrem Kerne anzugreifen. (S. 13, 14) Der Kritik kömmt also lediglich der Beruf zu, überall die gründlicheren und sorgfältigeren Zeugnisse aufzusuchen, von ihnen die werthloseren oder irrigeren zu prüfen, keineswegs aber darf sie ganze Reihen von Angaben verwerfen, ja bey guten Schriftstellern darf sie nicht einmal einzelne Angaben ohne bewußten Grund übergehen, wenn sie ihnen nicht klar ausgesprochene bessere entgegenzustellen hat. Und so stellt sich die Hauptaufgabe der Wissenschaft dahin, die staatsrechtlichen Begriffe der Römer auf ihrem eigenen Boden zu gewinnen. (S. 15.)

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

De Courson, Essai sur l'histoire, la langue et les institutions de la Bretagne Armoricaine. Paris 1840. 8.

M. Court, Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards sous le règne de Louis XIV. Vol. 1 — 3. Alais 1819. 8.

A. Chéruel, Histoire de Rouen sous la domination anglaise au quinzième siècle, suivie de pièces justificatives. Publiées pour la première

fois d'après les manuscrits des archives municipales de Rouen. Rouen 1840. 8.

N. F. Gravier, Histoire de la ville épiscopale et de l'arrondissement de Saint-Dié, departement des Vosges, sous le gouvernement théocratique de quatre monastéres, en opposition avec les ducs de Lorraine et les princes constitutionnels de Salm. Espinal 1836. 8.

André Imberdis, Histoire des guerres religieuses en Auvergne, pendant les XVI. et XVII. siècles. Moulins 1840.

Heinr. Laube, Französische Lustschlösser. Th. 1 — 3. Mannheim 1840. 8.

Leroy et Dinaux, Archives historiques et litéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Nouvelle Série. T. I. livr, 1 — 5. II. livr. 1 — 5. Valenciennes 1837. 8.

Mémoires et documents pour servir à l'histoire de la Franche-Comté, publiés par l'académie de Besançon. Vol. 1 2. Besançon 1838. 8.

Franc. Mandet, Histoire des guerres civiles, politiques et religieuses dans les montagnes du Velay, pendant le seizième siècle. Paris 1840. 8.

Franc. Michel, Histoire des ducs de Normandie et des rois d'Angleterre, publiée en entier pour la première fois, d'après deux manuscrits de la bibliothèque du roi; suivie de la relation du Tournoi de Ham, par Sarrazin, trouvère du XIII. siècle. Paris 1840. 8.

Souvenirs de la Marquise de Créquy de 1710 à 1803. Vol. 1 — 9. Paris 1840. 8.

M. Capefigue, L'Europe pendant le consulat de l'empire de Napoléon. Vol. 5 — 10. Paris 1840. 8.

Gisquet, Mémoires. Ecrits par lui-même. Vol. 1 — 4. Paris 1840. 8.

C. G. Hello, Philosophie de l'histoire de France. Paris 1840. 8.

Otto Fr. v. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. Dresden 1840. 8.

Thomas Greenwood, History of the Germans. Book I. Barbaric period. London 1836. 4.

Dr. Alex. v. Lengerke, Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten. Th. 1. Braunschweig 1840.

Dr. Ferd. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten, oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. Th. I, Berlin 1840. 8.

Friedr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweyte verbesserte Aufl. Lief. 1 — 6. Leipzig 1840. 8.

Joh. Ant. Jos. Hansen, Treviris oder Trierisches Archiv für Vaterlandskunde. Heft 2. Trier 1840. 8.

Dr. H. F. Keler, Geschichte der Grafen von Helfenstein. Ulm 1840.

Theo. Jos. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins oder des Erzstiftes Cöln, der Fürstenthümer Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark und des Reichsstiftes Elten, Essen und Werder. Bd. I. von den Jahren 779 — 1200. Düsseldorf 1840. 4.

G. Landau, Die Ritter-Gesellschaften in Hessen während des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Kassel 1840.

Fr. Müller, Geschichte des Burgschlosses Ravensberg in Westphalen. Osnabrück 1839. 8.

C. H. Nieberling, Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster und der angränzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen ꝛc. Bd. I. Vechta 1840. 8.

Christ. Quix, Geschichte der Stadt Aachen nach Quellen bearbeitet. Bd. 1. 2. Aachen 1840 — 41. 4.

F. A. M. Frhr. v. Ritgen, Das Medicinalwesen des Großherzogthums Hessen in seinen gesetzlichen Bestimmungen dargestellt. Bd. 1. Darmstadt 1840. 8.

Ed. Schmid, Die Lobdeburg bey Jena. Jena 1840. 8.

Dr. H. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freyburg im Breisgau. Th. 1. 2. Freyburg 1829. 8.

Ludw. Bechstein, Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. Bd. I. 2 — 4. Leipzig 1840. 8.

Jos. Chmel, Materialien zur österreichischen Geschichte. Bd. II. Abth. 2. Wien 1840. 4.

Pia Desideria für Ungarn. Leipzig 1840. 8.

Anton von Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken.

Gesandtschaft König Ferdinand I. an Sultan Suleiman I. 1527. Wien 1840. 4.

— — — — — — 1528 — 1529. Wien 1840. 4.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.
Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

(Fortsetzung.)

Der Verf. hat nach der Meynung des Ref. bey dieser Frage über die Autorität der classischen Quellen den wesentlichen Punct, um welchen sich alles dreht, nicht angedeutet. Daß in dem Zeitalter Cicero's mit dem praktischen Interesse für die staatsrechtlichen Institute und deren Geschichte sich auch das wissenschaftliche Interesse wirksamer als je verbunden hat, daß bey dem innigen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit im römischen Staatswesen ein Staatsmann nothwendig auch Geschichtskenner seyn mußte, daß bey dieser Verbindung des Lebens mit der Gelehrsamkeit die historischen Hauptbegriffe ein Gemeingut der Unterrichteten und Gebildeten waren, daß es nach allen Ueberlieferungen der nur irgend beachtenswerthen Literatur nur eine Verfassungsgeschichte gegeben hat, — dieß sind Sätze, die man einerseits dem Verfasser nur mit großen Einschränkungen zugeben kann, und die auf der andern Seite eben doch nur ein allgemeines Zutrauen zu jenen Autoritäten zu begründen geeignet sind. Es sind jedenfalls bloß Gründe der äußern Glaubwürdigkeit, der historischen Kritik muß aber der innere Gehalt der Nachrichten selbst die Hauptsache bleiben. Sie müssen verworfen werden ohne Ansehen der Person, wenn jener Inhalt unglaublich oder unwahrscheinlich ist, und daher handelt Niebuhr ganz im Sinne der historischen Kritik, wenn er Nachrichten des Lydus z. B. denen von Varro oder Cicero vorzieht, weil ihm die ersten aber nicht die zweyten die historische Wahrheit zu enthalten scheinen. Auf der andern Seite ist es aber eben so klar, daß die historische Kritik, wenn sie nicht aus einem Probierstein der Wahrheit ein Werkzeug der subjektiven regellosen Willkühr werden soll, nur aus klaren und bestimmten Gründen Zeugnisse, welche die äußere Autorität für sich haben, verwerfen und hintansetzen darf. Wenn es daher gelingt, aus den Baustücken der classischen Ueberlieferung die alte Verfassung Rom's so herzustellen, daß der Bau in sich und mit der historischen Wahrscheinlichkeit übereinstimmt, daß sich die späteren Aenderungen und Erweiterungen ungezwungen und harmonisch anreihen, so ist eben dadurch, durch den Beweis der innern Glaubwürdigkeit, auch die äußere Autorität wahrhaft kritisch erwiesen und hergestellt. Der Gehalt dessen, was der Verfasser aus den classischen Alten ableiten kann, im Einzelnen und im Ganzen ist es allein, was seine Rückkehr zu ihrer Autorität rechtfertigen, die seiner Leser veranlassen kann.

Ehe Ref. dazu übergeht, muß er von der Oekonomie des Werkes Nachricht geben. Diese hängt genau mit der oben angedeuteten Totalanschauung des Verfassers von dem Entwicklungsgange der römischen Verfassung zusammen. Der erste Theil der Untersuchungen soll die beyden staatsrechtlichen Systeme, das patricische und das plebejische, nach ihrem Wesen, ihrer Entwicklung und Verbindung zu einem Ganzen darstellen. Dieser erste Theil soll in zwey Bücher zerfallen. Das erste Buch hat ausschließlich die alte patricische Verfassung nach ihren Grundbegriffen und Hauptinstituten zu betrachten, wobey die Untersuchung oft in die späteren Zeiträume hinabgeführt wird, um dort die Spuren

zu entdecken, die vermittelst eines sichern Fadens ins Alterthum zurückführen. Das zweyte Buch soll vorzugsweise die plebejische Verfassung erörtern, die Entstehung derselben aus der Secession u. s. w. Von dem ersten Buche sind die fünf ersten Abschnitte der Untersuchung über die älteste Gestalt des römischen Staatswesens unter den Königen vor Servius bestimmt; die vier ersten entwickeln die staatsrechtlichen Begriffe dieser Zeit nach Anleitung der Quellen; der fünfte wird die hieraus gewonnenen Ansichten gegen die abweichenden Meynungen von Niebuhr rechtfertigen. Der sechste Abschnitt wird von der servianischen Verfassung, der siebente von den Veränderungen handeln, welche die patricische Verfassung in Folge der Abschaffung des Königthums erlitten hat.

Der vorliegende erste Band enthält nach einer Einleitung (S. 1 — 12) vier Untersuchungen, als so viele Abschnitte des ersten Buchs: von der Uebertragung der römischen Magistratur, von dem Königthum, von dem Senate und dem Patriciate, von den Volksversammlungen. Die Polemik gegen Niebuhr fehlt noch; schon dieser Umstand wird es entschuldigen, wenn sich diese Anzeige vorläufig mehr referirend verhält. Daß der Verf. nicht wie seit Niebuhr gewöhnlich ist, mit einer Forschung über die Elemente der römischen Nation beginnt, folgt aus seinem ganzen Standpuncte. Denn ihm ist ja das Königthum das Centrum des alten römischen Staats. Ref. will die Untersuchung über die Uebertragung der Magistratur nachfolgen lassen, und mit der über das **Königthum** (S. 107 — 143) beginnen.

Der erste König hat den Staat gestiftet: seine Gewalt ist daher eine ursprüngliche, nicht erst vom Volke verliehene; sie beruht auf ihren eigenen Grundlagen und fiel nicht einmal bey der Erledigung des Throns dem Volk anheim, wie das merkwürdige Institut des Interregnums darthut. Es giebt keine andere ursprüngliche Staatsgewalt als die des Königs; jede andere ist von ihr abgeleitet. Selbst die verschiedenen Priesterschaften führen ihren Ursprung und ihre Einsetzung sämmtlich auf die königliche Gewalt zurück; nicht weniger der Senat, die Patricier, selbst die Volksversammlung: ein klarer Ausdruck der nationalen Vorstellung, daß die Könige und sie allein alle constituirende Gewalt d. h. die Befugniß besaßen, die bestehenden Institute zu erweitern, fortzubilden, neue hinzuzufügen. Nirgends findet sich die Andeutung, daß die Könige bey neuen Anordnungen einer förmlichen Genehmigung der Patres oder der Volksversammlung bedurft hätten. Der einzige beabsichtigte Widerstand, den die Sage kennt, geht aus von einem Augur, im Namen der Götter. So wurden ferner die Könige als die Quelle alles Rechts betrachtet, des öffentlichen wie des Privatrechts. Als die Papirianische Sammlung des ältesten Gewohnheitsrechts entstand, drückte man jedem Satze das Siegel der Gültigkeit für das römische Volk dadurch auf, daß man ihn als lex regia irgend einem Könige zuschrieb. (Erst Servius Tullius hat einen vorübergehenden Versuch gemacht, die oberste Magistratur durch eigentliche Gesetze zu binden.) Die Kraft der Institutionen, die in der ältesten Verfassung neben dem Königthum bestanden, war nur eine moralische. Es giebt keine Verantwortlichkeit für den König, keinen legalen Widerstand gegen ihn. Wäre auch ein ihm mißfälliger Beschluß möglich gewesen, Niemand war, der ihn zu vollziehen die Befugniß hatte, wie ja auch noch im demokratischen Rom jede politische Thätigkeit irgend einer Staatskörperschaft von dem hohen Magistrate ausgieng. Was endlich die Mittel anlangt, durch welche die Könige ihr Ansehen aufrecht erhielten, so konnte ein durchgreifender Unterschied zwischen dem unbeschränkten militärischen Imperium der Könige und ihrem städtischen Imperium nicht statt finden: ihre Lictoren entfernen beym Eintritt in die Stadt die Beile nicht aus ihren Fascen, das Feldherrnamt, das Richteramt, ein Theil des Priesteramts bezeichnet den Umfang der königlichen Gewalt daher nicht hinreichend. Alles was das Wohl des Staates angieng, lag ihrer Fürsorge ob. Immer aber war das alte Königthum seinem Wesen nach keineswegs unbeschränkt. Die Existenz einer Volksversammlung erinnerte immer, daß es einen populus Romanus gebe, und eine Aristokratie, die sich im Besitze der Priesterthümer, der Beamtenstellen, des Senats befindet, die über eine zahlreiche Clientel gebietet, machte es zu einer schwie-

rigen Aufgabe, die Regierung anders als nach ihrem Willen und nach ihren Rathschlägen zu führen. Allein, daß es ihr an legalen Mitteln des Widerstands fehlte, dieß beweist gerade recht schlagend der Umstand, daß sie sich mißfälliger Könige nur durch Vertreibung oder Tödtung zu entledigen wußte.

Dieß sind die Hauptzüge, welche der Verf. aus der römischen Ueberlieferung vom Königthum entwickelt. Und so wohlbegründet sie von dieser Seite sind, so innerlich glaubwürdig und wahrscheinlich ist diese ganze Auffassung. Das römische Volk entstand unter der Herrschaft dieser Begriffe, wie der Verf. mit Recht bemerkt, indem zu der Zeit, als sich die älteste Verfassung Rom's bildete, das Königthum unter den benachbarten italienischen Völkern vorherrschend war. Roms kriegerische Stellung mußte dem Volke stärker als anderswo das Bedürfniß eines Oberhauptes mit durchgreifender Gewalt fühlbar machen. Die Könige führten den ununterbrochenen geheimnißvollen Verkehr mit den Schicksalsmächten, und so konnte der religiöse Glaube der Römer nur solchen öffentlichen Handlungen Giltigkeit beylegen, die von ihnen ausgiengen. Fragt man, worauf sich die entgegengesetzte Ansicht gründet, welche dem Könige nur einen Theil der öffentlichen Gewalt einräumt, und in ihm nur den obersten Heerführer, Priester und bürgerlichen Beamten erblickt, so kann sie für sich nichts erhebliches anführen, als die Stellung der republikanischen Magistrate zu dem Volke; diese trägt man auf die Könige über, indem man voraussetzt, daß die Vertreibung der Könige eben weiter nichts als an die Stelle von lebenslänglichen jährlich wechselnde Obrigkeiten gesetzt habe. Allein diese letztere Voraussetzung ist ganz unerwiesen und unwahrscheinlich; und gerade ein Institut der republicanischen Zeit, die Dictatur, liefert den unmittelbaren Beweis der alten königlichen Vollgewalt: denn die Dictatur ist, wie jeder weiß, nichts als die vorübergehende Wiederbelebung der alten königlichen Macht. *)

An die Abhandlung über das Königthum reiht sich die Untersuchung des Senats und des Patriciats (S. 144 bis 232).

---

*) Seine Bedenklichkeiten gegen die Grundansicht unseres Verfassers hat Göttling im dritten Anhange zu seiner Geschichte der Römischen Staatsverfassung, S. 510 f., auf eine freylich etwas tumultarische Weise niedergelegt. Es ist aber zunächst schon eine Ungenauigkeit, wenn die Ansicht Rubino's dahin angegeben wird, daß die römische Verfassung vor Servius Tullius eine vollkommene Theokratie gewesen sey, die dem Volke an sich kein Recht weiter gestattet habe, „als dasjenige, das der gotterwählte (?) Magistrat (oder der König) ihm zugestand.“ Eine Monarchie mit so bestimmten und charakteristischen Umrißen wie sich die römische nach Rubino's Forschungen darstellt, darf nicht in den vagen, unbestimmten Begriff einer Theokratie vernebelt werden, und Rubino erkennt ja die selbständige und ursprüngliche Berechtigung der andern Bestandtheile des Staats neben dem Könige ausdrücklich und mehrmals an. Daher trifft auch die Bemerkung, „daß die Latiner, die den römischen Staat gegründet haben, überhaupt keine theokratische Verfassung gehabt haben, daß sie gerade diejenigen sind, die vorzugsweise einen politischen Gesammtwillen im Volke anerkannten,“ diese Bemerkung trifft auch abgesehen von ihrem Gehalte die Theorie Rubinos nicht im Mindesten. „Ich habe nachgewiesen,“ fährt Göttling fort, „daß dem römischen Könige durch drey verschiedene Volksversammlungen drey besondere Gewalten gegeben wurden, die potestas, oder die Vorsteherschaft der bürgerlichen Verfassung, das Imperium, oder die Vorsteherschaft der militärischen Verfassung mit der Richtergewalt, die Inauguration und durch sie die Vorsteherschaft der geistlichen Verfassung. — Dieß aber ist ein bestimmter Beweis für die Volksgewalt.“ Eine Uebertragung der geistlichen Vorsteherschaft durch eine Volksversammlung ist jedenfalls eine ganz unzuläßige Annahme, welche nur die Liebe zur Symmetrie entschuldigt; auch eine solche Trennung von Imperium und Potestas aber ist aus der Luft gegriffen. Und Rubino hat eben auf das überzeugendste dargethan, daß die obrigkeitliche Gewalt, was auch ihre Bestandtheile seyn mögen, eben nicht durch die Volkswahl, sondern durch einen ganz andern Akt übertragen wurde. Wenn zuletzt zur Widerlegung Rubino's noch auf das Institut des Interregnums hingedeutet wird, — „warum hat der Römische König nie seinen Nachfolger sich selbst ernannt kraft dieser theokratischen Machtvollkommenheit, welche ihm zu-

Daß der Senat als eine berathende Behörde neben dem Könige stand, wird allgemein zugestanden. Auch der Verfasser geht von diesem Grundgedanken aus, weiß ihm aber eine so concrete Ausbildung nach allen Seiten zu geben, daß seine Untersuchung den ganzen Reiz der Neuheit hat. Der Senat ist das consilium regium, wie Cicero sagt, er ist eine Versammlung von Privaten, und hat kein anderes Recht als zu erwarten, daß er bey bedeutenderen Staatsangelegenheiten vom Könige berufen und um seinen Rath befragt werden würde. Dieß Verhältniß des Senats zum Könige erhält seine genauere Bestimmung und Bestätigung zunächst schon durch die Art, wie der Eintritt in denselben erlangt wird. Wer den Kern der ältesten Staatsverfassung in der Machtvollkommenheit des Volkes sucht, für den kann es freylich consequent scheinen, wenn er eine von der königlichen Potestät unabhängige Zusammensetzung desselben nach einem regelmäßigen Principe der Repräsentation annimmt, etwa eine Abordnung nach gentes (wie Walter), oder nach Decurien, „weil ja der Senat die eigentliche (?) Intelligenz des Volkes bildet und also (?) aus einer freyen Abordnung des Volkes hervorgehen muß" (Göttling S. 150).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

G. Goeth, Das Herzogthum Steyermark, geographisch, statistisch, topographisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen. Bd. 1. Wien 1840. 8.

kommen soll?" — so ist dem Verfasser entgangen, daß gerade nach der gewöhnlichen Ansicht, wenn die Volkswahl die Quelle der obrigkeitlichen Gewalt wäre, ein Interregnum etwas durchaus überflüssiges und unbegreifliches wäre. „Das Alterthum schuf aber nicht, wie zuweilen die neuere Zeit, Formen ohne Gewalt (Gehalt)." (S. 513).

Die Grundverfassungen der Sachsen in Siebenbürgen und ihre Schicksale. Herrmanstadt 1839. 8.

A. Edler von Krauß, Geschichte der österreichischen Gesetzgebung. Wien 1838. 8.

Landesmuseum im Herzogthum Krain. 1836 — 37. Laibach 1838. 8.

Dr. Aug. v. Malinkowski, Handbuch zunächst für k. k. österreichische Kameralbeamte. Enthaltend eine Darstellung der Finanzverfassung Oesterreichs, dann des österreichischen Gewerbs- und Kameral-Beamtenwesens. B. 1 — 3. Wien 1840. 8.

Joh. Springer, Statistik des österreichischen Kaiser-Staates. Th. 1. 2. Wien 1840. 8.

G. Wolny, Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert. Bd. VI. 1. 2. Iglauer Kreis. Brünn 1840. 8.

F. L. Bar. v. Medem, Die besten Pommerschen Chroniken. Abth. 1. Kanzow. Anclam 1840. 8.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 8. 1. Stettin 1840. 8.

J. D. H. Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840. 8.

Dr. Walther und Zeller, Die Medicinal-Polizey in den Preußischen Staaten. Th. 1 — 3. Quedlinburg 1829. 8.

Buchegg, die reichsfreye Herrschaft, ihre Grafen und Freyherren und die Landschaft Klein-Burgund. Bern 1840. 8.

J. Eschmann, Ergebniße der trigonometrischen Vermessungen in der Schweiz. Zürich 1840. 4.

Recueil diplomatique du Canton de Friburg. Vol. I. Friburg 1839.

J. J. Altmeyer, Histoire des relations commerciales et diplomatiques des Pays-Bas avec le Nord de l'Europe pendant le XVI. siècle. Bruxelles 1840. 8.

J. J. Dodt van Flensburg, Archief voor Kerkelyke en wereldsche Geschiedenissen, inzonderheid van Utrecht. Met eene Voorrede van H. J. Royaards. Utrecht 1838. 4.

Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles archives historiques, litéraires et scientifiques. Vol. 4 — 6. Gand 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

(Fortsetzung.)

Bedenkt man aber, daß in den historisch genau bekannten Zeiten die Censoren es waren, welche über den Sitz im Senat verfügten, daß dieses Recht aber auf die Censoren nur von der regia potestas der Könige und Consuln übergegangen seyn kann, da im Verlaufe der römischen Verfassung die Gewalt der Magistrate nicht zunahm, sondern immer mehr beschränkt wurde, so ist schon dieser Umstand Beweis genug, daß dem Könige die Auswahl der Senatoren nach seinem Ermessen zustand, ein Ermessen, welches an der Macht des als geschlossenes Ganze dem Könige gegenüber stehenden Adels freylich von je eine mächtige factische Schranke gehabt haben wird. Mit der Analogie der griechischen Verfassung, „welche durch die Latinen in Rom festgestellt worden," (Göttling S. 150, vrgl. S. 514,) reicht man damit so wenig aus, als mit der Stelle des Dionysius (11, 8, 12), deren unmittelbare Glaubwürdigkeit von allen Alterthumsforschern mit Recht angefochten ist und welche, wie der Verf. mit Recht bemerkt, in keinem Falle das Fundament abgeben kann, um sonst unbekannte Thatsachen zu begründen. — Eben so zeigten die Formen, in denen der Senat auch in späterer Zeit berufen und gehalten wurde, wie der König (später die höheren Magistrate) der allein mit der Gewalt bekleidete Vorgesetzte desselben war. Es war dem Ermessen des Magistrats überlassen, ob er den Senat berufen, welche Anträge er machen oder aufnehmen wollte, er war an keine Rangordnung gebunden, er konnte den Senatoren, welchen ihr Erscheinen eine Pflicht des Gehorsams ist, das Wort geben oder versagen. Der Beschluß des Senats selbst ist nichts als ein Gutachten. Ja er gilt als das Werk des Magistrats, der darüber hat abstimmen lassen (Magistratus facit SC.), und erst in den spätern Staatsveränderungen liegt die Erklärung, wie der Senat mit diesen Gutachten einen wesentlichen Theil der Staatsregierung handhabte.

Auf äußerst scharfsinnige Weise sucht nun weiter der Verf. die Regierungshandlungen genauer festzustellen, bey denen die Befragung des Senats für eine Pflicht galt, im Gegensatze zu andern, wo die Einholung seines Ausspruches willkührlich war. Das erste fand wohl ausschließlich bey Leitung der auswärtigen Verhältnisse Statt, und zwar zeigt der Verf. specieller, indem er in das Wesen der verschiedenen Gattungen von öffentlichen Akten eindringt, welche bey den Verhandlungen mit andern Völkern vorkommen, wie die Rechtsformen, welche bey der Ankündigung eines Krieges beobachtet wurden, den König gerade hier an das Gutachten des Senats binden mußten, während dieß bey der Abschließung von Friedensbündnissen nicht der Fall war. Daß man in Beziehung auf innere Angelegenheiten den König nicht an die Zustimmung oder Verwerfung des Senats gebunden hielt, schließt der Verf. besonders aus dem Umstande, daß die Schatzkammer der ausschließlichen Verfügung des Königs, nicht der des Senats unterworfen war; erst durch Valerius Publicola wurde die Schatzkammer in ein öffentliches Gebäude verlegt und der Verwaltung der Quästoren überlassen, eine wichtige Veränderung, durch welche der Se-

nat den Magistraten gegenüber in ein Verhältniß trat, ähnlich wie das der heutigen Stände gegenüber der Regierung. — Die richterliche Gewalt übten die Könige ganz unabhängig vom Senat. Dagegen machte die Seite des Staatswesens, die mit der Religion im Zusammenhang stand, die regelmäßige Zusammenberufung des Senats nothwendig, da dieser von je die Tradition darüber bewahrte.

An den Senat knüpft der Verf. die Geschichte des römischen Patriciats an. Die Auffassung des Gegensatzes zwischen den Patriciern und der Plebs gehört zu den kühnsten Ideen Niebuhr's und bildet in vielem Betracht die Grundlage seines ganzen Aufbaues. Die Patres oder die Patricier, denn er nimmt beydes ganz identisch, sind ihm die herrschende Bürgerschaft, die Altbürger, kein Adel als hervorragende Classe desselben Stammes, sondern ein adeliger Stamm, eine adelige Völkerschaft gegenüber der Plebs, die ohne politische Rechte, ohne Theilnahme an den Stammtribus, an den Curien und ihrer Versammlung, an den gentes, die unterthänige Gemeinde und ein Volksganzes für sich bilden, das hauptsächlich durch Eroberung in jenes Verhältniß zur herrschenden Bürgerschaft gerathen ist. Wer mit den classischen Quellen vertraut ist, weiß, daß diese Auffassung des Patriciats (nur dieß berührt uns hier) denselben fremd ist. Die Patricii sind ihnen die Abkömmlinge der Patres; Patres aber ist nach dem unwandelbaren Sprachgebrauch des ganzen römischen Alterthums die Anrede und Ehrenbenennung der Körperschaft des Senats. Die große Schwierigkeit ist aber nun eben, wie man sich den Zusammenhang des Adels mit dem Senat genauer denken soll. Die Hauptsätze des Verfassers sind folgende. Es gab bey den Römern wie bey allen italischen Völkerschaften einen Uradel, gebildet aus den Nachkommen von Fürstengeschlechtern, die nicht zur Regierung kamen, aus Priesterfamilien, aus sonst vornehmen Grundbesitzern, aus glücklichen Kriegern. Dieser ursprüngliche Adel ging aber unter in dem politischen Adel, welcher durch die Aufnahme in den Senat unter die Patres ertheilt wurde. Die dadurch erlangte Weihe ging über auf die Nachkommen: diese bilden als Abkömmlinge der Patres, als Patricii, eine bevorzugte Classe. Indem nun bey dem Erlöschen des Urkönigthums durch Romulus' Tod auf die von diesem in den Senat aufgenommenen Familien das Interregnum und die Auspicien übergingen, erhielten diese dadurch eine hohe Weihe und bilden so mit ihren Nachkommen eine abgeschlossene Classe, welche den Anspruch aufstellt, daß jede Theilnahme an der Regierung an ihren geweihten Kreis gebunden sey, so daß, wer außer dieser Classe stand, erst in ihre Reihen eingeführt seyn mußte, um jene Rechte in Anspruch zu nehmen. So wie also vorher aus den Principes die Patres und aus den Patres die Patricii hervorgingen, so werden nun die Patricii die Pflanzschule für die Patres wie für die Magistraturen. So oft daher von jetzt an von der Uebertragung einer Stelle in der Curie an solche die Rede ist, die den römischen Adel noch nicht besaßen, wird eine vorgängige Allection unter die Patricier erwähnt, so namentlich bey Numa vor seiner Wahl zum Könige. Im Verlaufe der Zeit sondert sich freylich immer mehr, was ursprünglich verbunden war, und bey der Begründung der Republik wird jedenfalls die lectio in senatum und die Erhebung in den Patricierstand als zwey ganz getrennte Akte betrachtet. — Obgleich ein vollständiges Urtheil über diese Ansichten des Verf. darum noch nicht möglich ist, weil sich über die damit so genau zusammenhängende Auffassung der Plebs und die Bildung des römischen Staats überhaupt bey dem Verf. vorerst nur Andeutungen finden und also jedenfalls noch die Polemik gegen Niebuhr abzuwarten ist, so muß doch jetzt schon so viel zugestanden werden, daß sie nicht nur die Autorität der Quellen, sondern auch eine große innere Wahrscheinlichkeit durch ihre einzelnen Stützpuncte und durch die Analogie für sich haben. Denn der Gedanke, daß die einmal erlangte politische Weihe unvergänglich sey und mit dem Blute auf die Nachkommen übertragen werde, ist auch das Princip der späteren republikanischen Nobilität.

Der Verf. beschließt diese Untersuchung durch eine sehr befriedigende Darstellung des Fundaments, auf welchem das Uebergewicht der patricischen Geschlechter über dem Volke beruhte, und des Einflusses, den die Patricier auf die Entwicklung des römischen Staates und Geistes gehabt haben. Er

setzt das erste vorzugsweise in den Besitz einer für heilig geachteten Wissenschaft. Dieser Besitz der politischen Wissenschaft im weitesten Sinne, im Zusammenhang mit welcher die Religionslehre ausgebildet wurde, gewährte ihnen eine große Würde und zugleich eine politische Macht dem Könige und dem Volke gegenüber, eine Macht, deren Grund sie als das Eigenthum ihres Standes zu bewahren wußten, und welche durch die Organisation der Priesterschaften nur erhöht werden konnte, indem diese nunmehr einen Mittelpunkt bildeten, von wo aus sich eine gleichförmige geistige Thätigkeit über den ganzen patricischen Stand verbreitete und alle Zweige des Staats- und Rechtswesens durchdrang. „So waren die Patricier wahrhaft die Bildner des römischen Staats und Volks, ihr Verdienst war es, die Anlagen zu allem gepflegt zu haben, was in diesem Großartiges und Wichtiges hervortrat, so wie sie für die Unterdrückung mancher geistiger und sittlicher Keime vorzugsweise verantwortlich sind.“

Die reichste Gabe in diesem Band ist in jedem Betrachte die Untersuchung über die Volksversammlung und ihre Gerechtsame in der Königszeit. (S. 232 — 500.)

Der gewöhnlichen Lehre, daß den Curiatcomitien von jeher der Beschluß über Krieg und Frieden, die legislative Gewalt, die Wahl des Königs und der übrigen Obrigkeiten zugestanden, stellt der Verf. den Satz gegenüber: die Comitien (natürlich die, quibus cum populo agebatur, über die calata comitia finden sich gute Bemerkungen S. 240 f.) haben lediglich die Bestimmung, bey wichtigen Vorgängen theils die Bereitwilligkeit des Volkes durch seine eigene Einwilligung zu gewinnen, theils dasselbe durch sein eigenes Wort strenger zum Gehorsam zu binden. *) Die Stelle des Dionysius, worin dieser der Volksversammlung in jener Zeit zuschreibt ἀρχαιρεσιάζειν τε καὶ νόμους ἐπικυροῦν, καὶ περὶ πολέμου διαγιγνώσκειν (II. 14) steht jedenfalls dieser Ansicht nicht im Wege. Es ist diese Angabe wie so viele andre bey demselben eine Abstraction, die sich der systematisirende Grieche aus einzelnen von den Annalisten überlieferten Thatsachen gebildet hat. Nur das Eindringen auf die einzelnen angeblichen Befugnisse der Volksversammlung kann hier Licht und Wahrheit verschaffen.

Der Verf. beginnt diese specielle Durchforschung bey der Theilnahme der Volksversammlung an den Beschlüssen über Krieg und Frieden. Daß diese Beschlüsse von Anfang an einer verschiedenen Behandlung unterlagen, zeigt, gegen die allgemeine Annahme, ganz evident der Gebrauch der Republik. Hier genehmigt den Krieg das Volk in den Centuriatcomitien; den Frieden bestätigt die Plebs in ihren Concilien auf Antrag der Tribunen: alle Rechte aber, die das Volk in den Tributcomitien ausübt, sind ganz unzweifelhaft erst später von ihm erworben worden. Eine Zuziehung des Volks zu Friedensschlüssen wird noch im Anfange der Republik nicht erwähnt, *) während bey Kriegserklärungen die Erzählung den jussus populi nicht so leicht vergißt. Mit glücklichem Scharfsinn weist der Verfasser den Wendepunkt nach; es war der caudinische Frieden mit seinen Folgen für die Feldherren, die denselben abgeschlossen hatten, der die große Lehre gab, daß es keine vollkommene Sicherheit für einen Staatsvertrag mehr gebe, wenn nicht die Volksversammlung dazu ermächtigt, oder ihn genehmigt hat: erst dadurch war die Möglichkeit abgeschnitten, eine Verpflichtung durch die Aufopferung der Beamten wieder aufzuheben. Von da an wird die Bestätigung der Bündnisse durch die Volksversammlung immer häufiger und ein Grundsatz des Staatsrechts. — Dagegen

*) Wenn Göttling a. a. O. S. 514 deßwegen dem Senate und den Volksversammlungen eine größere Bedeutung zuschreiben will, weil das Alterthum nicht, wie zuweilen die neuere Zeit, Formen ohne Gewalt schuf, „wenn ein Senat eingerichtet war und eine Volksversammlung, so mußten beyde auch Gewalt haben, sie mußten etwas bedeuten“ — so ist das letztere ganz richtig, aber sie können eben etwas bedeuten auch ohne Gewalt zu haben.

*) Es ist schwer einzusehen, wie Göttling a. a. O. S. 515. einen Beweis dagegen aus Liv. 1, 49 ableiten will, wo es vom letzten König heißt, bellum, pacem etc. injussu populi ac Senatus fecit diremitque, oder gar aus der Erwähnung des populus Romanus in den alten Formeln der Friedensschlüsse.

war die Mitwirkung der Volksversammlung bey Kriegserklärungen eine der frühsten, die sie ausgeübt hat; sie hatte aber anfänglich lediglich die Bedeutung, daß sich die Könige den Eifer und die Ausdauer des Volks durch dessen ausdrückliche Einwilligung und feyerliches Versprechen zusichern ließen. Daraus wurde in der Republik ein festes Recht und bey der Verbindung des Kriegsdienstes mit den Suffragien eine wesentliche Befugniß der großen Comitien.

(Fortsetzung folgt.)



K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Niederländisches Museum. Magazin für Geschichte, Literatur, Kunst und Kenntniß der öffentlichen Zustände in den Niederlanden. Herausgegeben von Dr. E. v. Münch. Bd. II. Lief. 1 — 3. Karlsruhe 1840. 8.

M. Nothomb, Travaux publics en Belgique 1830 — 39. Chemins de fer et routes ordinaires. Bruxelles 1840. 8.

Mr. Hendrik Van Wyn, Letter- en geschiedkundige Aanteekeningen op de rymkronyk van Jan Van Heelen, betreffende den Slag van Woeringen, in het jaar 1288. SGravenhage 1840. 4.

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. 2. Hamburg 1840. 8.

J. H. Biesner, Geschichte von Pommern und Rügen nebst angehängter Specialgeschichte des Klosters Eldena. Greifswald 1839.

Die Kur- und Hauptstadt Brandenburg oder geschichtliche Nachrichten von Brandenburg und dessen Alterthümern. Brandenburg 1840. 8.

Dr. C. E. Geppert, Chronik von Berlin. Heft 1 — 10. Berlin 1837 — 38. 8.

G. Gropius, Beyträge zur Geschichte Berlins. Heft 2. 3. Berlin 1840. 4.

Jonah Barrington, Histoire memoirs of Ireland; comprising secret records of the national convention, the rebellion and the union; with delineations of the principal characters connected with these transactions. Vol. 1. 2. London 1835. 4.

Will. Gilpin, Observations, relative chiefly to pituresque beauty, made in the year 1772, on several parts of England. Vol. 1. 2. London 1792. 8.

Will. Jones, Biographical sketches of the reform ministers; with a history of the passing of the reform bills and view of the state of Europe from the close of 1831, forming a continuation of „the life and times of William the fourth." London 1832. 8.

Joh. M. Kemble, Codex diplomaticus Aevi Saxonici. Vol. II. London 1839. 8.

Memorials of the Rebellion of 1569. London 1840. 8.

Henry Grey Macnab, Examen impartial des nouvelles vues de M. Robert Owen et de ses établissemens a New-Lanark en Ecosse, traduit de l'anglais par Laffon de Ladébat. Paris 1821. 8.

Cath. Sinclair, Shetland and the Shetlanders, or the northern circuit. Edinburgh 1840.

John Wade, British history, chronologically arranged; comprehending a classified analysis of events and occurences in church and state, and of the constitutional, political, commercial, intellectual and social progress of the united Kingdom, from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. London 1839. 8.

Leidfaden zur nordischen Alterthumskunde. Kopenhagen 1837. 8.

R. G. Latham, Norway and the Norwegians. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Neues staatsbürgerliches Magazin, mit besonderer Rücksicht auf das Herzogthum Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von N. Falck. Bd. 1 — 8. Schleswig 1832 — 39. 8.

A. L. J. Michelsen, Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte.

Bd. I. S. H. L. Urkunden bis zum Jahre 1300. Diplomatar des Klosters Preetz. Kiel 1839. 4.

(Fortsetzung folgt.)

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

(Fortsetzung).

Nicht minder überzeugend wird hiernächst nachgewiesen, daß die alte Volksversammlung, abgesehen von der Wahl des Königs, keinen Einfluß auf die Wahl der Obrigkeiten gehabt hat. Daß sich der König die beyden obersten Beamten, den tribunus celerum und den praefectus urbi aus eigener Machtvollkommenheit beygegeben hat, würde schon hinreichend durch die Befugniß des Dictators dargethan, sich seinen magister equitum — der alte tribunus celerum — und einen Vertreter in seiner Abwesenheit von Rom, den praefectus urbi, selbst zu ernennen, wenn auch die alten Ueberlieferungen nicht so unverkennbar den Satz enthielten, daß die Könige aus der Fülle ihrer Macht so viele Theile und Functionen, als sie wollten, an Stellvertreter und untergeordnete Beamte nach Gutdünken übertragen konnten. Was aber von den höhern Magistraten gilt, muß um so mehr auch bey den niedern Statt finden, und darauf deutet nicht nur die spätere Wahl dieser niedern Beamten in den Tributcomitien, welche erst in der Zeit der Republik wirksam wurden, und auf welche ganz entschieden kein altes Recht der Curiatcomitien übertragen worden ist, sondern, was die Hauptsache ist, auch alle Nachrichten über die einzelnen niedern Amtsstellen der ältesten Zeit. Der Verf. verweilt hier besonders bey den Quästoren und giebt uns eine treffliche Geschichte dieser Magistratur von ihrer Entstehung in der Königszeit bis zum ersten punischen Krieg. Er knüpft seine Entwicklung hauptsächlich an das klassische Zeugniß des Tacitus (Annal. XI. 22) an, der es ausdrücklich erwähnt, daß noch im Anfange der Republik die freye Auswahl der Quästoren den Consuln verblieben ist; die entgegenstehende Autorität des Junius Gracchanus verliert unter der eindringenden und gründlichen Kritik des Verf. alles Gewicht; treffend ist dabey die Bemerkung, daß es ein eben so großes Vorurtheil wäre, die ältern Annalisten und Schriftsteller den Autoren der ciceronischen und augustischen Zeit vorzuziehen, als die Vorstellung, daß man das Mittelalter im 17. und 18. Jahrhundert besser gekannt habe, als im 19., weil man ihm der Zeit nach um so viel näher stand. — An eine Theilnahme des Volkes an der Besetzung der Priesterthümer kann endlich schon um deßwillen in der früheren Zeit nicht gedacht werden, weil eine solche erst in der Zeit der sinkenden Republik und auch hier erst nach langem Kampfe zugelassen worden ist. So beschränkt sich denn das ἀρχαιρεσιάζειν, welches Dionysius dem Volke beylegt, welches er rhetorisirend bey der nächsten Wiederholung zur Wahl der Magistrate schlechthin steigert und amplificirt, lediglich auf die Wahl des Königs und auch hier ist die Mitwirkung des Volks das untergeordnete und secundäre. Die Wahl des Königs erscheint nämlich als eine vom Interrex ausgehende und von ihm mit Zustimmung des Volks, der Patres und der Götter vollzogene Ernennung: den Comitien wird dabey lediglich die Frage vorgelegt, ob sie den ihnen genannten neuen König als solchen anerkennen wollten, worauf die Antwort nur einstimmend oder verwerfend erfolgen konnte. Die Annahme band zwar das Volk, ertheilte aber keineswegs das Königthum; dazu war noch die auctoritas patrum nöthig und die Inauguration durch den Interrex.

Nach dieser Creation der Könige haben sich in der Zeit der Republik die meisten Magistratswahlen gebildet und daraus erklärt sich genügend, warum das Volk den Ausgangspunkt seiner Wahlbefugnisse in der spätern Zeit in der alten Wahl der Könige sucht.

Besonders glänzend erweist sich die Methode des Verfassers in der Prüfung der gesetzgebenden Gewalt der Volksversammlung. Daß schon in der Königszeit von der Volksversammlung sanctionirte Leges vorgekommen sind, zieht er natürlich nicht in Abrede; diese leges sollen aber keineswegs Gebote und Verordnungen gewesen seyn, welche das Volk gab, sondern Verpflichtungen, durch welche die Bande des Gehorsams befestigt und enger geknüpft werden sollten, und diesen paradoxen Satz weiß er so nach allen Seiten hin zu begründen, daß man wohl nicht wird umhin können, ihn an die Stelle der gewöhnlichen Ansicht treten zu lassen. Wir werden dafür zunächst schon durch eine einfache Hindeutung auf die technischen Bezeichnungen gewonnen. Durch alle Theile des Rechts geht eine Grundbedeutung von lex: es ist die Formel, durch welche man eine strenge Verbindlichkeit gegen einen andern auf sich nimmt. Wer die verpflichtende Formel dem andern vorschreibt, zur Annahme vorlegt, von dem heißt es, legem fert; wer sie annimmt und dadurch die Verpflichtung übernimmt, legem accipit. Am bekanntesten ist die Anwendung dieses Satzes im Civilrecht bey der Stipulation; aber so wie hier der Creditor fragt (rogat) und der Debitor diese rogatio annimmt, gerade so stellt der Magistrat seine rogatio an die Volksversammlung und diese verpflichtet sich ihm durch die Annahme gleich als durch eine eingegangene Verbalobligation. Wenn also den ersten Königen schon ein leges ferre ad populum zugeschrieben wird, so liegt darin nichts weiter, als daß sie bey gewissen Gelegenheiten das Volk nach einer gewissen Formel in Pflicht genommen haben. Wie sehr dieß der ganzen Stellung des Königs dem Volke gegenüber, so wie sie sich aus dem bisherigen Gang der Untersuchungen unseres Verf. ergeben hat, entspricht, ja wie diese Annahme allein mit ihr verträglich ist, liegt am Tage. Allein dieselben Bezeichnungen und Formeln werden auch bey den Leges aus der Zeit der Republik gebraucht, die doch unbestritten Gesetze in unserem Sinne des Wortes sind, Verfügungen und Befehle, und so kommt also Alles zunächst darauf an, ob sich eine solche veränderte Bedeutung der leges auf geschichtlichem Wege genügend erklären läßt. Dieß ist aber allerdings der Fall. Die Magistrate der Republik standen schon von dem Gesichtspuncte aus unter den leges, weil sie nach dem Ablaufe ihres Amtsjahres in den Privatstand zurücktraten und zur Verantwortung gezogen werden konnten; sie erscheinen als quivis ex populo; und so wurde den Plebisciten mit den Worten Gesetzeskraft beygelegt: ut — omnes Quirites tenerent, nachdem vorher die Patricier sich ihrer Geltung durch die einfache Berufung darauf entzogen hatten, daß die Beschlüsse der Plebs sie nicht binden könnten. Und eben aus jener Verantwortlichkeit der Magistrate und aus dem Einflusse, welchen man der Volksversammlung bey Gründung der Republik eingeräumt hatte, erklärt es sich, wie allmälig die Form der leges zur Bestimmung und Ordnung aller wichtigen öffentlichen Angelegenheiten gebraucht werden konnte. „Man benützte die vom Alterthum her vorhandene Form derselben, zuerst, um damit Garantien gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt aufzustellen, wie die leges über die Provocation und das Maß der Geldstrafen, späterhin um die Rechtssprechung der Willkühr zu entziehen, und dehnte so nach und nach, besonders seit die allgemeine Verbindlichkeit der Plebiscite anerkannt war, ihre Einwirkung auf die meisten Theile des Staatswesens aus." — In letzter Instanz kommt aber freylich alles auf die Beschaffenheit der aus der Königszeit überlieferten Beyspiele von leges an. Hier kommen hauptsächlich die lex curiata de imperio, dann die vorzugsweise sogenannten leges regiae in Betracht.

Wie wenig man sich seit Sigonius und Gruchius über Inhalt und Bedeutung der lex curiata de imperio hat vereinigen können, lehrt ein Blick auf die neuesten Forschungen. Nur das ist wohl jetzt allgemein zugestanden, daß die lex curiata von dem neuen Magistrate selbst und nicht etwa von seinem ihn creirenden Vorgänger beantragt wurde. Weil jener aber eben dazu das jus agendi cum populo bedurfte, so folgt, daß

er sich vor der Annahme jener lex de imperio im Besitze seines Amtes befinden mußte, und daß diese lex keineswegs die Bedingung seyn kann, von welcher die Ausübung aller Rechte und Geschäfte des Magistrats abhieng. Durch ein genaueres Eingehen auf die Functionen, welche die Magistrate unmittelbar nach dem Antritt ihres Amts vorzunehmen genöthigt oder gewohnt waren, läßt sich nun fast mathematisch darthun, daß es die Ausübung des militärischen und richterlichen Imperium war, welche durch die vorausgegangene lex curiata de imperio bedingt war, von welchem ersten auch die Befugniß abhieng, die (das Heer darstellenden) Centuriatcomitien zu berufen. Dieses Imperium ist also ein besonderer Bestandtheil der gesammten obrigkeitlichen Macht, es ist die hohe mit Zwangs- und Strafbefugniß ausgerüstete Gewalt über die Bürger, auf deren Seite die Pflicht des Gehorsams gegenübersteht. Von hier aus ergiebt sich nun, die obige Bedeutung der lex überhaupt vorausgesetzt, allerdings das innere Wesen der lex curiata de imperio auf eine einfache und befriedigende Weise, wenn man nur sich zugleich an den Grundsatz erinnern will, daß die Abschließung einer bindenden Obligation in eigener Person geschehen muß. Es ist nämlich jene lex die Formel, durch welche sich der creirte Magistrat in eigener Person vom versammelten Volke den Gehorsam und die Anerkennung seiner obrigkeitlichen Gewalt versprechen läßt, welche ihm das Volk bey der Creation in die Hand seines Vorgängers schon zugesagt hat. Tamen ipse de suo imperio curiatam legem tulit, sagt Cicero vom Numa, der zuerst jene lex rogirte. Eine Verweigerung dieser Anerkennung aber war selbst in den aufgeregtesten Zeiten unerhört: ein Beweis, wie sie der Sitte, den religiösen Begriffen und Herkommen widerstritten hätte. Allerdings führt einmal Cicero als den Zweck der lex curiata geradezu den an, damit das Volk durch sie zum zweytenmal sein Urtheil über die Magistrate aussprechen und dabey Gelegenheit erhalten soll, dasselbe zu verbessern. Allein er spricht zur Plebs und will die alte Verfassung absichtlich in einem recht populären Lichte des Gegensatzes willen hinstellen.

Der Verf. knüpft hieran noch zwey Untersuchungen über die Vertretung der Curiatcomitien durch die 30 Lictoren und über die Beziehung der lex curiata de imperio auf die minores magistratus. Er bringt die Veranlassung zur ersten Einführung jener abgekürzten Form mit den Maßregeln in Verbindung, durch welche sich Rom nach der Schlacht von Cannä auf einen Belagerungszustand vorbereitete, und gründet darauf eine neue Restitution der lückenhaften Stelle des Festus, vor dem Worte Trisulcum, welche in jeder Hinsicht der gäng und gäben vorzuziehen ist. (S. 383.) — Auch die Lösung jenes andern Räthsels muß Ref. für gelungen erachten. In der lex curiata de imperio regio war das Recht anerkannt, selbst gewählten Quästoren die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit zu übertragen. Dieß gieng auf die Consulen über und der alte Gebrauch blieb, auch nachdem die Wahl der Quästoren auf die Tributcomitien übergegangen war. Die Quästur, als die älteste unter den niedern Magistraten, war aber das Vorbild für alle übrigen.

Den leges regiae ist schon einmal in neuerer Zeit eine gründliche Untersuchung gewidmet worden, aber ausschließlich in formell-critischer Beziehung auf Aechtheit der einzelnen Fragmente u. s. w. Ihre ursprüngliche Natur und ihren staatsrechtlichen Character nachzuweisen, ist unserem Verf. verbehalten geblieben. Es stellen sich aber die als leges regiae überlieferten Sätze zum größten Theile heraus als religiöse Vorschriften, theils sind es civilrechtliche Bestimmungen, oder Normen, welche die Verbrechen und Strafen betreffen. Alle diese Sätze tragen den Stempel des ältesten, zum Theil selbst über den Ursprung des römischen Staats hinausliegenden Gewohnheitsrechts, jenes unmittelbaren, in den Tiefen des Volksbewußtseyns wurzelnden Rechts, welches durch keinen willkührlichen Akt erst hervorgebracht zu werden braucht; denen man das Prädikat eines königlichen Rechtes darum beylegt, um den ehrwürdigen Ursprung und die Heiligkeit desselben zu bezeichnen. Es ist bey den Religions-Begriffen und den priesterlichen Einrichtungen der Römer geradezu undenkbar, daß von der Urzeit der Stadt her Anordnungen über Opfer, heilige Gebräuche u. s. w. (der größte Theil jener leges) von den Beschlüssen einer Volksversammlung ab-

hängig gemacht worden seyen. Aber auch eine Gesetzgebung über Gegenstände des Rechts durch eine Volksversammlung widerspricht der Einfachheit eines ursprünglichen Volkszustandes; in diesem hat das nationale Recht sein Daseyn und seine Fortbildung in dem Gebrauche der Gerichte, und erst große politische Erschütterungen verbunden mit vorgerückter Cultur kann hierin eine Theilnahme des Volkes erzeugen. — In der That findet sich auch bey den Annalisten und bey den classischen Zeugen der römischen Geschichte keine andere Ansicht der Sache. Namentlich nennt Tacitus bedeutungsvoll genug erst den Servius Tullius sanctor legum, womit eben die leges dieses Königs als durchaus verschieden von den Maßregeln seiner Vorgänger dargestellt werden. Pomponius sieht allerdings in den leges regiae leges rogatae. Allein die Verworrenheit und Widersprüche dieses Juristen in allen Nachrichten, die die älteren römischen Zustände betreffen, ist zu grell, als daß seine Meynung in solchen Dingen ein beträchtliches Gewicht haben könnte. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Einen Beweis gegen diese Ansicht von den leges regiae findet Göttling a.a.O. S. 515 auch in dem königlichen Gesetze über die väterliche Gewalt bey Festus. Dieß könne aber nicht von dem König einseitig festgestellt worden seyn, da die väterliche Gewalt ein Sabinisches Institut sey, auf die andern Tribus aber nicht ohne deren Einwilligung hätte übertragen werden können. Leider ist weder ein solches Gesetz bekannt (vrgl. den Verf. selbst S. 101), noch ist der sabinische Ursprung der patria potestas irgend wahrscheinlich gemacht.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

C. A. Warmholtz, Bibliotheca historica Sveo-Gothica. Vol. 1 — 15. Upsala 1782 — 1817 8.

K. E. v. Baer und Gr. v. Helmersen, Beyträge zur Kenntniß des russischen Reichs und der angränzenden Länder Asiens. Th. 1 — 3. Petersburg 1839. 8.

La chronique de Nestor, traduite en français d'après l'édition impériale de Petersbourg, accompagnée de notes et d'un recueil de pièces inédites touchant les anciennes relations de la Russie avec la France par Louis Paris. Vol. 1. 2. Paris 1834 — 35. 8.

Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland. Pesth 1840. 8.

M. de Marlès, Histoire de Russie depuis l'origine de la monarchie jusqu'à nos jours. Paris 1840. 8.

Alex. Puschkin, Geschichte des Pugatschew'schen Aufruhrs. Aus dem Russischen von J. Brandeis. Stuttgart 1840.

Dr. G. Rein, Statistische Darstellung des Groß-Fürstenthums Finnland. Helsingfors 1839. 8.

Ami Boué, La Turquie d'Europe, ou observations sur la géographie, la géologie, l'histoire naturelle, la statistique, les moeures, les coutûmes, l'archéologie, l'agriculture, l'industrie, le commerce, les gouvernements divers, le clerge, l'histoire et l'état politique de cet empire. Vol. 1 — 4. Paris 1840. 8.

Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer Moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. Bd. 6. Leipzig 1839. 8.

Alph. de Lamartine, Vues, discours et articles sur la question d'Orient. Bruxelles 1841. 8.

E. Thal, Serbiens Neuzeit in geschichtlicher, politischer, topographischer, statistischer und culturhistorischer Hinsicht dargestellt. Wien 1840. 8.

Christ. Wordsworth, Greece, picturial, descriptive and historical. London 1840. 8.

Will. Campbell, British India in its relation to the decline of Hindooism and the progress of Christianity: containing remarks on the manners, customs and literature of the people. London 1839. 8.

A Digest of the Despatches on China, with a connecting narrative and comments. London 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

(Fortsetzung.)

Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Untersuchung über den Umfang und die Bedeutung der provocatio ad populum in der Königszeit. Das Recht des römischen Bürgers, durch ein einziges Wort Leib und Leben dem Imperium der Magistrate zu entziehen und unter die Gewähr eines Volksgerichts zu stellen, bildet in der Zeit der Republik einen hochwichtigen Bestandtheil der bürgerlichen Freyheit und kommt in einem sehr weiten Umfange vor. Es fragt sich nun, ob diese Provocation überhaupt schon in der Zeit des Königthums bestand, und, wenn diese Frage bejaht werden muß, welche Bedeutung und welcher Umfang derselben zukam. Wenn wir Niebuhr hören, so hatte das Institut der Provocation schon in den ältesten Zeiten dieselbe Ausdehnung, welche sie nur jemals in der Folge erreicht hat; nur daß sie anfänglich ein Standesvorrecht der Patricier war, indem sie erst durch die Lex Valeria in der Art auf die Plebejer ausgedehnt wurde, daß diese an ein besonderes Gericht der Tributcomitien appelliren konnten. (Vrgl. auch wieder Walter, RG., S. 853.) Gewiß paßt diese Ansicht trefflich in das ganze System Niebuhr's: denn die königliche Gewalt ist ja nur ein Ausfluß der Volksgewalt und das souveräne Volk wird ja ausschließlich durch die Patricier gebildet. Allein in eben dem Maaße ist sie von allen äußerlichen Beweisen entblößt. Denn die Freude der Plebs über die lex Valeria — ein Hauptgrund Niebuhr's — erklärt sich zur Genüge daraus, daß dieselbe der Plebs die erste und fast einzige Schutzwehr gegen Willkühr und Bedrückung der Magistrate gewährte, während der Adel durch seine Macht und seine ganze politische Stellung hinreichend geschützt war, und überdieß haben die Tribus in jenen Zeiten die Bestimmung einer Volksversammlung noch lange nicht gehabt. Die Zeugnisse der kundigsten alten Autoren stimmen allerdings darin überein, daß es schon zur Zeit der Könige eine Provocation gegeben hat, aber sie unterscheiden dieselbe ihrem Umfange und ihrer ganzen Beschaffenheit nach deutlich genug von der spätern; aus allem, was darüber vorkommt, geht hervor, daß dadurch das königliche Imperium weder in der Bestrafung des Ungehorsams noch in der der Verbrechen wesentlich gehemmt wurde. Eine Provocation gegen die disciplinarischen Straf- und Zwangsbefehle der Magistrate wird erst durch die Lex Valeria eingeführt. Erst Valerius Publicola hat die Beile aus den Fascen entfernt, während sie früher von den Königen wie später noch von den Diktatoren und den hohen Magistraten außerhalb der Bannmeile Roms geführt wurden, als Wahrzeichen ihrer durch keine Provocation geschmälerten Amtsgewalt.

So stellt sich als der erste feste Punkt der heraus, daß die Provocation nur gegen eigentliche Strafurtheile des Königs Raum findet. Aber gegen welche? dieß kann nur ein tieferes Eindringen in das alte Strafrecht und Strafverfahren ergeben. Zuvörderst muß hier wieder die Betrachtung der spätern Zeit zu Hilfe genommen werden. Wir finden in der Zeit der Republik zwey Hauptarten des peinlichen Verfahrens. Das eine bestand darin, daß sich ein mit hoher Gewalt bekleideter Richter mit einem Consilium zu einer Quästion niedersetzt,

und ein Urtheil fällt. Das andere war, daß niedere Beamte, duumviri perduellionis, Quästoren, Aedilen u. s. w. die Leitung des Processes übernahmen, und theils als Ankläger, theils als Richter auftraten. Diese doppelte Form des Strafverfahrens hat ihren Ursprung und ihr Vorbild in den Gebräuchen, die schon zur Zeit der Könige bestanden, freylich im umgekehrten Verhältniß, indem in der Republik in der Regel die Entscheidung vom Volke oder von dessen Bevollmächtigten ausgeht, während unter den Königen die eigene richterliche Gewalt derselben als die Regel und Grundlage des gesammten peinlichen Verfahrens erscheint. So wie nun in der Zeit der Republik die Provocation auf solche Strafurtheile beschränkt ist, welche die niedern Beamten selbst gefällt hatten, so muß auch für die Königszeit die Provocation auf solche Fälle beschränkt werden, wo der König die Urtheilsfällung nicht selbst vollzog, sondern einem von ihm eigens bestellten Beamten überließ. Alle Nachrichten stimmen denn auch darin überein, daß Alles, was die Römer aus der Königszeit her von Provocation und Volksgericht kannten, sich auf den Perduellionsprozeß bezogen habe (eine treffliche Kritik und Erklärung der Erzählungen über das Gericht des P. Horatius s. S. 490 f.). In der innern Begründung und Erklärung dieser Thatsache aus der Urgeschichte des römischen Strafrechts bewährt sich wieder der glückliche und tiefe Blick, den der Verf. in das Rechts- und Staatswesen des alten Roms gethan hat, und Ref. bedauert, daß er sich auf die Andeutung der Resultate dieser eben so geistvollen als besonnenen Untersuchung, welche einen der erfreulichsten Beyträge zur Geschichte des römischen Strafrechts enthält, beschränken muß. Drey Verbrechen waren es, die in den ältesten Zeiten peinlichen Gerichten und peinlicher Strafe verfallen sind; das parricidium, die proditio und perduellio. Verschieden wie der Begriff und Umfang dieser Verbrechen (dieß wird vom Verf. gegen die gewöhnliche Annahme sehr gut nachgewiesen. S. 466), ist auch der Gesichtspunkt, unter welchem dieselben gestraft werden. Denn während das parricidium eine Blutschuld auf das ganze Volk lädt, und die Bestrafung desselben die ethisch-religiöse Bedeutung einer Sühne hat, so steht der Verräther und der innere Friedensstörer seinem Volke als Feind gegenüber und gegen ihn ist ein Kriegsrecht begründet. Eben darum aber ist eine Einmischung des Volks in das Gericht über Blutschuld und die Verschuldungen, welche man allmählig dem parricidium für analog erklärt hatte, undenkbar. Dieses Gericht fällt einer geweihten Autorität anheim, also der königlichen, und in ihm können nur die Stimmen solcher Männer mitwirken, welche die politische Weihe und die Fähigkeit zu Priesterthümern mit dem Könige theilten, und allein das heilige Recht, sowie die damit verbundene Religionslehre bewahrten. Dagegen findet sich von Alters her bey allen antiken Völkern eine Theilnahme der Volksmenge an demjenigen Strafverfahren, womit der Staat nach einer Art von Kriegsrecht die Feinde in seiner Mitte richtet. Das ursprüngliche Verfahren war hier, daß das Volk den perduellis in seiner Entrüstung unmittelbar zum Tode bringt. Bey der Stellung, welche in Rom die Könige einnahmen, war es natürlich, daß ihnen auch die Gewalt zufiel, solche Verbrechen, welche zur Auflösung und Erschütterung der Staatsordnung unternommen wurden, zu richten; die Selbstthätigkeit des Volkes wurde aber dabey in geregelter und beschränkter Weise, als ein Ueberbleibsel ehemaliger Sitte, forterhalten. Das Perduellionsverfahren verbindet auf eine merkwürdige Weise die Volksgerichtsbarkeit mit der bey den Römern immer vorwaltenden Schonung der königlichen Würde (S. 483 f.). Der König tritt weder als Ankläger vor dem Volke auf, noch erkennt er ihm die höhere Entscheidung über einen von ihm ausgehenden Spruch zu; er gibt ihm lediglich Gelegenheit, auf geordnete Weise nach der Abtheilung der Curien seine Zustimmung zu der Züchtigung des Angeklagten, oder seine Verwendung für die Freygebung desselben auszusprechen, und so steht dieß Verfahren in der Mitte zwischen der ungeregelten Aeußerung des Volkswillens und des Volksurtheils, wie sie häufig in rohen Zuständen hervortritt, und dem geordneten Volksgerichte, wie es den gebildeten republikanischen Verfassungen des Alterthums eigen war.

Referent stellt den Bericht über den ersten Abschnitt, „von der Uebertragung der römischen Magistratur“ (S. 13 bis 106) an

den Schluß seiner Anzeige, weil derselbe keine ausschließliche Beziehung auf die Königszeit hat, sondern ein Princip erörtert, welches für alle Zeit als einer der tiefsten und stärksten Grundpfeiler des römischen Staatsrechts angesehen werden muß, und, den Verfall des Staats überdauernd, so lange eine wenigstens formelle Geltung behauptete, als überhaupt auch nur dem Namen nach ein Römisches Reich bestanden hat.

Es handelt sich hier nämlich um die Wurzel der obrigkeitlichen Gewalt, um dasjenige, worauf die Weihe, die unantastbare Berechtigung, die Legitimität der Magistrate beruhte. Der Verf. zeigt, wie diese letzte Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt nach dem Staatsrechte der Römer nicht, wie man gewöhnlich — meist stillschweigend — voraussetzt, die Wahl des Volkes ist, sondern die Uebertragung von dem bisherigen Inhaber. Der Besitz der Staatsgewalt ist nach den römischen Ansichten (die freylich, nicht bloß in diesem Punct, gar sehr von dem abweichen, was man sich so gemeinhin unter einer Republik vorstellt) eine Weihe, die nicht von dem ursprünglich profanen und damit nicht begabten Volke ertheilt werden kann, sondern nur von dem jedesmaligen Inhaber, dem sie selbst in rechtmäßiger Weise von seinem Vorgänger zugekommen ist. Die Einstimmung des Volkes dazu ist ein regelmäßiges, kein schlechthin nothwendiges, eben darum ein secundäres Erforderniß. Zum Beweise dieses Satzes weist uns der Verf. zunächst hin auf die Kunstsprache. Das creare, welches schon seiner Wurzel nach auf crescere deutet und nichts weiter heißt, als hervorbringen, ohne Hindeutung auf eine Wahl, wird da, wo es auf die Wahrung des staatsrechtlichen Sprachgebrauchs ankommt, gewöhnlich nicht dem in den Comitien stimmenden Volk, sondern lediglich dem Magistrate beygelegt, der entweder die Fülle seiner Gewalt oder einen Theil derselben, sey es auf einen Nachfolger oder auch auf einen untergeordneten Beamten überträgt. (S. 17, 18.) Daß die Schriftsteller der spätern Zeit in uneigentlicher populärer Rede oft auch dem Volke das creare zuschreiben, *) ist natürlich kein Beweis dagegen, da in der Republik allerdings immer der das Amt erhielt, den die Mehrheit in den Comitien bezeichnet hatte. Wie dem aber auch sey, die Handlung, welche die Amtsgewalt unmittelbar überträgt, die Renunciation geht allein von dem creirenden Magistrate aus. Ueber allen Zweifel weiß aber der Verf. das obige Princip durch zwey anerkannte merkwürdige Sätze des römischen Staatsrechts zu erheben. Der eine Satz ist der, daß Niemand eine höhere Würde verleihen kann als er selbst besitzt. Ein Consul kann nur wieder von einem Consul, ja auch ein Prätor kann nur von einem Consul creirt werden, nicht durch einen Prätor. Und doch hat auch der Prätor die auspicia maxima und kann an sich den Centuriat-Comitien so gut vorsitzen wie der Consul, zum klaren Beweise, daß das Verhältniß des Magistrats zur Wahl seines Nachfolgers nicht auf den aus dem Vorsitze und der Leitung der Wahlcomitien von selbst folgenden Einfluß desselben reducirt werden darf. Der andere Satz ist der, daß der Magistrat seine obrigkeitliche Gewalt innerhalb der Zeit, für die sie ihm übertragen worden, nur durch Abdication verlieren kann, aber nicht durch den Volkswillen — ein Satz, der in allen Parteykämpfen unangetastet blieb, bis er durch des älteren Gracchus maßlosen Eifer gebrochen wurde. „Die erste Absetzung eines wenn auch nur plebejischen Magistrats war daher auch ein Ereigniß, welches die Republik erschütterte und ein Zeichen ihres herannahenden Falls.“ (Vrgl. auch S. 501.)

*) Dazu gehört auch die angeblich uralte staatsrechtliche Formel, welche Göttling (a. a. O. S. 513) bey Livius I. 17 findet, in welcher Stelle allerdings dem populus ein creare beygelegt wird. Daß wir aber hier keine uralte Formel vor uns haben, geht aus der Fassung und dem Inhalt derselben (si dignum etc.) klar genug hervor.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Exposé statistique du Tunkin, de la Cochinchine, du Camboge, du Tsiampa, du Laos, du Lac-Tho. Vol. 1. 2. Londres 1811. 8.

Major Forbes, Eleven years in Ceylon. Comprising sketches of the field sports and natural history of that colony, and an account of its history and antiquities. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Marquis de Fortia d'Urban, Description de la Chine et des états tributaires de l'empereur. Vol. 1 — 3. Paris 1839. 8.

— — — — Histoire ante-diluvienne de la Chine, ou histoire de la Chine dans les tems anterieurs à l'an 2298 avant notre ére. Paris 1838. 8.

Gaubil, Traité de la chronologie chinoise, divisé en trois parties; composé par le père Gaubil, missionaire à la Chine, et publié pour servir de suite aux mémoires concernant les Chinois par M. Silvestre de Sacy. Paris 1814. 4.

The Hindoos. Vol. 1. 2. London 1834.

K. v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. Th. 1. 2. Stuttgart 1840.

M. Jomard, Etudes géographiques et historiques sur l'Arabie, accompagnées d'une carte de l'Asyr et d'une carte générale de l'Arabie; suivies de la relation du voyage de Mohammed-Aly dans le Fazogl avec des observations sur l'état des affaires en Arabie et en Egypte. Paris 1839. 8.

The New-Zealanders. London 1830. 8.

W. G. Osborne, The Court and Camp of Runjeet Sing. London 1840. 8.

J. S. Polack, Manners and customs of the New-Zealanders. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba. Livr. 16 — 20. Paris 1840. f.

Sketches civil and military of the island of Java and its immediate dependencies: comprising interesting details of Batavia and authentic particulars of the celebrated Poison-tree. London 1812. 8.

C. Sidori, Geschichte der Juden in Sachsen mit besonderer Rücksicht auf ihre Rechtsverhältnisse. Leipzig 1840.

J. W. Baum, Lambert von Avignon. Straßburg 1840. 8.

Rud. Binder, Schiller im Verhältniß zum Christenthum. Th. 1. 2. Stuttgart 1839. 8.

Mrs. W. Bradfort, Memoirs of the Princess Daschkaw, Lady of Honour to Catherine II. Empress of all the Russias. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

J. W. Cammerer, Johannes Brenz, der Würtembergische Reformator. Stuttgart 1840. 8.

Thomas Dibdin, The reminiscenses of the theatres royal, Covent-Garden, Drury-Lane, Haymarket etc. Vol. 1. 2. London 1827. 8.

The Georgian Era; Memoirs of the most eminent persons, who have flourished in Great-Britain, from the accession of George the first to the demise of George the fourth. Vol. 1. 2. London 1832. 8.

Fr. de la Motte Fouqué, Lebensgeschichte. Aufgezeichnet durch ihn selbst. Halle 1840. 8.

John S. Harford, The life of Thomas Burgess, late Lord Bishop of Salisbury. London 1840. 8.

Jul. Hartmann und K. Jäger, Johann Brenz. Bd. 1. Hamburg 1840. 8.

Mémoires du Chevalier d'Eon, par Fred. Gaillardet. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1837. 8.

Memoirs of the life and correspondence of Robert Morrisson (the first Protestant Missionary to China) Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Joh. H. Merk, Ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Oldenburg 1840.

H. H. Milman, The life of Edward Gibbon, with selections from his correspondence and illustrations. Paris 1840. 8.

J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Tübingen 1840. 8.

Ant. Schindler, Biographie von Ludwig von Beethoven. Münster 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840. Erster Band 362 Seiten mit 23 Abbildungen; zweyter Band 478 S. mit 12 Abbildungen.

Das Heimathland der erhabensten Schönheit und Fülle der Natur: Kaschmir, stehet als eine Majestät neben den andern Ländern der Erde da; der, welcher uns auf gebührende Weise bey dieser Majestät einführen soll, muß noch eine andere Berechtigung und Befähigung hierzu haben, als die eines gewöhnlichen Wegweisers sind. Daß dem Verfasser des eben genannten Werkes jene Berechtigung im vollen Maaße zukomme, das bezeugt uns der reiche Inhalt und die wohlgelungene Form des Buches. Referent freut sich, daß ein Deutscher es war, der diese Reise machte, und auf solche Weise sie beschrieb. So hoch man auch für ihre Zeit die Verdienste des französischen Reisenden Bernier um die Landeskunde von Kaschmir anschlagen möge und so viel sich auch noch aus Moorcrofts glücklich wieder aufgefundenem schriftlichem Nachlasse erwarten lässet, v. Hügels Werk wird dennoch unter jenen seiner Mitbewerber um die Palme den Preis behalten. Dieser unser Landsmann hat nicht bloß einen Reichthum der äußern Apparate und Vergünstigungen, er hat vor allem die inneren Mittel zu seinen Forschungen mit sich hinübergenommen über die Gränzmauer der Gebirge in das paradiesische Thal: eine seltene Klarheit des beschauende Sinnes, ein Gemüth, das für die hohe Bedeutenheit und Schönheit seines Gegenstandes höchst empfänglich und zugleich fähig war, das tief Empfundene auf eine tief ansprechende, würdevolle Weise darzustellen. Wir hoffen dieses Urtheil durch die nachstehenden Auszüge aus C. v. Hügels trefflichem Buche zu rechtfertigen.

Das Sprichwort: „und welches ohne allen Zweifel das irdische Paradies ist;" diese lobpreisende Formel, welche namentlich im nördlichen Indien jeder gebildete Eingeborner ausspricht, wenn er selber, oder wenn ein anderer den Namen von Kaschmir nennt, war schon im Voraus das kräftigste Mittel zur Anwerbung, als unser Reisender sich unter den Indiern nach Dienern umsahe, die ihn auf seiner Reise nach dem „irdischen Paradies" begleiten sollten. Der vornehmste unter diesen Dienern, vermöge der Kaste, aus welcher er stammte, war der Munschi oder Sekretär, mit Namen Thaker-Das, von Geburt ein Brahmin. Dieser, obgleich er kein Wort Englisch verstund, sondern nur im Lesen und Schreiben des Sanskrit und des Persischen erfahren war, leistete seinem Herrn im Verlauf der Reise die wesentlichsten Dienste, schon durch die Macht, welche ihm Stand wie Geburt über seine Glaubensgenossen gewährten. Drey andre Diener, einen Sirdar Birer oder Kammerdiener aus der Kriegerkaste, einen Kitmedgar oder Tafeldecker und einen Fackelträger hatte unser Reisender schon in Calcutta zu sich genommen; als Dolmetsch diente in Ermanglung eines brauchbaren älteren Mannes ein wahrhaft geistreicher 14jähriger Hindu-Knabe aus der vornehmeren Kriegerkaste, mit Namen Mohun Bier, und dieser versah, ohngeachtet seiner zarten Jugend, das ihm aufgetragene Amt auf rühmlichste Weise. Zu diesen Häuptern des dienenden Personals gesellten sich noch der indische Koch mit seinen beyden Gehülfen, der Gehülfe des Kammerdieners, dann ein eigner Diener für die Tabackspfeife, einer zum Auftragen und Präsentiren des Trinkwassers, ein andrer zum Herbeyholen desselben, ein Schneider, ein Herold, 2 Zimmerpor-

tiere, 2 Jäger, 2 Schmetterlingsfänger, 2 Gärtner zum Einsammeln der Pflanzensämereyen, 2 Zeltschläger u. a. m., so daß fürs erste die Zahl der Bedienten sich auf 37, jene der Träger auf 60, ja daß bey der Ankunft im Reiche des Ranjiet (Randschid) Singh, jenseits des Sutlejflußes die Summe des ganzen Gefolges sich auf 150 Mann belief. Dazu kamen noch die Maulthiere und die Pferde, von der dauerhaften und trefflichen Race der Ghunts (Gebirgspferde), welche ihren Reiter sichern Schrittes auch über die gefahrvollsten Gebirgspässe hinübertragen. Unser edler Landsmann war durch seine äußern Verhältnisse in den Stand gesetzt, sich unbedenklich alles das zu gewähren, was eine solche mühevolle Reise, welche die Kräfte des Lebens so gänzlich in Anspruch nimmt, erleichtern und erträgbar machen kann; überdieß ist der Lohn, den selbst die höher gestellten Diener in Indien bekommen (3 bis 4 fl. monatlich, wenn man ihnen nicht für zerbrochne oder verwahrloste Geräthschaften und andere Dinge noch einen besondern Abzug von dieser Summe gemacht hat) für den bemittelten Europäer keine sehr große Beschwerde.

Drey verschiedene Wege kann der Reisende aus dem nördlichen Indien nach Kaschmir wählen: den über den Hochrücken des Himalayagebirges, (sey es nun durch den Bermudapaß oder über Mandi und Dankar), den über das Untragebirge und endlich jenen durch die heiße Ebene des Pendschab. Keiner dieser Wege konnte ohne einen besondern Erlaubnißschein (Pervannah) des Ranjiet Singh, des damaligen Herrschers von Kaschmir und seinen Nachbargebieten betreten werden, denn ein solcher Erlaubnißschein gewährt dem reisenden Europäer nicht bloß äußere Sicherheit, sondern verschafft ihm zugleich die nöthigen Lebensmittel und andere Reisebedürfnisse.

Es war im Juny 1835, als Hr. C. v. Hügel durch die Ebene, welche die Hitze der Jahreszeit in eine staubige Wüste verwandelt hatte, hinaufzog nach dem hoch gelegenen Massuri, um hier den schon längst bestellten Reisepaß des Ranjiet-Singh zu erwarten, dessen Ausfertigung durch eine schwere Krankheit dieses Fürsten verspätet wurde. Es war seine Absicht, nur etliche Tage hier auf der kühler gelegenen Höhe im gastlichen Hause des H. Hamilton zu verweilen. Als er jedoch am andern Tage nach seiner Ankunft (am 22. Juny) hinaufgeritten war auf die Anhöhe von Landhaur, von welcher aus die Schneegebirge Jummutri und Gangutri in ihrer hehren Majestät überblickt werden, und als er dieses unvergleichbare Bild, das sich wie mit Macht der Waffen der Erinnerung unvergeßbar einprägt, noch im Auge hatte, da kam ein längst ersehnter, anfänglich leichter und erquicklicher Regen, den man so gern, langsam nach Hause reitend recht genießen mochte. Doch das balsamisch-stärkende Niederträufeln ward bald zu einem Guß- und Fluthregen, dergleichen ihn nur die heiße Zone kennt und dieser Regen hielt, gerade hier auf der hohen Wetterscheide, wo in solcher Jahreszeit sein Hauptquartier zu seyn pflegt volle 85 Tage an, während denen die Sonne oder der blaue Sternenhimmel sich nur auf einzelne Stunden zeigten.

Der Drang, vorwärts zu kommen nach dem Ziel der Reise, hatte den Aufbruch aus Massuri so sehr als möglich beschleunigt. Als unser Reisender am 19. September 1835 die nach der Regenzeit herrlich geschmückten Auen jener Landschaft verließ, da empfiengen den Ankommenden in der Ebene noch die furchtbarsten Gewitter und die angeschwollenen Fluthen der Regenbäche, welche in dieser Jahreszeit jeden Bach zum Strome machen. Simla, ein anderer Sommeraufenthalt der Engländer in Indien, der von Massuri aus für dießmal erst nach 6 Tagreisen erreichbar war, gewährt eine Aussicht auf den erhabensten Gebirgszug des Himalaya, welcher kaum eine andere vergleichbar seyn mag, die auf Erden gefunden wird. Die Linie der Höhen welche von dort aus überblickt wird, dehnt sich über 60 geographische Meilen aus; der niedrigste Punkt, der diese riesenhafte Gebirgswand durchschneidet, erhebt sich 15000 Fuß über die Meeresfläche. Eine leicht vergängliche Wolke zog eines Morgens über die Gebirgskette hin; als sie vorüber war, zeigten sich die Berge weithin mit Schnee bedeckt.

In dem reizend schön gelegenen Belaspur fand unser Reisender den Offizier, welchen ihm der Herrscher des Landes, Ranjiet Singh zu seinem „Schützer“

und Begleiter zugesendet hatte, den „Mirza“ Abdul, welcher zunächst wohl als Beobachter und Spion ihm zugegeben war. Belaspur liegt in einem ziemlich weiten Thale, durch welches die Sutlej ihren Lauf nimmt. Alle tropischen Gewächse Indiens stehen in diesem reich gesegneten Thale in ganz besonderer Herrlichkeit da.

(Fortsetzung folgt.)

Rubino, J., Professor in Marburg, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. (Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

(Schluß.)

Fragt man nach dem Ursprunge dieses Grundsatzes, so wäre es falsch, denselben, so nahe dieß auch zu liegen scheint, aus der Auspicienlehre abzuleiten. Sehr wahr bemerkt der Verf., indem er überhaupt gegen das Verfahren protestirt, Fragen, welche dem Staatsrechte der Römer angehören, in das so unvollkommen bekannte Gebiet der Religion zu verweisen, daß den politischen Institutionen der Römer eine selbständige Bedeutung zukommt, daß sie ihre Weihe und ihre Berechtigung in sich tragen, und daß da, wo sie mit den Lehren einer eigentlichen religiösen Disciplin in Verbindung treten, diese letzteren mehr als Folge denn als Grund anzusehen sind; die Religion ist in Rom die Dienerin der Politie. Allerdings aber erhält jener Grundsatz durch die Priesterlehre der Auguren eine verstärkte Sanction, und wenn wir bey den Auspicien ebenfalls ein solches Fortleiten antreffen, so ist dieß das obige Princip nur in einer neuen Anwendung, bezogen auf die nach oben gekehrte Richtung der obrigkeitlichen Gewalt, auf die Vertretung des Staates im Verkehr mit den Göttern. — Der Verfasser unterwirft nun überhaupt das Verhältniß der Magistrate zu den Auspicien einer genauen Untersuchung. Aus seiner allgemeinen Betrachtung der Auspicien heben wir nur die Bemerkung hervor, wie diese Lehre allein deßhalb in Rom eine alle Theile des Staatslebens durchdringende Wichtigkeit und Ausdehnung wie sonst nirgends erhalten konnte, weil die Auslegung der Auspicien auf ächt italienische Weise ausgebildet wurde, und die Formen eines traditionellen Systemes und einer auf festen Regeln beruhenden Wissenschaft angenommen hat. Für das obige Verhältniß ist der oberste Grundsatz kein anderer als der, daß die Auspicien im ausschließlichen Besitze des Magistrats sind. Die Auspicien „bilden das stete Mittel der Regierung der Götter über Rom; sie werden daher immer von denjenigen eingeholt, und an diejenigen gerichtet, welche die Regierung rechtmäßig besaßen, und den Staat den Göttern wie den Menschen gegenüber repräsentirten.“ Die Magistrate accipiunt auspicia mit dem Antritte ihres Amts, habent auspicia, so lange dasselbe währt, ponunt auspicia, wenn ihre Amtszeit abgelaufen ist. Dieser Grundsatz wird nun nach drey Beziehungen genauer erörtert. Zunächst in Beziehung auf die Stellung der Auguren zu den Magistraten. Von Hause aus untergeordnete Gehilfen des Königs erlangen sie bald die Bedeutung von Kunstverständigen in der Wissenschaft von den Auspicien und in dem auf diese gegründeten heiligen Rechte; ob sie gleich aber die Auspicien verstehen, sie haben sie darum doch nicht. Sie können nur dann Beobachtungen über Staatshandlungen vornehmen, wenn ein Vertrag mit dem betreffenden Magistrate vorausgegangen war; sie haben die spectio nur in Folge der Uebertragung durch den Magistrat, dann aber haben sie allerdings auch das Recht der nunciatio, sie können jetzt durch ihre Beobachtungen auch die Handlungen eines jeden andern Beamten hemmen (vrgl. über diese Begriffe und über Festus, v. spectio, S. 55). Die Beamten sind auch keineswegs an die Hilfleistung der Auguren gebunden, während die Auguren freylich ganz allgemein das Recht haben, das Verfahren aller Beamten bey den Auspicien einer Prüfung nach den Grundsätzen ihrer Disciplin zu unterwerfen und anbey zugleich über die Rechtmäßigkeit und Ungültigkeit einer jeden Staatshandlung zu entscheiden. — Die weiteren Erörterungen betreffen den Act, durch welchen die Magistrate den Besitz der Auspicien erhalten, so wie das Verhältniß der verschiedenen

Magistrate zu den Auspicien. Von dem Verdienste dieser ins Einzelne eindringenden gründlichen Untersuchungen kann man sich durch einen Blick auf die neuesten Darstellungen der römischen Staats- und Rechtsgeschichte überzeugen. Wir müssen jedoch zu dem wesentlichsten Ergebniß eilen und dieß ist kein anderes, als daß der Besitz der Auspicien ebenfalls auf einer einzigen von dem Ursprung der Stadt an durch ihre ganze Dauer hindurch stetig fortgesetzten Ueberlieferung beruht. Alle Auspicien werden zurückgeführt auf jenes große Zeichen, wodurch die Götter dem Romulus die Ermächtigung gaben, die Stadt zu gründen, das römische Volk zu stiften und ihm das Königthum desselben übertrugen; von da aus wurde die Magistratur und die Auspicien aus den Händen des jedesmaligen Inhabers mit erneuter Einwilligung der Götter rechtmäßig auf einen andern übertragen. Besondere Schwierigkeit macht nun aber die Durchführung dieses Princips in solchen Fällen, wo die höchste Magistratur erledigt war, ohne daß der abtretende seinen Nachfolger creirt hatte, wie dieß immer bey dem Tode eines Königs und auch bey den republikanischen Magistraten zuweilen aus mehr als einer Ursache eintrat. Es bedarf hier einer künstlichen Vermittlung und diese wird gewährt durch das merkwürdige Institut des Interregnum, welches eben in dem bisherigen seine wahre Erklärung findet. In einem solchen Erledigungsfall ist es nach der Ansicht des römischen Staatsrechts die Gesammtheit der Patres, welcher der Beruf zur Regierung und die Fähigkeit zu den Auspicien zukömmt. So treten jetzt die Patres zusammen als privati (patricii coëunt); theils durch das Loos, theils durch die heiligen Zeichen wird der auserlesen, der die Wiederherstellung der erloschenen regelmäßigen Magistratur vermitteln soll: aber nicht er selbst, sondern nach uralter Sitte erst sein Nachfolger, den er selbst nach 5 Tagen ernannte oder auch ein späterer, bewirkt sodann die Creation des Königs oder des bleibenden Magistrats.

Wie tief das Gefühl der Heiligkeit und Unantastbarkeit dieser Grundsätze dem römischen Geiste eingeprägt war, dafür weiß der Verf. aus der römischen Geschichte die schlagendsten Zeugnisse anzuführen. So läßt die Sage den jüngern Tarquinius ohne vorausgegangenes Interregnum den Thron in Besitz nehmen; natürlich, denn jetzt ruhten die Auspicien während seiner Regierung im Schooße der Patres. Die ersten Consuln empfiengen sie von den letzteren; der Republik war auf diese Weise ein legitimer Anfang gesichert. Sulla respectirte auch als Eroberer den alten Grundsatz; besonders merkwürdig ist es aber, wie ihn Octavian zur juristischen Begründung seiner Alleinherrschaft und der neuen Staatsordnung zu benützen wußte; gleich einem zweyten Romulus läßt er sich das große Auspicium (augustum auspicium) erscheinen, auf seinen neuen Auspicien beruhte die Zusage neuer Wohlfahrt und Größe und von da an beginnt eine neue Reihe von Magistraten.

Diese Andeutungen über den Gang und die hauptsächlichen Ergebnisse dieser Untersuchungen mögen genügen, um die Freunde der römischen Geschichte auf dieß in Gehalt wie Form treffliche Werk aufmerksam zu machen; es ist eine lohnende und genußreiche Mühe, die gelehrten und geistreichen Forschungen des Verf. in ihre Einzelnheiten zu verfolgen. Dem Verf. aber wünschen wir Kraft und Ausdauer, um ein Werk zu vollenden, welches den unermüdlichen Eifer und das Geschick, mit welchem deutscher Forschergeist die Schachte des Alterthums immer wieder von Neuem auszubeuten weiß, auf eine glänzende Weise bewähren wird.

D.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung.)

Wir lassen unsern Reisenden mit seinen eigenen Worten den Eindruck beschreiben, den der Abend, während dessen er in Belaspur verweilte, auf seine Sinne machte:

„Die Sonne war untergegangen, majestätisch rauschte der Fluß zu meinen Füßen, ich selbst war in einem blühenden Garten, mit zahllosen Blumen angefüllt, unter Zitronen- und Orangenbäumen von Jasmin umrankt; hin und wieder erhob sich eine Gruppe indischer Magnolien, welche alle ihre Balsamdüfte durch den leichten Thau fast betäubend herabsendeten. — Und dann ein Abend, an welchem Mond und Sterne am klaren Himmel leuchten, kein Lüftchen fühlbar ist, und dennoch die mächtigen Wedel der Palmen sich zitternd neigen, als ob sie lebten, die Blätter langsam auf und nieder schweben, als ob sie athmen; zahllose Johanniswürmchen jeden Baum umschwärmen, und wie einen Christbaum erleuchten; dann das leise Zwitschern der Vögel und das schrillernde Tönen einer eigenen Gattung Mantis, die auf den Zitronenbäumen lebt; — und in der Entfernung der mit zahllosen Lampen beleuchtete Tempel, mit seinen Götzenbildern, und die zu deren Preise jubelnden Stimmen und lärmenden Trommeln; und dann die phantastischen Trachten, die laue Luft in der wir wie bebend vor der Erfüllung einer Erwartung athmen, — wahrlich selbst der fühlloseste Mensch hätte in dieser Scene voll Leben ausrufen müssen: Dieß ist Indien, wie es mir vorschwebte.“

Die Sutlej, ein munter dahinfließendes Gebirgswasser, bildet die Gränze zwischen den Besitzungen der Engländer und jener des Ranjiet Singh. In der Fähre, worin man die Reisenden über den Fluß hinübersetzt, fanden sich, schon vor der Ankunft der Schaar, welche unsern Landsmann begleitete, gegen 20 eingeborne Hindus. Der Wazir, der sich zum Schützer des vornehmen Reisenden aufgeworfen, wollte das schon lange vergeblich wartende arme Volk hinausjagen; unser edler Landsmann ließ dieses nicht geschehen. Mit Recht. Ein tiefer fühlendes Gemüth kann diese armen Hindus nicht anders als mit jener ehrfurchtsvollen Scheu betrachten, welche der Anblick eines hülflosen Kindes, das eine Königstochter in ihren Armen trägt, erregen mag. Sie sind jammervolle Ausgeburten der Zeit, deren verarmtes Wesen der Glaube an die Ewigkeit tröstend und schützend in seinen Armen hält, damit es nicht versinke und vergehe. Der arme Hindu, für sich allein, ist unabhängig und frey von fremdem Einfluß, weil er so überaus wenig zu seiner Lebenserhaltung bedarf; nur erst dann, wenn er mit den Hochgestellten seines Landes in Berührung kommt, beginnt für ihn das Elend. Nicht diese Hohen (zum Theil von fremdem, mohammedanischem Glauben) allein, sondern auch ihr Dienertroß kennt kein Erbarmen mit dem dürftigen Volke. Wie diese Hindus, die vielleicht schon einen halben Tag an der Ueberfahrt gewartet hatten, von dem Wazir hinweggejagt werden sollten, so treibt man sie auch aus den Vorhöfen ihrer Mächtigen fort, und gewöhnlich wandert der Hülfe suchende Indier nach Tage, Wochen, ja Monate langem Warten ungehört in seine Hütte zurück, und erträgt Alles mit Hingebung: in Hoffnung eines besseren Lebens.

Mit dem Sutlejfluße hatte unser Reisender die Gränze der europäischen Besitzungen überschritten, er betrat am jenseitigen Ufer das Herrschergebiet des Ranjiet Singh: die fruchtbare Ebene

des Panjab (Pendschab), welche von dem Atok (Indus) und der Sutlej umgränzt und noch von mehreren anderen großen Flüssen, so wie von einer Menge von Wildbächen durchströmt wird. Die meisten Quellen dieser Gewässer sind im Hochgebirge des Himalaya, an welches das Panjab sich anlehnt; erst da wo die Sutlej mit dem Atok sich vereint, empfängt dieser von den Landesbewohnern selber den Namen Sind (Indus).

Das vorherrschende Gefühl, mit welchem unser Reisender am 16. Oktober in das jenseitige Land hinübertrat, war das der äußeren Verlassenheit und Einsamkeit. Er war umgeben von einer Schaar, welche seinen Befehlen gehorchte, die aber zugleich durch Herkunft und Farbe, Tracht und Gebräuche, vor allem durch Bildung und Glauben so weit von ihm geschieden stund, daß kaum ein Gedanke oder ein Gefühl, welche über das prosaische Alltagsleben hinausreichen, ihnen und dem Fremdling gemein waren. Bey dem nahe an der Sutlej gelegenen Mansala fand sich ein Haufen Volkes um einen fast ganz nackten, mit Asche bestreuten Büßenden (Beyragi) versammelt, der nach der Sitte seines Ordens einsam, nur mit einem Topfe versehen, worinnen der vom Volke erbettelte Reis gekocht werden konnte, das Land durchzog. Es war ein junger, kräftiger Mann; ein Blumenkranz umschloß seine mit Asche gepuderten Locken, eine Guirlande von gleichem Stoffe seine Schultern. Er reichte als Zeichen der Achtung dem vornehmen Fremdling die Guirlande; dieser fragte ihn, wer er sey? Ich war, erwiederte der Beyragi, der Wazir (erste Minister) des Raja von Nadaun; nun diene ich dem großen Herrn und ich bin mehr als damals.

Wenn in der erhaben schönen Landschaft jenseits Daccoli die mit alten Burgen gekrönten Berge den deutschen Wanderer öfters an die vaterländischen Berge und Ritterburgen erinnerten, so bezeugten es ihm dagegen die riesenhaften Feigenbäume, in deren Schatten Hunderte von Menschen und Pferden lagern können, zugleich mit den Waldungen der tropischen Gewächse, welche an den Ufern der Flüße und Wildbäche sich hinziehen, bevölkert von Affen und Papageyen, daß er in Indien sey. Es war eben die Zeit der Reisernte; der Fremde fragte einen Landmann, ob es eine gute Ernte gewesen sey? und als dieser es bejahte, fragte jener nach dem Preis. Fünf Seer (über 9 bayerische Pfunde) so antwortete der Bauer, kosten einen Packa-Peis (2 — 3 Kreutzer). So niedrig dieser Preis unserm Reisenden erschien, verstellte er sich dennoch und sagte: Ich sehe, daß du mich für einen Europäer hältst, der die Preise nicht kennt, einem Indier würdest du nicht so viel abfordern. Der Bauer lachte und sagte, du hast Recht.

Diese Ueberfülle des Landes nährt mit den leiblichen Kräften des armen Volkes zugleich das Gefühl der Unabhängigkeit seiner Seele. Einige Hände voll Reis reichen hin, den genügsamen Hindu für einen Tag zu sättigen, für einen Kreutzer lebt eine ganze Familie; die Hütte im Schatten der Bäume, das leichte Gewebe, das seine Blöße bedeckt, bereitet er sich selber mit leichter Mühe; so ist er, mitten in seiner Armuth reich; selbst unter der Herrschaft seiner Tyrannen ein Freyer, der seine Tage in träumender Unthätigkeit hinbringt.

Auf welche Weise sich dieses Gefühl der Unabhängigkeit auch dem Reichen und Gewaltthätigem gegenüber bey dem Hindu, wenn er so eben gesättigt ist und zu irgend einer Arbeit bewegt werden soll, zu äußern vermöge, das zeigte sich schon an einem der nächsten Tage der Reise. Hr. v. Hügel hatte sich bereden lassen, seinen anfänglichen Plan aufzugeben, nach welchem er die Träger seines Gepäckes aus Indien in monatlicher Löhnung hatte mit sich nehmen wollen. Mirza, der Soldat des Ranjiet Singh, welcher wie schon erwähnt, dem Fremden mehr als Spion denn als Schützer von der Gränze an mitgegeben war, hatte sich erboten, an jeder Station für neue Träger zu sorgen. Schon bey Hamierpur, dem Nachtlager des 18. Octobers zeigte sich, wie wenig die Drohungen und selbst die Stockschläge des rohen Soldaten über das arbeitsscheue Volk dieses Landes vermögen, denn als man am andern Morgen die Männer, die sich gestern, ehe man sie gesättigt hatte, willig bezeigten, durch Anerbietung eines verhältnißmäßig großen Lohnes und dann durch Mißhandlungen bewegen wollte, selbst nur ganz leichte Lasten weiter zu tragen, da ließen sie lieber sich schlagen und krachen.

heulend zu den Füßen des sie züchtigenden Soldaten, als sie zur leichten Arbeit sich bequemen mochten. In diesem Augenblicke kam der Munschi, der schon erwähnte Brahmin Thaker-Das, der mit einem Theil des Gepäckes zurück gewesen war, und da er von seinem Herrn erfahren, um was es sich handle, stieg er auf ein Gemäuer, welches einen heiligen Baum umgab. Die Dorfbewohner sammelten sich um ihn, er öffnete vor ihren Augen sein Gewand, zeigte ihnen seinen Brahminen-Strick und sagte zu ihnen: „Ich bin dein Herr; mein Name ist Thaker-Das, ein Brahmin und ein Diener des großen Fürsten der dort steht. Wie kannst du es wagen, ihm nicht einen Tag dienen zu wollen, dem ich mein ganzes Leben widme; du ein Zemindar (Bauer) und ich ein Brahmin."

Diese kurze Anrede wirkte ganz anders als der Soldatenstock des Mirza; nach wenig Augenblicken liefen mehr freywillig sich anbietende Träger nach dem Gepäck als man deren bedurfte; bald war Alles unterwegs. Das Ohr des Volkes, welches hier unter der gewaltthätigen Herrschaft der Sieks, gegen die Stimme der Tyrannen, die das Menschenrecht nicht achten, taub geworden ist, hat sich offen erhalten gegen eine andere Stimme, die mit der Macht des Geistes den Menschen als Menschen anrufet.

Am 21. October näherte sich unser Reisender der Stätte des heiligen, unverlöschlichen Feuers: dem bey den Indern hochgepriesenen Wallfahrtsort Jualamacki. Die Menge der kleinen Tempel, Fakhierhütten und Gräber der Büßenden kündigen schon aus bedeutender Entfernung den Sammelplatz unzähliger Wallfahrer an; den Vereinigungspunct der Genossen der verschiedensten Orden der Büßenden, namentlich der Jogis, Jatis, Gossains und Bhairagis, welche zum Theil das Verlangen hierherführte, daß ihr Gebein in dem ihnen heiligen Boden ruhen möge. Jualamacki zählt wenigstens 600 Häuser, die Menge der Menschen, welche sich gerade jetzt zur Feyer des großen Festes der Bara Devali in dem Orte und seiner Umgegend zusammengedrängt finden, steht mit dieser Zahl der Häuser in keinem Verhältniß. Mit den Wallfahrern zugleich hatten sich, wie dieß in Indien häufig der Fall ist, große Schaaren der Affen eingefunden, welche mit ihren beständig hier wohnenden Genossen auf den Dächern und Strassen sich herumtrieben. Neben den eigentlichen, feststehenden Häusern des Ortes bildet der Bazar mit seinen weithin ausgedehnten, überaus zahlreichen Buden eine Stadt für sich, in welcher vor allem ein lebhafter Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und Amuletten getrieben wird.

Der Ziel- und Mittelpunct der Verehrung jener Tausende, welche alljährlich nach Jualamacki kommen: der große, schöne, mit einem goldenen Dache verzierte Tempel steht auf einer kleinen Anhöhe und fällt deßhalb vor allen andern Gebäuden des Ortes ins Auge. Er ist dem Götzendienst der Hindus geweiht, neben ihm steht jedoch ein anderer, kleinerer der Buddhisten und zu beyden gesellen sich noch viele kleine, solid aus Quadersteinen aufgemauerte oder aus der Felsenmasse ausgehauene Kapellen oder Tempelchen; die ganze Gruppe der Gebäude wird von einer Ringmauer umschlossen. Die Frage der beyden am Eingange des Tempelplatzes stehenden Brahminen: ob der Fremde die Erlaubniß zum Eintritt besitze? wurde durch Mirza, den Soldaten des Landesbeherrschers, bejaht. Man führte den vornehmen Gast nicht auf der gewöhnlichen breiten Strasse, sondern durch eine hochgewölbte steinerne Vorhalle, in welcher ihm zu Ehren jene großen Pauken angeschlagen wurden, deren Ton, wie man sagt, Meilen weit in der Ebene gehört wird. Angelangt jenseits einer steinernen Brücke vor der Thüre des großen Tempels, vernahm unser wohlwollender Reisender die Aeußerungen der Furcht der Brahminen, daß ihr geheiligter Tempel durch den Eintritt des Fremden entweiht werden möge.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Sig. Schott, Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und sein Freund Karl XII., König von Schweden. Stuttgart 1839. 8.

Gust. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart 1840. 8.

H. Steffens, Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. Th. 1. 2. Breslau 1840.

Dr. Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule. Hamburg 1840. 8.

C. Streckfuß, Torquato Tasso's Leben. Berlin 1840. 8.

Fr. Karl von Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Th. 8. Braunschweig 1840. 8.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Bd. 3. 4. Berlin 1840. 8.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2. Auflage. Th. 1. Leipzig 1840.

Fr. von Raumer, Historisches Taschenbuch. Neue Folge. 2. Jahrgang. Leipzig 1840. 8.

F. A. Leroy, Analyse appliqué à la géometrie des trois dimensions. Bruxelles 1840. 8.

Dr. Fr. W. Spehr, Vollständiger Lehrbegriff der reinen Combinationslehre. Braunschweig 1840. 8.

Giov. Codazza, Sulla teoria della propagazione della luce omogenea nei mezzi omogenei. Milano 1840. 8.

Rob. William Billings, Architectural illustrations and account of the Temple Church London. London 1838. 4.

Pascal Coste, Architecture Arabe ou monuments du Kaire, mesurés et dessinés de 1818 à 1825. Paris 1839. f.

John Britton, The history of antiquities of the cathedral church of Lincoln. London 1837. 4.

Dr. L. Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Abtheilung 1. 2. Leipzig 1839. Fol.

Dr. C. F. Schinkel, Werke der höheren Baukunst. Lief. I. Potsdam 1840. Fol.

J. F. Benzenberg, Die Sternschnuppen. Hamburg 1839. 8.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1843. Paris 1840.

Amedeo Avogadro, Fisica de' corpi ponderabili. T. II. Torino 1838.

Ph. J. Cretzschmar, Beyträge zu der Lehre von dem Leben. Th. 1. Das materielle Leben. Frankfurt 1840. 8.

R. Sulivan, A view of nature, in letters to a traveller among the alps, with reflexions on a theistical philosophy, now examplified in France. Vol. 1—6. London 1794. 8.

Alex. Bertrand, Lettres sur les révolutions du globe. Paris 1839. 8.

C. Fr. Gauß und W. Weber, Atlas des Erdmagnetismus nach den Elementen der Theorie entworfen. Leipzig 1840. 8.

Goethe, Theory of colours; translated by Ch. L. Eastlake. London 1840. 8.

J. F. W. Herschel, On the absorption of Light by coloured Media and on the colour of the prismatic spectrum exhibited by certain flames. Edinb. 1823.

A. T. Kupfer, Observations, météorologiques et magnetiques, faites dans l'empire de Russie. Vol. 1. 2. Petersbourg 1837. f.

K. C. v. Leonhard, Geologie oder Naturgeschichte der Erde. Th. 1—3. Stuttgart 1836—40. 8.

Charles Lyell, Principles of Geology: or the modern changes of the earth and its inhabitants, considered as illustrative of Geology. Vol. 1—3. London 1840.

Franc. Zantedeschi, Ricerche sul termo-elethricismo dinamico e lugimagnetico ed elettrico. Milano 1838. 8.

— — — — Saggi dell' elettro-magnetico e magnetico-elettrico. Venezia 1839. 8.

Annales de Chimie et de Physique, par M. M. Gay-Lussac et Arago. Vol. 70—75. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung).

Obgleich Mirza den Eingang leicht für ihn erzwungen hätte, blieb er dennoch, aus Schonung Dessen, was diesen irre gehenden Menschenseelen als ein heiliges Gesetz erscheint, an der geöffneten Thüre stehen, durch welche er die aus dem Boden hervorbrechenden Flammen und die Gebräuche bey den Opfern der Blumen sahe, welche von den Priestern der Flamme genaht, und dann in den Tempel hingestreut werden. Der Eintritt in den andern, dem Buddha-Dienste geweihten Tempel, hatte, nach der hierinnen feineren Sitte der Buddhisten keine solche Schwierigkeiten, hier konnte auch der Fremde ganz nahe zu dem aus dem Boden hervorbrechenden Feuer hinzutreten. Daß der Stoff, welcher die Flammen ernährt, Naphta sey, das bezeugt die schwarze, den Kohlenstoff bedeutende Farbe der brennenden Stellen und der eigenthümliche, aromatische Geruch. Das Wasser, welches als Residuum nach dem Verbrennen der Naphtadämpfe zurückbleibt, sammelt sich an tiefer gelegenen Stellen des Bodens; durch das in ihm aufsteigende Gas wird es in eine Bewegung gesetzt, welche jener des Siedens gleicht, seine Temperatur ist jedoch nur die der Atmosphäre. Wenn man seiner Oberfläche ein Licht nähert, entsteht eine Flamme, welche einige Minuten lang fortbrennt.

Von der Betrachtung der Merkwürdigkeiten, welche die äußere Natur diesen Tempeln verleiht, wendete sich unser Reisender zur Beschauung anderer Erscheinungen, welche unmittelbar daneben die innere Natur des Menschen dem Auge darbietet. Lebendige Fackhiere scheinen hier zu todten Steinbildern geworden; der eine von ihnen, seinem Gliederbau nach ein Mann von noch kräftigem Alter, stellte das Götzenbild des Gogranath vor, mit ausgestreckten Armen, das Angesicht starr wie das eines Todten, alle Glieder, selbst die Augen, so unbeweglich, als wären sie aus Stein gemeiselt. Es sind dieß jene bedauerungswürdigen Wunderthaten des Menschengeistes an seinem Leibe, bey welchen die Verähnlichung unserer Natur mit ihrem ewigen Urbild, welche zunächst den innern, verborgenen Menschen erfassen soll, auf das äußere, vergängliche Fleisch übergetragen wird, mit welchem zugleich sie vergeht.

Unten in den Gassen des Ortes wuchs indeß mit jedem Augenblicke das Getümmel des Festes. Tänzerinnen mit dem Geklingel der Schellen an Armen und Füssen drehten sich in leichten Bewegungen umher; Gaukler zeigten ihre Künste. Einen seltsamen Contrast mit diesen gaukelnden Bewegungen bilden unmittelbar daneben jene seltsamen Todtenmähler, in denen öfters ein noch lebender Fackhier mit starrer Unbeweglichkeit sitzt, welcher in diesen aufrechtstehenden Gräbern den Tod und die Hand Dessen erwartet, der mit dem Zumauern der Oeffnung, durch welche bisher Luft und Licht zu dem Lebendigtodten hineindrangen, ihn begräbt.

Einer von den frey herumgehenden Fackhiers folgte unserm Reisenden; auf Befragen erzählte er diesem, daß er ein Korporal bey der Artillerie der englisch-ostindischen Compagnie sey, der von seinem Korps in der Gränzstation Ladiana auf 6 Monate Urlaub nahm, um diese Zeit als Büßender zu verleben.

Tausende von Lampen beleuchteten den Tempel, als am Abend der Reisende von einem einsamen Spaziergange in die Umgegend zurück kam. Einige seiner treuen Diener, vor Allen der Knabe Mohun Bier, der Dolmetscher, hatten mit Sorge auf ihren Herrn gewartet, während ihre Gefährten schon längst die Lustbarkeiten der festlichen Nacht genossen. Ihr Herr entließ sie, damit auch sie an der Freude Theil nähmen. Nach einiger Zeit kehrte der Knabe zurück. Er hatte eine Frage auf seinem Herzen und sprach sie endlich aus; die Frage: woher es doch käme, daß sein Herr so ernst sey, und daß er mit Dingen sich abmühe und für sie sein Leben aufs Spiel setze, welche ihm weder Freude auf dieser Welt, noch Belohnung in der künftigen gewähren könnten? Er schilderte hierauf seinem Herrn, wie schön es in der Stadt sey, vor den glänzenden Buden, auf den hell erleuchteten, von Blumen duftenden Strassen, in denen Hunderte von Tänzerinnen ihre schönsten Lieder sängen und bey dem Klange der silbernen Glöckchen, beym Schalle der rauschenden Musik tanzten. „O kommen Sie", sagte er, „das Leben ist dort so schön und Sie sind hier so einsam." Unser Reisender antwortete dem Knaben freundlich, indem er, so viel als es diesem verständlich, das andeutete, was seiner, des europäischen Fremdlings innere Bestrebungen und Neigungen von denen des Hindu unterscheide; dann entließ er ihn wieder hinaus in die beleuchteten Strassen, denn für ihn selber hatte diese fremde Sprache des Freudentaumels der Hindus keinen verständlichen Sinn.

Der nächste Tagmarsch führte in die Nähe des Dorfes Kabbi. Die Hitze der Nachmittagsstunden war noch so groß gewesen, daß die Temperatur von 78° Fhr. (fast $20\frac{1}{2}$ R.) bey Anbruch der Nacht dem Gefühl als eine kühle erschien, und jene von 54° Fahr. (12° R.), welche am andern Morgen bey Sonnenaufgang herrschte, als eine empfindlich kalte. Vor Haripur findet sich ein uralter Tempel des Mahadea, ähnlich an Bauart und Auszierung jenen zu Ellora und Salsette. Bey einer andern Gelegenheit (im 2ten Bande) beweist Hr. v. Hügel, daß die meisten und schönsten Tempelgebäude in Indien, denen man bisher ein Alter vieler Jahrtausende beylegte, in denselben Jahrhunderten erbaut sind, denen auch unsere christlichen Länder in Europa ihre erhaben schönsten Tempelgebäude verdanken. So wurde der Tempel des Jaggernath an der Küste von Orizza, anerkannt einer der ältesten in Indien, um 1198 n. Chr.; die riesenhaften Tempel im Süden von Indien, so wie der zu Ramiseram im 15ten und 16ten Jahrhundert erbaut. Haripur selber, von einigen Wartthürmen geschützt, zeichnet sich durch einen ansehnlichen Bazar und durch die große Reinlichkeit seiner Gassen und Häuser, selbst der Gehöfte (der freyen Herberge für die Reisenden) aus. Die hiesigen Kaufleute des Bazars sandten eine Deputation an den, wie sie wohl erfahren hatten, freygebigen Fremden, mit der Bitte, daß er sich unentgeltlich von ihren Waaren aussuchen möge, was er bedürfe. Er dankte für den Antrag und jene baten dann um die Erlaubniß, daß sie wenigstens seinen Leuten ihre Nahrungsmittel liefern dürften.

Joali, der Lagerungsplatz des 24. Oktobers, liegt schon nahe am Fuße des Mori-Gebirgsrückens, in einer gut angebauten Hochebne. Das Zelt ward in dem Garten eines Fackhiers aufgeschlagen (denn so heißt Jeder, der zur Sitte und Einsamkeit des beschaulichen Lebens sich zurückgezogen); an einem kleinen benachbarten Tempel fand sich ein Teich so gefüllt von Fischen, welche dem Volke als heilig und unverletzlich gelten, daß man vor ihrer Menge fast den Wasserspiegel nicht sehen konnte. So sehr der fromme Wahn des Hindus den Eingriff in dieses übervölkerte Reich der wohlschmeckenden Wasserthiere verwehrt, weiß ein europäischer Reisender sich dennoch ungestraft ein Gericht derselben zu verschaffen. Doch, so leicht auch ein solches Ueberschreiten der geheiligten Gebräuche hier in Joali durchgehen mochte, brachte dennoch ein andres, noch dazu unversehenes, in Nurpur, der jenseits Joali liegenden Station unsern Reisenden in große Lebensgefahr. Etwas verstimmt durch den unwillkommenen Rasttag, den ihm so eben eine nothwendige Ausbesserung der Zelte aufdrang, gieng er am zweyten Abend seines dortigen Aufenthaltes nach seinem Lager zurück; ein nächtlicher Raubvogel, so schien es ihm, schwebte über dem Dach eines Hauses, die Doppelflinte war noch geladen, er feuerte sie ab und statt des vermeyntlichen Vogels stürzte ein den Hindus

geheiligtes Thier, ein Pteropus (fliegender Hund) auf den Boden der Strasse herab. Der Schuß hatte eine Menge von Menschen aus den Häusern hervorgelockt; sie kamen und sahen das Fledermaus-ähnliche Thier, wie es krächzend und pfeifend vor Schmerz, schwer verwundet auf dem Boden herumkroch. Mit lautem Geschrey drang die erbitterte Menge auf den Fremdling ein, der den Mordanschlag auf das geheiligte Thier gemacht hatte. Er drückte sich, niedersitzend auf eine steinerne Bank, mit dem Rücken, um diesen zu schützen, an die Wand eines Hauses an, und bemühte sich, mit seinem Gewehr nur den Ungestüm der zunächst Andringenden zurückzuweisen. Er wußte wohl, wie groß die Gefahr dieses Augenblickes sey. Zwey englische Offiziere hatten kurz vorher in Mattra, schwer verletzt durch die Steinwürfe des erzürnten Volkes dann in den Fluthen der Jumna ihren Tod gefunden, weil sie einen überlästig zudringlichen Affen, dessen Geschlecht gerade an jenem Orte ganz besonders heilig gehalten ist, erschossen hatten, und selbst zwey näher stehende Freunde unsers Reisenden, der Obrist Combs und Blacke waren als Opfer eines durch ähnliche Veranlassung entflammten Fanatismus der Hindus gefallen. Der Andrang des wüthenden Haufens wurde immer größer, kam immer näher; Einige hielten ihm das verwundete Thier vor Augen, dessen gellendes Geschrey, vermischt mit dem Geschrey der Inder es unmöglich machte, ein beruhigendes Wort zu dem Volke zu sprechen. Einige Leute des Ortsvorstandes, welcher sich vorher ganz besonders freundlich gegen den Fremden bezeigt hatte, waren gekommen um nach der Ursache des Auflaufes zu fragen, und als sie diese erfahren, schweigend wieder abgegangen, vielleicht weil das Verbrechen auch in ihren Augen ein zu großes war; selbst von den eignen Leuten des Reisenden, (meist Hindus) war keiner zu Hülfe gekommen. Endlich hatte das wüthende Getöse auf einige Augenblicke sich gelegt, der Fremdling erhob seine Stimme und erzählte, wie er, getäuscht durch die Dämmerung des Abends die heilige Riesenfledermaus für eine Nachteule gehalten und in diesem Wahne auf sie geschossen habe. Und nach der schnell wechselnden Stimmung der Hindus wurden auf einmal die noch so eben zum tödtlichen Hasse entflammten Feinde zu Freunden des Fremdlinges, den sie nur demüthig baten, hinfort nicht mehr auf solche Fledermäuse zu schießen, und ihn dann ruhig durch ihre gedrängten Schaaren zu seinen Zelten zurückkehren ließen.

Jenseits des Flüßchens Tschobar ward unserm Reisenden Gelegenheit die Feinheit der Distinktionen kennen zu lernen, welche die Hindus bey der Auslegung ihrer Ceremonialgesetze anwenden. Ein großer Adler war von seinem Jäger geschossen worden, ein Bauer auf dem benachbarten Felde, den man zum Träger des todten Thieres dingen wollte, weigerte sich hartnäckig der Zumuthung, weil es ihm nicht erlaubt sey, das todte noch blutende Thier zu berühren. Nun wohl, sagte einer der Diener, daß du es berührst ist verboten, daß es aber dich berühre ist nicht verboten. Der scrupulöse Landmann ließ sich ruhig die Bürde auf den Rücken binden, die sein Gewand mit Blut befleckte, und trug sie ohne Widerrede bis zur nächsten Station.

Das wohlgelegene Kastell von Patancotta, an welchem der heutige Weg vorüberführte, und in dessen Nähe das Nachtlager aufgeschlagen ward, ist in sehr verfallenem Zustande; die Aussicht auf das immer näher tretende Hochgebirge, welche hier sich eröffnet, ist eine der erhabensten und schönsten. Am meisten fiel das herrliche Panorama am Morgen (des 28. Oktobers) ins Auge, als, wie dieß in dieser Himmelsgegend geschieht, nicht im langsamen Uebergange der Dämmerung, sondern plötzlich, aus der Tiefe der Nacht, mit der aufgehenden Sonne zugleich die Helle des Tages hervorbrach und die Stimme des Bulbuls das erneute Licht begrüßte, jene des klagenden Mangovogels die scheidende Nacht besang, der buntfarbige Meynar den Flug in die Weite begann, während die Schaar der geschwätzigen Papageyen und die lärmenden Affen in den Zweigen der Bäume sich wiegten, die schwarze Lerche emporsteigend ihre wirbelnden Töne anstimmte, und die Schaaren der wilden Pfauen mit stolzem Gange über das Feld dahin schritten. Die höher steigende Sonne erhellte jetzt den näheren Gebirgszug, dessen pyramidale, in scharfe Spitzen auslaufende Formen schon im voraus die Mühseligkeiten des Weges errathen ließen, der in kurzem zu machen war. Die Landschaft zwischen Pantacotta und dem

ziemlich ansehnlichen Dorfe Kotoa erschien unserm Reisenden als die am besten angebaute, welche er auf seinem bisherigen Wege gesehen; sie wird von vielen Flüssen und Teichen mit Wasser versorgt, riesenhafte Bäume beschatten den fruchtbaren Boden. Es wohnen hier schon sehr viele Kaschmirer, welche neben dem Landbau die Handwerke der Weber und Schneider betreiben.

(Fortsetzung folgt).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Charles Louis Cadet, Dictionnaire de Chimie. Vol. 1—4. Paris 1803. 8.

A. F. Foureroy, Tableaux Synoptiques de Chimie. Paris 1805. f.

Just. Liebig, Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. Braunschweig 1840. 8.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte. Bd. II. Heft 2. 3. Wien 1840. 4.

Annales des sciences naturelles. II. Série. Vol. 11 — 14. Paris 1839—40.

Annals and magazine of natural history, including Zoology, Botany and Geology. Conducted by W. Jardine.

P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Iles Canaries. Livr. 48 — 51. Paris 1840. 4.

Suites a Buffon. Histoire naturelle des végétaux. Phanérogames. Par M. Edouard Spach. Vol. 9. Planches livr. 13. 14. Paris 1840. 8.

Kabinet der natuurlyke historien, wetenschappen, konsten en handwerken. Deel 1 — 8. Amsterd. 1719 — 1723.

G. J. Martin Saint-Ange et F. L. Guérin, Traité élémentaire d'histoire naturelle, contenant l'organisation, les caractéres et la classification des végétaux et des animaux, les moeurs et ces derniers, et les éléments de la minéralogie et de la géologie. Livr. 44—47. Paris 1839—40.

C. S. Rafinesque, Principes fondamentaux de Somiologie ou les loix de la nomenclature et de la classification des corps organises. Palerme 1814. 8.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie, uitgegeven door J. van der Hoeven en W. H. de Vriese. Deel VI. 1 — 4. Leiden 1839. 8.

J. le Francq van Berkhey, Natuurlyke historie van Holland. Deel 1. 2. Amsterd. 1769 — 71. 8.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen, door de Leden der natuurkundige Comissie in Oost-Indie en andere Schrijvers. Leiden 1839 — 1840. gr. fol.

Livr. 1. Zoologie Nr. 1.
„ 2. Botanie Nr. 1.
„ 3. Land- en Volkenkunde Nr. 1.
„ 4. Zoölogie Nr. 2.
„ 5. Botanie Nr. 2.

J. J. Virey, Philosophie de l'histoire naturelle ou phénomenes de l'organisation des animaux et des végétaux. Paris 1835.

Eleazar Albin, A natural history of English insects. London 1749. 4.

Dr. Th. L. W. Bischoff, Lepidosiren paradoxa. Anatomisch untersucht und beschrieben. Leipzig 1840. Fol.

Jo. Godofr. Bremser, Icones helminthum. Fasc. 1 — 3. Viennae 1824. f.

F. Cuvier, De l'histoire naturelle des Cetacés. Paris 1836. 8.

— — —. Histoire naturelle des poissons. Vol. 15. Paris 1840. 8.

Dictionnaire raisonné et universel des animaux ou regne animal. T. 1 — 4. Paris 1759. 4.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique, comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la zoologie et à la geologie. Text in 4. Fasc. 7. Mammifères, avec Atlas in f. livr. 7. Paris 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung.)

Der Bal Dewa, an welchem der kürzeste Weg von Nurpur nach Kaschmir vorüberführt, ist ein vereinzelt aus der Ebene von Ramnaghur emporsteigender Schneeberg. Allmählig tritt man jetzt jener Gränze des Flachlandes gegen das Gebirge hin näher, welche durch die in ihr herrschenden, überaus bösartigen Fieber für die Eingebornen fast noch lebensgefährlicher ist, als für die Europäer. Der Boden ist fett und an vielen Stellen sumpfig; da wo er nicht angebaut ist, wuchert in dicht gedrängten Massen, jenes riesenhafte Gras, dessen Halme von der Dicke eines Fingers und dessen Höhe so bedeutend ist, daß Elephanten sich in ihm verbergen können. Abgesehen von den Gefahren, welche die öfters in seinem Dickicht wohnenden Tiger dem Reisenden bringen, sieht sich dieser schon durch die schneidend scharfen, unteren Blätter jenes Grases so schmerzhaft verletzt, daß der Weg durch dasselbe ein höchst unangenehmer ist. Da wo man aus dem Grasdickicht heraustritt, stellt sich das nicht minder beschwerliche Zizipһus-Gesträuch mit seinen gekrümmten, ganz überaus scharfen Dornen ein. Noch zeigen sich jedoch die gemeinsten Pflanzen und Thierformen Indiens: die Butea frondosa, deren breite Blätter den Eingebornen statt der Teller dienen, die Mango- und indischen Feigenbäume, so wie der siebenblättrige Baumwollenbaum; fast aus allen Zweigen vernimmt man die Stimme der Papageyen, des Meynar und der Turteltauben. Der Weg zog sich über das malerisch gelegene, dabey aber sehr ärmliche Jesrode nach der kleinen Festung Alleh, bey welcher in einem Garten voller Orangen- und Citronenbäume die Reisenden am 30. October einen erträglich guten Ruhepunct fanden.

Bey Samba beobachtete unser Europäer die alltägliche Sitte des öffentlichen Badens der Frauen, namentlich der hier wohnenden Kaschmirerinnen, wobey nur der Kopf bedeckt bleibt. Es sind diese täglich zweymaligen Waschungen ein Gebot der Religion, als solche in keinem Widerspruche mit Zucht und Ehre, nur dem Auge des Fremden auffallend und neu, dem Eingebornen kein Gegenstand der Beachtung. Auf den Bergen unweit Samba wird jene Rinde des Baumes Deobassa gesammelt, deren sich die Frauen durch ganz Mittelasien zum Rothfärben des Zahnfleisches (und zu seiner Stärkung) bedienen. Ein Zug von 12 Kamelen, beladen mit dieser Rinde, so wie mit den Wurzeln einer Scutellaria und einem unserm Reisenden unbekannten Pflanzensamen erinnerten an den lebhaften Verkehr dieser Landschaft mit Multan und Persien.

Die vormals reiche Stadt Jommu ist jetzt großentheils ein Haufe von Trümmern; in ihrer Nähe hat der Fürst Gulab Singh einen wenig bedeutenden Palast und die kleine Festung Balla erbaut. Bey Jommu strömt der Fluß Tauhi (Jommuca Tauhi). Ein Engländer, im Dienste des Raja, verlangte den Reisenden zu sprechen; es war ein schöner reich gekleideter junger Mann, der jedoch dem christlichen Europäer gegenüber unter vielen Thränen nur die Worte hervorbrachte: „Erbarmen, ich bin ein Unglücklicher, ein Schuldiger", und als Jener weiter in ihn drang zu sprechen, mit dem Ausrufe: „Verzeihen Sie, ich kann nicht", aus dem Zelte entfloh.

Aghnur, am Ufer der Tschenab, zeichnet sich durch seine von Alum-Singh erbaute, dem Auge stattlich erscheinende, übrigens sehr unzweckmäßig angelegte Festung aus. Mehr als diese erregt die Beachtung des Reisenden das nachbarliche, ansehnliche Gebirge Tricota (Dreyberg, so genannt wegen seiner drey Gipfel), an dessen Nordseite der berühmte Tempel und Wallfahrtsort Tricota Dewi liegt, mit einer starken Quelle, welche ihr Wasser stoßweise in ein großes Becken ergießt. Dieses Wasser ist in den Wintermonaten December, Januar, Februar, wenn der feste Schnee das Gebirge bedeckt, fast siedend heiß, in den übrigen wärmeren Monaten, wenn von oben die kalten Fluthen des thauenden Schnees mit den aus der Tiefe kommenden sich vermischen, ist es auffallend kalt.

Noch einmal zeigte sich die Natur der indischen Hochebene in der Pracht der großblumigen Bäume, umwunden von riesenhaften Schlingpflanzen, die Zweige bewohnt von Affen und Papageyen, als unser Reisender auf einem durch die mannigfaltigsten Aussichten auf das nahe Gebirge herrlichen Wege, jenseits Aghnur zur Dendrahquelle kam, bey welcher ein Fackhier wohnte. Es war ein Greis von 92 Jahren, welcher hier seit dem Beginne der männlichen Jahre lebt, beschäftigt mit dem Reinhalten des Brunnens, wenn der Sturm diesen mit Sand verschüttet und mit dem Schöpfen des Wassers für alle Vorüberkommende, unter denen dann Manche sich finden, die ihn mit Speise versorgen.

Jenseits des Dorfes Inghal am kleinen Fluße Dalachel, tritt eine Sandsteinformation hervor, deren Felsenpfeiler unten im Thale die sonderbarsten Gruppen bilden, welche von der Höhe herab betrachtet, unsern Reisenden an die Zacken eines riesenhaften „Hechelbretes“ erinnerten. Der Weg über das Gebirge ward von hier an zum großen Theil eben so gefährlich als beschwerlich, und selbst die für solche Bergreisen trefflich geeigneten Maulthiere und Pferde stutzten und zauderten, ja einige von ihnen zitterten wie Espenlaub, als sie in der Mitte eines Pfades, der an einem etliche tausend Fuß hohen senkrecht abstürzenden Felsen hingieng, an eine so schräg abfallende Stelle kamen, daß selbst die Menschen nicht aufrecht gehend hinabkommen

konnten. Dennoch stürzte keines von ihnen in den Abgrund, keines wurde scheu; die Last, welche die Thiere getragen hatten, mußte freylich an solchen gefährlichen Stellen ihnen abgenommen und von Menschen nachgeschleppt werden.

Von Poni, welches an dem hufeisenförmigen, innern Ende einer tiefern Felsenschlucht liegt, sind 4 kleine Tagreisen nach Rajauri; der Weg dahin führt fortwährend zwischen zwey ziemlich hohen Gebirgsketten hin, und bald auf bald nieder gehend durch die häufigen Schluchten, welche die Waldbäche in den fruchtbaren Boden eingerissen haben. Der Thermometerstand war jetzt, in dem ersten Drittel des Novembers am Morgen öfters nur 9° R., während er in den Mittagsstunden auf 19° bis 23° R. stieg. Die Häuser in Dharmsalla, der 2ten Reisestation von Poni aus, sind eng an einander gebaut und zur Abwehr gegen die streifenden, räuberischen Rotten so eingerichtet, daß man zu dem weit oben gelegenen Eingang auf einer Leiter hinansteigen muß, welche bey dem Eintritt ins Gebäude von den Bewohnern hinaufgezogen wird. Der Weg jenseits Dharmsalla gewährt die ununterbrochene Aussicht auf das bis tief herab von Schnee bedeckte Hochgebirge des Pir Panjahl, dem eine Menge der Bäche und Flüsse entströmt, welche von den Reisenden durchschritten werden müssen. Die Naritari ist unter diesen Gebirgswässern das bedeutendste. Noch erhält sich im Thale ein großer Theil der indischen Flora; den Waldungen der Höhen giebt Pinus longifolia ihren vorherrschenden Charakter. Bey Moradpur-Serai kommt man auf die vormalige große Straße der Kaiser Delhis von Lahor nach Kaschmir; Moradpur Serai war eine jener trefflich eingerichteten Unterkunftsstationen für die Herrscher und ihr zahlreiches Gefolge, von denen Bernier erzählt. Anjetzt ist das vormalige Serai eine unförmliche Ruine, deren geräumige, doch niedere Säle zu Viehställen benutzt werden; von dem vormaligen Garten hat sich nur eine Gruppe hoher, alter Bäume erhalten.

Rachiem Ullah Khan, der Raja von Rajaudri und Vasall des Ranjiet Singh, wollte dem vornehmen Fremdling nach den Regeln der orientalischen Höflichkeit entgegenkommen und doch auch zu-

gleich der Würde seines Standes nichts vergeben; er hatte es so eingerichtet, daß er auf einer Jagdpartie nach der Richtung des Weges, von welchem jener kam, mit ihm zusammentraf, und so zugleich Gelegenheit fand, die andere Pflicht der Höflichkeit durch ein Geschenk des gejagten Wildpretes zu erfüllen. Man jagt hier mit Sperbern, welche, im eigentlichen Sinne des Wortes von dem Falkonier nach jener Gegend hin geworfen werden, wo sich das Wildpret zeigt, welches sie dann, den Flug nach der Richtung des Wurfes fortsetzend, alsbald ereilen. Unser Reisende lernte in diesem Raja einen wohlunterrichteten, ehrenvesten Mann kennen; er ist in der Schule mancher Gefahren gebildet, denn das Loos seines Bruders, des Agur Khan, der früher mit gegen Ranjiet Singh gekämpft hatte, dann besiegt im Gefängniß starb, konnte gar leicht auch ihn treffen. Auch Rajauri war ein Absteigeort der Kaiser auf ihrem Wege nach Kaschmir; wie prächtig der Garten am verfallenen Serai gewesen sey, das bezeugen noch jetzt die hohen, dickstämmigen Platanen und die Wasserleitung, welche einige Springbrunnen versorgt. Rosen und blühende Jonquillen erfüllten so eben die Luft mit ihren Wohlgerüchen, die Magnolia Tschampac findet sich zusammengesellt mit den Pflaumenbäumen der Hochebene. Eines der veralteten Gebäude ist ein Belvedere, das eine herrliche Aussicht hinab nach dem Felsenthal des Tauhi und der gegenüber gelegnen Festung Azimghur beherrscht. Der freygebige Raja blieb den ganzen Tag bey seinem Gast im Garten, den er mit Geschenken von Blumen, Früchten, Fischen, Hühnern und Schafen zu vergnügen suchte, während er auch die Dienerschaft reichlich mit allem Nöthigen versorgte. Obgleich die hier gedeihenden Bananen und Baumwollenbäume noch zum Pflanzenreich der Tropenländer gehören, ist dennoch Rajauri nicht selten der Witterung des hohen Nordens unterworfen; es ist regelmäßig im Monat Januar von Schneestürmen heimgesucht und zuweilen bleibt hier der Schnee zwey Tage lang liegen. Der Thermometerstand war am Morgen des 11ten Novembers kaum $4\frac{1}{2}$ ° R.

Aufwärts in dem reichlich bewässerten, ziemlich hoch hinan mit Reisfeldern bepflanzten Thale der Tauhi wandelt die Vegetation sich plötzlich aus einer indisch-tropischen in die Formen der nordischen um. Der Raja von Rajauri hatte den Fremden unter Magnolien und Bananenbäumen empfangen, sein Sohn kam ihm, in dem nur wenige Meilen thalaufwärts gelegenen Berode, ebenfalls jagend, unter majestätischen Linden und wilden Kastanienbäumen entgegen. Mende Serai, in der Nähe von Thanna, war, dieß bezeugte selbst noch sein jetziger, verfallner Zustand, das größte Gebäude seiner Art, welches unser Reisender auf diesem Gebirgswege sahe.

Im weitern Verlaufe der Reiseroute, die sich über den fast 13000 Fuß hohen Pir Panjahlpaß hinzieht und hiebey dem Laufe der Tauhi bis zu ihrem Ursprunge folgt, zeigte sich an dem gelblichen Laube der Kastanien und dem bräunlichen Grün der Nadelholzwälder ein Abbild unsers heimathlichen Herbstes. Sieben Reihen oder Züge von Bergen werden jenseits Thanna von der Höhe aus gegen Süden (nach der Panjab-Ebene) überblickt; die Gipfel der Höhen laufen in so scharfe Schneiden aus, daß unmittelbar am Ende des steilen Aufsteigens das eben so steile Absteigen nach der andern Seite beginnt; kein Baum oder Gesträuch kann dort sich halten, erst in einiger Tiefe zeigen sich das Rhododendron arboreum und die hiesigen Arten der Fichte. An der höchsten Stelle des Passes findet sich ein Wachtposten, dessen Soldaten auch während des Winters hier bleiben müssen, während die Bewohner der andern Häuser, die sich an den Posten angebaut haben, alsdann hinabziehen in die Ebene.

Um Perhamgalla, einem Orte, welcher am Fluße des gleichen Namens am nördlichen, mit Eichen, Kastanien und Lindenbäumen bewachsenen Abhange, in einem Thale liegt, fällt der Schnee im Winter zuweilen höher als die Häuser (100 Fuß tief); der Ort wird deshalb in dieser Jahreszeit ganz von seinen Bewohnern verlassen. Das Thal ist, gegen Poschian hin so enge und von so hohen Gebirgen umschlossen, daß zu manchen Puncten desselben die Sonne keinen Zugang findet, dennoch ist es überall an günstigen Stellen von kolossalen Kastanienbäumen bedeckt. Zu dem Genuße der eben gereiften Früchte dieser Bäume hatten sich ganze Schaaren der großen, weißbärtigen Affen mit schwarzem Gesichte eingefunden, welche sich hier kaum als

beständige Bewohner, sondern nur als einen vorübergehender Besuch betrachten lassen, wiewohl diese Art von Affen vor den meisten ihres Geschlechts zum Ertragen der Kälte geeignet ist.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1838. Berlin 1840. 8.

Guil. F. Erichson, Genera et species staphylinorum insectorum coleoptororum familiae. Berolini 1840. 8.

Isid. Geoffroy de St. Hilaire, Essais de Zoologie générales ou mémoires et notices sur la zoologie générale, l'anthropologie et l'histoire de la science. Avec Atlas. Paris 1841. 8.

George Rob. Gray, The genera of Birds, with indication of the typical species of each genus. London 1840. 8.

Dr. Ad. Ed. Grube, Actinien, Echinodermen und Würmer des Adriatischen und Mittelmeeres. Königsberg 1840. 4.

F. E. Guérin-Méneville, Magasin de Zoologie. D'Anatomie comparée et de Palaeontologie. Année 1840. Livr. 1 — 15. Paris. 8.

J. D. W. Hartmann, Erd- und Süßwasser-Gasteropoden. Heft 1. St. Gallen 1840. 8.

J. B. A. de Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. Deuxième édition. T. 3. Radiaires, vers, insectes. Paris 1840. 8.

Lesson, Mastologie méthodique, ou species des mammifères bimanes et quadrumanes; suivie d'un mémoire sur les Oryctéropes. Paris 1840. 8.

Aug. Wilh. Münter, Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper. Halle 1840. 8.

Alex. v. Nordmann, Mikrographische Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Heft 1. 2. Berlin 1832. 4.

Dr. A. Nordmann, Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Petropoli 1837. 4.

J. F. M. v. Olfers, Die Gattung Torpedo in ihren naturhistorischen und antiquarischen Beziehungen erläutert. Berlin 1831. 4.

Pallas, Icones ad Zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. 4. 5. f.

Dr. L. Pfeiffer, Kritisches Register zu Martini und Chemnitz's systematischem Conchylien-Kabinet. Kassel 1840. 8.

Dr. H. Rathke, Beyträge zur Geschichte der Thierwelt. Abth. 1 — 3. Danzig 1820. 8.

Dr. K. B. Reichert, Das Entwickelungsleben im Wirbelthierreich. Berlin 1840. 4.

Dr. H. Schinz, Europäische Fauna. Bd. 1. Stuttgart 1840. 8.

C. T. v. Siebold, Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Danzig 1839. 4.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 6 — 12. London 1840. 4.

The Zoology of Captain Beechey's voyage to the Pacific and Behring's straits. London 1839. 4.

Samuel Curtis, Botanical Magazine, or flower garden displayed: in which the most ornamental foreign plants cultivated in the open ground, the Greenhouse and the Stove, are accurately represented and coloured. Vol. 13. London 1840. 8.

Steph. Endlicher, Genera plantarum, secundum ordines naturales disposita. Nr. 12 — 17. Vindobonae 1840. 4.

H. Fr. Link, Elementa philosophiae botanicae. Editio altera. Vol. 1. 2. Berolini 1837. 8.

Al. Ferd. Marsigli, Notizie di Constantinopoli sopra la pianta del Caffé. 1703. f.

F. J. F. Meyen, Jahresbericht über die Resultate der Arbeiten im Felde der physiologischen Botanik von dem Jahre 1839. Berlin 1840. 8.

— — — Phytotomie. Berlin 1830. 8.

A. Schenk, Plantarum species, quas in itinere per Aegyptum, Arabiam et Syriam G. H. de Schubert, M. Erdl et J. B. Roth collegerunt. Monachii 1840. 8.

D. F. L. v. Schlechtendal, Linnäa. Bd. 12 — 44. Halle 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach dem unbedeutenden Oertlein Dobran ergötzte unsern Reisenden der Ton der Schalmeyen, welche seine Leute aus dem Stengel der Riesenlilie (Lilium giganteum) sich gebildet hatten, in Dobran empfiengen ihn, nach der Landessitte von Kaschmir die Frauen, stehend auf den platten Dächern ihrer Häuser, mit den Gesängen des Wonnemun oder des Willkommens. Zwey Meilen jenseits Dobran steigt der Weg steil empor, nach dem nur im Sommer von Krämern und Verkäufern der Lebensmittel bewohnten Poschian, bey welchem ein verfallenes Serai steht. Die Vegetation verwandelte sich jetzt allmählig in die Form unserer nordischen; erst noch Pappeln, Ulmen, dann Erlen am Bache, dann verkrüppelte Nadelhölzer und Birken, während die Höhen, welche im Süden ansteigen, ganz kahl, die im Norden mit Schnee bedeckt sind. Das letzte strauchartige Gewächs nach der Schneegränze gegen Norden ist ein Juniperus, an der Südseite einige Syngenesisten, ein riesenhaftes Doldengewächs, dann Berberis und Ribes; die Gebirgsarten sind Glimmer- und Thonschiefer so wie Hornblendegestein; häufig zieht sich der Weg über die abgestürzten Trümmer von Bergfällen hin. Kaum begreift man wie zu Berniers Zeiten die Kaiser selbst mit belasteten Elephanten diese Gebirgsgegend durchziehen konnten, freylich war auch jener Reisender selbst Zeuge des Hinabsturzes einer Abtheilung von Elephanten, auf denen Frauen saßen, in den Abgrund.

Bey dem Grabmahl eines mohammedanischen Fackhiers, hoch im Gebirge, wohnt ein Fackhier, unweit davon bezeichnet ein Thurm die Stätte des Wachtpostens. Die Aussicht gegen Süden über 20 Gebirgsreihen, erscheint unermeßlich, nach Norden zeigen sich nahe jenseits des Wachtpostens, jenseits des von vorliegenden Höhen verdeckten Thales von Kaschmir die beyden Riesenhäupter des thibetanischen Gebirges, Ner und Ser, gleich zwey nachbarlichen Pyramiden, der eine in glänzendes Weiß gekleidet, der andere dunkelfarbig. Dem lebenden Fackhier bey dem Grabmahl wurden, gleich einem Schutzheiligen des Gebirges kleine Gaben selbst vom armen Gefolge gereicht, er beschenkte unsern Reisenden mit einigen schönen Aepfeln. Die Kälte der Nächte wie der Morgenstunden erschien dem Europäer und noch mehr den ihn begleitenden Hindus sehr empfindlich; der Thermometerstand war am 15. November 6° R. unter dem Eispunkt. Der Weg von Alihabad Serai (dem Wachtposten) nach Hirpur führt zum Theil auf einem künstlich angebauten Gemäuer am senkrechten Abhange des Pir Panjabgebirges hin. Einen alten Thurm, der am Abhange steht, macht die Sage des Landes zu einem vormaligen Wohnort des menschenfressenden Riesen Lal Gulam, der hier die Vorbeykommenden hinabstürzte und dann verzehrte. Die Gerippe von Lastthieren und die gelblichten Menschenschädel, welche an vielen Stellen liegen, bezeugen die noch fortwährenden Gefahren dieses Passes zur Zeit des Schneegestöbers; an manchen Stellen bemerkte man auch die Höhlen und frischen Spuren von Bären.

Der vormalige Weg an der Bergveste Ingarali Killah vorüber, nach dem in ihrer Nähe gelegenen Serai ist durch Steinlawinen verschüttet; die jetzige Strasse führt 1000 Fuß oberhalb dem zur

Ruine gewordenen Serai, durch mehrere von fliegenden Eichhörnchen bevölkerte Nadelholzwälder hinab nach Hirpur. Die Kälte glich hier jener unserer Wintertage, der Thermometerstand zeigte in der Nacht fast 7° R. unter dem Eispunkt. Dennoch wollte der fast ganz nackte Fackhier, der am Abend vor das Zelt kam, weder das ihm gebotene Obdach noch die wollene Decke zum Schutz gegen den Frost annehmen, „weil sein Gelübde ihm dieses versage;“ er sang mit einer wahrhaft schönen Stimme während der Nacht Loblieder zu Gottes Ehre und zwischen denselben einzelne Strophen, die dem wohlmeinenden Fremdlinge Glück und Segen wünschten; erst bey Sonnenaufgang, zur Zeit der stilleren Gebete verstummte er. Dieß ist ein ernster Kampf des Menschengeistes mit dem Dunkel der Nacht, das ihn umgiebt; ein solcher Ernst, mitten in seinem Irren, ist es werth, daß ihm die Sonne aufgehe.

Als der Fackhier schwieg, da erhuben sich die lärmenden Stimmen des Gefolges. Der Wasserträger fand zu seinem Staunen — denn dieses Ereigniß war dem Hindu neu, — daß das Wasser im ledernen Wasserschlauch, welcher dießmal weniger als in den vorigen Nächten geschützt gestanden, zu Stein geworden sey; der Tafeldecker brachte ganz erschrocken die Bouteille, welche das zu Eis gewordene Wasser zersprengt hatte, der Kammerdiener fragte, was mit den hart gefrornen Schwämmen zu thun sey? Ein hell flammendes Feuer löste die Bande des Frostes und gab den erstarrten Leuten, die aus dem glücklichen Lande kamen, in welchem das erste, unentbehrlichste Lebenselement: die Wärme, so reichlich gefunden wird, ihren heiteren Muth zurück.

Der weitere Verlauf des zu Thale gehenden Weges führte bald wieder über das Gebiet des Winters hinaus in jenes des Herbstes. Schon vor Tschupeyan fanden sich neben den Platanen und Pappeln die Pflanzungen der Aepfelbäume, von deren Früchten unser Reisender 9 veredelte und 3 wildwachsende Arten in Kaschmir kennen lernte. Zu den wenigen Blumen, welche diese Landschaft mit dem deutschen Vaterlande gemein hat, gehörten die blaue Eichorie und der rothe Klee. Der Thermometerstand hatte sich am Abend wieder zu fast 9° R. Wärme erhoben, das Thal am Ufer der Dumdum, deren jetzt fast ganz trocken liegendes Bette fast 1/2 Stunde breit erschien, war erreicht. Jenseits Kanakpur gleicht die ganze Landschaft mit ihren vielen Obstgärten und den weit von den Bergabhängen sich hinan ziehenden Feldern einem Lustgarten. Eine Schaar von den Soldaten des Vicekönigs in ihren rothen Jacken und blauen Unterkleidern, empfieng hier den vornehmen Fremden, dem man überall, in Auftrag des Herrschers Geschenke an Geld entgegenbrachte, welche derselbe jedoch ganz zurückwies oder unter seine Leute vertheilen ließ. Der letzte Theil des Weges nach der Hauptstadt Kaschmir war durch den häufig aufsteigenden Staub, der sich mit dem Rauche der auf den Feldern flammenden Herbstfeuer vermischte, sehr beschwerlich; der Reisende entzog sich der Bewillkommungsfeyerlichkeit des ihm mit stattlichem Gefolge entgegenkommenden Vicekönigs, er eilte zu seiner Wohnung.

Wie ganz unerwartet anders war der erste Eindruck, den das hochgepriesene Kaschmir auf die Sinne unsers Reisenden machte, als seine vorgefaßten Meinungen und Träume es ihm hatten erwarten lassen. Wer sollte nicht gehört haben von der unvergleichbaren Schönheit der Frauen von Kaschmir; solche „Schönen“ in einem Bote sitzend kamen jetzt und begrüßten mit dem Gesang des Wonnemun, den hochgeehrten Fremdling, dieser aber fand jene Repräsentantinnen des schönen Geschlechtes von Kaschmir häßlicher als alles Häßliche, das er in Asien gesehen; ihr Gesang war ein widerliches Geheul. Das Thal um die Stadt sollte sich, so wollte es die vorgefaßte Meynung, als ein grünender Garten zeigen; die Staub- und Rauchwolken ließen jedoch nichts von seinem Reiz errathen. Kaschmir, der alte Lustsitz des großen Akbar und der andern mächtigen Kaiser seines Thrones, müßte, so sollte man meinen, noch jetzt als eine, wenn auch veraltete Kaiserstadt sich darstellen; aber so wie man durch die beyspiellos schmutzigen Strassen dahinzieht, in denen ein eben so schmutziger Pöbel den Fremdling angafft, sieht man nichts als Ruinen der ehemaligen Paläste, zerfallene und zerfal-

lende Häuser; „eine Stadt, grau in grau, ohne einen hellen Punct, der das Auge anzieht.“

Dieses ist das wahre Bild eines Landes, dessen spätere Herrscher nicht wie Akbar der Große, ihr Glück und Wohlgefallen mit und in dem Glücke der Andern fanden, sondern die in dem anvertrauten Fremden überall nur sich selber und das Ihrige suchten.

Aber die Natur, mitten unter dem Aushauch des menschlichen Elendes, der sie entstellt, ist dennoch in Kaschmir dieselbe geblieben; noch blickt der hehre Tacht-i-Soliman, der Berg, der die nachbarliche Ebene der Stadt beherrscht, in gleicher Schönheit, noch erhebt sich das Alpengebirge von Thibet mit seinen tausend Schneekuppen in gleicher Majestät über den Staub der Tiefe, und die Ströme des Thales führen noch in gleicher Frische und Fülle ihr Gewässer dem Indus zu.

Unsern Reisenden erwarteten hier in Kaschmir noch andre, unvermuthete Freuden des Begegnens. Der Engländer Mr. Vigne bewohnte in demselben Garten, den der deutsche Gast sich zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, ein Gartenhaus; gleich am ersten Tage der Ankunft fand sich, als sey es verabredet gewesen, zu den beyden schon anwesenden Europäern der dritte: der kühne Reisende Dr. Henderson ein, welcher so eben, in sehr dürftigem Aufzuge und äußerem Verhältniß von seiner Reise über Ladhak nach Iscardu hieher zurückkam.

Der damalige Vicekönig in Kaschmir, Mekan Singh war seit 1834 an die Stelle des angeblichen Sohnes des Ranjiet Singh, jenes Schaher Singh gekommen, den die kinderlose Gemahlin des Herrschers, auf Antrieb ihrer herrschsüchtigen Mutter, sammt seinem Zwillingsbruder, wie man sagt von einem Weber erkauft, und sie beyde dem von einem Feldzuge wiederkehrenden Gemahl als ihre und seine Kinder dargeboten hatte. Mekan Singh wurde, wegen des guten Rufes, den ihm seine harmlose, wohlwollende Gemüthsart erworben, zum Herrscher des hart bedrängten Landes ernannt. Er ist ein Mann von wenig Verstand, und dieses Wenige verläßt ihn auch bald nach den Mittagsstunden, in denen er, nach seiner täglichen Gewohnheit, sich durch zwey Flaschen des starken Kaschmirer Branntweins berauscht. Unserm Reisenden, der schon oft dergleichen Anträge von sich gewiesen, sendete er, im Auftrag des Ranjiet Singh, 525 hiesige Rupien (eine zu $42\frac{1}{2}$ Kreuzer rheinisch), welche dieser ungern, nur durch die Etikette gezwungen, annahm. Ihn, den Fremden, empfieng er, als derselbe seinen Besuch machte, in der Mitte eines Hofstaates, dessen Armuth allenthalben hinter dem Schleyer des altväterischen Prunkes hervorschaute.

Einer der günstigsten Standpunkte für den Ueberblick über das ganze, herrliche Thal von Kaschmir wird auf dem unmittelbar bey der Hauptstadt gelegenen Tacht-i-Soliman (Thron des Salomo) gefunden. Auf dem Gipfel dieses Berges, der sich 1139 Fuß über die mittlere Ebene des Thales erhebt, stehet ein alter, aus der Felsenmasse ausgehauener Buddha-Tempel (Dewali), der später eine Zeit lang als Moscheh im Dienste des Islam war, jetzt aber dem der Hindus geweiht ist. Die Sage der Mohammedaner schreibt seine Erbauung dem Salomo zu. Der Berg selber gehört zwar schon zu der Gebirgskette Thibets, steht aber ganz isolirt da. An seinem Fuße breitet sich in verschiedenen Abtheilungen der See (Dall) aus, dessen künstlich von Menschenhand angelegte Inseln durch die Alleen ihrer mächtigen Platanen und die Reste der vormaligen Paläste an die Zeiten des mongolischen Kaiserreiches erinnern. Schwimmende Inseln, deren Erdreich in einem korbartigen Geflechte von Weiden zur Anpflanzung von Melonen und andern ähnlichen Früchten dienet, tauchen an den seichten Stellen des Sees über die Blätter des schönen Netumbium und der nützlichen Wassernuß (Trapa bicornis) hervor, und geben manchen Stellen des Sees das Aussehen einer Wiese. Die Dschilun, welche die gesammelten Gewässer des Thales dem Stromgebiete des Indus zuführt, schlängelt sich in den mannigfachsten Windungen durch die grünenden Auen und Felder.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Sectio prima, plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 14—16. Lugd. Bat. 1839—40. f.

Dr. F. Unger, Ueber den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Gekrönte Preisschrift. St. Petersburg 1840. 4.

Dr. H. L. Zunck, Die natürlichen Pflanzensysteme geschichtlich entwickelt. Leipzig 1840. 8.

L. Agassiz, Description des échinodermes fossiles de la Suisse. P. 2. Cidarides. Neuchatel 1840. 4.

Al. Brongniart, Classification et caractéres minéralogiqnes des roches homogènes et heterogenes. Paris 1827.

G. Fischer-de-Waldheim, Oryctographie du gouvernement de Moscou. Moscou 1837. f.

J. Fridvaldszky, Minero-logia magna principatus Transilvaniae. Claudiopoli 1767. 4.

de Genssane, Histoire naturelle de la province de Languedoc, partie minéralogique et géoponique. Vol. 1—5. Montpel 1776—79. 8.

E. F. Germar, Die Versteinerungen des Mansfelder Kupferschiefers. Halle 1840. 8.

Rob. Jameson, Mineralogy of the Scottish isles. Vol. 1. 2. Edinb. 1800. 4.

Chr. Keferstein, Literatur und Geschichte der Geognosie. Halle 1840. 8.

Dr. G. Landgrebe, Ueber die Pseudomorphosen im Mineralreiche. Cassel 1841. 8.

John Mac-Clelland, Some inquiries in the province of Kemaon, relative to Geology. Calcutta 1835. 8.

H. v. Meyer, Neue Gattungen fossiler Krebse aus Gebilden vom bunten Sandstein bis in die Kreide. Stuttgart 1840. 4.

Alb. Mousson, Geologische Skizze der Umgebungen von Baden im Canton Aargau. Zürich 1840. 8.

Dr. A. E. Reuss, Geognostische Skizzen aus Böhmen. Prag 1840. 8.

A review of Lyell's „Elements of geology" with observations on the progress of the Huttonian theory of the Earth. 139. 8.

Fr. Ad. Römer, die Versteinerungen des norddeutschen Kreidegebirges. Lief. 1. Hannover 1840. 4.

W. P. Schimper, Monographie des plantes, fossiles du Grès Bigarré de la chaine des Vosges. I. partie. Coniféres et Cicadées. Strasburg 1840. 4.

J. G. Schmeisser, A system of mineralogy. Vol. 1. 2. London 1795. 8.

Marc. de Serres, Essai sur les Cavernes à ossemens fossiles et sur les causes qui les y ont accumulés. Paris 1838.

— — — Recherches sur les ossemens humatiles de Cavernes de Lunel-Viel. Montpellier 1839. 4.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Grossbrittaniens. Deutsche Bearbeitung durchgesehen, berichtigt und bevorwortet von Dr. Agassiz. Lief. 2. 3. Neuchatel 1839. 8.

H. Steffens, Geognostisch-geologische Aufsätze als Vorbereitung zu einer innern Naturgeschichte der Erde. Hamburg 1840. 8.

Dr. F. A. L. Thienemann, Die Weinwissenschaft in ihrem ganzen Umfange bearbeitet. Abth. 1. Leipzig 1839. 8.

J. J. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Bd. 10. Mühlen-Papierfabrikation. Stuttgart 1840. 8.

The Repertory of patent invention and other discoveries and improvements in arts, manufactures and agriculture. New Series. Vol. 13. London 1839.

Annales des Mines. 3. Série. Vol. 17. Paris 1840. 8.

Frhr. v. Herder, Erläuterungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft auf den Hüttenwerken in Deutschland, England, Frankreich, der Schweiz und Schweden. Mit einem Atlas von 35 Tafeln. Freyburg 1840. 8.

Des moyens de soustraire l'exploitation des mines de Houille aux chances d'explosion. Bruxelles 1840. 8.

F. Th. Merbach, Die Anwendung der erwärmten Gebläseluft im Gebiete der Metallurgie. Leipzig 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung).

Mehr denn irgendwo anders erinnert die Aussicht von der Höhe des Salomothrones an die alte wohlbegründete Ueberlieferung, nach welcher das ganze, ovale Kesselthal von Kaschmir einst das Becken eines Landsees war. Soll doch hierauf selbst der Name des Landes Kaschah-Mirah (See des Kaschab, des ältesten, für heilig gehaltenen Ansiedlers) hindeuten. Nach allen Richtungen ist das merkwürdige Thal so hoch von Gebirgen umschlossen, daß niemals ein Sturm, ja selbst nicht ein starker Wind seine Ebene berührt. Nur zwischen dem Baramulla und Pir Panjahlgebirge, da wo die Dschilun hinab nach dem Flußgebiete des Atock (Indus) strömt, ist die Gebirgsmauer tief durchbrochen. Die übrigen Päße in die Nachbarländer führen hoch über das Gebirge. Die Ebene des Thales liegt, nach dem Siedepunkt des Thermometers bestimmt, 5818 Fuß über dem Niveau des Meeres, die größeste Länge dieser eigentlichen Ebene, in der Richtung von S.O.O. nach N.W.W. beträgt gegen $18\frac{3}{4}$ geographische Meilen (von 74° 22′ bis 75° 40′ östlicher Länge von Greenwich), die Breite derselben wechselt von 10 Meilen zu $1\frac{1}{2}$. Die südlichste Gränze des Kaschmirthales ist bey dem Pir-Panjahlpasse in 33° 40′, die nördlichste bey dem Passe Bandapur, 34° 34′ N. Br. Dagegen beträgt die Linie der Distanz von dem ewigen Schnee des Pir-Panjahls bis zu dem des Thibet-Panjahls in der Richtung der Breite des Thales 10 bis 15, die Längenlinie vom Baramullagebirge bis zu jenem bey Sagan 25 Meilen. Diese ganze Umgränzung der hohen Ebene durch die riesenhaft über sie emporsteigenden Alpengebirge wird von dem Tacht i Soliman überblickt.

Wir begleiten jedoch unsern Reisenden von dieser Fernansicht zuerst, ehe wir mit ihm weiter gehen über Thal und Berge, zu der allgemeinen Betrachtung des Klimas, der Naturerzeugnisse und der Bewohner des merkwürdigen Landes.

Seiner geographischen Lage (unter 34° n. Br.) nach steht das Alpenthal von Kaschmir der Insel Cypern, so wie Candia und den südlicheren Gebieten von Tunis und Algier gleich; seiner Höhe über dem Meere nach würde jedoch, wenn nicht andere begünstigende Umstände einträten, sein Klima jenem des nördlichen Deutschlands (53° n. Br.) und andern Gegenden unseres Welttheiles gleichen, welche jenseits der Gränze des Weinbaues liegen. Das aber, was das Thal von Kaschmir zu einem Wohnsitz, nicht zwar, wie die Hindus sagen des ewigen Frühlinges, wohl aber der reichesten, schönsten Vegetation eines milden Landes macht, wie etwa Oberitalien dieses ist, das sind die Schutzmauern der nach allen Seiten es umfassenden Gebirge. In diesem Hochthal weht, wie schon erwähnt, niemals ein Wind, seine zum Theil großen Seen sind beständig glatt, wie ein Spiegel, keine Wolke bewegt sich auf ihnen, die Luft ist so still, wie in einem von hohen Mauern rings umher geschütztem Garten; die Stürme aus Norden und Süden, aus Ost und aus West fahren hoch über das Thal hin ohne seine Fläche zu berühren. Auch die Gewitter sind in Kaschmir höchst selten und durchaus unschädlich, niemals trifft hier der Blitz ein Haus oder einen Baum, ein Thier oder einen Menschen; auf kaum merkliche Weise gehet der Zug

der Wetterwolken von Gebirg zu Gebirg über die Tiefe hin. Eine unmittelbare Folge der so geschützten Lage des Thales ist jener beständige Charakter, welchen hier die Jahreszeiten annehmen. Die wiederkehrende Wärme des Frühlinges wird durch keinen rauhen Nordwind gestört, die höher steigende Sonne bringt hier zwischen den Wänden der Gebirge eine Wärme hervor, welche alle Früchte der warmen temperirten Zone zeitiget; kein Spätfrost zerstört ihre Blüthen, kein anhaltendes Regenwetter hemmt das Reifen ihrer Früchte. Regelmäßig aber, wie der Verlauf des Frühlings und Sommers ist auch der des Winters; gegen die Mitte des Novembers beginnen die Nachtfröste, am 11ten December fällt der Schnee, welcher dann, weil kein Südwind ihn schmilzt, kein Nordwind ihn wieder erneut, unverändert liegen bleibt bis zum März; auch die Seen sind dann, bis auf eine bedeutende Entfernung vom Ufer gefroren. Die tropischen Regen von Indien erreichen das Thal nicht; nur im März, wenn der Schnee schmilzt, fällt viel Regen, im Sommer bloß einzelne Schauer, deren Gewölk auf wenige Stunden den klaren Himmel trübt; der Herbst ist so trocken, daß alsdann der häufig aufsteigende Staub, vermischt mit dem Rauche der auf den Feldern angezündeten dürren Kräuter, weil kein Luftzug den Dampf verscheucht, das Thal auf seiner Tiefe umschleyert, während schon auf der Höhe eines Thurmes oder kleinen Hügels der blaue Himmel in voller Klarheit dastehet. Ohngeachtet der vielen Flüße, Quellen und Seen welche das Land bewässern, ohngeachtet der Feuchtigkeit, welche der Boden im Frühling durch den schmelzenden Schnee und die Regengüsse empfängt, ist die Luft dennoch beständig trocken. Man sieht in Kaschmir keinen faulenden Baum, nur wenige Kryptogamen der feuchten Gegenden; selbst die optische Eigenthümlichkeit des hiesigen Dunstkreises, namentlich im Herbst alle Gegenstände entfernter erscheinen zu lassen als sie wirklich sind, ist ein Zeichen der Trockenheit. Wenn ein Mißwachs das Land in seinen höher gelegenen Punkten trifft, liegt seine Ursache nur in der Dürre, niemals in anhaltendem Regen. Die Windstille allein macht Kaschmir so mild, daß das ärmere Volk selbst den Winter in seiner gewöhnlichen, leichten Kleidung ausdauert; die Beständigkeit der Witterung und die Trockenheit der Luft erheben das Klima zu einem der gesündesten und besten der Erde.

Die schönste Seite des Thales ist die südliche, welche sich an den nördlichen Abfall des Pir-Panjahlgebirges anlehnt. Denn dieser nördliche Abfall senkt sich nicht wie der südliche senkrecht steil und schroff abgerissen, sondern in allmähliger Abstufung der Höhen und in wenig geneigten Ebenen der Thäler hinab nach dem Fuße des Gebirges. Die klaren Gewässer, welche von der Höhe kommen, gehen mit so gemäßigtem Falle hinab nach dem Hauptthale der Dschilun, daß sie den Boden für die Vegetation, anstatt durch heftig reißenden Lauf ihn zu zerstören, nur vermehren und ernähren. Hier an der Nordseite des Thales werden jene Erzeugnisse des Pflanzenreiches im vorherrschenden Maße gefunden, welche der Landschaft ihren größesten Reichthum geben; zu unterst nach der Ebene die Gewächse der wärmeren temperirten Zone: Granatäpfel, Trauben und Melonen, Safran und Reis, dann die zahlreichen Arten der trefflichsten Obstbäume, hierauf riesenhafte Kastanienbäume, dann die herrliche Zeder des Himalaya, Deodar (Gottesgabe) genannt, die Arten der Ahorne und Fichten, Linden und Erlen, zuletzt Birken und die zwergartige Sippschaft der Gebirgssträucher der kälteren Höhen des Himalaya. Und eben so wie die Bäume und Gesträuche wechseln auch die Blumen von der hohen edlen Gestalt der Lilien, bis zu den kleinsten Arten des Steinbbrechs, so wie man von der Thalsohle bergan steigt.

Sehr verschieden von der Beschaffenheit der nördlichen Seite des Kaschmirthales ist die südliche, welche an die Alpengebirge von Thibet gränzt. Hier finden sich keine sanften, mit Pflanzungen und Wald bedeckten Abhänge, nur selten ein grünendes, allmählig ansteigendes Thal, denn der südliche Abfall des Thibet-Bergzuges ist so senkrecht gäh und abgerissen, daß die dort entspringenden Gewässer mit reissendem Laufe herabstürzen, ohne der Vegetation den nöthigen Boden zu geben und zu lassen. Nur an wenigen Stellen zeigen sich Fichten und Föhren, weiterhin Birken- und Wachholdergebüsch, zuletzt Saxifragen.

Unten in der Ebene des Thales sieht man öfters abgerissene, pfeilerartige Hügel von Alluvialland. Ihre Höhe beträgt mehrere hundert Fuß; ihr senkrechter, oft an den Seiten eingebogen-concaver Abhang bezeugt, daß sie durch die Wirkung des hindurchreissenden Wassers entstanden sind; ihre Masse, so wie die Beschaffenheit des fruchtbaren Bodens des Kaschmirthales spricht dafür, daß dieses einst ein See gewesen, dessen Abfluß am Baramulla weder durch Menschenhände noch durch ein langsames Auswaschen des strömenden Wassers, sondern durch den Druck einer mächtig lastenden Fluthsäule bewirkt wurde. Denn das Engthal, das die Gewässer von Kaschmir hinabführt nach dem Stromgebiete des Indus gehört zu jenen von Buckland sogenannten Entblößungsthälern, welche an vielen Stellen der Erdoberfläche als mächtige Zeugen für eine große allgemeine Fluth gefunden werden.

Der Hauptfluß des Kaschmirthales, welcher dieses fast seiner ganzen Länge nach durchströmt, ist die Dschilun, welche an der Südwestseite, am nördlichen Abhange des Panjahlzuges ihren Ursprung, an der Südostseite bey Baramulla ihren Ausfluß nimmt. Die Quellen der tiefern Gegenden gehen wasserreich wie kleine Flüsse hervor; nur nach kleinem Maßstabe stellt uns etwa die Quelle von Vaucluse etwas Aehnliches dar. Eilf größere Flüße ergießen sich in die Dschilun, sieben von ihnen noch ehe sie die Gegend der Hauptstadt erreicht, vier jenseits derselben. Unter den erstern ist die Lider der größeste, welcher südöstlich in den Hochgebirgen von Thibet entspringt und nach einem 15 geographische Meilen langen Laufe in den Hauptfluß fällt, unter den letztern ist die nordwestlich entspringende Pohera der bedeutendste. Die Dschilun ist fast auf ihrem ganzen über 17 Meilen betragenden Laufe von Kanniball bey Islamabad an bis Baramulla schiffbar; außer den zahlreichen Fähren verbinden 13 Brücken ihre beyden Ufer, davon fünf allein bey der Hauptstadt, die andern 8 bey verschiedenen Ortschaften des Landes stehen. Die Bauart dieser Brücken, bestehend aus Pfeilern, die aus einer Unterlage von Stein und aus kreuzweis wechselnden Lagen von Baumstämmen gebildet, oben mit langen Baumstämmen belegt sind, ist, wegen des trefflichen Deodar-Cedernholzes so dauerhaft, daß schon die Mongolen i. J. 1585 sie vorfanden, und daß sie seitdem nur einmal (unter Schah Jehan) bedeutender Ausbesserungen bedurften. Das Gefälle des Flußes ist von Kanniball an sehr gering, der Lauf desselben deßhalb sehr langsam und durch unzählige Windungen gehend, die Breite desselben beträgt bey Baramulla 420 Fuß. Im Hauptthal selber finden sich 5 Seen, davon der größte der Wullersee gegen 5 geogr. Meilen lang und über 2 M. breit ist.

Obgleich manche lauwarme Quellen des Landes von starkem, schwefelichem Geschmacke sind, gräbt man dennoch bis jetzt in Kaschmir keinen Schwefel. Auch Salz wurde noch nicht aufgefunden, während Eisen, Bley, Kupfer, Graphit in Menge sich zeigen. Die Himalaya-Ceder (der Deodarbaum) gewährt in Menge das schönste, dauerhafteste Bauholz, ihre Waldungen gedeihen in einer Höhe von 2000 F. über dem Thale (7000 F. über der Meeresfläche). Vier Arten von Fichten und Tannen, der Taxusbaum und Wachholder sind das gemeinste Bauholz; Platanen von ganz besonderer Größe und Schönheit, Pappeln, Linden, Kastanien, Maulbeerbäume, Ahorn und Erlen bedecken die sanften Bergabhänge, die Rinde der Birke diente vormals statt des Papieres. Von Obstarten erzeugt das Land 12 Sorten von Aepfeln, 9 von Birnen, 3 von Quitten, 11 von Trauben (darunter mehrere von außerordentlicher Güte), 5 von Granatäpfeln, 3 von Pfirsichen, 4 von Aprikosen und eben so viel von Pflaumen und Maulbeeren, 3 von Wallnüssen, 2 von Mandeln. Die mit den Pomaceen so nahe verwandte Familie der Rosen wird hier in ungemeiner Fülle durch die Rosa biflora repräsentirt, aus welcher man das köstlichste Rosenöl und Wasser gewinnt. Außer diesen finden sich Haselnüsse und von andern Garten- und Feldgewächsen Melonen, Kürbisse, Tabak, Safran, Baumwolle, Hanf, Flachs, Senf, Reps, und noch vier andre Pflanzen mit Oelgebenden Samen, Wirsing, Rüben, und noch 16 andre Gemüsarten, so wie Bohnen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

W. Pryce, Mineralogia Cornubiensis; a treatise on Minerals, Mines and Mining. London 1778. f.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. T. II. p. 2. livr. 2. Londres 1840. 8.

Fred. Ancillon, Pensées sur l'homme, ses rapports et ses intérêts. Vol. 1. 2. Berlin 1829.

Samuel George Morton, Crania Americana; or a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of North and South America: to which is prefixed an essay on the varieties of the human species. Philadelphia 1839. f.

J. v. Hefner, Trachten des christlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen. Mannheim 1840. Fol. Abth. 1., 2. 3.

Dr. J. Fr. Kleuker, Das Brahmanische Religionssystem. Riga 1797. 8.

P. A. Castberg, Om Dovstumhedens Natur og de Dovstummes physiske Behandling. Kjobenhavn 1807. 4.

Fr. Breier, Die Philosophie des Anaxagoras von Klazomenä nach Aristoteles. Berlin 1840. 8.

P. J. B. Buchez, Essai d'un traité complet de philosophie du point de vue du catholicisme et du progrès. Vol. 1 — 3. Paris 1838 — 40. 8.

Dr. J. Fr. Fries, Die Geschichte der Philosophie dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. Th. 1. Halle 1837. 8.

G. W. Fr. Hegel, Werke. Bd. 18. Berlin 1840. 8.

M. F. Lamennais, Esquisse d'une philosophie. Vol. 1 — 3. Paris 1840. 8.

God. Guil. Leibnitius, Opera philosophica quae exstant, latina, gallica, germanica omnia. Per J. Ed. Erdmann. Pars II. Berolini 1839. 8.

M. Xav. Rousselot, Etudes sur la philosophie dans le moyen-age. P. I. Paris 1840.

Dr. K. Th. Bayrhoffer, Beyträge zur Naturphilosophie. Th. 1. 2. Leipzig 1839. 8.

H. M. Chalybäus, Phänomenologische Blätter. Kiel 1840. 8.

Dr. P. N. C. Egen, Die Constitution des Erdkörpers und die Bildung seiner Kunde. Elberfeld 1840. 8.

J. P. Herbart, Psychologische Untersuchungen. Heft 1 — 2. Göttingen 1839 — 40. 8.

Dr. H. Klencke, Das Buch vom Tode. Halle 1840. 8.

P. Scheitlin, Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Th. 1. 2. Stuttgar 1840. 8.

G. H. v. Schubert, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. 4te Aufl. Dresden 1840.

K. F. Trahndorff, Wie kann der Supernaturalismus sein Recht gegen Hegel's Religions-Philosophie behaupten. Berlin 1840. 8.?

E. Lerminier, Philosophie du droit. 2. edition. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Dr. H. Th. Roetscher, Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Abth. 1 — 3. Berlin 1840. 8.

Bojardo's Grafen von Scandiana, verliebter Roland, herausgegebn von G. Regis. Berlin 1840. 8.

Tasso, Jérusalem delivrée. Nouvelle traduction avec la vie du Tasse et des notes historiques d'après les chroniques des croisades et les historiens Arabes du XI. siécle, par M. A. Mazuy. Paris 1838. 8.

Jose Joaquin de Mora, Leyendas Espannolas. Londres 1840. 8.

Don Eugenio de Ochoa, Apuntes para una biblioteca de escritores espannoles contemporáncos en prosa y verso. T. 1. 2. Paris 1840. 8.

Babel. Publication de la société des gens de lettres. Vol. 1 — 6. Paris 1840. 8.

Collection des mémoires historiques des dames françaises; contenant les mémoires de Marguerite de Valois, de Madame de Motteville sur la vie d'Anne d'Autriche, ceux de M. de Montpensier, de la duchesse de Nemours, de Madame de Stael et les souvenirs de Madame de Caylus. Vol. 1 — 26. Paris 1822 — 23. 8.

P. Corneille, Oeuvres complètes; suivies des oeuvres choisies de Th. Corneille, avec les notes de tous les commentateurs. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Kaschmir und das Reich der Siek, von Carl Freyherrn von Hügel. Stuttgart 1840.

(Schluß.)

Von Getreidearten baut man den Mais, Reis, Weizen u. s. Von ganz besonderer Wichtigkeit als Nahrungsmittel sind für die Bewohner von Kaschmir die Wurzelknollen der hiesigen Wassernuß (Trapa bispinosa), von denen aus dem seichten Wullersee jährlich 5 bis 600000 Zentner gewonnen werden. Fast ausschließend leben von diesem eigenthümlichen Nahrungsmittel die Einwohner der Ortschaften, welche bis zur Entfernung einer Meile rings um den See gelegen sind, und dieser Einwohner sind gegen 20000. Nur beym Kochen der frischen zerschnittenen Wurzelknollen mischen dieselben etwas Gemüse (meist weiße Rüben) darunter, außer diesem genießt man die Singhara (so heißt hier jenes Nahrungsmittel) geröstet oder man trocknet sie an der Sonne, reibt sie in der Handmühle zu feinem Mehle und kocht dieß zu einem Brey, welcher unserem Blanc-manger gleicht. So fade und schmacklos diese Speise dem Fremden vorkommt, so begehren dennoch die Umwohner des Sees, das ganze Jahr, ja ihr ganzes Leben hindurch keine andere Kost als diese, welche sie ohne Gewürz noch Wein genießen. Sie sind hiebey so gesund und stark als die andern Bewohner des Landes, ja sie werden krank, wenn sie zum Genießen anderer Lebensmittel genöthigt sind. Man nennt diese Leute, wegen dieser ausschließenden Nahrung Wassernußesser (Singharawalla). Leider müssen sie die arme Ausbeute ihres Sees, an denen die Erhaltung ihres Lebens hängt, zur reichen Hälfte mit der Regierung des Landes theilen; *) kein Boot darf allein auf die Ernte der Knollen ausgehen, sondern immer mehrere zusammen, welche dann von Soldaten begleitet sind, die den armen Fischern während der sauern Arbeit nicht einmal erlauben eine rohe Singhara zu essen. Die Regierung verkauft ihren Antheil an die andern Bewohner des Landes, welche die Wurzeln genießen, außerdem aber auch am Hulifeste, das dem Krischna zu Ehren im Frühling gefeyert wird, von dem buntgefärbten Mehl einen verschwenderischen Gebrauch machen, indem sie damit sich gegenseitig bewerfen oder mit dem Aufguß desselben sich bespritzen. Der Curvar (160 Wiener Pf.) der rohen Singhara, wovon ein Mann einen ganzen Monat leben kann, kostet eine hiesige Hary Sing-Rupie ($42\frac{1}{2}$ kr. rh.)

Die Pferde von Kaschmir sind zwar klein, übrigens aber eben so schön gebaut als kräftig; die Kühe sind nur in geringer Zahl vorhanden und sehr unansehnlich; auch die Schafe, von denen man sehr große Heerden sieht, sind häßlich von Aussehen, ihre Wolle wie ihr Fleisch sehr schlecht, die hiesige Ziege (nicht dieselbe aus deren feinem Wollenhaar die berühmten Kaschmirschawls gemacht werden) ist klein, giebt aber vortreffliche Milch, von Hunden findet man im Thale selber nur eine schlechte verwilderte Spielart. An wilden Säugethieren beobachtete unser Reisender 2 Arten von Hirschen,

*) Noch härter trifft das hiesige Besteuerungssystem die Feldfrüchte. Von diesen muß die Hälfte an die Regierung, dann noch 1/8 an den Distriktsbeamten, 1/16 an die Soldaten abgegeben werden, so daß dem Bauer nur 5/16 seiner Früchte bleiben. Dazu kommen noch die schweren Gemeindelasten.



eine Gazelle, ein Murmelthier, einen Alpenhasen (Lagomys), fliegende Eichhörnchen, mehrere Mäusearten, den Fischotter, einen großen, den Menschen unschädlichen Bären, den Schakal, Fuchs und Panther. Von zahmen Vögeln kennt man im Thale nur Hühner und Tauben; unter den wilden Vögeln ist der größeste ein riesenhafter Geyer, der in den Hochgebirgen wohnt, und von welchem unser Reisender nur den Federkragen zu sehen bekam, den die Kaschmirer als sehr geschätztes Pelzwerk zu Mützen verarbeiten. Außer diesem finden sich hier noch der gemeine Aasgeyer (Percnopterus), der graue Geyer, der Lämmergeyer, mehrere Arten von Adlern und Falken, der graue Reiher, dessen lange, schwarze Kopffedern eine so geschätzte Schmucksache sind, daß die Regierung keinen tödten läßt, sondern nur den Fang in Netzen gestattet. Man zieht dem gefangenen Thiere die kostbaren Federn aus und läßt es dann wieder fliegen. Pfauen, Himalayafasanen, mehrere Arten von Wachteln, Rebhühnern, wilden Tauben, an Singvögeln der Bulbul, der Meinar und die blaue Amsel, im Herbst die Arten der Meisen sind häufige Bewohner des Landes; die lästigsten und schädlichsten Thiere dieser Klasse sind aber die Wasservögel, vor allen Enten und Gänse, welche, seitdem der jetzige Vicekönig Mehan Singh ihre Jagd verbot, in so zahlloser Menge die Seen des Landes bedecken, daß sie in naher Zeit eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Bewohner, die Singhara ganz ausrotten, oder wenigstens sehr vermindern werden. Eidechsen und Schlangen sind selten, Frösche desto häufiger; unser Reisender beobachtete 14 Arten von Süßwasserfischen im Thale von Kaschmir. Außer der eigentlichen Art der Honigbiene bereitet noch eine kleine, stachellose Biene, welche ihren flaschenförmigen Bau an den Baumzweigen anlegt, einen ganz vortrefflichen Honig.

Wir wenden uns noch zu einer kurzen Erwähnung dessen, das unser Reisender über die Bewohner von Kaschmir bemerkt. Sie sind nur noch die arme, halbvertrocknete Frucht, die im Spätherbst an den Zweigen eines Baumes hängt, welcher den uralt patriarchalischen Zeiten entstammte, und der einstmals im Frühling und Sommer in der üppigsten Fülle der Blüthen und Früchte prangte. Das herrliche Thal, das in seinen bessern Tagen 3 Millionen glückliche Menschen ernährte, ja das noch vor wenig Jahrzehenden 800000 Bewohner zählte, enthält deren anjetzt nur noch 200000. Diese Bewohnerzahl des ganzen Landes ist gerade dieselbe, die sonst in der Hauptstadt Kaschmir (von den Eingebornen Srinaghur oder Serina oder auch schlechthin Schähr, d. h. die Stadt genannt) zusammengedrängt waren, deren verfallende Gebäude jetzt nur noch von 40000 Menschen eingenommen werden. Und doch erscheint hierinnen die Hauptstadt noch immer am meisten begünstigt, denn die vormals blühende Stadt Tscheraz zählt auf 2000 Häuser 150 Einwohner, die beyden vormals höchsten Städte am Range nach der Hauptstadt: Islamabad, das alte Anatagh, und das durch seinen Safranbau reiche Pampur enthalten jede nur noch 2000 Einwohner, nur die am Passe von Rajauri gelegne, meist von Lastträgern bewohnte Stadt Tschupeyan ist jetzt stärker als sonst (von 3000 Menschen) bevölkert. 2212 Städte und Dörfer stehen noch heutigen Tags den Gebäuden nach, im Thal von Kaschmir da; wenn wir nach Abzug der Bewohnerzahl der größern Städte die übrig bleibende Summe der Bevölkerung an jene Wohnorte vertheilen, wie viel kommen dann deren auf einen von ihnen? Die Berechnung wäre vergeblich; ein großer Theil der ehemaligen Wohnorte enthält nur noch Häuser, keine lebenden menschlichen Bewohner derselben. Wenn unser Reisender, auf seinen Wegen durch Kaschmir, öfters im Schatten der Platanen, umgeben von Obstbäumen, die voller reifer Früchte hiengen, die noch wohl erhaltenen Hütten und Häuser eines Dorfes erblickte und wenn in all diesen verlassenen Räumen ihm kein Mensch, oder höchstens ein bey den Grabstätten betender Fackhier begegnete, dann erfuhr er, mit welch zerstörender Macht der herrschsüchtige Eigenwille auf Länder und Völker einzuwirken vermöge, wenn er nur sich selber, nicht mehr Gottes Gebot und Gesetz vor Augen hat. Wirkt denn etwa überall unsere europäische Civilisation, wo sie von unten, bey dem äußerlich Erfaßbaren, nicht bey dem Innern, Oberen beginnt, als ein Ferment zwar, zugleich aber auch als ein zerstörendes Gift auf die Völker, welchen jene Civilisation bis dahin fremd war. Ranjiet Singh hat all seine Thaten, als Eroberer und Herrscher

nur dadurch vollbracht, daß er seinem Heer, daß er seiner Staatsverfassung die Form der europäischen Civilisation gab; er hat die farbige Tulpe, abgerissen von ihrer Zwiebel in das Erdreich seines Gartens hineingesteckt; sie verdorrte nach wenigen Tagen. Doch wirkte zu diesem schnellen Verdorren noch ein andrer, versengender Sonnenstrahl mit, dieß war die furchtbare Seuche der Cholera, im Jahre 1833 und dann die Hungersnoth, welche im Jahre 1834 das Thal von Kaschmir traf. Bey der letztern, welche so hoch gesteigert war, daß Mütter, im Wahnsinn des Hungers ihre eigenen Kinder verzehrten, wanderten Tausende, so sehr man den Weg ihnen zu versperren suchte, in nachbarliche Länder aus; die meisten dieser Auswanderer starben plötzlich, als sie mit der fremden Gränze die lang entbehrte Sättigung erreicht hatten.

Das jetzt in Kaschmir überlebende Volk trägt noch immer den Charakter der Vorfahren; es ist kräftig und unermüdet thätig. Wenn man die Hindus als den letzten Rest der ältesten, ursprünglichsten Bewohner des Landes betrachten wollte, dann käme diesen noch heute das Lob zu, welches vor Alters der äußern Gestalt den Kaschmirer ertheilt wurde: namentlich die Frauen und Mädchen sind von besonders schöner, edler Gesichtsbildung. Das übrige Volk, dessen größester Theil der Religion der späteren Einwanderer: dem Islam huldigt, ist mehr durch die schroffen Züge einer starken Muskulatur als durch die Züge einer wahren, geistvollen Schönheit ausgezeichnet. Am meisten haben sich diese Züge noch bey der sitzend arbeitenden Klasse der Weber erhalten, von deren Handwerk, als von einem, für das Land besonders wichtigen, hier noch Einiges zu sagen ist.

Seit 4 Jahrhunderten wurde das Handwerk der Weber durch einen Meister derselben, genannt Nakad Begh, dessen Grabmal noch jetzt alljährlich von den Leuten seiner Zunft, am bestimmten Tage mit Blumen umkränzt wird, im Thale einheimisch. Der damalige Beherrscher des Landes, Seynal ud Dien, hatte jenen Meister aus Turkistan hieher berufen; in der That zum höchsten, fortwährenden Nutzen des Landes. Denn obgleich das Material zu den weltberühmten Kaschmir-Schawls nicht im Thale selber erzeugt wird, sondern (als Wollenhaar der dortigen Ziegen, unter dem Namen Paschmina) aus dem Hochlande zwischen Ladhak und Lassa kommt, so beträgt dennoch der Werth der Einfuhr alljährlich nur gegen 340000, jene der Ausfuhr des verwebten Stoffes 2 1/2 Millionen Rupien. Noch immer hat man die Ursache nicht zu entdecken vermocht, aus welcher die in Kaschmir gefertigten Gewebe jener Art so unvergleichbar viel besser und schöner sind als die anderwärts fabricirten. Wenn dieselben Menschen in der englisch-ostindischen Gränzstadt Lodiana, oder wenn in Kaschmir die gleichen Wollenspinner, diese mit denselben Farben färben und nach dem gleichen Muster verweben, und wenn man dann den in Lodiana gefertigten neben den Schawl aus Kaschmir legt, da erscheint jener grob und alt gegen diesen. Vielleicht daß die Hitze und der beständige Staub, ja selbst der ungleich größere Luftdruck des tief gelegenen Indiens ungünstig auf das Gelingen jener feinen und zarten Handarbeit einwirkt; denn in Kaschmir arbeiten die Weber selbst im Winter in ungeheizten Zimmern. Die Ziege, von welcher der Stoff kommt, ist klein und unansehnlich, unter ihrem hellgrauen Haare erzeugt sich, gleich dem Flaum unter dem Gefieder der Vögel, gegen die kältere Jahreszeit hin die zarte Wolle, welche die Thibetaner im Frühlinge mit Kämmen herabstriegeln. Sie kommt in rohem Zustande nach Kaschmir, wo man sie durch einen (gegohrenen?) Aufguß von Reis bleicht, alsdann färbt und nun zu Geweben von (angeblich) 30 verschiedenen Graden der Feinheit verarbeitet. Die Weber, meist je drey an einen Webestuhl, fertigen nach der Angabe eines Obermeisters auf einem Papier, in einer nur ihnen verständlichen aus 150 Zeichen bestehenden Zeichensprache die Schawls in einzelnen Stücken, welche später auf sehr mühsame Weise zusammengenäht werden müssen. Einer der Arbeiter liest hiebey die Zeichen mit lauter Stimme ab, und alle, mit tacktmäßiger Bewegung des Kopfes jene der Hände begleitend, schießen ihre Fäden in unglaublicher Schnelle durch. Man nimmt immer ein Paar Schawls zugleich in Arbeit und hierzu brauchen 24 Weber, 6 Monate, ja ein ganzes Jahr, davon die besten Arbeiter täglich 6, die andern nur 4, ja nur 2 1/2 Kreuzer Lohn bekommen. Dennoch

kommt ein Schawl von der ersten Qualität in Kaschmir selber dem Fabrikherrn über 700 fl. rh. zu stehen, weil die Abgaben an die Regierung sehr bedeutend sind. Diese schweren Auflagen, zusammen mit dem Elend, welches die Cholera und die Hungersnoth 1833 und 1834 über das Land brachten, woran allein 14000 Weber starben, haben die Zahl jener nützlichen Arbeiter so vermindert, daß unser Reisender nur noch 2000 Webstühle im Gange fand, für deren jeden man 3 Weber nehmen darf, während unter der Regierung der mongolischen Kaiser die Zahl der Webstühle 40000, unter der der Afghanen noch 23000 betrug. Tausende solcher Weber sind ohngeachtet aller Hemmungen und Verbote nach Indien ausgewandert.

Die Geschicklichkeit und der Fleiß der Kaschmirer hatten sich vormals noch an vielen andern künstlichen Arbeiten als an denen der feinen Webereyen gezeigt. Sie waren berühmte Waffenschmiede, doch diese Fabriken hat Ranjiet-Singh ruinirt, indem er die Waffen für sein Militär in Lahore fertigen läßt. Sie zeichneten sich als Steinschleifer und Steinschneider durch Bearbeitung der im Thale vorkommenden großen Massen des Bergkrystalles, so wie des weissen und grünen Chalcedons von Iscardu vor allen andern Völkern des Morgenlandes aus; anjetzt, bey dem tief gesunkenen Wohlstand kauft kein Inländer mehr diese Dinge, keiner will nur die Auslagen für den Arbeitslohn vorschießen; die Regierung nimmt bloß Geld, keine solche Kunstarbeiten. Nur das hier (aus Baumwolle) gefertigte Papier, so wie die lackirten Waaren werden noch in Indien sehr geschätzt und dahin ausgeführt, weniger das Glas und die Spiegel. Die Arbeiten aus Schafwolle werden bloß im Lande verbraucht, eben so der Wein, den man einer unvollkommenen Destillation unterwirft und hiedurch zu einem übelschmeckenden Branntwein entstellt; nur Rosenwasser und Rosenöl werden ausgeführt. Dennoch ist Kaschmir noch reich durch seine Naturerzeugnisse, und in günstigen Jahren werden über 700000 Zentner Reis, an Werth freylich nur zu 1 Million hiesige Rupien (à 42 1/2 kr.) ausgeführt, so wie eine ungemeine Menge von Früchten. Namentlich der Reis giebt hier im Mittel den 33 fältigen Ertrag der Aussaat (100 Centner für 3). Bey der mit solcher Fruchtbarkeit im Verhältniß stehenden ungemeinen Wohlfeilheit aller Lebensmittel und der Genügsamkeit der Bewohner darf man annehmen, daß eine Familie, bestehend aus dem Hausvater, 2 Frauen und 4 Kindern monatlich mit 4 Rupien (2 fl. 50 kr.) sich ernähren könne, und wenn man für die Kleidung und übrigen Bedürfnisse des Lebens noch etwa halb so viel berechnet wird die Summe des jährlichen Bedarfes für eine solche Familie nur gegen 50 fl. betragen. Aber auch diese geringe Summe ist schwer, oder nur mit größter Anstrengung zu gewinnen. Das Volk lebt in tiefster Armuth und Entbehrung, weil die selbstsüchtig tyrannische Regierung der Sieks das Meiste von dem hinwegnimmt, was das Land und die tägliche Arbeit der Hände ertragen. Denn das Staatseinkommen des Landes, mitten in dem Elend, worinnen unser Reisender dieses fand, wurde noch immer auf 2 Millionen und 400000 fl. (34 Lak Rupien) berechnet, wozu die Erhaltungskosten des fremden Militärs und die unzähligen Erpressungen der Beamten kommen. Dieses ist der bedauernswürdige Zustand eines Landes, dessen sanften, gutmüthigen überaus fleißigen Bewohnern wohl jeder sie besuchende Fremdling von Herzen ein besseres Loos wünschen möchte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte des Cisterzienser-Klosters Wilhering, von Jodok Stülz, regulirten Chorherrn von St. Florian. Ein Beytrag zur Landes- und Kirchengeschichte Oberösterreichs. Linz 1840 bey Quirin Haslinger; in 8. zu 610 S.

Bereits im J. 1835 hat Hr. Jodok Stülz durch die Herausgabe seiner Geschichte des regulirten Chorherren-Stiftes St. Florian, jener berühmten Abtey Oberösterreichs, welche heutzutage dort auch durch ihre Verdienste um die Literatur den Vorrang behauptet, seinen Beruf als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber hinlänglich nachgewiesen.

In der Vorrede zur vorliegenden Geschichte von Wilhering bemerkt der Verf., daß der Titel des Buches, seinem Inhalte nach, füglicher dahin lauten könnte: „Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Ens, zunächst der Reformationsgeschichte, aus dem Archive zu Wilhering.“ Wirklich besteht ein großer Theil des Buches aus bisher noch nirgends zu Tage gekommenen Materialien zur Reformationsgeschichte.

Wir entnehmen daraus vorerst einige Nachrichten über die Gründung des Klosters Wilhering, und seine Schicksale. Diese, eine halbe Meile dießseits von Linz, hart an der Donau, am nördlichen Abhange des Kürnbergs, und dem Markte Ottensheim gegenüber, entlegene Abtey ward um das J. 1140 von einem edelfreyen Geschlechte des Namens von Wilhering auf seiner Stammburg gestiftet, und von demselben und anderem benachbarten Adel, und in der Folge auch von den Landesfürsten selbst, mit liegenden Gütern ausgestattet. „Es wurzelte tief in jener Zeit die fromme Ueberzeugung — sagt der Verf. — von der Verpflichtung, einen Theil der zeitlichen Güter, die man von dem höchsten Herrn zu Lehen trug, dem Dienste Gottes widmen zu sollen. Sie sprach sich aus in unzähligen Stiftungen an Kirchen, Klöster und Spitäler, weßhalb auch jedes größere und reichere Geschlecht durch Gründung eines Klosters sich ein Verdienst vor Gott, und beständige Fürbitter bey demselben zu sichern bestrebte.“ Und wirklich wird die gleichzeitige Gründung von Pfarrkirchen, z. B. zu Gramastetten, Behufs der Seelsorge, gleichfalls vom Geschlechte der Wilheringer, und die Errichtung eines Spitals am Kloster selbst, unter einem Spital- oder Siechenmeister, berichtet. Unserer Ansicht nach war in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts, da in Oesterreich und Bayern so viele alte Klöster wieder aufgerichtet, und ganz neue gestiftet wurden, das Familienleben und das Gemeinwesen — durch die Verheerungen der Ungarn im X. Jahrhundert — noch allzuschwach, um die Zeit, und ihre weitern Verhängnisse zu ertragen; darum erkannte man im corporativen Leben, und Behufs desselben, in religiösen Gelübden, die wieder durch Stätigkeit, durch Grund und Boden, bedingt waren, das förderlichste Hülfsmittel.

Wie kam aber ein ursprünglich in Frankreich gegründeter Orden, der der Cisterzienser — in Oesterreich und Bayern zu so großer Reputation?

Wirklich sollte auch zu Wilhering eine Colonie aus dem benachbarten Chorherrenstifte St. Florian einziehen. „Allein, der vortheilhafte Ruf des in jugendlicher Triebkraft aufsprossenden Cisterzienser-Ordens, welcher sich zugleich mit dem Ruhme des hl. Bernhard von Clairvaux mit außerordentlicher Schnelligkeit über die katholische Welt ausbreitete, — bewog das fromme Brüderpaar, (die

Stifter,) von seinem ersten Entschlusse abzugehen, und Mönche dieses Ordens in das zu gründende Kloster zu verpflanzen. In dieser Absicht wandte es sich an Geroldus, den ersten Abt des um 1128 gegründeten Klosters Rain in der Steyermark, welcher sich auch nach dem eingeholten Gutachten seines Vaterabts Adam zu Ebrach zur Uebernahme der Stiftung bereitwillig erklärte. Das mochte etwa um 1144 oder 1145 geschehen seyn." *) Die Abtey Ebrach auf dem rauhen Steigerwald zwischen Wirzburg und Bamberg, war nämlich die Vater-Abtey der Cisterzienser in Franken, Bayern, Schwaben und Oesterreich; wie denn in der Folge auch nach Wilhering öfter Mönche von Ebrach als Vorstände gesendet und postulirt wurden. Noch läßt das herrliche Gotteshaus von Ebrach, in seiner alterthümlichen Pracht und Größe, diesen auch durch die Säcularisation zerstörten Primat ahnen; wo dann der letzte Abt: Eugen Montag, († 1811) — in der Abgeschiedenheit eines benachbarten Mayerhofes seine „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit, oder der Rechte der Gemeinfreyen, des Adels und der Kirche Deutschlands" 1812, 3 Bde. schrieb. — Es ist eine dem Cisterzienserorden eigenthümliche und zweckmäßige Einrichtung, ihre sonst sämmtlich dem Generalcapitel zu Citeaux untergebenen Abteyen distriktsweise einer Mutterabtey, und die Klöster eines ganzen Landes wieder einem Vaterabte unterzustellen, um den bald da, bald dort einreissenden Gebrechen in ökonomischer, religiöser und moralischer Beziehung zu steuern, und untaugliche Vorstände durch bessere zu ersetzen. Auch Wilhering hatte einerseits mehrmalen dieses Schicksal; anderseits gab es auch aus seiner Mitte andern Instituten wieder vorzügliche Obere; und so hat dieses Convent, das nun den 65. Abt zählt, alle Geschicke der Zeit, der Regierungs-Systeme, und drangsalvolle Kriege; die härteste Prüfung aber zur Zeit der Reformation und des Bauernaufruhrs, mit Ehren bestanden.

„Die Genealogie des Geschlechts der Herren von Wilhering, Wachsenberg, und Griesbach (S. 375 ꝛc.) führt unstreitig auf dynastische Abkunft zurück: im Jahre 1090 steht ein Aribo de Williheringen zunächst neben dem Bernhart von Aschach, den der Verf. mit Recht für einen Ahnherrn der Schauenberge (Schowenberg) hält. Daß die Schauenberg erst in der zweyten Hälfte des XIII. Jahrhunderts zur Grafenwürde gelangten, und zwar durch Heirath einer playnischen Erbtochter, das scheinen auch diese Notizen zu bestätigen.

Die von Kürnberg waren Ministerialen jenes playnischen Zweiges, der sich über den Attergau ausgebreitet hatte. Das Stammhaus der von Haunsberg, die hier auch zur Sprache kommen, ist oben zwischen Laufen und Mattsee im Salzburggau, wohlbekannt; sie hatten, wie wir nachgewiesen haben, dort die Grafschaft Albsmann inne, von wo aus um die Mitte des VIII. Jahrhunderts die Dynasten von Lambach und Wels eine der Töchter als Braut einholten, welcher dann auch ein oder mehrere Brüder nach Oesterreich folgten. Da die Stammgebiete Griesbach, Wachsenberg, Ottensheim ꝛc. von Passau abwärts, links der

*) Hier mag eine Notiz aus dem Chronicon breve utriusque coenobii, nämlich: monasteriorum s. ord. Cisterc. ad St. Crucem in Austria, et ad St. Gotthardum in Ungaria, Viennae 1834, zur nähern Aufklärung dienen. „Anno 1131. Otto, postea episcopus Frisingensis et scriptor, filius St. Leopoldi 4ti Austriae Marchionis Morimundi in Gallia ordinem Cisterciensium ingressus, rogat patrem suum, ut etiam in Austria ordini Cisterciensium locum concederet. Anno 1134. S. Leopoldus IV. petitioni filii sui Ottonis annuens consentiente Reginmaro, episcopo Pataviensi, locum Sattelbach: (offenbar vom slavischen Sadel oder Selede, Sumpf, wie wir uns im Jahre 1839, bey der Beschauung dieser schönen, nur 3 Meilen von Wien, südöstlich hinter der Briel, im Gebirge, entlegenen Abtey, und ihrer Umgebung, überzeugten;) pro aedificando monasterio adsignat; unde e Morimundo 12 Cistercienses cum Abbate Godeschalco, huc demigrant, et ecclesiam cum monasterio aedificare incipiunt. Regimarus episcopus donat eis decimas circumjacentes terrae. Anno 1136. S. Leopoldus litteras fundationales novi monasterii extradit quod ad St. Crucem vocari vult, idem mox postea mortuus in Coenobio Claustro-neoburgensi a se fundato sepelitur."

Donau, zwischen derselben, und Böhmen, liegen, ein seit dem Abgang der Markomanen dicht bewaldeter Landstrich, in welchem dann, in der Strömung von Westen nach Osten, unter Vorschub der Hochkirchen von Regensburg und Passau, und unter Anführung von Häuptlingen, deren einer aus den vielen Waldschlägen das Prädicat **Plagiensis**, (Playen) holte, und in seinem Hause fortpflanzte; — viel norisches Volk einrückte, und sich mit den entgegenkommenden Slaven mischte: so ist es uns wahrscheinlich, daß auch die Stifter von Wilhering aus einem der bajoarischen Gauen stammen. Die Herren von Berg, Machland, Windberg ꝛc. deßgleichen der vorherrschende Familienname Cholo möchte mit Chadaloh gleichbedeutend, also das Geschlecht auch mit den Stiftern vom nahen Kloster Schlögel, Plagense monasterium Chadalhohi de Falkenstein etc. verwandt seyn? Endlich erinnert uns der Name Wilhering: einem Wilhelm hörig? an einen mächtigen Dynasten Machelm, den der Codex ratisbon. schon in der ersten Hälfte des VIII. Jahrhunderts eben in dieser Gegend, rechts der Donau, um Aschach*), Schauenberg, Eferding ꝛc. aufführt, und von welchem vielleicht ein andermal die Rede seyn kann. Die Genealogie führt öfter von der Hauptfrage ab: mögen daher Liebhaber dieses Faches selbst die vorliegenden urkundlichen Nachrichten mit jenen vergleichen, welche wir bey verschiedenen Anläßen mitgetheilt haben. Gewiß ist es, daß man der heutigen Bevölkerung nur durch die Genealogie näher auf die Spur kommen kann.

Unter den Wohlthätern von Wilhering erscheint auch (S. 382) ein Dichter des XII. Jahrhunderts, Dietmar von Aist, (Agesto, links der Donau;) ein vir illustris. (c. 1150.) Ein anderer Wohlthäter, Erzbischof Eberhart II. von Salzburg, verlieh 1246 dem Kloster Wilhering eine jährliche Salzspende (S. 18), die nicht „von Hall," was in damaliger Zeit durchaus Reichenhall bedeutet, sondern von Hallein ob Salzburg kam. Denn die Urkunde des Erzbischofs sagt: „in salina nostra" worunter immer die ausschließlich salzburgische Saline Hallein zu verstehen ist, nachdem die zu Hall bereits ganz in bayerischen Händen war. (S. uns. Geschichte der Salzwerke.)

Als Wok von Rosenberg (S. 20) der mächtigste Dynast Böhmens, und durch Hedwig, die Tochter Heinrichs von Schauenburg, und die Gräfin Hedwig von Playen, mit den neuen Beschützern Wilherings verschwägert; (die Playn und Bailstein waren es schon lange mit dem hohen Adel Böhmens, was eben unsere Ansicht von der norischen Einwanderung zwischen der Donau und Böhmen bestätigt;) zu Hohenfurt ein Kloster für Cisterzienser gründete: gingen die ersten 12 Mönche unter dem Abte Otto (im Jahre 1260) von Wilhering aus dahin, und Hohenfurt, noch als Abtey bestehend, war lange eine sorgfältig gepflegte Tochter von Wilhering.

Auch das Kloster Fürstenzell in Bayern, welches der Domherr Hartwik von Passau 1275 gründete, soll aus Wilhering den ersten Abt erhalten haben. (S. 21.)

Eine andere Colonie wanderte im Jahre 1295 von Wilhering aus nach Engelszell, wo der Bischof Bernhart von Passau auf seinem angeerbten Besitzthum für die zu Land und Wasser Reisenden eine wohlthätige Herberge gegründet hatte. (S. 34.) Dieses Cisterzienser-Kloster ward unter der Josephinischen Säcularisation (1786) aufgehoben; der Compler zuerst an Wilhering überwiesen; dann dem Religionsfond einverleibt, und endlich per tot varios casus — etc. im Jahre 1811 von Napoleon dem Hrn. Fürsten Wrede mit als Dotation verliehen. (S. 362.) So erneuerte sich in unsern Tagen manche Erscheinung aus der Zeit Carls des Großen und seiner Feldherren.

Die dritte und letzte Tochter Wilherings war das Cisterzienser-Kloster am Säusenstein, (Vallis Dei,) welches der mächtige Landherr Eberhart von Wallsee, (ursprünglich, wie die Colloredo, aus Schwaben stammend;) Hauptmann ob der Enns im Jahre 1336 gestiftet hatte (46 ꝛc.). Uebrigens kommen hier noch von mehreren andern Klöstern Oesterreichs — links und rechts der Donau — als Incidentpuncte der Erzählung, interessante Nachrichten vor.

Die Geschichte der Reformation, und jener Katastrophe, durch welche Oberösterreich, wie der

*) „Askituna" keltisch.

Verf. in der Vorrede bemerkte, in das tiefste Verderben gestürzt wurde, beginnt mit dem Tode K. Maximilian I. (12. Jän. 1519) S. 77. und füllt von nun an, in chronologischer Ordnung, daher auch andere gleichzeitige Ereignisse und Angelegenheiten mit eingeflochten sind, den größern Theil des Buches aus.

Diese Nachrichten sind durchaus aktenmäßig, und mit großer Unpartheylichkeit erzählt; es mag von den Gebrechen der katholischen Geistlichkeit, vom Verfall der Klosterzucht, von der Treulosigkeit der weltlichen Landstände, von der Bewegungsparthey in den Städten und Flecken, und von den brutalen Ausbrüchen und der affectirten Einfalt der Bauernherrschaft die Rede seyn. Diese verstand und forderte unter dem Feldgeschrey: kirchliche Freyheit! die ihnen vielfältig eingeräumt wurde, etwas ganz anderes: es galt die völlige Emancipation von allen bisherigen Unterthansverhältnissen und Abgaben.

Die Lutheraner zu Augsburg, Regensburg, und Nürnberg, hatten sich selbst mancher meuterischer und aufwiegelnder Glaubensapostel entlediget, die dann als Prädicanten in Oesterreich ihr Unterkommen suchten und fanden. Ein solcher war der Flacianer Streun im Windisch-Garstenthal, (S. 408) am Stoder, um Spital am Pyrn, wo er im Geleite von 300 Büchsenschützen, und zwischen Spießträgern die Kirchenschlüssel ertrotzte; — und später manchesmal (S. 414) bloß in Hosen und Wams gekleidet, mit einer langen Flinte über die Schulter, einen wehenden Federbusch auf dem Hut, von einem oder zwey auch mit Büchsen bewaffneten Buben begleitet, in der Gemeinde erschien, und da, vor dem Hause des Dechants, muthwillige Reden herauspolternd, auf und nieder schritt. Die zu Regensburg von einigen Gesandtschaften zusammengetragene Operationskasse von 160,000 fl. verfehlte dabey auch ihre Wirkung nicht. Während die österr. Regierung, durch die Bemäntelung abtrünniger Edelleute, und heuchlerischer Rebellen irregeführt, nur mit Mandaten und Patenten dem Uebel abhelfen zu können wähnte, und sich überall Mißgriffe und Schwächen zu schulden kommen ließ; erklärten die Bauern vor den an sie abgeordneten Commissären: „daß sie um des Kaisers Befehle nicht mehr fragten, als wenn eine Katze über ein Dach abliefe." — In der That; die Freymüthigkeit, womit in diesem Buche die Geschichte sprechen, und selbst die unheilvolle Handlungsweise der damaligen Regierung vergegenwärtigen darf, macht der österreichischen Censur Ehre.

Je trotziger gleichsam die Natur, desto trotziger zeigten sich auch damals die rebellirenden Gemeinden. Endlich schritt der Herzog Maximilian von Bayern (1619), mit seinen wohlgerüsteten Schaaren in Oberösterreich ein, und brach dem Statthalter Herberstorf, als strengem Zuchtmeister, die Bahn. Aber ein großer Theil des Adels büßte fortan durch Verarmung seine Verblendung.

Das beygefügte Urkundenbuch enthält CXXVI. Artikel, und hat ein für Oberösterreich merkwürdiges Necrologium Wilhering an der Spitze.

Bey dieser Gelegenheit erlauben wir uns, des historischen und geographischen und topographischen Zusammenhanges wegen, auch auf die „Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer und ihrer nächsten Umgebung von Fr. H. Pritz, Chorherrn von St. Florian, Linz 1837" hinzuweisen. An und für sich ist diese Stadt und Umgegend ihrer Eisenfabriken und Werkstätten wegen, (die zum Theil in das fernste norische Alterthum zurückweisen,) sehr merkwürdig; das Buch enthält aber auch noch mehrere Anhänge und Beylagen, betreffend die Geschichte der Eisengewerkschaft (Innerberg als Gegensatz von Vordernberg in Steyermark) und der ehemaligen Abteyen Garsten und Gleinck. Steyer-Garsten, (zum Unterschied von Windisch-Garsten,) die Ruhestätte der weiland mächtigen Markgrafen von Steyer fanden wir (im Jahre 1839) in einer wahrhaft schauerlichen Verlassenheit, und das herrliche Gotteshaus daselbst, zu dessen Ausschmückung der unsterbliche Abt Anselm zu Ende des XVII. Jahrhunderts die ersten Künstler Teutschlands aufgeboten hatte, wird der Barbarey unsers Jahrhunderts gleichfalls nicht entgehen.

v. KochSternfeld.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nr. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique. Bruxelles chez Ph. Van der Maalen 1838. 1 Vol. 8. ppl.

Collection des Chroniques belges, publiée par ordre du Gouvernement. T. II. Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg, Bruxelles 1836. I. T. 4. Die Introduction. §. I.

Bibliothèque Académique Belge, ou Repertoire systématique des Mémoires de l'ancienne et de la nouvelle Académie de Bruxelles, par P. Namur. Liége, 1838. IV. 8. p. 1 — 78.

F. H. Goethaels, Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique. Bruxelles 1837 — 1840. 6 Bde. 8.

(Fortsetzung von Nr. 43.)

Ehe wir nun den jüngeren Generationen der belgischen Geschichtschreiber unsere Blicke zuwenden, haben wir noch einige Männer zu nennen, die theils durch Untersuchungen einzelner Punkte der politischen, der gelehrten oder der Kunstgeschichte, theils durch Unterstützungen aus ihren handschriftlichen oder gedruckten Bücherschätzen, theils durch ihre glückliche Einwirkung auf die Erhaltung historischer Denkmale die Geschichtskunde Belgiens gefördert haben. Wir nennen nochmals den in Gent verstorbenen Van Hulthem († im Januar 1833); L. A. M. De Bast († im Sept. 1832), Archivist der Provinz Ostflandern allda, einen gründlichen Kenner der ältern Malerschule seines Vaterlandes. Der gleichfalls 1832 gestorbene städtische Archivist Hye Schoutheere, der durch seine Antiquitätensammlung bekannte d'Hyvetter, gest. 1834, und der fleißige Forscher der Gentischen Stadtgeschichte, Van Hoorebeke *) († 1835). Unter den noch lebenden stehen in hoher Achtung, der auch noch als Greis unermüdliche Sammler von Alterthümern und Aufzeichner der für seine Vaterstadt merkwürdigen Ereignisse — Herr Goethaels Vercruysse in Courtrai. Der durch seine zahlreichen höchst gründlichen Abhandlungen, eben so wie durch herausgegebene Quellen der flandrischen Geschichte hochverdiente Herr Stadtarchivist Lambin in Ypern. N. P. Cornelissen, gewesener Secretär-Inspecteur der Universität Gent, durch seinen Geist, seinen Geschmack und seine Kenntnisse, auch durch seine Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Der gelehrte Stadt-Secretär Scourion zu Brügge, von dem zu bedauern ist, daß er sich fürchtet, als Schriftsteller sich einen Namen zu machen. **) Die schon angeführten Herren Geelhard de la Faille und van Ertborn in Antwerpen, deren prachtvolle Cabinete die Bewunderung aller Kunst- und Alterthumsfreunde auf sich ziehen.

Wir übergehen manchen andern älteren Freund der belgischen Alterthümer, deren es in allen Städten dieses Landes so viele gibt.

An der Spitze der jetzt in Belgien blühenden historischen Schule stehen die Herren von Reiffenberg, Willems, Gachard, de Smet, de Ram und

*) Ueber alle diese Männer stehen Lebensskizzen im Messager des Sciences et arts de la Belgique vom J. 1833 an.

**) Diese drey Gelehrte sind seit der Abfassung dieser Uebersicht gestorben.

de Gerlache; alle Mitglieder des schon mehrmals erwähnten, im Sommer 1834 auf den Vorschlag des damaligen Ministers Carl Rogier, eines für jeden Fortschritt begeisterten Mannes *), von der Regierung für die auf Staatskosten zu veranstaltende Herausgabe der ungedruckten Geschichtsdenkmale ernannten königlichen Commission **).

Es gibt wenige Gelehrte in Europa, die einen so weit verbreiteten literarischen Namen erlangt, und obgleich noch im Alter wenig vorgerückt, so viele und so verschiedene Werke geschrieben haben, als der den 14. November 1795 in Mons geborne Baron Friedrich August Ferdinand Thomas von Reiffenberg. Sein Vater war der im Jahre 1830 zu Darmstadt gestorbene deutsche Baron und Johanniter-Ritter von Reiffenberg. Seine Mutter ist aus Mons und allda noch am Leben. Nach dem Dictionnaire des Hommes de lettres de la Belgique vom Jahre 1837 ist der berühmte Schriftsteller von Reiffenberg Mitglied von 38 verschiedenen gelehrten Gesellschaften, unter welchen die Académie des Inscriptions in Paris, die Academie von Turin, eine asiatische Gesellschaft in Batavia und eine amerikanische in Rhode Island zu nennen sind. In Deutschland hat ihn die Academie von Berlin vor Kurzem zu ihrem Mitgliede ernannt.

Baron von Reiffenberg ist schon 1837 Verfasser gewesen **) 12 verschiedener poetischer Werke, 3 Romane, 23 Geschichtswerke, die über dreyßig Bände füllen und theils Ausgaben von Quellen, theils eigene Ausarbeitungen enthalten; 22 historischer Memoires; 3 philosophischer Werke, unter andern einer Logik vom Jahre 1832; 7 Flugschriften; mehrerer Ausgaben mit Anmerkungen; einer französischen Uebersetzung von Heerens neuerer Geschichte, von Barante histoire des ducs de Bourgoigne, 10 Bände u. s. w.;

Er ist Mitarbeiter von 26 verschiedenen Zeitschriften, und schrieb bis 1832 noch ein eigenes literär-historisches gelehrtes Blatt, die oft von uns angeführten Archives pour l'histoire des Pays-bas.

Eine ausgebreitete Correspondenz und noch ausgebreitetere literarische Verbindungen gaben ihm in Belgien die einflußreichste Stellung für geschichtliche Studien.

Aus der Statistik der so verschiedenen Geistesproductionen des Herrn von Reiffenberg ergibt sich, daß er als Dichter, als Philosoph und als Historiker, in letzter Eigenschaft aber besonders als Literärhistoriker und als Herausgeber belgischer Geschichtsquellen, also eine dreyfache Würdigung verdient. Wir können hier nur von seinem Verdienste im historischen Fache sprechen.

Seine Jugendbildung war eine ganz französische, und zwar die seit der Revolution bis etwa noch vor zwölf Jahren in Frankreich herrschende. Der Geist Voltaire's und des sogenannten strengen Classicismus gaben ihr die Richtung. Eine gewisse Frivolität ist ihr eigen und die sensualistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, gegen welche erst Cousin, Jouffroy und neuere philosophische Schriftsteller Frankreichs auftraten. Von Reiffenberg war kurze Zeit Eleve der Normalschule in Paris gewesen (1813 — 1815), wurde dann Offizier zuerst in russischen, dann in niederländischen Diensten, (dieß war er noch im Jahre 1816) — vertauschte hierauf den Degen gegen den Lehrstuhl und zwar zunächst am Athenäum zu Brüssel. Da wurde er Mitherausgeber des dem Mercure de France nachgeahmten Mercure belge, der von seinen theils lyrischen, theils epigrammatischen und satyrischen Versen, Charakteristiken und Kritiken reichlich geziert wurde. Damals kehrte der junge, geistreiche, oft etwas muthwillige Jüngling seine Waffen gegen den aus Deutschland so eben nach Belgien verpflanzten „Pedantismus" der Erudition und gegen die Missionäre

*) Seinem Eifer und Festigkeit verdankt Belgien sein Eisenbahnsystem.

**) Bis zu seinem Austritt aus dem belgischen Staatsdienst war Schreiber dieser Zeilen der College dieser Gelehrten, deren freundschaftlicher Theilnahme an seinen Bestrebungen er stets mit Dankbarkeit gedenken wird.

***) Seitdem hat er noch verschiedene Werke herausgegeben, worunter wir besonders nennen: 1. Souvenirs d'un voyage en l'honneur do Schiller. 2. Nouvelles remarques sur les patois romans usités en Belgique. 3. Annuaire de la Bibliothèque nationale de la Belgique 1840 u. 1841.

aus den deutschen Wäldern, deren Namen freylich noch wenig bekannt und deren Zungen noch nicht die Gewandtheit besassen, die gegen sie gerüsteten oft mehr feindseligen als witzigen Ausfälle französisch zu erwiedern.

Indeß wandte sich der junge Dichter, in dessen Adern deutsches Blut fließt, dennoch bald eben jener ernsten Erudition zu, die er oft belächelt hatte. Er schrieb im Jahre 1821 und 1822 zwey Abhandlungen, eine über den belgischen Handel im 15. Jahrhundert, und eine andere sogar in lateinischer Sprache über Justus Lipsius. Die Academie in Brüssel krönte sie und öffnete ihm so den Weg zum Lehrstuhl an der Universität Löwen, wo er (1824) zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde, um ein Fach zu lehren — mit dem er sich vorher niemals beschäftigt hatte, nämlich die Philosophie. Seine neuen Collegen machten ihren ehemaligen Antagonisten zum Doctor, und so wurde Herr von Reiffenberg Philosophe malgré lui. Eine historische Lehrkanzel wäre ihm gewiß lieber gewesen, auch strebte er stets nach einer solchen. Allein es war keine frey, und man konnte von dem genialen jungen so thätigen Manne hoffen, er würde nach kurzer Zeit sich auf die Höhe der von ihm zu lehrenden Wissenschaft schwingen. Allein er blieb Dichter und Literator. Um sich indeß zu legitimiren, schrieb er 1827 unter dem Titel Electisme eine Art von Anthropologie, und später (1832) ein Lehrbuch der Logik.

Zum Mitgliede der Academie von Brüssel ernannt, wurde er ihr thätigster Arbeiter. In keinem Bande ihrer Mémoires fehlen seine Artikel. Schon 1825 begann er seine Archives historiques des Paysbas, zuerst Archives philosophiques genannt. Sie gefielen im Anfange wegen der allzugroßen Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes wenig, wurden aber in den beyden letzten Bänden (1830 — 1832) (die De Mat der Sohn in Brüssel verlegte) sehr wichtig. Im Jahre 1833 gab er sie auf und wurde Mitredacteur des in Gent nach einem neuen Plane fortgesetzten Messager des Sciences et Arts, der auch bestimmt war, den Abonnenten des Archives als Fortsetzung geliefert zu werden *).

*) Deßhalb führt der Messager auch den Titel: Nouvelles Archives historiques de la Belgique.

Im Jahre 1827 schrieb von Reiffenberg in der damals in Frankreich so beliebten Form der Resumés einen Abriß der Geschichte der Niederlande, (3 Bdchn. 18.) welche er aber selbst später nur gering anschlug. Denn bald gelangte er zur Ueberzeugung, daß die Zeit, eine auf Gründlichkeit Anspruch machende Geschichte Belgiens zu schreiben, noch nicht gekommen sey. Die noch ungedruckten Quellen mußten vorerst zu Tag gefördert, einzelne Punkte dieser Geschichte aufgehellt und historische Gemälde wichtiger Perioden von geübter Hand entworfen werden. Er entschloß sich also, zu dem später aufzuführenden Bau Materialien zu liefern.

Schon 1822 hatte er das auch von unserm Schiller gerühmte Werk von van der Vynckt über den Aufstand der Niederlande im sechzehnten Jahrhundert herausgegeben (mit einer Einleitung), Bruxelles 3 Vol. 8. Diesem folgten die Mémoires de Jacques B. Clerc Brux. 1833. 4 Bde. (nachgedruckt in Paris).

Als im Jahre 1827 die niederländische Regierung eine Commission zur Herausgabe ungedruckter Geschichtsquellen des Landes ernannte, wurde von Reiffenberg Mitglied derselben und bearbeitete die oben genannte Chronik des Peter a Thymo aus dem 15. Jahrhundert, wovon wirklich der erste Band im Jahre 1830 vollendet und auf der glorreichen Exposition der belgischen Industrie in Brüssel mit einem andern von Herrn von Reiffenberg herausgegebenen Prachtwerke, nämlich einer Histoire de la Toison d'Or, *) ausgestellt wurde, um aber sofort nach dem Ausbruch der belgischen Revolution mit der vom König Wilhelm errichteten Imprimerie normale (wo diese Bücher waren gedruckt worden) mit Sequester belegt zu werden. Deßhalb kamen beyde Werke nicht in den Buchhandel. **)

Herr von Reiffenberg war tief betrübt über die Hemmung der historischen Studien seines Vaterlandes in Folge der Revolution von 1830. Nach-

*) Von 700 Seiten in 4., mehreren Kupfertafeln und einem Atlas in Folio.

**) Einige wenige Exemplare der Histoire de la Toison d'or wurden verkauft: man zahlte für eines in Paris oft 150 Frcs.

dem es aber ruhiger geworden war, trug er zur Ernennung der neuen historischen Commission vom Jahre 1834 vorzüglich viel bey, deren überaus thätiger Secretär er ist. Als solcher redigirt er die so lehrreichen Bulletins *) der Sitzungen dieser Commission, die einzeln ausgegeben, auch dann im Messager des Sciences et Arts wieder abgedruckt werden.

Im Jahre 1836 und 1838 erschien die schon mehrmals angeführte, ihm zur Veranstaltung einer kritischen Ausgabe übertragene französisch geschriebene Reimchronik des im dreyzehnten Jahrhundert als Bischof von Tournay (von 1274 — 1282) lebenden Genters Philippe Mouskes. (2 Bde. 4.) Diese Reimchronik ist mehr ein Denkmal der Poesie Nordfrankreichs, als der belgischen Geschichte, und nur in einer Handschrift auf der kgl. Bibliothek zu Paris erhalten. Die Ausgabe derselben ist ein Prachtwerk: beginnend mit einer Einleitung von CCCLXXIX Seiten, dem Texte der Chronik (12,133 Verse mit erklärenden Anmerkungen auf 477, und Appendices auf 188 Seiten.) Der erste Band umfaßt 1033 Seiten. Der zweyte enthält eine Einleitung von 322, dann den Text und Register auf 880 Seiten.

Aus dem Anfange der Einleitung haben wir, wie schon oben bemerkt wurde, viele der Notizen entnommen, welche gegenwärtiger Uebersicht der belgischen Historiographie eingewebt sind.

Wir überlassen die Beurtheilung der Ausgabe dieser Chronik Gelehrten vom Fache. Sie werden gleich uns die erstaunenswürdige Belesenheit und die glückliche Darstellungsgabe des Herrn von Reiffenberg gewiß bewundern.

Die Reorganisation der Staatsuniversitäten Belgiens führte ihn von Löwen nach Lüttich, wo er im December 1835 zum Professor der belgischen Geschichte und der französischen Literatur ernannt wurde. Allein das Lehrfach hatte nach seiner Umgestaltung nicht mehr den Reiz für ihn wie früher, und so fand er sich glücklich, als er im Sommer 1837 zum Conservateur der durch den Ankauf der reichen Van Hulthem'schen Büchersammlung in Brüssel gegründeten Nationalbibliothek ernannt wurde. Jetzt lebt er in seinem eigentlichen Elemente mit der nöthigen Muße, um seine Lieblingspläne durchzuführen, nämlich den einer kritischen Bearbeitung der gesammten historischen Bibliographie und den einer pragmatischen Geschichte seines Vaterlandes.

*) Jetzt seit 1835 drey Bände.

II. Wenn von Reiffenberg als Repräsentant der französisch gebildeten Historiker und Literatoren Belgiens angesehen werden kann, so steht ihm Joh. Franz Willems als Vertreter der germanisch-flamändischen Bildung gegenüber. Geboren zu Lier in der Campine gegen 1793, bildete Willems sich selbst, und trat früh als ausgezeichneter flamändischer Dichter auf. Angestellt in Antwerpen als Finanzbeamter (er war allda Regeveur des Enregistrements) und reichlich besoldet, hatte er Muße dem Studium der flamändischen älteren Literatur zu leben, und die wahre Nationalität der nicht wallonischen Bewohner seines Vaterlandes zu erforschen.

Nur in der Fortbildung ihrer einst so blühenden Sprache und der Ausbildung des germanischen Characters im belgischen Volke sah er dessen künftige politische und literärische Größe. Die knechtische Nachahmung des Franzosenthums war ihm ein Gräuel, weil er die Ueberzeugung hegte, daß niemals ein Flamänder classisch-französisch zu schreiben im Stande seyn werde. Willkommen war ihm daher Belgiens Vereinigung mit Holland, dessen Nationalliteratur er hoch schätzte. Er wurde Vertheidiger der Maßregeln der niederländischen Regierung, daß in allen flamändischen Provinzen nur die niederdeutsche Sprache *) die officielle seyn dürfe, und daß in den Schulen dieser Provinzen diese Sprache und in dieser Sprache gelehrt werden müsse. Sein Eifer wurde aber von den Gegnern dieser Maßregeln übel gedeutet.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. nicht gerade die holländische, sondern die auszubildende Landessprache.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1827 gerieth er in eine literarische Fehde mit einem damaligen Oppositionshaupte, dem seit 1830 zu so hohen Ehren beförderten Herrn Van de Weyer. Willems galt daher auch 1830 als Gegner der cause nationale, wurde im Anfang des Jahres 1831 seiner Stelle enthoben, und in eine der traurigsten Städte Flanderns nach Eecloo, vier Stunden von Gent versetzt, wo er, statt einer seinen Dienstjahren entsprechenden Pension, kaum ein Viertheil seines bisherigen Einkommens bezog. Er blieb auf dieser Stelle bis zum April 1835, wo er zum Reçeveur des Enregistrements in Gent ernannt wurde. *)

Schon im Jahre 1819 machte sich Willems, damals Mitglied mehrerer holländischen gelehrten Gesellschaften durch eine Geschichte der flamändischen Sprache und Literatur einen Namen. Der erste Theil (von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts) dieses flamändisch geschriebenen Werkes erschien auf Subscription **) unter dem Titel: Verhandeling (d. h. Abhandlung) over de nederduytsche Tael en Letterkunde, opzigtelyk de zuydelyke Provintien der Nederlanden. Antwerpen 1819. Ein zweyter Theil (vom siebenzehnten Jahrhundert bis in die neueste Zeit) kam in Heften zwischen 1820 und 1824 heraus. Willems war jetzt schon Correspondent des niederländischen Instituts. In beyden Werken sind gegen 300 niederländische Schriftsteller aufgezählt und beurtheilt, Sprachproben vom neunten Jahrhundert an mitgetheilt, auch der Unterschied zwischen der flamändischen und der holländischen Form der niederdeutschen Sprache entwickelt. Willems, der Geschichte seiner Muttersprache und ihrer Literatur mit Vorliebe zugewandt, pflegte doch auch das Studium der Geschichte des Volkes, und besonders die von Brabant und der Stadt Antwerpen. Im Jahre 1828 gab er ein ganz eigenthümliches Buch über den Ursprung der Namen der Straßen von Antwerpen, prachtvoll gedruckt und mit Kupfern verziert, auf Kosten der städtischen Regierung allda heraus, unter dem Titel: Historisch Onderzoek naer den Oorsprong en de waren naem der openbare plaetsen en andere Oudheden van de Stad Antwerpen. Antwerpen, by H. P. Van der Huy Stads Drukker, 1828. 1 Bd. 4. 292 S. Merkwürdig sind unter den Kupferplatten eine alte Karte des Laufs der Schelde aus dem 14. Jahrhundert, neben einander gestellte Profile der Stadt Antwerpen im Jahre 1500 und 1825, und ein genau detaillirter auf zwey Foliobogen gedruckter Plan der Stadt. Im Jahre 1829 begann Willems unter dem Titel: Mengelingen (Mélanges) eine in flamändischer Sprache *) redigirte Zeitschrift für niederländische Geschichte, Sprache und Literatur, wovon aber nur etwa 7 Hefte (von 553 Seiten zusammen) erschienen. Der Ausbruch der belgischen Re-

*) Er verdankt diese seine Rückkehr aus der Verbannung seinen Freunden und besonders dem Herrn Van de Weyer selbst; dem man mit Unrecht die Ungnade zuschrieb, in die er bey der 1831 revolutionären Regierung gefallen war.

**) Gegen 1000 Subscribenten, aber meistens in Holland belohnten des Verfassers Bestrebungen.

*) Es stehen doch auch französisch geschriebene Aufsätze darin.

volution unterbrach dieselbe für immer. Sie hemmte auch den 1829 auf Staatskosten begonnenen Druck der flamändischen Reimchronik des gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebenden brabantischen Dichters Jan van Heln, in welcher die Schlacht von Wöringen bey Cöln und die Heldenthaten Johann des ersten, Herzogs von Brabant besungen werden. Sie war im August 1830 beynahe ganz abgedruckt in 8. Die abgezogenen Bogen wurden mit dem Sequester belegt, gleich der oben genannten von Reiffenbergs bereits vollendetem Werke. Während seines Aufenthalts in Eecloo beschäftigte sich Herr Willems, des größten Theiles seiner durch die Beschießung Antwerpens im October 1830 und durch seinen schnellen Abzug aus dieser Stadt, zerstreuten Bibliothek beraubt, mit der altflamändischen Musik und war so glücklich eine große Anzahl alter Nationallieder mit ihren Melodien zusammen zu bringen. Er setzte sie auf Noten und bereitete sie zur Herausgabe vor. *)

Zu gleicher Zeit versuchte er eine metrische Bearbeitung des altflamändischen Gedichtes Reinecke der Fuchs in neuerer Sprache. Der Titel ist: Reinaert de Vos, naer de Oudste Berqming door J. F. Willems. Eecloo 1834. 140 S. 8. Diese wohlgelungene Nachahmung wurde so wohl in Belgien als in Holland und Deutschland mit dem größten Beyfall aufgenommen, und trug mit der 1832 in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen durch Mone **) nach zwey Lütticher und einer Pariser Handschrift veranstalteten Ausgabe des lateinischen Gedichtes des Fuchses zur Wiederaufnahme der Untersuchungen über diese berühmte Satyre des Mittelalters so sehr bey, daß bis jetzt noch über dasselbe geschrieben wird. Ja Willems Bemühungen ist man es schuldig, daß die belgische Regierung im Jahre 1835 die in der Versteigerung der Handschriften des in London verstorbenen Bücherfreundes Lord Heber die einzige vollständige Handschrift jener satyrischen Thieropopee für mehr als 4000 Francs ankaufte, und ihm zur Herausgabe überließ, welche er auch 1836 zu Gent bey F. en C. Gyselink unter folgendem Titel veranstaltete: Reinaert de Vos episch Fabelgedicht van de twaelfde en dertiende Eeuw, met Anmerkingen en Ophelderingen door J. F. Willems. 353 Seiten in groß Octav. *)

Im Sommer 1834 wurde Willems zum Mitglied der neu ernannten Commission für die Herausgabe der ungedruckten belgischen Geschichtsquellen ernannt und wieder mit der Ausgabe des Gedichtes von Jan van Heelu beauftragt, welches als der erste Band der Collection des Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du Gouvernement und als Rymkronyk van Jan Van Heelu betreffende den Slag van Woeringen van het Jaer 1288, uitgegenen met opelderingen en Aanteekeningen van J. F. Willems, Lid der koniglyke Academie van Brussel. 1 Bd. 4. v. LXIX und 610 Seiten in 4. im Februar 1836 erschien. Das in jeder Rücksicht wohlgelungene Werk wurde besonders in Deutschland auf die ehrenvollste Weise aufgenommen. Seine Majestät der König von Preußen ließ Herrn Willems die goldene Verdienstmedaille zustellen.

Um jene Zeit gelang es dem unermüdlichen Forscher der flamändischen Sprache und Literatur eine Association zur Beförderung derselben zu Stande zu bringen, welche in allen flamändischen Provinzen Theilnehmer zählt; und im Sommer 1837 begann eine von ihm redigirte, der niederländischen Sprache und Geschichtskunde gewidmete und deren Freunden sehr willkommene Zeitschrift unter dem Titel: Belgisch Museum voor de Nederdiutsche Tael en Letterkunde, en de Geschiedenis des Vaterlands, nitgegeven van F. J. Willems. Gent bey F. en C. Gyselrick. Im Jahre 1840 erschien der vierte Band dieses Museums.

Im Verlauf des Jahres 1839 gab er den ersten Band der brabantischen Reimchronik von Jan

*) Ein altes Lied mit Melodie vom 12. Jahrhundert ist von ihm mitgetheilt im Messager von 1833 S. 194 — 195.

**) Der Franzose Meon hat schon vor längerer Zeit die altfranzösische Bearbeitung dieser berühmten Thierepopee herausgegeben.

*) Eine sehr gründliche Recension dieser Ausgabe erschien im ersten Hefte des Messager v. J. 1837. S. 67 — 106.



de Klerk (de brabantsche Yesten) in der Collection des Chroniques inédits belges heraus, 902 Seiten. 4. Im Jahre 1835 hatte die Brüsseler Akademie Herrn Willems zum Mitglied ernannt, nachdem sie ihn früher mehrmals, als seine Freunde ihn vorschlugen, abgewiesen hatte.

Einige andere Werke von ihm sind hier übergangen. *)

III. Neben den Herren von Reiffenberg und Willems ist als Herausgeber von Quellen der belgischen Geschichte zu nennen der zwar nicht in Belgien, sondern im südlichen Frankreich geborene aber in Belgien naturalisirte eben so fleißige und scharfsinnige als bescheidene Herr L. P. Gachard. Im J. 1830 Conservateur-Adjunct des allgemeinen Landes-Archivs in Brüssel, wurde er, obgleich noch nicht vierzig Jahre alt, 1832 zu dessen Director ernannt und legte seine ganze Thätigkeit darauf, nicht bloß im Reichsarchiv in Brüssel, sondern auch in denen der Provinzen alle wichtigen Original-Urkunden und Copialbücher aufzufinden, welche für die Kenntniß der belgischen Geschichte von Wichtigkeit sind. Er durchreiste das Land in allen Richtungen, und es gelang seiner Gewandtheit im Aufsuchen längst verloren geglaubte, ja viele vorher ganz unbekannte Diplome aufzufinden. Auch constatirte er den gegenwärtigen Zustand der von ihm besuchten Archive und ihre geschichtliche Wichtigkeit mit großer Genauigkeit.

Schon die niederländische Regierung unterstützte den Druck einer belgischen Urkundensammlung, die er 1830 herauszugeben begann, unter dem früher so beliebten Titel: Analectes Belgiques, ou recueil de pièces inédites, mémoires, notices, faits et anecdotes concernant l'histoire des Pays-bas. Bruxelles chez Brest van Kempen. 1830. 1 Bd. 8. und 490 Seiten.

Zwischen 1833 und 1835 erschien (gleichfalls vermittelst einer Unterstützung der Regierung) seine planmäßig geordnete Collection de Documens inédites concernant l'histoire de la Belgique. Bruxelles, chez L Haman et Comp. 3 Bde. 8. Jeder dieser Bände zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste Beschreibungen der Archive und Abhandlungen z. B. über die frühere Provincial- und Gemeinde-Verfassung Belgiens enthält, die zweyte, vorher ungedruckte Urkunden, abgedruckt mit der größten diplomatischen Genauigkeit, mit exegetischen und historischen Anmerkungen begleitet. Geschichtliche Einleitungen sind zum Verständniß derselben vorangeschickt. Der erste Band betrifft die Geschichte der Herzoge von Burgund, besonders Carls des Kühnen, jedoch auch Maximilians, Carls den fünften u. s. w., der zweyte ausschließlich die burgundischen Zeiten von 1428 bis 1468, besonders die Zerstörungskriege Carls des Kühnen gegen Dinant und Lüttich. Die Urkunden des dritten Bandes, in vier Serien abgetheilt, betreffen den spanischen Erbfolgekrieg und die Rückkehr der belgischen Provinzen an das Haus Oestreich.

Schon längst haben die literärischen Blätter Deutschlands auf diese nicht bloß für die belgische, sondern für die allgemeine europäische Staatengeschichte so wichtige Urkundensammlung aufmerksam gemacht, deren Fortsetzung besonders für Deutschland jetzt um so wünschenswerther ist, als kürzlich im Reichsarchiv zu Brüssel eine Masse deutscher Documente aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, wie Briefe von Wallenstein, Tilly, Pappenheim u. a. aufgefunden worden sind. *) Außer dieser Sammlung gab Herr Gachard noch heraus: Documens politiques et diplomatiques sur la révolution Belge de 1790, die Louis Lax in Aachen mit einigen andern kürzlich erst über jene Revolution erschienen Schriften zu einer in deutscher Sprache

---

*) Sie stehen verzeichnet im Dictionnaire des Hommes des lettres de la Belgique. S. 232 — 233.

*) Der Finder ist der aus Bayern verwiesene Belgier Dr. Coremans, dessen Kunde der deutschen Sprache zu dem Funde führte. Derselbe übergab der Commission d'Histoire Notizen über diese deutschen Urkunden in ihrer Sitzung vom 2. July 1836. Diese sind abgedruckt im Messager von 1836 p. 137 — 139 und p. 142 — 149. — Deutsche Zeitungen haben dieses Fundes erwähnt.

geschriebenen Geschichte jener Episode benutzte. Ferner das oben von uns selbst benutzte Mémoire sur les Bollandistes. Im Jahre 1840 erschien von ihm der erste Band der Inventarien des Reichsarchivs. Jetzt besorgt er als Mitglied der Commission für die Herausgabe ungedruckter Quellen der belgischen Geschichte eine Sammlung Reise-Journale der belgischen Fürsten, worunter das von Van Esse, Secretär Carls V., besonders merkwürdig ist.

Herr Gachard hat noch auf Staatskosten mehrere Archive des Auslandes bereist, wie die in Paris, Coblenz, Düsseldorf, Lille, Dijon und Besançon und hat auf allen seinen Reisen für die belgische Historiographie gewirkt. Seine Rapports über dieselben so wie andere Memoiren diplomatischen Inhalts sind zum Theil im Messager des Sciences et Arts abgedruckt. Sehr lesenswerth ist auch seine im Jahre 1831 schon erschienene Notice sur le Dépôt des Archives de royaume. 1 Vol. 8.

Schlüßlich dürfen wir nicht unterlassen zu rühmen, daß Herr Gachard fremde Gelehrte mit seltener Urbanität aufnimmt und in ihren Forschungen durch seine große Kenntniß des urkundlichen Reichthums der unter seiner Leitung stehenden Archive auf das bereitwilligste unterstützt.

IV. Herr Etienne Constantin de Gerlache, geboren in der Provinz Luxemburg, Advocat in Paris bis 1818, wo er sich nach Lüttich zurückzog, hat zwar mehr eine politische als gelehrte Berühmtheit sich erworben. Allein ob er gleich seit 1824 an allen großen Ereignissen seines Vaterlandes als Deputirter in den Generalstaaten und im National-Congreß einen thätigen Antheil nahm, *) so hat er dennoch auch den Musen gelebt. Im Jahre 1812 hatte er in Paris eine vielleicht in Deutschland gänzlich unbekannte französische Uebersetzung des Catilina von Sallust herausgegeben. In Lüttich zog ihn die Geschichte dieser Stadt an, woraus er einzelne Episoden bearbeitete wie z. B. die des Kriegs der Awans und der Waroux, *) zweyer sich feindselig gegen ein Jahrhundert verfolgenden Familien. Als Secretär der Société d'Emulation rückte er seine Versuche in die Jahresrapporte derselben ein. Als Muster eines eben so gründlich bearbeiteten als höchst geschmackvoll geschriebenen Gemäldes gab er 1831 die Geschichte der Revolutionen heraus, wovon Lüttich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das Theater war; nämlich: Revolutions de Liége sous Louis de Bourbon, travail en partie fondé sur des piéces inédites ou peu connues. Bruxelles chez Hayez, eine Brochure von 181 Seiten. Für die Brüsseler Akademie schrieb er 1834 eine Notiz über die Fortsetzung der Chronik von Li Muisis mit Auszügen daraus. **) Im Jahre 1839 ist von ihm erschienen ein Werk, das mit großem Interesse wird aufgenommen werden, nämlich ein Essai sur l'histoire du royaume des Pays-bas depuis 1814 jusqu'à l'Epoque actuelle suivie de pièces justificatives et de discours préliminaires de l'auteur. 2 Vol. 8. ***)

Herr Van Gerlache, ein Mann von bald sechzig Jahren, steht in hohem Ansehen in seinem Vaterlande. Er ist Präsident des Cassationshofes des Königreiches und eines der aufgeklärtesten die politischen Verhältnisse des Landes am richtigsten beurtheilenden Häupter der politischen Parthey, welche sich selbst die katholische nennt, und sowohl in als außer den Kammern auf die politischen Verhältnisse Belgiens den größten Einfluß hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Er war 1831 Präsident des Congresses und Präsident der Gesandtschaft, welche König Leopold die belgische Krone anbot.

*) Nach dem Chronisten Hemricourt und andern.

**) Abgedruckt im Messager von 1835 p. 354 und folg.

***) Sie ist schon angeführt oben S. 288. 1. Bd.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nr. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Fortsetzung.)

V. Während Dewez die belgische Geschichte im Sinne des Liberalismus schrieb, bearbeitete dieselbe im entgegengesetzten Sinne ein im Anfange wenig beachteter katholischer Priester, Herr J. S. D. Smet, zuerst Professor der Rhetorik an einem durch Geistliche dirigirten Gymnasium zu Alost. Die erste Ausgabe erschien 1822, die zweyte 1829, eine dritte umgearbeitete 1832 und schnell darauf eine bis ans Ende des Jahres 1835 fortgesetzte verbesserte 1836. 2 Bände 8. von 372 u. 382 Seiten; eine fünfte im Jahre 1840.

Herr de Smet, jetzt Professor der Kirchengeschichte am bischöflichen Seminarium zu Gent, und Canonicus an der Domkirche allda, ist ein Schüler Raepsaets, dessen Ideen auf dieß Werk einigen, jedoch keinen entscheidenden Einfluß gehabt haben. Dasselbe unterscheidet sich von der Histoire générale von Dewez nicht bloß durch ein fortlaufendes Quellenstudium, sondern auch dadurch, daß nach jeder Periode der politischen Geschichte, die geselligen, intellectuellen und moralisch-religiösen Zustände des Landes in Uebersichten beschrieben werden. Die von De Smet angenommene Periodisirung der belgischen Geschichte ist nach des Referenten Ansicht eben so wenig zu billigen, als die von Dewez befolgte. Herr De Smet wurde Dewez' Nachfolger in der Commission d'Histoire, und nach dem Austritte des Schreibers dieser Notiz mit der Herausgabe der ungedruckten lateinischen Chroniken Flanderns beauftragt, welche bereits abgeschrieben und zum Theil schon gedruckt waren. *) Außer der Histoire de la Belgique ist Herr De Smet **) noch Verfasser neuer Schulbücher und einiger nicht uninteressanter historischer Abhandlungen im Messager und andern belgischen Zeitschriften.

VI. Herr De Ram (Peter Franz Xaver), von dem wir noch zu sprechen haben, hat sich nicht bloß als Historiker, sondern auch als theologischer Schriftsteller in seinem Vaterlande bekannt gemacht. Doctor der Theologie und des canonischen Rechts, lehrte er früher die Philosophie, die Kirchengeschichte und das Canonische Recht im Seminarium zu Mecheln, und jetzt an der bischöflichen Universität zu Löwen, deren beständiger Rector er ist. Wir übergehen hier seine nichthistorischen Schriften, die größtentheils der Erbauung gewidmet sind, und nennen nur folgende Werke: Acta J. B. van Espen auctore Baksensio. Accedit editoris disquisitio historico-critica de gemino opusculo circa jura Belgarum quod Cl. Petro Stokmans adscribitur. Mechliniae 1827. Petri Govaerts opuscula adversus Espenii doctrinam. Brux. 1830. — Nouvelles vies des Saints par Buttler traduits de l'Anglois. 20 Vol. 8. — Für die belgische Kirchengeschichte sind hier zu nennen, des Herrn de Ram Synodicon Belgicum T. I. et II. Mechl. 1828 — 1829 ***) d. h. die Acten der Synoden der belgischen Bischöfe seit 1557. Der gelehrte Van de Velde hatte das Werk begonnen.

---

*) Der erste Band erschien im Jahre 1837; der zweyte ist erwartet.

**) Auch er spielte eine politische Rolle. Er war Mitglied des National-Congresses von 1830 und 1831.

***) Ein neuer Band dieser Sammlung ist erst kürzlich (1840) erschienen.



Zu einer Belgica Sacra d. h. einer belgischen Kirchengeschichte erschien im Jahre 1831 der Plan. Derselbe *) ist so trefflich abgefaßt, daß dessen baldige Ausführung nur gewünscht werden kann.

Im Jahre 1835 gab Herr de Ram noch heraus eine Lettre inédite de M. Van Gils, président du Seminaire de Boisleduc sur les sentimens de l'ancienne faculté de Theologie de Louvain, par rapport à la déclaration gallicane de 1682.

An die historischen Studien der hier genannten Geschichtsforscher reihen sich die an, welchen der Verfasser dieser Uebersicht viele Jahre hindurch seine vorzüglichste Thätigkeit zugewandt hatte. Das Recht und die Verfassung, das Alter der belgischen Provinzen zog ihn früh an, und schon vor dem Jahre 1828 machte er Untersuchungen über die Rechts-Alterthümer Lüttichs. Damals war es, als der auch von ihm als theilnehmender Freund verehrte, dem deutschen Vaterlande zu früh entrissene Niebuhr, ihn aufforderte, die Geschichte der flandrischen Städte im Mittelalter zu bearbeiten. Als die belgische Revolution ihn an die Universität Gent verschlagen hatte, war er jener Aufforderung eingedenk. Mit Freude floh er aus der stürmischen Gegenwart in die Vergangenheit. Aufgemuntert durch die flandrischen Geschichtsfreunde, unterstützt durch reiche Hülfsmittel, benützend die überall hier geöffneten Archive, welche seit Carl dem Fünften kein Geschichtschreiber vollständig benützt hatte, wagte er den Versuch einer flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte, und zwar zunächst für Deutschland. Ein junger Geschichtsfreund in Gent, Herr Gheldolf, übernahm die französische Uebersetzung des ersten Bandes, während der zweyte deutsch in zwey Abtheilungen gedruckt wurde.

Seit Nenni hatte in Belgien kein Historiker das Recht und die Verfassung zum Mittelpuncte der Geschichte gemacht, obgleich die belgische mit ihren stets sich erneuernden Stürmen nichts anders ist, als die so oft gestörte, dann aber gewaltsam fortschreitende Entwicklung der Grundlagen des ältesten Rechtszustandes des Landes. — Die flandrische Staats- und Rechtsgeschichte sollte ein Muster werden, für ähnliche Versuche über andere Provinzen, deren mehrere verdienen auf dieselbe Weise aufgehellt zu werden, namentlich Brabant, Hennegau und Lüttich. *) — In seiner Note über die Wichtigkeit der Kunde des Rechts und der Geschichte der belgischen Provinzen für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, hat er **) Deutschlands Juristen und Historiker auf die rechtshistorische Bedeutung jener Gegenden aufmerksam gemacht. Es ist zu wünschen, daß in Belgien sich Rechtsgelehrte finden mögen, die den vom Verfasser eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen geneigt sind.

Auf die bisher genannten belgischen Geschichtsforscher folgt eine jüngere Generation, mit der wir diese Characteristik der belgischen Historiographie schließen. In Mons ist zu nennen der dort 1835 in einem Alter von 37 Jahren verstorbene H. Fl. Delmotte, der dem dortigen Alterthum seine Studien widmete, und in der Prachtausgabe ***) des schönen altfranzösischen Gedichtes le Tournoi de Jouvenci, gedichtet im dreyzehnten Jahrhundert, sich selbst ein Ehrendenkmal setzte. Der Tod unterbrach die von ihm begonnene Biographie des berümten Compositeur Orlando Lasso, der in Mons geboren war. †) Delmotte's Vater hat über das patois des Hennegaues Werke geschrieben, die leider nicht gedruckt sind. Er selbst war Bi-

*) Im Auszuge wiederholt im Messager von 1837. S. 319 — 325.

*) Der Verfasser hat Materialien für die Geschichte dieser drey Provinzen gesammelt.

**) Freyburg bey Wagner 1836. 96 Seiten 8. mit dem Facsimile einer Urkunde. An dieselbe reihen sich an seine 1839 erschienenen Beyträge zur Geschichte des Lütticher Gewohnheitsrechts. Freyburg bey Wagner. 1 Vol. 8.

***) Gedruckt in Valenciennes.

†) Man vergleiche über Delmotte das Annuaire de l'Académie de Bruxelles von 1837 und das Dictionnaire des Hommes de lettres de la Belgique.

bliothekar seiner Vaterstadt, correspondirendes Mitglied der Akademie zu Brüssel, und einer der Stifter der Société des Bibliophiles in Mons, die gleich der Gesellschaft gleichen Namens in Paris seltene kleinere Werke in einer ganz kleinen Anzahl Exemplaren abdrucken läßt.

Ferner ist Herr Carl Steur, Richter am Tribunal erster Instanz in Gent zu nennen, welchem drey von der Brüsseler Akademie gekrönte Preisschriften einen Sitz in dieser gelehrten Gesellschaft erwarben. Sie sind: 1. Darstellung der Staatsorganisation der belgischen Provinzen unter Maria Theresia; 2. Darstellung des politischen Zustandes der Verwaltung und Gesetzgebung Belgiens zur Zeit als Carl VI. Herr des Landes wurde, endlich 3. ein Memoire über die Empörung der Genter gegen Carl V. im Jahre 1539. *) Der Schriften des jetzigen ersten Cabinetssecretärs des Königs, Herrn Van Praet, über die flandrische Geschichte ist schon gedacht worden. Die politische Laufbahn setzte seiner literärischen eine Gränze. Sein Beyspiel feuerte aber einen seiner Jugendgenossen aus seiner Vaterstadt Brügge zu historischen Studien an: nämlich Herrn Octav. Delepierre, dessen Talent den historischen Roman nicht weniger liebt als die ernste Geschichte: unter seinen neuesten Geistesproducten sind ein Précis des Annales de Bruges wenigstens eine anziehende Lectüre. **) Ob er in der Zunft der Historiographen als Meister einst aufgenommen wird, kann die Zukunft uns sagen.

Aelter als die eben genannten ist der schon erwähnte hier ja nicht zu übergehende überaus verdienstvolle Forscher der flandrischen Geschichte: nämlich Herr Stadt-Archivist Lambin ***) in Ypern. Seine Vaterstadt verdankt ihm nicht bloß die Erhaltung, Anordnung und Catalogisirung ihres sehr reichen Archives, sondern die niederländische Historiographie auch die Herausgabe mehrerer wichtiger Chroniken in flamändischer Sprache und sehr gründliche Abhandlungen über Gegenstände des Alterthums seiner Vaterstadt, worunter mehrere gekrönte Preisschriften sind. Er ist ein fleißiger Mitarbeiter des Messager des Sciences et Arts; in welchem eine Notiz über seine wichtigen Excerptensammlungen abgedruckt ist. *)

Unter den jüngern Geschichtsforschern Belgiens nennen wir den in Löwen 1826 — 1829 gebildeten Herrn A. G. B. Schayes. Zuerst gab er mehrere gründliche kleinere Abhandlungen in Herrn von Reiffenberg's Archives historiques, schrieb dann größere Werke; nämlich 1. Essai historique sur les usages, les croyances, les traditions, les cérémonies et pratiques religieuses et civiles des Belges anciens et modernes, 1 Bd. 8. 238 S. Bruxelles 1834. 2. Les Paysbas avant et durant la domination romaine. Bruxelles 1835 — 1838. 2 Vol. 8. mit Karten. **) Außerdem theilte er im Messager und andern belgischen Zeitschriften eine nicht geringe Anzahl Abhandlungen mit. ***) Seine Arbeiten dürften manchmal mit etwas mehr Sorgfalt ausgeführt werden: das Verdienst ihres Verfassers würde dadurch sehr gewinnen. Eine gründliche Recension seines Werkes: die Niederlande unter den Römern, schrieb ein Freund und Studiengenosse von ihm, der in jeder Rücksicht ausgezeichnete Theolog und Archäolog J. L. Gh. Roulez im Messager vom Jahre 1837. Heft II. — Wir sehen aus dieser trefflichen Kritik, daß ihr Verfasser selbst eine Stelle unter Belgiens Geschichtsforschern verdient, die seines Vaterlandes vorgermanische Periode zum Gegenstande ihrer Studien machen. †) Mehrere Memoiren und Notizen von ihm vorgelesen in den

*) Dictionaire l. c. p. 189.

**) Ein Verzeichniß seiner Schriften steht im Dictionär. Neuere sind angezeigt im Messager v. 1839 1840.

***) Von seinen Schriften und seinen Verdiensten für Yeser. hat dieser in seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte vielfach gesprochen, z. B. in der Vorrede zu Bd. II. und Bd. II. Abthl. I. S. 175. Neuestens (d. h. 1839) gab er die nicht unwichtige im 15ten Jahrhundert geschriebene flamändische Chronik des Jan van Dixmude heraus. Er starb im Jänner 1841.

*) Messager v. Jahre 1839. p. 349.

**) Das Buch ist schon angeführt oben S. 288.

***) S. das Dictionnaire p. 177 — 179.

†) Er gab im Jahre 1833 heraus ein Mémoire sur les Campagnes de César dans la Belgique, geschrieben vor 1790 von einem Ungenannten. Bruxelles. 1 Vol. 4.

Sitzungen der Brüsseler Akademie haben gleichfalls auf Belgiens älteste Geschichte Bezug.

Roulez lebt als Professor der Universität in Gent d. h. in der Stadt Belgiens, in welcher die historischen Studien vorzüglich beliebt und gepflegt sind. Wir haben in derselben noch zu nennen die Herren Serrure, Professor der belgischen Geschichte und Literatur, Voisin, Bibliothekar der dortigen Universität, Moke und Lenz *) gleichfalls Professoren der Geschichte, van Lockeren, ein gründlicher Kenner der niederländischen Geschichte der Mahlerschulen, de Saint-Genois, Archivisten der Provinz und Bloemaert, Freund der altflandrischen Poesie und selbst flamändischer Dichter. **) C. Ph. Serrure aus Antwerpen, von Willems früh für das Studium der niederländischen Geschichte und Literatur gewonnen, betrieb es mit Eifer als Studierender der Rechte in Löwen zwischen 1828 — 1830, wo er mit Mone in Verbindung kam. Im Jahre 1833 war der Verfasser dieser Zeilen so glücklich, ihn nach Gent zu ziehen, als die Cholera den Landes-Archivisten de Bast hinweggerafft hatte und die Provinzialregierung ihn über die Wiederbesetzung der wichtigen Stelle befragt hatte. Serrure vereinte sich alsbald mit dem Verf. und den Herren de Voisin, Van Lockeren zur Redaction des so oft von uns angeführten Messager des Sciences et Arts, welchen sie seit 1836 mit Hrn. Dr. Saint-Genois fortsetzen. Bald begann Serrure die Herausgabe des Cartulaire von Saint Bavon, d. h. eines vollständigen diplomatisch genauen Abdrucks aller Urkunden der berühmten Abtey von Sanct Bavo — das nun seiner Vollendung nahe seyn muß. Die belgische Regierung unterstützt dieß Werk mit einem Zuschuß von 1500 Franken. Viele gründlich ausgearbeitete Artikel Serrure's finden sich im Messager. *)

Herr Voisin (August), geboren von französischen Eltern, hatte unter Mahne, Wyttenbachs Schüler, Freund und Biographen, die Philosophie in Gent studiert, und im Jahre 1824 eine Inaugural-Dissertation über den Peripatetiker Phaneas herausgegeben. Er wandte sich aber bald historischen Studien zu, schrieb 1826 einen Guide des Voyageurs à Gand, der 1832 sehr verbessert zum zweytenmal herauskam. Die belgische Gelehrten- und Kunstgeschichte zog ihn vorzugsweise an; Professor am Athenäum zu Courtrai bis 1830, kam er mit Herrn Goethaels — Vercruysse in Verbindung, nach dessen Forschungen und Excerpten er die Beschreibung der sogenannten Spornenschlacht bey Courtrai vom Jahre 1302 ausarbeitete. **) — Er schrieb den Text zu den schön lithographirten Blättern Simonea's de Monumens Gothiques de la Belgique ***) (seit 1833), ferner zu den von ihm unternommenen Annales de l'Ecole flamande moderne (seit 1835), den Vues pittoresques de la ville de Gand (sechzehn Steindrücke), zu welchen Werken der Lithograph Dewasme Pletinckx in Brüssel die von dem ausgezeichneten Steinzeichner Madou verfertigten Blätter liefert.

(Schluß folgt.)

---

*) Sein Programm über das zwölfte Begräbniß des Königs Johann von Böhmen ist kürzlich im Literaturblatte rühmlich angezeigt worden.

**) Zu nennen sind noch als Geschichtsfreunde und Geschichtsforscher die Herren Henebert in Tournai, Henaux in Lüttich, Ketele in Audenarde, Meertens in Antwerpen, Piot in Löwen, Van der Mesch in Audenarde, Van Achtere in Antwerpen. Neuestens hat auch ein ausgezeichneter Theologe Belgiens, Herr Professor Janssens dem historischen Fache sich zugewandt, er schrieb eine (Referenten jedoch noch nicht bekannte) Histoire des Paysbas d. h. eine Geschichte von Nordniederland.

*) Man vergleiche das Dictionnaire des Sciences de la Belgique p. 181 — 182.

**) Sie erschien zuerst im Messager, daraus besonders abgedruckt 1834, zum zweytenmal mit einem Stahlstich des über dieselbe gemachten historischen Bildes vom Mahler de Keyser in Antwerpen im Jahre 1836.

***) Das Rathhaus von Löwen, das von Brüssel und einige Kirchen sind in den ersten Lieferungen sehr gelungen gegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nr. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans et des artistes de la Belgique etc.

(Schluß.)

Zwischen 1832 und 1837 arbeitete Voisin den Catalog der Van Hulthemschen Bibliothek aus, der so eben in sechs Bänden im Druck erscheint. *) Mit Serrure gab er einen neuen trefflichen Abdruck des im 14ten Jahrhundert verfaßten Romanes: Le livre de Baudouin Conte de Flandre mit den alten in Holz gestochenen Vignetten. Im Messager stehen eine Menge Notizen, Recensionen und andere Artikel von ihm, auch besorgt er gewöhnlich die Uebersicht der belgischen Literatur in demselben. **) Seit Laimeaus Tod (1836) ist Herr Voisin Bibliothekar der Universität zu Gent.

Der junge Baron Jul. de Saint-Genois (geboren 1813) ist der letzte Zögling, welchen der Verfasser dieser Uebersicht für höhere Studien in Belgien heranzubilden das Glück hatte. Er war im Jahre 1832 sein Zuhörer, ***) und da er mit sehr glücklichen Anlagen und einer guten Schulbildung einen wahren Enthusiasmus für das Studium der Geschichte verband, gelang es ihm bereits im Jahre 1834 von der Brüsseler Akademie eine Preisschrift über die belgischen Kirchenvogteyen gekrönt zu erhalten. *) Sie erschien im Jahre 1836. Bald darauf versuchte er sich mit Glück im historischen Roman, und gab 1835 seinen Hembyse, Histoire Gantoise du XVI. Siècle heraus, 3 Bl. 120. Bruxelles chez l'Académie. Der Messager hat mehrere Artikel von J. de S. Genois, der, als Herr Serrure zum Professor an der Universität ernannt worden war, dessen Stelle als Director des Provinzialarchivs in Gent erhielt.

Indem wir Herrn Bloemart, dessen Lieblingsstudium die ältere und neuere flamändische Poesie ist, hier nur erwähnen: haben wir noch die Herren Mocke und Lenz, beyde Professoren der Geschichte an der Universität Gent zu Hand, wovon der erste mehrere sehr gelungene Romane wie z. B. die Gueux de Mer ou la Belgique sous le Duc D'Albe (1827), **) dann den ersten Band einer Urgeschichte der Franken und neuestens den I. Band einer belgischen Geschichte schrieb; der letzte ist Verfasser einer 1835 gekrönten ***) Preisschrift

---

*) Im Jahre 1839 gab er eine Geschichte der Genter Stadt- und Universitäts-Bibliothek heraus und den Anfang des Catalogs derselben.

**) Eine vollständige Angabe aller Schriften A. Voisins steht im Dictionnaire p. 226 — 228.

***) Der Verf. hielt damals für das größere Publikum Vorlesungen über die Rechtsgeschichte der belgischen Provinzen, aus welchen ein Theil im Jahre 1837 gedruckt wurde, als Histoire du droit Belgique sous les Francs. Bruxelles chez la Société typographique. Die Herausgeber wollten dem Verfasser keine Correctur senden, und so ist das Büchlein, das kein Sachverständiger beym Drucke gelesen hat, durch Druckfehler ganz entstellt.

*) Eine Anzeige dieses Werkes vom Ref. erschien in den Gelehrten Anzeigen des Jahres 1839. Bd. IX. Nr. 232. flg.

**) Histoire des Francs. Paris 1835. Das Buch erinnert an Reicharts Urgeschichte der Deutschen, ist aber weder so gelehrt noch so klar geschrieben wie dieses.

***) Herr Graf D'Hane de Potter hatte dafür einen Preis von 1000 Frcs. ausgesetzt. Die Richter waren die HH. Willems, Serrure, Voisin und der Verfasser dieser Uebersicht.

über die flandrische Geschichte im vierzehnten Jahrhundert und einiger Artikel im Messager. Beyde sind seit dem Monat April 1837 Mitredaktoren *) einer neuen in Gent begonnenen Zeitschrift: der Nouvelles Archives historiques, philosophiques et literaires, revue trimestrielle.

Wir verlassen die Stadt Gent und nennen in Brüssel Herrn Altmayer aus dem Luxemburgischen, Professor der Universalgeschichte an der dortigen freyen Universität und Verfasser eines Lehrbuches darüber; **) in Antwerpen die Herren F. Bogaerts und E. Marschal, Herausgeber einer zwischen 1833 und 1835 in zwey Bänden vollendeten Zeitschrift unter dem Titel: Bibliothèque des Antiquités Belgiques. Anvers chez Rysheuvels.

In Lüttich verdankt das Studium der vaterländischen Geschichte eine neue Anregung dem Eifer der Herren Lavalleye und Polain. Beyde sind fleißige Sammler historischer Handschriften, deren sie viele vom Untergang retteten. Der erste, jetzt Professor der belgischen Geschichte an der Universität, gab mehrere Artikel im Messager und die oben besprochene vom Canonicus Ernst hinterlassene Histoire de Limbourg heraus: der letzte, Director des Provinzialarchivs in Lüttich, machte mehrere höchst anziehend geschriebene Monographieen aus der Lütticher Geschichte bekannt, theils im Messager, theils in der zu Lüttich erscheinenden Revue Belge, so wie in andern Zeitschriften. Kürzlich hat er die Herausgabe der wichtigsten in französischer Sprache geschriebenen noch ungedruckten Lütticher Chroniken begonnen. ***)

Wir beendigen diese Uebersicht der belgischen Historiographie mit einer großen Celebrität des Landes, nämlich mit J. B. Nothomb, 1838 — 1840 Minister der öffentlichen Arbeiten, dann belgischer Gesandter beym Bundestage und der Stadt Frankfurt, seit kurzem Minister des Innern. Derselbe hat die neueste Geschichte Belgiens d. h. die seiner Revolution auf eine wirklich meisterhafte Weise beschrieben in seinem Essai historique et politique sur la révolution belge: ein Werk, das schnell hinter einander drey Auflagen und eine englische und deutsche Bearbeitung *) erlebte. Nothombs Darstellungsgabe ist so ausgezeichnet, daß Referent kein Bedenken trägt, ihn für den ersten Schriftsteller Belgiens im historisch-politischen Fache zu erklären. Mit seltener Gewandtheit hat er eine Episode behandelt, in der er selbst eine so wichtige Rolle spielte und die man kaum für reif hielt zu einem historischen Gemälde verarbeitet zu werden.

Nothomb ist geboren im Jahre 1805 zu Messancy im Großherzogthum Luxemburg, studierte die Rechte in Lüttich, promovirte allda im Sommer 1826 und gab bey dieser Gelegenheit eine auch in Deutschland gut aufgenommene Inauguraldissertation (Juris emphyteutici apud Romanos historia) heraus. Zwey Jahre später wurde er Mitarbeiter des Oppositionsblattes: le Courrier des Paysbas. Nach dem Ausbruch der Revolution vom Jahre 1830 trat er in den Nationalcongreß und gehörte da zu der gemäßigten Parthey, die man spottweise die diplomatische nannte, aber als diejenige ansehen muß, welcher das neue Königreich seine Anerkennung, wir möchten sagen seine Gründung, verdankt. Nothomb und seine Freunde Lebeau und Devaux nahmen den thätigsten Antheil an der Abfassung der 18 (später 24) Artikel, welche die Londoner Conferenz zur Bedingung der Anerkennung des Königreichs Belgien machte.

Es ist zu wünschen, daß der Staatsmann seine Stellung in der gelehrten Welt nicht aufgeben, sondern seinen Namen durch neue Werke verherrlichen möge. Seine Berichte **) an die Repräsentanten-

*) Die andern Mitredactoren sind Hr. Graf D'Hane de Potter und Huet, Professor der Philosophie in Gent.

**) Neuerstens gab er im Messager von 1840 S. 22 und S. 129 eine kurze nicht uninteressante Geschichte des flamändischen Städtchens Poperinghem.

***) Eine genaue Angabe der Schriften des Hrn. Polain enthält das Dictionnaire a. a. O. S. 155 — 156.

*) Die letzte ist von Hrn. Professor Michelis in Tübingen nach der dritten Ausgabe.

**) Der erste erschien im Jahre 1837 in Folio und ist angezeigt in der Zeitschrift für die Gesetzgeb. des Auslandes von Mittermaier und Zachariä. Bd. X. S. 166. Der zweyte, zum Theil eine neue Ausgabe des ersten, im J. 1840. 8.

kammer über die Durchführung des belgischen Eisenbahnsystemes, dessen Leitung ihm vom Jänner 1837 bis zum May 1840 anvertraut war, obgleich nur Gelegenheitsschriften, sind meisterhaft zu nennen und lassen uns hoffen, daß Rothomb die literärische Laufbahn nicht verlassen werde. Auch seine parlamentarischen Arbeiten dürfen hier nicht vergessen werden: unter denselben müssen wir ganz besonders seiner am 24. Februar 1839 gehaltenen Rede *) gedenken, durch welche die Aufrechthaltung des Vertrages der 24 Artikel, die das Königreich den europäischen Mächten gegenüber constituiren, enschieden wurde. Diese Rede erinnert an die höchsten Muster der parlamentarischen Beredsamkeit Englands, an die eines Sheridan, eines Pitt, eines Canning. Auch ist ihm dafür in Europa die gebührende Anerkennung zu Theil geworden.

Und hiemit schließt Referent diese Skizze der belgischen Historiographen, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, sie möge dem deutschen Geschichtsfreunde einiges Interesse gewähren. Haben doch auch deutsche Gelehrte in den neuesten Zeiten ihre Studien dieser Geschichte zugewandt und nicht unwichtiges für sie geleistet: wir sprechen die Namen Leo, Hoffmann von Fallersleben, Mone und Kausler aus, deren Werke über niederländische Geschichte in Deutschland niemand unbekannt sind.

Auch im nördlichen Deutschland fühlt man die Wichtigkeit der belgischen Geschichtskunde: es gehörte ja ein großer Theil der nördlichen Departements einst zu Brabant, Henegau, Flandern und ganz Artois war ja noch unter Carl V. eine belgische Provinz. Mehrere verdienstvolle Gelehrte sind für diese Studien thätig, wie in Valenciennes die Herren Arthur Dinaux und Aimé Leroy, **) in Lille die Herren Le Glay, *) Brun Lavainne, **) de Rosny, ***) in Saint Omer Herr von Givenchy, †) deren Namen in Deutschland nicht unbekannt sind.

Auch in England verfolgte man die historischen Studien Belgiens; die Record-Commission setzte sich nach und nach in den Besitz von Abschriften einer Masse Urkunden und anderer historischer Denkmale, die sich auf die im Mittelalter mit den niederländischen Provinzen vielfach verflochtene Geschichte Englands beziehen.

Diese Abschriften, die jetzt größtentheils im brittischen Museum aufbewahrt werden, verdankt die Commission dem schönen Eifer ihres gewesenen Secretärs, des Herrn Charles Pourton Cooper. Der Verf. dieser Zeilen stand zu diesem Zwecke Jahre lang mit dem eben so einsichtsvollen als uninteressirten Manne in Verbindung und leitete das ganze Geschäft für die belgischen Provinzen. Herr Cooper ist auch als ausgezeichneter Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt, wir nennen seine Lettres sur la Cour de la Chancellerie, seinen Account über die Arbeiten und Publicationen der Record-Commission: zu welchen noch andere in der neuesten Zeit hinzukamen.

L. A. Warnkönig.

---

*) Alle bey dieser Gelegenheit gehaltenen Reden sind abgedruckt in der Histoire parlementaire du traité de Paix du 19. Avril 1839. Bruxelles chez Mary-Müller. 1 Vol. 8. p. 1—760.

**) Sie redigiren die Zeitschrift: Archives du Nord de la France et du Midi de la Belgique seit 1829.

*) Er ist Herausgeber der neuen Ausgabe der Chronik des Balderich von Cambrai vom Jahre 1334: und jetzt Director des Departements-Archiv in Lille: aus welchem er verschiedene Sammlungen schon bekannt machte, und neuestens 2 Bände Briefe zwischen dem Kaiser Maximilian und seiner Tochter Margaretha, welche überaus wichtig sind.

**) Er redigirt die Revue du Nord de la France, und gab einen prachtvollen historischen Atlas der Stadt Lille mit einem gründlichen Texte heraus.

***) Herausgeber und Verfasser mehrerer Schriften über die Geschichte des französischen Flanderns.

†) Er ist Stifter und ständiger Sekretär der Société des Antiquaires de la Morinie, deren Memoiren jetzt 4 Bände füllen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung.)

J. Delille, Oeuvres. Paris 1837. 8.

Eustache Deschamps, Poésies morales et historiques. Paris 1832. 4.

M. Géruzez, Cours d'éloquence française, professé à la faculté des lettres de Paris. 1835 — 36. Histoire d'éloquence politique et religieuse au XIV. et au commencement du XV. siècle. Vol. 1. Paris 1836.

Jean de La Fontaine, Oeuvres complétes, avec des notes et une nouvelle notice sur sa vie, par M. C. A. Walckenaër. Paris 1837. 8.

Lesage, Oeuvres. Nouvelle edition, précédée d'une notice biographique et littéraire par M. Prosper Poitevin. Paris 1839. 8.

Miracle de Notre-Dame de Robert-le-Diable, fils du Duc de Normandie, publié pour la première fois d'après un Ms. du XIV. siècle par plusieurs membres de la société des Antiquaires de Normandie. Rouen 1836. 4.

Beowulf. Heldengedicht des 8. Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche übersetzt von Ludw. Ettmüller. Zürich 1840. 8.

J. F. Cooper, Mercedes of Castile. Paris 1840. 8.

Howard, Jack Ashore. Paris 1840. 8.

C. Marryat, Olla Podrida. Paris 1841. 8.

— — — Poor Jack. Paris 1841. 8.

Talvi, Die Unächtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Leipzig 1840. 8.

Fr. Trollope, Life and adventures of Michael Armstrong. Paris 1840. 8.

W. Alexis, der Roland von Berlin. Th. 1 — 3. Leipzig 1840. 8.

E. M. Arndt, Gedichte. Leipzig 1840, 8.

Wilh. Grimm, Konrads von Würzburg goldene Schmiede. Berlin 1840.

J. Grimm, Sendschreiben an Karl Lachmann. Ueber Reinhart Fuchs. Leipzig 1840. 8.

Wilh. Hauff, Sämmtliche Werke, herausgegeben von G. Schwab. Bd. 1 — 5. Stuttgart 1840. 8.

Heinrich von Kleist, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. Th. 1 — 3. Berlin 1826. 8.

K. Lachmann, Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen. Berlin 1840. Fol.

Aug. Mahlmann, Sämmtliche Schriften. Bd. 1 — 8. Leipzig 1839 — 40. 8.

Das Nibelungenlied, übersetzt von G. O. Marbach. I. Hälfte. Leipzig 1840. 4.

E. Raupach, Dramatische Werke. Bd. 13 — 15. Hamburg 1840. 8.

L. Tieck, Vittoria Accorombona. Th. 1. 2. Breslau 1840. 8.

Wilh. Waiblinger, gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. von Canitz. Bd. 1 — 9. Hamburg 1839. 8.

Bernh. von Leskow, Schwedische Tragödien. Uebersetzt von Adam Oehlenschläger. Th. 1 — 3. Leipzig 1841. 8.

Poezye Krasickiego. Vol. 1 — 3. Paris 1830. 8.

J. Grey, Literae ad H. Bullingerum. Diplomatischer Abdruck des Originals nebst deutscher und englischer Uebersetzung. Zürich 1840. 4.

J. Eiselin, Die Sprüchwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Freyburg 1840. 8.

Giovanni Gaye, Carteggio inedito d'artisti del secolo 14, 15, 16. T. 2. 3. Firenze 1840. 8.

Gius. Guizzardi, Sculture delle porte di San Petronio in Bologna, illustrate con una memoria e documenti inediti da Virgilio Davia. Dispensa 9 — 17. Bologna 1835. fol.

John Jackson, A treatise on wood engraving, historical and practical. London 1839. 8.

Dr. M. H. Jacobi, Die Galvanoplastik. St. Petersburg 1840. 8.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 1 — 11. Paris 1839 — 40. fol.

Dr. Fr. H. Müller, Beyträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters. Leipzig 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nr. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

In der Sitzung am 6. März d. J. wurde von Hrn. Dr. H. F. Maßmann, ord. Professor an der Universität, vorgetragen:

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. C."

Es war im Herbste des Jahres 1835, daß ich eines Samstags morgens auf der K. Bibliothek im Kustodenzimmer des hier gegenwärtigen Professor Schmeller einen älteren ungarischen Mann traf, den mir jener als den Herrn Nicolaus Jankowich de Wadaß aus Pesth, so wie mich Jenem als den lupus in fabula vorstellte, von dem die beyden Herren eben gesprochen hätten. Nach gegenseitiger Bewillkommnung legte mir Jener zwey Oktavbücher von Holz vor, welche in vieler Beziehung einer Leye oder Schiefertafel der Schulkinder nicht unähnlich, innen mit schwärzlichem Wachse ausgefüllt waren, in dessen Flächen dem Auge sogleich sonderbare Schriftzüge in Menge entgegen traten.

Herr v. Jankowich begleitete die Vorlage dieser seltsamen hölzernen Bücher mit der Erklärung, daß er dieselben vor einiger Zeit aus Siebenbürgen erstanden habe, woselbst sie am Orte Abrudbánya, in einem seit langen Zeiten verlassenen, seitdem mit Schwefelwasser angefüllt gewesenen Bergwerke oder Schachte gefunden worden seyen. Er berichtete ferner, daß er diese Curiosa schon mancher Orten, namentlich auch in Wien zur Enträthselung vorgelegt, und zu demselben Zwecke die Abbildung einer Schriftseite (in Kupferstich) selbst nach Paris gesendet habe, ohne jedoch von einem dieser Orte irgend welche Erklärung erlangen zu können.

Nur der erste flüchtige Ueberblick ließ in dem einen der dreyblättrigen Holzbücher sogleich griechische Schriftzüge erkennen, obschon neben diesen auch andere höchst sonderbare Zeichen oder Zeilen das Auge trafen. Noch seltsamer aber schwirrte bey erster Betrachtung die, ganze Seiten füllende Schrift des zweyten Triptychon vor denselben.

In Paris pflegt man sich bey ähnlichen Vorkommnissen solcher dem Auge eben nicht alltäglich geläufigen Schriftzüge mit dem weisen Worte c'est gothique zu trösten; in Wien aber hatte man in Wahrheit dem verehrten Besitzer der Wachstafeln die schon bestimmter klingende Vermuthung ausgesprochen, daß die Schrift jenes einen Triptychi wenigstens wohl mösogothisch seyn dürfte. Als er nun (so erzählte der würdige Besitzer traulich weiter) mit seinen Holzbüchern nach St. Florian gekommen sey, habe man ihm für solchen Fall, daß es mit jener Wiener Vermuthung seine Richtigkeit hätte, nach München an Schmeller und den Sprecher dieses verwiesen.

So führte mich der Zufall auf des oben genannten Freundes Zimmer, das Glück zur Anschauung jener Schätze, die sogleich meine vollste Aufmerksamkeit auf sich zogen, so zwar daß, während jene beyden verehrten Männer in ein weiteres wissenschaftliches Gespräch eingegangen waren, mir auch in jenem schwierigeren, ganz mit Schriftzeilen angefüllten Codex bald hinlänglich viel Anhaltspuncte

hervorzutreten schienen, um Jenen die Ahnung auszusprechen, daß wir es hier mit einem höchst eigenthümlichen lateinischen Alphabete wie Texte zu thun hätten, so wie endlich dem Besitzer die zuversichtliche Zusage zu bieten, daß ich ihm schon am nächsten Tage die Auflösung des Inhaltes überreichen zu können gedächte.

Der geehrte und gelehrte Greis vertraute mir darauf hin sogleich seine Schätze zur Mitnahme nach Hause an, und wirklich war ich durch solche ruhigere Betrachtung auch bereits nach 6 Stunden im Stande, die vollständige Lösung des Ganzen zu Papiere zu bringen, wobey mir denn der während der Bemühung erkannte Umstand, daß der wirklich lateinische Text in den Tafeln vollständig zweymal enthalten sey, wesentlichen Vorschub leistete, indem er unzweifelhafte Gewißheit über die einzelnen Theile der Rede, die sonderbar bald directes bald indirectes Gepräge anzunehmen schien, darbot.

2. Bald ergab sich so aus allen diesen äußern Umständen wie innern Bestandtheilen des Textes der Inhalt eines vollständigen römischen Protokolles mit förmlichem Eingange und gehörigem Actenschluße; welches an sich schon meine wissenschaftliche Theilnahme hinlänglich fesselte, während der Umstand, daß dem eigentlichen Schluße (Actum..) in beyden Texten die genaue Angabe der Consuln, unter welchen das Dokument gefertigt seyn mußte, vorauszugehen schien, natürlich den Werth desselben bedeutend erhöhen mußte, indem dieser Umstand ganz geeignet war, wenigstens das eine der vorliegenden Triptycha in eine bedeutend frühere Zeit hinaufzuschieben.

Bekanntlich hörte nämlich die auch unter den Imperatoren Roms lange fortgeübte alte Gewohnheit, die Jahre und Ereignisse nach den Consuln der Stadt zu bezeichnen, mit dem Jahre 566 nach Christi Geburt unter Kaiser Heraclius, 25 Jahre nach dem Consulate des Flavius Basilius des Jüngeren gänzlich auf, nachdem Kaiser Constantin bereits die Neuerung der Indictionen, d. i. die Gewohnheit, Zeiträume von 15 Jahren, seit dem 3ten Jahre vor Christi Geburt gerechnet, zu bezeichnen eingeführt und zugefügt hatte.

Von dieser letzteren Zeitbestimmung erschien im lateinischen Libellus nichts, wohl aber trat jene ältere Bezeichnung durch die betreffenden Consuln rein und einfach darin hervor: „Propositus .... V Idus Febr (uarias) Imp – L – Avr – Ver. III et Quadrato Cs."

Der jenem zuletzt genannten Quadratus vorausgehende imperatorische Consul konnte und kann kein anderer seyn, als der nach den Fasti consulares bey Almeloven ꝛc. zum Jahre 167 nach Ch. Geburt wirklich aufgeführte Adoptivbruder und Mit-Imperator des edlen Kaisers Marcus Aurelius Antoninus, der diesem sehr unähnliche Lucius Aurel. Verus, welcher in jenem genannten Jahre wirklich zum dritten Male (tertium consul, schreibt beyde Male unser Libellus ganz richtig) und wirklich mit einem Titus Ummidius Quadratus Consul war.

Durfte diese Versetzung in eine so frühe und folgenreiche Zeit (es ist gerade das Jahr vor dem Wiederausbruche des großen sogenannten markomanischen Krieges, der die siebenbürgischen Felder verwüstete und der Herrschaft der Römer in jenen dakischen Donauländern ein Ende machte) eine verbürgte, unzweifelhafte genannt werden, so mußte dadurch sowohl der gerichtliche und geschichtliche Inhalt des seltenen Dokumentes, als auch der Charakter seiner Schriftzüge, endlich seine ganze Erscheinung überhaupt einen weit höheren Werth erlangen.

In den Bibliotheken und Archiven Italiens (zu Florenz), Frankreichs (zu Paris, St. Germain), mehr noch Deutschlands (zu München, Nürnberg, Dresden, Halle, Hannover, Goslar, Helmstädt, Köln, Berlin, Königsberg, Liegnitz, Sagan, Jauer, Ens, Kloster Neuburg), werden eine ziemliche Anzahl größerer oder kleinerer Wachstafeln mit ähnlichen Holzrändern, jedoch wie es scheint, mit wegen Mischung härterem und schwärzerem Wachse aufbewahrt, wie denn vor nicht gar langer Zeit noch die Halloren zu Halle an der thüringischen Saale bey ihrem Salzgeschäfte sich solcher Wachstafeln zu Rechnungen und Anmerkungen bedienten. Aber alle jene von mir S. 19 — 20 und S. 148 m. W. aufgezählten Wachstafeln gehen nicht über das vierzehnte Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung zurück. Die zu Dresden aufbewahrten enthalten

ein Leipziger Abgaben-Verzeichniß vom Jahre 1426, die zwölf zu Hannover bewahrten sind um das Jahr 1428 geschrieben, die von Pollingen stammenden der k. Bibliothek zu München weisen Rechnungen vom Jahre 1431; die Genfer enthalten Rechnungen vom Jahre 1308, die zu St. Germain bewahrten Reisenotizen des Königs Philipp des Schönen vom J. 1307, die Florenzer endlich ähnliche Reiserechnungen desselben Königs (aus Flandern) vom Jahre 1301.

Diesen Zeiträumen, welchen alle jene mehrfach klösterlichem Gebrauche angehörigen Wachstafeln anheimfallen, ist unser Libellus ceratus durch seine konsularische Unterschrift weit entrückt; und es galt nach diesem so erfreulich gewonnenen und bisher geschilderten Ergebnisse fortan nur, die Aechtheit dieses Ansatzes auch aus allen übrigen Erscheinungen des Codex, seiner äußeren Form sowohl, als den Angaben der Alten über gerichtliche und öffentliche Anwendung der Wachstafeln, und vor Allem endlich aus seinen Schriftzügen zu vindicieren, die am aller Ersten und um so mehr ein Falsum, ein untergeschobenes Machwerk des Spekulationsgeistes argwöhnen lassen könnten, als theils der schriftliche Inhalt des griechischen Triptychon, wie wir sehen werden, der zweifelnden Kritik leicht wenigstens wie die Schreibübung eines Schülers erscheinen könnte, theils in Ungarn, aus übel verstandenem Vaterlands- wie Wissenschaftseifer manches erst in neuester Zeit geschmiedete oder gekritzelte Alterthum unter den geheiligten Boden der Geschichte schlupfen mußte, um zumal als Hungaricum oder als Beweis eines der Geschichte des Landes leider abgehenden hinlänglich uralten Magyarismus wieder ans Licht zu treten.

3. Um nun den in meiner vorliegenden Arbeit *) versuchten Beweis von der Aechtheit unsers lateinischen Libellus auch der verehrten Versammlung in Kürze zu wiederholen, erlaube ich mir noch einmal die Aufmerksamkeit derselben auf die äußere Gestalt der beyden Triptycha zu lenken.

Beyde sind von ziemlich gleicher Octavgröße, beyde bestehen gewissermaßen aus drey Blättern oder vier Wachstafeln, von denen die 2te und 3te, wie bey einer Schiefertafel, die beyden Seiten des mittleren oder inneliegenden Holzblattes einnehmen, Tafel 1 und 4 dagegen auf die inneren Seiten der beyden Holzdeckel treffen. Durch diese Einrichtung der beyden Holzbücher, so wie durch das Höherstehen der inneren Ränder erscheinen die weichen Wachsflächen mit der durch den Griffel eingedrückten Schrift vor jeder Verletzung geschützt und wurde zugleich ein alsbald näher zu besprechender weiterer Gebrauch möglich gemacht.

Das als solches bereits gekennzeichnete griechische Triptychon ist übrigens aus Lindenholz gefertigt, das lateinische dagegen aus gewöhnlichem feichtenen oder Nadelholze.

Schon durch diesen Umstand dürfte das erstere mehr für den Privatgebrauch geeignet oder bestimmt gewesen seyn, wie es denn auch in der richtigeren oder rechtwinkligeren Ausstemmung seiner für Aufnahme des Wachses bestimmten Räume sauberer gearbeitet erscheint; während der lateinische Libellus sich in seiner roheren Spaltung und am Facsimile erkennbaren unrechtwinkligen Gestaltung der eigentlichen Wachstafeln als ein auf den Kauf, vielleicht für den Staat (die statio des Tabellio) vom Wenigstfordernden in Masse abgeliefertes Exemplar ausweist. Nicht unerheblich hiefür möchte auch die Thatsache seyn, daß an ihm noch heute die Fasergefüge der einzelnen Tafeln (und zwar 1 zu 2, 3 zu 4), welche durch das im Bergwerke vorgefundene Schwefelwasser noch mehr aufgequollen erschienen, ganz genau in einander paßten. Ich glaubte aller dieser äußern Umstände erwähnen zu müßen, weil sie mir nicht ohne Bedeutung für die uns bald weiter beschäftigende Thatsache erschienen, daß

*) Dem so eben erschienenen Werke: „Libellus Aurarius sive Tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae, in Fodina auraria apud Abrudbanyam, oppidulum Transsylvanum, nuper repertae, quas nunc primus enucleavit, depinxit, edidit Joannes Ferdinandus Massmann, Dr. phil. Professor etc. Insunt plurimae figurae et lithographicae et xylographicae. Prostant Lipsiae apud T. O. Weigel etc.“ 153 und VIII S. gr. 4.

der Text eine leichter gefertigte, jedoch gleichfalls gerichtlich ausgestellte Protokolls-Abschrift enthält.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Quatremére de Quincy, Essai sur l'idéal dans ses applications pratiques aux oeuvres de l'imitation propre des arts du dessin. Paris 1837. 8.

G. Rathgeber, Annalen der Niederländischen Malerey und Kupferstecherkunst. Gotha 1839. Fol.

Fr. von Uechtritz, Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Bd. 1. 2. Düsseldorf 1839 — 40. 8.

A. E. Umbreit, Ueber die Eigenhändigkeit der Malerformschnitte. Leipzig 1840. 8.

Vigné, Peinture sur verre. Considérations critiques sur cet art. Paris 1840. 8.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens et biographie générale de musique. Vol. 1 — 6. Bruxelles 1840. 8.

Edouard Biot, De l'abolition de l'esclavage ancien en Occident. Examen des causes principales, qui ont concouru a l'extinction de l'esclavage ancien dans l'Europe occidentale et de l'époque à la quelle ce grand fait historique a été definitivement accompli. Paris 1840. 8.

Dr. C. Fr. W. Gerstäcker. Systematische Darstellung der Gesetzgebungskunst. Th. 1 — 3. Frankfurt 1838. 8.

Revue étrangère et française de législation et d'économie politique publiée, par M. Foelix. 2. Série. Vol. 3. Nr. 3 — 12. Paris 1840. 8.

Blanqui, La revue nationale ou recueil d'économie politique spécialement consacré aux intérêts de l'agriculture, de l'industrie et du commerce. Paris 1830. 8.

Saint-Ferréol, Exposition du systéme des Douanes en France depuis 1791 jusqu'à 1834. Marseille 1835. 8.

Jean-Baptiste Say, Cours complet d'économie politique pratique. 2. Edit. entiérement revue par l'auteur, publiée sur les manuscrits qu'il a laissés et augmentée de notes par Horace Say, son fils. T. II. Paris 1840.

Aug. Selff, Grundsätze zur Aufnahme und Erhaltung von Grund-Katastern in den deutschen Staaten. Wesel 1840. 8.

Jani Guilielmi Tydeman, Disquisitio de oeconomiae politicae notionibus in corpore juris civilis Justinianeo. Lugd. Bat. 1838. 8.

Jos. Maria Degerando, De la bienfaisance publique. Vol. 1 — 4. Paris 1839. 8.

F. Felix de la Farelle, Du progrés social au profit des classes populaires non indigentes ou études philosophiques et économiques sur l'amélioration matérielle et morale du plus grand nombre. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

L. F. Huerne de Pomeuse, Des colonies agricoles et de leurs avantages. Paris 1832. 8.

Tableau de l'esclavage tel qu'il existe dans les colonies françaises. Paris 1835. 8.

Frhr. Carl du Jarrys de La Roche, Geschichte der Taktik. Nach Quellen bearbeitet. Bd. II. Abth. 1. Carlsruhe 1840. 8.

C. von Minutoli, Friedrich und Napoleon. Eine Parallele. Berlin 1840. 8.

Archives générales de Médecine. 3. et nouvelle série. Vol. 9. Paris 1840. 8.

Medicinische Jahrbücher des k. k. österreichischen Staates. Bd. 31. Wien 1840. 8.

C. Isensee, Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften. Th. 1. Berlin 1840. 8.

Ed. Sandifort, Natuur-en genees-kundige bibliotheek. Deel 1 — 9. Gravenhage 1765 — 1772. 8.

Medical transactions, published by the college of physicians in London. Vol. 1 — 3. London 1785. 8.

Dr. F. H. Bidder, Neue Beobachtungen über die Bewegungen des weichen Gaumens und über den Geruchssinn. Dorpat 1838. 4.

G. Cuvier, Leçons d'anatomie comparée. Seconde edition. Vol. 7. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nr. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n.C."

(Fortsetzung).

4. Das griechische Triptychon bietet dem Auge vier ganz gleiche, durch nichts unterbrochene Wachsflächen dar, während im lateinischen Codex Tafel 2 durch eine etwas tiefer ausgehöhlte Holzrinne getrennt erscheint, welche letztere ohne Zweifel zur Aufnahme des Griffels bestimmt war, wie die dadurch abgesonderte kleinere Wachsfläche rechts zu besonderem Gebrauche, der bald näher bezeichnet werden soll. Im griechischen Triptychon ist dagegen der S. 5 meines Buches abgebildete Kanal für denselben Zweck an dem einen innern Rande angebracht worden. Seine Umbiegung an dem einen Ende macht die Gestalt der alten Griffel, deren manche erhalten und zum Theil bey Montfaucon, Lyson, Hugo, so wie im bekannten „Neuen Lehrgebäude der Diplomatik" abgebildet sind, ziemlich anschaulich, deren eines Ende die Griffelspitze, das andere die einerseits rauh gemachte lima darbietet, welche das zu Tilgende auszuwischen und die Fläche wieder zu ebenen bestimmt war. Dieses hieß limam intendere, die vorausgehende und dazu führende Bewegung stylum vertere.

Beyde Holzbücher sind ferner auf den beyden längeren Seitenwänden ihrer drey Holzblätter mit einander entsprechenden Löchern versehen, um hinten oder so zu sagen am Rücken, wie sich auch wirklich vorfand, durch Bindfäden verbunden oder gebunden, vorn aber um sowohl für privaten als gerichtlichen Gebrauch geschloßen werden zu können. Wirklich soll das lateinische Triptychon bey seinem ersten Funde auch vorn durch eine Schnur fest verbunden, dazu mit einem Siegel geschloßen, obenein in Leinwand eingewickelt gewesen seyn, welches aber Alles natürlich vom ersten Besitzer schon, um den ferneren Inhalt des Fundes kennen zu lernen, die Rückenbänder ausgenommen, abgelöst worden war. Die Tafeln selber, besonders des lateinischen Triptychon zeigten sich hie und da, namentlich in den Winkeln, welche die Wachsfläche mit den höher stehenden Holzrändern bildeten, als beste Bestätigung ihres Fundes am angegebenen Orte, mehrfach mit Schwefelniederschlag bedeckt; welcher Umstand übrigens, verbunden mit der dünnen Lage des Wachses, die oft den unebenen Holzgrund durchblicken oder geradezu an den Tag kommen ließ, die Lesung der Schrift sehr erschwerte, die bey der geringen Tiefe des Eindruckes durch den flüchtigen Griffel, eben so bey der graublaßen Farbe des Wachses an sich geringen Einfall des Lichtes erhielt.

Alle diese zwar nicht unerheblichen und wenigstens, was jene hie und da ans Licht getretene Faserfügung des Holzes betrifft, nicht ohne Einfluß auf die Schriftzüge gebliebenen Aeußerlichkeiten habe ich im selbstgefertigten Steindrucke, um denselben durch weitere Farbendrucke nicht zu sehr zu vertheuern, weggelassen, desto mehr Genauigkeit aber auf treue Wiedergabe der Schrift mit allen ihren feinen Wendungen und Häkchen, so wie ihrer damit zusammenhängenden Verbindung der Buchstaben zu verwenden mich bemüht.



5. Ganz von selber drängt sich uns nach dieser allgemeinen Schilderung der äußeren Gestalt unserer Triptycha cerata ein Vergleich derselben mit den in ziemlicher Menge durch Europa verbreiteten erzenen Diptychis auf, welche den in Ehren verabschiedeten römischen Soldaten unter den Kaisern zu ihrem Lebensausweise im Alter mitgegeben wurden und zum Theil, weil jene sich beym Ableben von ihrem Ehrenpasse nicht trennen mochten, in Grabstätten solcher kaiserlichen Invaliden gefunden worden sind. Ich habe die ganze Menge dieser Tabulae honestae missionis, wie sie theils in einzelnen Tafeln und Stücken, theils vollständig und stets zu zweyen verbunden in allen Ländern Europas (so gut in England wie in Siebenbürgen, in Castell a mare, wie in Klosterneuburg bey Wien u. s. w.) ausgegraben und demgemäß theils in zerstreuten einzelnen Schriften besonders besprochen und abgebildet, theils in den Werken von Platzmann, Spangenberg, Haubold rc., denen aber neueste Fünde abgehen, zusammengedruckt worden sind, in meinem Werke S. 22 — 23, so wie S. 147. aufgezählt: sie reichen vom Kaiser Claudius (oder vom Jahre 52) bis zu den beyden Kaisern Philippus, von welchen das vom Jahre 247 früher in Neapel, jetzt im Antiquarium zu München aufbewahrte Paar vom Hofrath und Professor Dr. Thiersch im Jahresberichte der K. Akademie der Wissenschaften vom J. 1827 besprochen wurde, das andere Paar vom Jahre 248 sich in Modena befindet.

Die Größe dieser Tabulae honestae missionis, wie ihre Dicke, ist je nach dem Metallreichthum der Provinzen, in welchen sie ausgestellt worden seyn mögen, sehr verschieden: sie erscheinen, wie einige als bisher noch ganz unbekannt hier in Kupferstich mit gebrachten, in groß Quart, in groß Octav, ja selbst ganz klein Octav, wie einige zugleich sehr dünne im k. k. Antiquario zu Wien. Die allen diesen Metalltafeln gemeinsame äußere Gestaltung und Einrichtung aber ist diese, daß auf den beyden inneren Seiten der durch Löcher und Dräthe (oder Ringe) hinten verbundenen zwey Tafeln der kaiserliche Abschied (honesta Missio) in größerer Schrift eingemeißelt erscheint, zuoberst die Namen und jedesmaligen consularischen — pontificalischen — tribunicischen und andren Würden des ertheilenden Kaisers, dann die Namen der Cohorten und Legionen, Alä oder Flotten, denen die entlassenen Soldaten angehörten, hierauf die Berechtigungen und Freyheiten, deren sie nach treuem Dienste für sich, ihre Weiber, Kinder und Nachkommen (namentlich des Bürgerrechtes oder der civitas) theilhaftig werden sollten u. s. w. Die hintere Außenseite d. h. die Außenseite der Tafel, auf deren innerer, d. h. dritten Seite jener größer geschriebene Text endet, enthält diesen ganzen innern oder Haupttext in kleiner gehaltener, gleichfalls vom Meißel eingehauener Majuskelschrift noch einmal, so daß der ganze innen auf 2 Seiten vertheilte Text auf jener einen Seite und zwar meist senkrecht hinab geht, während jener innere gewöhnlich quer geschrieben zu seyn pflegt. Auf der ersten oder der vordern Außenseite endlich finden sich stets in 2 Quer-Columnen und lichter gehalten, meist sieben Namen, sey es der entlassenen Soldaten, sey es, wenn ähnliche Erztafeln andrem gerichtlichen Zwecke gewidmet waren, die Namen der in solchen Fällen gesetzlichen sieben Zeugen.

6. Wir ersehen somit aus dem Gesagten auch in diesen Tafeln die Anwendung eines doppelten Textes: offenbar um theils bey Niederlage oder Aufstellung solcher verschlossenen Diptycha in den öffentlichen Archiven am äußeren oder vorderen Texte ihren Inhalt leicht zu erkennen, theils um, während der innere oder der Haupttext, zur Sicherung desselben gegen Verfälschung, bis zum gerichtlichen Gebrauche, durch Drath und Siegel unzugänglich gemacht wurde, für die Betheiligten durch den engeren Außentext den außergerichtlichen Gebrauch möglich zu machen. Offenbar muß nun dasselbe Verhältniß auch bey unserm lateinischen Triptychon angenommen werden. Bey allen gerichtlichen Verhandlungen, welche meist auf der Stelle und meist nach mündlicher Aussage der irgendwie Betheiligten, sey es vor der Schranke des Gerichtes selbst, sey es wie bey Tod- oder Testamentfällen vor gerichtlichen Personen niedergeschrieben werden mußten, nicht minder für allen flüchtigen oder augenblicklichen Privatgebrauch (wie Rechnungen, Briefe, Notizen zur Erinnerung u. s. w.) waren Metalltafeln durchaus unanwendbar. Die alte, namentlich

die römische Welt, welche dauernde Denkmäler des öffentlichen und gesetzlichen Lebens früher nur auf Stein oder in Erz grub, wählte, ehe sie, besonders nach Christi Geburt, mehr und mehr den ägyptischen Papyrus und das vorderasiatische Pergament sich aneignete, für alle jene Zwecke früh das in südlichen Ländern besonders weiche und willige Wachs, welches sowohl die ihm anvertrauten aber werthlos gewordenen Schriftzüge wieder auszulöschen erlaubte, als auch die feinsten Wendungen und raschesten Umbiegungen des Griffels aufzunehmen trefflich geeigenschaftet war.

Daher mußte auch frühzeitig die Tabula cerata in den meisten gerichtlichen Fällen, wie z. B. protokollarischer Aufnahme von Aussagen und Verhandlungen, ganz besonders aber zu Testamenten volle gesetzliche Gültigkeit erlangen, so zwar daß selbst dem meist in tironischen Noten aufgenommenen ersten Entwurfe des (Tabellio, welcher eben von solchen Tabulis seinen Namen erhielt) volle Kraft auch dann inwohnte, wenn z. B. der Tod den Erblasser vor der Vereinigung des Testamentes für die Parteyen abrief. Bey dieser auf solche Weise für die mannigfaltigsten Richtungen des Lebens vorherrschenden Anwendung von Wachstafeln mußten jene metallischen Diptycha nothwendig zu Triptychis werden, da die beyden wegen Weiche des Wachses und Wärme der Witterung leicht verletzbaren Außenflächen nach innen wichen: das Buch erhielt somit Deckel und die beyden dadurch verlustig gehenden Flächen mußten durch das eingeschobene Blatt mit zweyen Wachsseiten ersetzt, dadurch aber auch beyde Texte nach innen versetzt werden.

Demgemäß sehen wir denn auch in unserm Libellus, wenn wir ihn quer halten, den Einen (oder den ersten) Text auf Tafel 4 beginnen und auf Tafel 3 enden. Auf Tafel 2 (nach unserm Vorgang von hinten gezählt Tafel 3) dagegen erkennen wir auf der kleineren Wachsfläche rechts von der Griffelnuthe die sieben Namen der Betheiligten (Zeugen oder Kläger), die bey den Tabulis honestae missionis auf der vierten und letzten Seite auftraten. Links von der Griffelrinne aber beginnt nunmehr auf dem durch jene abgeschnittene Columne beengten Raume in deßhalb mehr zusammengedrängter Schrift die Wiederholung des Textes, der auf S. 1. (resp. Tafel 4.) am Schluße gleichfalls beengter endet.

Durch diese gänzliche Umkehr der Dinge nach innen sind wir aber auch berechtigt anzunehmen, daß nunmehr der eine der beyden Innentexte gerichtlich mußte verschlossen werden können, während der andere zum Privatgebrauche geöffnet blieb. Dieses (das Verschließen nämlich) konnte aber nur den auf den zwey unverkürzten Seiten 4 u. 3 geschriebenen Text treffen, weil die auf Tafel 2 rechts gelesenen Namen der 7 betheiligten nothwendig offen und zugänglich bleiben mußten. Und in der That zeigt uns der an jene Nebencolumne sich anschließende vordere Text, ohne daß eben das bloß gelegte Holz dazu Anlaß geworden wäre, wonach bey dem Springen, (wie die Schreiber von Pergamentbüchern stets um die Löcher herumgehen), nichts am Sinne zu fehlen brauchte, wirklich fast eine ganze Zeile (die 8te auf Tafel 1) erloschen oder doch wesentlich verletzt, was nur durch mehrmaliges Oeffnen Tafeln erklärlich wird.

7. Aber selbst jene Tabulae honestae missionis, obschon Metall, waren und sind, wie viel uns deren noch vorliegen, nur Abschriften, von den in Rom bewahrten Originalen. Wie in Athen nämlich, auf der Akropolis, *) so waren auch in Rom alle nur irgend öffentlichen und amtlichen in Erz gegrabenen Dokumente an den Tempelmauern des Capitols (der aedes fidei populi romani, dem podium der ara gentis Juliae, vor dem Signum Liberi Patris, auch am Tempel Divi Augusti ad Minervam u. s. w.) eingemauert: eine wahrhaft großartige Verwirklichung eines allgemeinen Reichsarchives, wenn man die Größe des römischen Reiches im Geiste überblickt.

*) Siehe Dr. Franz Elementa epigraphices graecae, S. 315.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Dictionnaire raisonné d'anatomie et de physiologie. Vol. 1. 2. Paris 1766. 8.

Franc. Franzugo, Storia del Mostro di due corpi che nacque sul Bresoiano 1802. Padova 1803. 4.

Dr. F. L. Hünefeld, Der Chemismus in der thierischen Organisation. Leipzig 1840. 8.

Will. Hunter, An anatomical description of the human gravid uterus and its contents. London 1794. 4.

M. Magendie, Phénomènes physiques de la vie. Vol. 1—4. Paris 1839. 8.

Em. Rousseau, Anatomie comparée du systéme dentaire chez l'homme et les principaux animaux. Nouvelle édition augmentée. Paris 1839. 8.

Ed. Sandifort, Observationes anatomico-pathologicae. Vol. 1—4. Lugd. Bat. 1777. 4.

Friedr. Tiedeman, Von den Duverneyschen, Bartholinischen oder Cowperschen Drüsen des Weibes. Heidelberg 1840. Fol.

Fr. Vacca Berlinghieri, Codice elementare di medicina pratica sanzionato dall' esperienza per conoscere e curare i mali particolare del corpo umano. Vol. 1. 2. Venezia 1800. 8.

Dr. H. Breßler, Die Krankheiten des Kopfes und der Sinnesorgane. Bd. 1—3. Berlin 1840. 8.

Dr. J. Budge, Die Lehre vom Erbrechen nach Erfahrungen und Versuchen. Bonn 1840. 8.

Civiale, Ueber die medicinische Behandlung und Verhütung des Steines und Grieses. Herausgegeben von Dr. L. Hollstein. Berlin 1840. 8.

G. F. Fäsebeck, Die Nerven des menschlichen Kopfes. Braunschweig 1840. Fol.

C. H. Fuchs, Die krankhaften Veränderungen der Haut und ihre Anhänge in nosologischer und therapeutischer Beziehung. Göttingen 1840. 8.

Wilh. Grimm, Die idiopathischen Atrophien. Leipzig 1840. 8.

Dr. K. W. Ideler, Grundriß der Seelenheilkunde. Th. 1. 2. Berlin 1835.

J. Kallenbach, Die gesammten Herzkrankheiten, ihre Erkennung und Behandlung nach den neuesten Quellen in gedrängter Kürze monographisch zusammengestellt. Berlin 1840. 8.

Krüger-Hansen, Entschleierung des bisherigen Heilverfahrens bey der ägyptischen Augenentzündung. Quedlinburg 1840. 8.

— — — — Ansichten und Vergleichungen über Homöopathie und Allopathie. Quedlinburg 1840. 8.

Dr. M. E. A. Neumann, Pathogenie. Berlin 1840. 8.

J. H. Reveillé-Paris, Gesundheitslehre für Geistigbeschäftigte. Weimar 1840. 8.

M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. Bd. 1. Berlin 1840. 8.

Dr. F. Unger, Beyträge zur vergleichenden Pathologie. Wien 1840. 4.

E. Blasius, Handbuch der Akiurgie. Bd. 1. 2. Halle 1840. 8.

Astley Cooper and Benj. Travers, Surgical essays. P. 1. 2. London 1818. 8.

Dr. Dieffenbach, Vorträge in der chirurgischen Klinik der K. Charité zu Berlin. Lief. 1. Berlin 1840. 4.

Th. Kirnberger, Historisch-kritische und pathologisch-therapeutische Abhandlung über die Phimosis und Paraphimosis. Mainz 1840. 8.

J. D. Brandis, Ueber psychische Heilmittel und Magnetismus. Kopenhagen 1818.

Ad. Duflos, Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis. Bd. 2. Breslau 1839. 8.

Thomas Fowler, Medical reports of the effects of Tobacco, principally with regard to its diuretic quality in the cure of dropsies and diouries. London 1785. 8.

Journal de Pharmacie. Vol. 25. 26. Paris 1840. 8.

Dr. B. R. Puchelt, Commentatio de Tumoribus in pelvi. Heidelberg 1840. 8.

A. Lecieux, Considérations médico-légales sur l'infanticide. Paris 1811. 8.

Cornelius Anne de Tex, Encyclopaedia Jurisprudentiae. Amstelodami 1839. 8.

Dr. J. Weiske, Rechtslexicon für Juristen aller deutscher Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. Bd. 2. 3. Leipzig 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nr. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. C."

(Fortsetzung.)

Man erstaunt aber noch mehr, wenn man dasselbe, nachdem die Vitellianer das Kapitol und mit ihm an dreytausend solcher Erztafeln verbrannt hatten, durch Vespasian mit Hülfe der im ganzen Reiche zerstreuten Abschriften oder Doppelexemplare erneut werden sieht: instrumentum imperii, wie Suetonius (im Leben des Vespasian cp. 8) sagt, vere pulcherrimum ac vetustissimum, quo continebantur paene ab exordio Urbis senatus consulta, plebis scita, de societate et foedere ac privilegio cuicumque concessis. Leider brannte das Kapitol unter Domitian noch einmal ab.

Dem so eben vom Archive in Rom und den vorher von amtlichen Abschriften (Descriptiones, ἀναγραφαί) Gesagten entsprechend, tragen alle jene Tabulae honestae missionis die Bezeichnung an der Stirn: Descriptum et recognitum ex tabula aenea, quae fixa est Romae . . . intrantribus oder exeuntibus ad sinistrum u. s. w. Nicht selten wurden solche Dokumente zu noch öffentlicherem Ehrengedächtnisse und damit es aere perennius sey, mit allen dazu gehörigen genauen Angaben der paginae und capita der gerichtlichen Acten samt den in der Sache gewechselten Briefen u. s. w. in Stein gehauen. Ich habe S. 85 ein solches Dokument oder Dekret eines Collegii Caeretanorum mitgetheilt, welches nicht minder mit den Worten schließt: Data Prid. Idus Septemb. Arueriae. Act. Idus Juniis Q. Ninnio Hasta P. Manilio Vopisco Cos u. s. w. und ganz wie jene Tabulae h. m. die Ueberschrift führt: Descriptum et recognitum factum in Pronao aedis Martis ex commentario, quem jussit proferri Cyperius Hostilianus per T. Rustium Lysiponum scribam; in quo scriptum erat it quod infra scriptum est, wonach der Auszug des genannten Stadtbuches folgt.

8. Die zuletzt mitgetheilte Ueberschrift stimmt aber noch wörtlicher zu der unserm Libellus vorangestellten Descriptum et recognitum factum ex libello, qui propositus erat ad stationem Resculi; in quo scriptum erat id quod i(nfra) s(criptum) est.

Die hier genannte Statio ist der Sitz oder die Schreibstube des Tabellio (oder Notarius), der entweder Resculus oder dessen Wohnort Resculum (wie Asculum) hieß. Nach jener Ueberschrift beginnt nunmehr der in seinen Hauptabschnitten und Unterschriften, durch beyde Exemplare, wohl abgesetzte Text, aus welchem im Allgemeinen hervorgeht, daß Mitglieder und namentlich die Beamteten (Magister et commagister, sowie die quaestores) einer Zunft (collegii) vor Gericht erschienen, um öffentlich Zeugniß abzulegen, daß von den 54 Mitgliedern, aus welchen jene Brüderschaft bestanden habe, jüngst nicht mehr beysammen oder übrig geblieben wäre, als (wie es scheint) 12 Mann; der genannte commagister aber sey an dem Tage seines Amtes oder Dienstes (die magisterii sui) nicht zur Versammlung gekommen



und habe denen, die gegenwärtig waren, nicht Rechnung abgelegt (rationem reddedisse); noch habe er denen, von denen er etwas gehabt, das Ihrige zurückgegeben noch zur Bestattung u. s. w. Auch fehle ihnen zu solchen brüderschaftlichen Beerdigungen Alles, selbst der Säckel oder die Bahre (das gebrauchte loculus kann nämlich beydes heißen); und an den Tagen, an welchen es doch herkömmlich und gesetzlich gewesen wäre, wolle keiner mehr in so schwerer Zeit (tam magno tempore) zusammenkommen, noch die Begräbnißbeyträge (funeraticia) entrichten, oder das Ehrengeleit brüderlicher Beerdigung leisten. Dieses Alles gäben sie deßhalb zu Protokoll (per hunc libellum publice testari), damit (so heißt es naiv), wenn Jemand gestorben seyn würde, er nicht glaube, daß er Theil an der Brüderschaft haben werde (se collegium abere), noch an sie irgend einen Anspruch an Ehrenbestattung (petitionem funeris) machen könne.

Dieß im Allgemeinen der Inhalt des, wie schon oben angedeutet, directe und indirecte Rede mischenden Textes, der sich in beyden Abschriften für alle solche Eigenheiten des Styles ganz gleich bleibt.

9. Zum ersten Male blicken wir durch ihn, wenn wir so sagen dürfen, in das laute Stillleben des römischen Staates ein, der nach allen seinen Gewerken und Ständen in fast unzählige Zünfte oder Innungen, Gilden oder Genossenschaften (collegia, corpora, universitates, sodalitates, societates — ἑταιρείας, κοινωνίας, συλλόγους, συνόδους, φρητρεῖα) gegliedert war.

Diese theils weltlichen, theils politischen und religiösen Brüderschaften, von denen letzteren die römische Kirche, wie von jener das bürgerliche Leben des Mittelalters die ihrigen geerbt zu haben scheint, durften, wenn sie nicht, wie von manchen Kaisern geschah, als leicht in politische Klubs ausartend und deßhalb gefürchtet überhaupt verboten wurden, selten die Zahl von 40 oder 50 Mitgliedern überschreiten. Uebrigens waren sie in sich vollständig wie ein kleiner Staat gegliedert. Sie hielten ihren eigenen Gott, hatten somit eignen Gottes- und Opferdienst, ihre besonderen Festtage und öffentlichen Spiele, feyerlichen Aufnahmen und Ehrenbegräbnisse und besondere Freithöfe, bauten besondere Tempel und Curien, hatten ihre Archive, Siegel, Fahnen und Laden (arcas). Sie hatten ihre Meister (magistros) und einen reichen Stand sonstiger Beamte (quaestores, rectores, moderatores, praefectos, praepositos, decuriones, tribunos, judices, defensores, adjutores, curatores und procuratores, censores, arcarios, scribas, ministros, servos); sie wählten ferner ihre fleißig spendenden patronos und patronas, patres und matres u. s. w., wie ich dieß ganze wunderbar gegliederte Leben der Collegia und in ihnen des römischen Reiches, auch in den Provinzen, nach in Stein gehauenen Dekreten jener Genossenschaften, so wie nach vielen Stellen der Alten unter Nachweisung der bezüglichen Literatur S. 74 — 86 meines Libellus Aurarius, so weit es zum Zwecke desselben gehörte, näher ausgeführt habe.

Alle hiebey auch in diesem unserm Libellus in Anwendung kommenden Ausdrücke, wie rationem reddere, cautio qua eis caverat, legi contineri, munera funeraticia, proponere libellum, (h)abere aut (h)abiturum u. s. w. sind, wie man z. B. in Brissonii Lexicon juridicum ersehen kann und ich S. 71 nachgewiesen habe, die durchaus gesetzlich gebräuchlichen. Die in beyden Texten gleichmäßig durchgeführte Rechtschreibung (namentlich Fälle wie statione statt — m, rema sisse, reddedisse, abere, aberet, abuerat, abiturum, it quod u. s. w.), eben so die geringe Interpunction, nicht minder das wenige Vorkommen der Sigla oder Compendia (neq — homin, hom, h — Act — ss [suprascripta] — i[nfra] s[criptum] u. s. w.) habe ich S. 68 — 71. als wesentliche Nebenzeugen für das durch die Unterschrift in Aussicht gestellte Alter und die Aechtheit des Ganzen in Anspruch genommen, wofür auch S. 16 die Auswahl der drey unterzeichneten Namen des Lucius Aurelius Verus, aus den auf Steinen, Münzen u. s. w. bunt wechselnden vielen Namen desselben (Lucius Cejonius Aelius Aurelius Commodus Verus Antoninus!) geltend gemacht werden durfte.

10. In erhöhtem Grade aber gewinnt unser Libellus Bestätigung seiner Aechtheit aus der nä-

heren Würdigung seiner Schriftzüge und hier eröffnet sich durch ihn zugleich ein an erfreulichen Ergebnissen reiches Gebiet für Epigraphik und Paläographie überhaupt.

Blicken wir in diesem Betracht nochmals auf das vorher geschilderte Verhältniß der auf dem Kapitolium zu Rom aufbewahrten Original-Dokumente und ihre im ganzen römischen Reiche verbreiteten rechtskräftigen Abschriften, somit auf die ungeheuere Masse öffentlicher Schriftdenkmäler allein in Erz und Wachs zurück, welche durch das actenreiche römische Rechtsleben nothwendig hervorgerufen wurde und täglich vermehrt werden mußte, so wird uns, gegenüber der unverbundenen, scharf gesonderten und eckigen Uncialschrift des Erzes wie des Steines, wenigstens für das Wachs der Briefe, der Rechnungen, der Protokolle und des Forums (wie später für Papyrus und Pergament wirklich auch eintritt), eine immer mehr verbindende und überschleifende Cursivschrift so naturnothwendig erscheinen, daß eigentlich unbegreiflich ist, wie je, um nur Einen zu nennen, ein Lipsius an ihrem frühern Vorhandenseyn in der römischen Welt hat zweifeln können, während doch die beyden wirklich vorhandenen und nicht abweisbaren Endpunkte oder Extreme römischer Schriftausbildung nothwendig das rechte Mittelglied einer geläufigen, flüßigen Cursiv erwarten ließen, ja vorauszusetzen nöthigten. Ich meine nach der Einen Seite die sogenannte Uncial- oder Lapidarschrift, die man auch Majuskel genannt hat, auf der andern Seite die sogenannten notae Tironianae, die wahre Stenographik der Alten, deren Bedürfniß in dem gesetz- und schriftreichen römischen Staate so groß war, daß selbst schon die Schulknaben in frühester Jugend mit der todten Gedächtnißübung ihrer vielen tausend Abkürzungen belästigt wurden, als hätten sie einst alle einem Cicero auf dem Forum nachzuschreiben, so daß der seelige Kopp auch von diesen Tirones und nicht, wie gewöhnlich geschieht, von Cicero's servus Tiro jene notas benannt wissen wollte.

Kopp hat bekanntlich über diesen eben so räthselhaften als reichlichen Auswuchs römischer Schrift ein ausführliches paläographisches Werk geschrieben, in welchem er sich diese ihm fast willkührlich gewählt erscheinenden Zeichen in ihrer abkürzenden Ineinanderschleifung zu erklären bemüht hat. Ist aber an sich, der Natur der Sache nach und nach dem Charakter eines solche Stenographie entwickelnden Volkslebens nicht denkbar, daß hier allein nicht, wie sonst in allen natürlichen Dingen, eine naturnothwendige, organische Entwickelung der Züge Statt gefunden habe, die das Alte, das Strenge ermäßigte, erweiterte und neugestaltete, so tritt in unserm Libellus der offenbarste Gegenbeweis gegen die einseitige Koppische Ansicht an den Tag.

11. Um für dieses natürliche Verhältniß nur Ein Beyspiel hervorzuheben, so hat sich Kopp abgemüht, die Gestaltung des tironischen r ( ) aus absichtlich umgelegtem zu erklären. Aber war der veranlassende Trieb zur allgemeinen Annahme jener abkürzenden Schreibweise z. B. im Worte rex ( ) dahin mächtig, daß vom ersten Buchstaben (r) nur sein zunächst in der Hand gelegener Zug , und nach Auslassung des Vokales vom letzten Buchstaben des Wortes nur sein letzter Zug angewendet wurde, so muß vorausgesetzt werden, daß, um jenes für R gelten zu lassen oder anzuerkennen, in der alltäglichen Cursivschrift bereits ein ganz ähnliches Zeichen vorhergegangen seyn mußt. Und dieses tritt auf das Klarste aus unserm Libellus hervor: hier ist das Zeichen für R ein wie solches aus allmähliger Auflösung des R in nothwendig, und einfach sich entwickelt. Ja wir sehen eben so nothwendig, je mehr andere Buchstaben des Alphabets im Verlaufe der Zeit bey immer geschmeidigerer Entwickelung der Züge jenem gefährlich nahe treten d. h. ähnlich werden, (namentlich das A, das in übergeht), gerade jenen oberen Bogenschwung vom R sich immer mehr erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

M. Blondeau, Institutes de l'empereur Justinien, traduites en français avec le texte en regard; suivies d'un choix de textes juridiques relatifs à l'histoire externe du droit Romain et au droit privé Antéjustinien. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Berriat-Saint-Prix, Observations sur le divorce et l'adoption. Paris 1833. 8.

Rob. Th. Heyne, De voluntatis tacite patefactae et praesumtae vi atque indole ejusque in jure effectibus. Dresdae 1840. 8.

C. F. Koch, Das Recht der Forderungen nach Gemeinem und nach Preußischem Rechte. Bd. 1. 2. Breslau 1840. 8.

Dr. Fr. Liebe, Die Stipulation und das einfache Versprechen. Braunschweig 1840. 8.

C. Fr. Roßhirt, Das testamentarische Erbrecht bey den Römern und in der Anwendung auf unsere Zeit. Abth. 1. Heidelberg 1840.

K. A. D. Unterholzner, Quellenmäßige Zusammenstellung der Lehre des römischen Rechts von den Schuldverhältnissen mit Berücksichtigung der heutigen Anwendung. Herausg. von Ph. E. Huschke. Bd. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

J. H. Beucker Andreae, Disquisitio de origine juris municipalis Frisici. Trajecti ad Rhenum 1840. 8.

Jakob Grimm, Weisthümer. Th. 1. Göttingen 1840. 8.

A. Loéve-Veimars, Précis de l'histoire des tribunaux secrets dans le Nord de l'Allemagne. Paris 1824. 8.

H. Müller, Der lex salica und der lex Angliorum et Werinorum Alter und Heimat. Würzburg 1840. 8.

Dr. K. Frhr. von Richthofen, Friesische Rechtsquellen. Berlin 1840. 4.

Der Schwabenspiegel in der ältesten Gestalt, mit den Abweichungen der gemeinen Texte und den Zusätzen derselben herausgegeben von W. Wackernagel. Th. 1. Landrecht. Zürich 1840. 8.

Jos. Orosz, Gesetzartikel des Ungarischen Reichstages 1839—1840, nebst dem Wechselrechte und den übrigen Creditgesetzen für das Königreich Ungarn. Preßburg 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Cours de procédure civile. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Dr. L. Frey, Lehrbuch des französischen Civilrechts. Th. 1—3. Mannheim 1840. 8.

Anth. de Saint-Joseph, Concordance entre les Codes civils étrangers et le Code Napoléon. Paris 1840. 8.

Ancient laws and institutes of England; comprising laws enacted under the Anglo-Saxon Kings from Aethelbirht to Cnut; the laws called Edward the Confessor's, the laws of William the Conqueror, also, Monumenta ecclesiastica anglicana from the seventh to the tenth century, and the ancient latin version of the Anglo-Saxon Laws. London 1840 f.

Melchior Pelaez a Meres, Tractatus de majoratibus et meliorationibus Hispaniae in duos tomos divisus. Lugd. 1735. f.

Don Joseph Villarroya, Ayuntamientos para escribir la historia del Derecho Valenciano, y verificar una perfecta traduccion de los Fueros. Valencia 1804. 4.

Dr. Bischoff, Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle. Bd. 4. Hannover 1840. 8.

Ad. Chauveau et Faustin Hélie, Théorie du code pénal. Vol. 1—5. Paris 1837. 8.

Code d'instruction criminelle annoté des dispositions de la législation et de la jurisprudence par J. B. Sirey. Paris 1827. 4.

Allgemeines Criminalgesetzbuch für das Königreich Hannover. Hannover 1840, 8.

Des Essarts, Essai sur l'histoire générale des tribunaux des peuples, tant anciens que modernes. Vol. 1—7. Paris 1778—82. 8.

J. M. Le Graverend, Traité de la législation criminelle en France. Vol. 1. 2. Paris 1830. 8.

Dr. A. S. Oersted, Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungs-Philosophie. Bd. 1—3. Kopenhagen 1818—26. 8.

Rauter, Traité théorique et pratique du droit criminel français. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

M. P. Rossi, Traité de droit pénal. Bruxelles 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nr. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. C."

(Fortsetzung.)

Ich bitte dieses an den Seite 54 und 56 abgebildeten Schriften von gebrannten Schalen und Ziegeln, so wie in dem im Anhange mitgetheilten Facsimile eines großen höchst eigenthümlichen, von noch nie dagewesenen Schriftzügen erfüllten Papyrus aus der Insel Phylä im Leydener ägyptischen Museum sich zu veranschaulichen. Wie gleichmäßig sind nämlich in diesen aus den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten gefertigten Schriftdenkmälern die dicht neben einander erscheinenden a und r aus einander gehalten; man vergleiche auf dem S. 56 mitgetheilten Ziegelsteine die Worte M*a*rti*a*lis, Ver*na*, Te*r*tius, Victo*r*, dazu S. 147 und in jenem Papyrus (mittlere Columne 3. 4) das Wort *narra*tio oder ähnliche.

Ein zweytes bezeichnendes Beyspiel verdient unsere Aufmerksamkeit noch zu fesseln. Unser Libellus nennt oder schreibt sich selber regelmäßig, scheinbar wenigstens li*d*ellus, eben so pu*d*lice, *a*dere (statt habere) u. s. w.

Sehen wir schärfer hin, so scheidet das Dokument ganz genau [Schriftzeichen] und [Schriftzeichen] welches letztere durchweg nur b ist. Ich habe S. 58 — 59, verbunden mit S. 51 das nothwendige Entstehen dieses letzteren Zeichens für b aus dem uncialen B durch die vorkommenden Uebergänge [Schriftzeichen] u. s. w. bis zum d nachgewiesen.

Ein dritter eigenthümlicher Buchstabe unsers Libellus ist das Zeichen für e, welches sich durch das gerade in den besten römischen Steininschriften (S. 45 — 48) fast allein vorkommende II (für E) erklärt, dessen beyde Striche nie zum griechischen *H* verbunden vorkommen, eher I für II allein (wie S. 40). Aber ich lege dabey lieber gleich zur Veranschaulichung das ganze Alphabet der Wachstafeln vor:

A	*B*	*C*	*D*	*E*
[Schriftzeichen]	[Schriftzeichen]	C. C. C.	[Schriftzeichen]	[Schriftzeichen]

F	G	H	I	L
M	N	O	P	Q
R	S	T	V	X

Wenn dagegen der kurz vorher genannte, dem Werke im Facsimile vollständig beygegebene Papyrus, den ich erst im letzten Herbste zu Leyden fand und auflöste, für E das sonderbare, noch nie gelesene Zeichen darbietet, so dürfte sich dessen Entstehen kaum anders als ich S. 147 versucht habe, erklären lassen: aus dem Bestreben nämlich, jenes in ähnlichen Urkunden vorkommende durch Hinaufziehen seines untern Schwunges zum Mittelstriche links mit dem vorausgehenden Buchstaben zu verbinden (,); wie denn dieses Bestreben nach Verbindung der Buchstaben, selbst in nicht unmittelbar zusammengehörigen Wörtern, die aber der Sinn in nähere Beziehung bringt, bey jenem Papyrus (z. B. Z. 1. die Columne 2: iniquoſvero etc.) vorzüglich in die Augen springt, aber auch schon an unserm Libellus klar erkannt wird.

12. Dieß dürfte das wesentliche Bedürfniß jeder Cursiv seyn, die nicht bloß kleiner schreiben will, sondern erst durch Aneinanderreihen des Zusammengehörigen wirklich rascher vorwärts zu eilen (cursim et velociter scribere) befähigt ist. Man vergleiche in diesem Sinne nur das S. 57 und hier oben aufgestellte Alphabet des Libellus mit den S. 60 geordneten Verbindungen seiner Zeichen, zunächst der Vokale mit den vorausgehenden oder auch den nachfolgenden Mitlauten. Sehr leicht lehnt sich i (j) an die vorhergehenden m, t, d, f ( ), nicht minder o an t, r (,), wie umgekehrt , = or, ori). Schwerer und mißlicher wird schon die Aufgabe beym e: t verbindet sich noch leichter mit ihm ( ), auch f ( ) selbst r; aber m würde verbunden mit e nur zu leicht dem Auge als ein doppeltes e erscheinen, daher beyde im Libellus auch stets streng aus einander gehalten worden, z. B. em . Ganz anders dagegen beym a, das seinen feinen Haken links unten leicht unmittelbar mit dem vorausgehenden Striche eines

verschmilzt; eben so mit ( ), wie auch mit t und f ( ) Auch die Konsonanten verbinden sich zum Theil leicht, wie z. B. gn ( ), pre (, wo sich P gerade wie in pe auflöst) u. s. w. Auf solchem Wege konnten sich auch hier (im Wachs) schon fast ganze Kettenzeilen verbundener Buchstaben, selbst bey nicht zusammenhängenden Sylben oder Wörtern bilden, wie (ad Alb....), (act[um] Alb[urno] majori).

Auf die hier nur angedeutete Weise habe ich bey der gebotenen Gelegenheit in meinem Buche versucht, die organisch nothwendige Verwandlung der Buchstaben bey dem Uebergange aus der Majuskel in die Minuskel oder in die Kursiv, lange ehe sie plötzlich in den Pergamentmanuscripten späterer kaum mehr römisch zu nennender Jahrhunderte unläugbar vor Augen tritt, durch eine Menge Spuren auch viel früherer Schriftdenkmäler selbst in Stein nachzuweisen. Aus welcher großen Menge Einzelnheiten, die ich aber zu einem organischen Ganzen, zu einer genetischen Entwicklungsgeschichte römischer Schrift aneinander gereiht zu haben hoffe, ich mir nur noch die einzige Hinweisung auf die im Leydener Papyrus vorkommenden g, h und q erlaube, um derentwillen ich hier gleichfalls das ganze Alphabet desselben zur Vorlage bringen.

A B C D E

F G H I L

M N O P Q

R S T U V X

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Fortsetzung).

Die Hansestädte in ihrem Verhältniß zu den Staaten des deutschen Zollvereins. Hamburg 1839. 8.

Rob. von Mohl, Das Staatsrecht des Königreichs Würtemberg. 2te Auflage. Th. 1. 2. Tübingen. 1840. 8.

Berriat-Saint-Prix, Discours sur les vices du langage judiciaire. Paris 1835. 8.

F. G. Leue, Der mündliche öffentliche Anklage-Proceß und der geheime schriftliche Untersuchungs-Proceß in Deutschland. Aachen 1840. 8.

Theologische Mitarbeiten. Eine Quartalschrift in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Pelt, Dr. Mau und Dr. Dorner. Jahrgang 1—3. Kiel 1838—40. 8.

Dr. Fr. A. Staudenmaier, Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie. Mit Angabe der theologischen Literatur. Bd. 1. Mainz 1840. 8.

Theologische Studien und Kritiken, von Dr. Ullmann und Dr. Umbreit. Jahrgang 1840. Hamburg 1840. 8.

Waarheid in Liefde, een god geleerd Tydschrift, voor beschaafde christenen. Jaargang 1838, 1839, 1840. Groningen. 8.

Juan de Arce Solorzeno, Historia Evangelica, de la vida, milagros y muerte de Christo, nuestro Dios y Maestro. Madrid 1605. 8.

Joannis Chrysostomi opera omnia quae exstant, opera et studio D. Bernardi de Montfaucon. Vol. 13. p. 2. Paris 1839. 4.

Glossarium mediae et infimae latinitatis, conditum a Carolo Dufresne domino Du Cange, auctum a monachis ordinis S. Benedicti, cum supplementis integris D. P. Carpenterii et additamentis Adelungii et aliorum digessit G. A. L. Henschel. T. I. fasc. 1—3. Paris. 1840. 4.

F. G. A. Wasserschleben, Reginonis libri duo de Synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. Lips. 1840. 8.

Ph. Basset, L'apocalypse considérée comme un écrit hieroglyphique, ou explication raisonnée de l'apocalypse, d'après les principes de sa composition. Vol. 1—3. Paris 1832. 8.

J. L. Bensen, Ozar Haschoroschim, Hebräisch-deutsches und deutsch-hebräisches Wörterbuch über das alte Testament. 3te Aufl. Th. 1. Wien 1839. 8.

H. S. Hirschfeld, Der Geist der talmudischen Auslegung der Bibel. Th. 1. Berlin 1840.

C. F. Keil, Der Tempel Salomo's. Eine archäologische Untersuchung. Dorpat 1839. 8.

H. N. Klausen, Hermeneutik des neuen Testamentes. Aus dem Dänischen übersetzt von C. O. Schmidt-Phiseldek. Leipzig 1841. 8.

Dr. Aug. Tholuck, Kommentar zum Briefe an die Hebräer. 2te Aufl. Hamburg 1840. 8.

Charles Will. Wall, An examination of the ancient orthography of the Jews and of the original state of the text of the hebrew bible. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Th. 1. Bis auf Johannes Damascenus. Leipzig 1840. 8.

C. St. Matthies, Baptismatis expositio biblica historica dogmatica. Berol. 1840. 8.

Fr. Ehrenfeuchter, Theorie des christlichen Cultus. Hamburg 1840. 8.

K. E. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. Abth. 1. 2. Stuttgart 1841. 8.

Fr. Ed. Colditz, Die Entstehung des mannichäischen Religionssystems. Leipzig 1837. 8.

Description de la Cathédrale de Milan, accompagnée d'observations historiques et critiques sur sa construction et sur les monumens d'art dont elle est enrichie, ornée de 65 gravures. Milan 1823. 4.

M. Guadet, Esquisses historiques et politiques sur le Pape Pie VII., suivies d'une notice sur l'élection de Léon XII. Paris 1824. 8.

L'Abbé F. de La Mennais, De progrés de la révolution et de la guerre contre l'église. Louvain 1829. 8.

F. Lamennais, Questions politiques et philosophiques. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

J. H. B. Lübkert, De haeresi priscillianistarum. Hauniae 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nr. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n.C."

(Fortsetzung.)

13. Die Anwendung von Cursivschrift, wie das Bestreben nach Verbindung ihrer Zeichen, wird aber stets da hervortreten und sich geltend machen, wo außer dem Zwecke schneller Abfassung oder Auffassung, die zu diesem wie andrem Gebrauche gewählte weiche Masse leicht durch den Griffel überwältigt wird oder der Farbenpinsel auf der glatten Fläche ungehindert dahinfahren kann. Daher finden wir denn auch, was bisher wenig beachtet worden ist, besonders bey Ziegelsteinen und Töpferschalen (auch Lampen) die Hinneigung zur Cursivschrift, sey es durch Einritzen des Griffels, sey es vor dem Brennen ihrer sogenannten terra cotta, durch Farbenauftrag mit dem Pinsel. Auf Papyrus, später Pergament, versteht es sich von selbst. Aber die in diesem letzteren vorkommende uns zum Theil geläufiger werdende Cursiv darf nur als Kind der vorausgegangenen angesehen werden, die in einzelnen Buchstaben ziemlich lange dem Uncialcharakter treu bleibt, in andren früher davon wie das die Mutter vergessende Kind sich emancipirt. Eine solche Cursiv war mutatis mutandis von jeher Bedürfniß des alltäglichen Volkslebens. Es würde der Natur der Sache widerstreiten, wenn man auch nur von den Papyrusurkunden der gothisch-lombardischen Zeit Italiens annehmen wollte, daß die darin von den Notären angewendete Cursiv mit allen ihren dieselbe oft schwierig machenden Verschlingungen sich berührender Buchstaben bloß eine Erfindung oder Manier dieser Schreibkaste gewesen sey. Ist diese Voraussetzung an sich unwahrscheinlich, wie unnatürlich und widersinnig zu nennen, da doch wohl angenommen werden muß, daß die so gefertigten Urkunden zum Theil wenigstens von den Unterzeichneten später gelesen werden sollten, so widerstreiten ihr auch thatsächlich eben jene, wenn auch schlechter, doch ohne allen Widerspruch ganz in derselben Gemeinschrift von sehr verschiedenen Leuten und Händen abgefaßten Unterschriften ein und derselben Urkunden. Daß die Notäre und ihre Schreiber eine bessere Hand schrieben, die selbst unter den verschiedenartigsten Unterschriften wohlthuend da wieder hervortritt, wo ein Zeuge zum Theil quia de imbecillitate oculorum subscribere non potuit, oder aus andern Gründen sein Signum crucis machen mußte, *) war gewiß in der Ordnung.

Von jenen unzweifelhaft meist Cursiv darbietenden Ziegelsteinen der Lateres wie Schalen habe ich S. 51 — 56 eine hinlängliche und bezeichnende Anzahl abgebildet, deren mir, wie auch dankbar daselbst anerkannt worden ist, ein gut Theil als noch nicht lange her aus den von römischen Scherben übersäten Feldern um Speyer ausgegraben, von Hofrath Professor Dr. Thiersch aus dem hiesigen K. Antiquarium zugewendet worden waren.

Andere in weichem Sandstein des steinigen Arabiens, wohin römische Soldaten vielfach ihr An-

*) Vrgl. die von mir herausgegebene Gothische Urkunde zu Neapel.

denken (μνηοϑη...) gestiftet hatten, die wie sie Laborde und Grey mittheilten, durchaus zur Cursiv neigen, habe ich S. 50 wiedergegeben, wie S. 45. die leisen Vorkommnisse wahrer verbindender Cursiv auch in Steininschriften vom Jahre 308 oder 309 nach Chr. Geb., wo dem sein Feld nicht gut berechnenden Steinmetzen der zur Uncial benöthigte Raum auszugehen drohte, weßhalb er für uns erfreulich zur Cursiv griff. Die S. 51 mitgetheilte größere Grabschrift, worin zur Zeit Kaisers Marc Aurel (also gerade der Zeit unsers Libellus!) Aeltern auf eine rührende Weise über den Tod ihrer beyden jungen Kinder klagen (parentes filiis dulcissimis, sed non hoc merentes a vobis, qui sibi senserunt), gewährt die überraschendsten Uebergänge zu den entwickelteren Cursivzügen unseres Libellus, namentlich ein das oben besprochene b (ↄ) des letzteren vermittelndes b [b-Formen] in obsequens, parentibus, vobis, sibi), nur daß es hier vom d kaum zu unterscheiden ist. Jenes [b-Formen] und [d-Formen] (für b) muß aber eine lange Reihe Jahre hindurch so stereotyp gewesen seyn, daß sich allein aus dem allmähligen Verlustiggehen oder Verschwinden desselben wegen zu naher Aehnlichkeit mit d das allmählige Ueberhandnehmen des wirklichen *d* auch statt *b* (ju*d*eamus, se*d*, scri*d*sit, su*d*limis, omni*d*us, tri*d*uentes u. s. w., selbst *d*eneratione (statt *b*eneratione), no*d*it (statt nobit, novit) in den gothisch-lombardischen Urkunden des 5 — 7. Jahrhunderts in Italien erklärt, wie ich solches aus der gothischen Urkunde zu Neapel u. s. w. S. 59 nachgewiesen habe.

14. Wurden wir durch jene eben angezogene Grabschrift aus der Zeit des Marcus Aurelius, somit auch unsers Lucius Aurelius Verus, wieder auf die Zeit unsers Libellus geführt, so rufen uns gerade die eigenthümlichen Zeichen des *d*, welche uns S. 43 in einer der vielen Inschriften der Memnonssäule begegnen, die Letronne mitgetheilt hat,

*) Etwas Aehnliches findet statt zwischen *z* und 'h der mittelhochdeutschen Handschriften bis zum 12., 13. Jahrhundert, bis das letztere von jenem wohl zu unterscheidende Zeichen verloren gieng und dafür allmählig ʒ eintrat.

in eine viel frühere Zeit hinauf. Diese im Jahre 71 nach Chr. Geb. geschriebenen Buchstaben sehen aus, als wären sie erst gestern und ehegestern geschrieben. Das ist aber fast ganz dieselbe Zeit, in welcher Herkulanum und Pompeji von dem Aschenregen wie Lavaströme des Vesuves begraben worden sind. Ich habe daher nicht unterlassen, auch in Pompeji die Geister der Verstorbenen in den Mauerkritzeleyen dortiger paraclausithyren wenigstens nach den Keimen römischer Cursivschrift zu befragen und habe S. 61 — 66 eine gute Anzahl dortiger Wandschriften mitgetheilt, die gewiß auch den verehrten Anwesenden, welche mir bis hieher ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, die Ueberzeugung bestätigen helfen werden, daß die in unserm Libellus angewendete Cursiv oder Entwickelung der Schrift zu ihr eine von Alters her geläufige oder gäng' und gäbe war, und daß somit, um mit königlicher Autorität zu reden, nichts Neues unter der Sonne geschieht. In Pompeji ist jeder wirkliche oder gemalte Quaderstein vieler Häuser mit groß und sauber geschriebenen mennigrothen Nameninschriften versehen, deren ich S. 66 eine im verkleinerten Maßstabe mitgetheilt habe. Mögen es nun die Namen der allmählig sich gefolgten Hausbesitzer oder etwa imperatorische Einquartierungszettel seyn sollen oder was sonst — als ich im Jahre 1833 dieser sonderbaren Außenzierden der Häuser ansichtig wurde, konnte ich mich der freylich nicht laut ausgesprochenen Bemerkung oder Verwunderung nicht enthalten, ob denn Pompeji bereits schon einmal im Mittelalter entdeckt oder aufgedeckt worden seyn möchte? So überraschend ähnlich nämlich mit den ziegelrothen Ueberschriften oder Anfangsbuchstaben in Handschriften noch des 12ten christlichen Jahrhunderts traten mir jene Schriftzüge etwa des Jahres 79 auch in ihren feinsten Umbiegungen entgegen, mögen jene nun zu Bobbio oder St. Gallen geschrieben worden seyn. So mächtig und nachhaltig ist die Ueberlieferung unter den Menschen auch in den scheinbar kleinsten Dingen! Sehen wir aber auf dem Gebiete der Schrift oder der Paläographie jene Uncialen in allen ihren Eigenheiten und Einzelheiten so langlebig fortwähren, sehen wir ferner jene altrömische Stenographie, die tironischen Noten, nicht nur in Handschriften des 5ten und 6ten Jahr-

hunderts, sondern auch in den karolingischen Urkunden und noch später von den Notären fortgesetzt angewendet, weßhalb sich auch aus diesen selben Jahrhunderten nicht wenige durch das Bedürfniß hervorgerufene Wörterbücher oder Anweisungen zu ihrem Verständnisse bis heute erhalten haben; so dürfen wir umgekehrt gewiß auch zurückschließen, daß schon sehr frühe Jahrhunderte eine von den spätern Zeiten je nach der allmähligen Anwendung stets geschmeidigerer und willfährigerer Stoffe auch eine organischer entwickelte Cursiv schon gekannt haben müssen.

15. Leicht dürfte scheinen, als sey durch dieses alles nur eine ganz geringe, oder, gedenken wir jenes oben geltend gemachten königlichen Ausspruches aus Israel, gar keine neue Thatsache gewonnen worden; aber sollte es nicht mit eine der wesentlichsten Aufgaben der Wissenschaft seyn, aus den scheinbar kleineren und äußerlichen Dokumenten das inwendige Leben, das natürliche Maß menschlicher Verhältnisse oder Geistesthätigkeiten zur vollen Anschauung und richtigen Würdigung zu bringen? Was der Lauf der Zeiten aus verschütteten Städten und Schachten an Beweisthümern für das Leben längst dahingegangener Völker nach seinen verschiedensten Richtungen wieder an den Tag bringt, vermehrt es nicht recht in Wahrheit das Eigenthum, den Schatz der Wissenschaft? Ohne Besorgniß, daß wir der Vorliebe, sey es für die darüber gefertigte Arbeit, sey es etwa für Kleinigkeiten überhaupt geziehen werden möchten, dürfen wir wohl ungescheut unsern bisher geschilderten siebenbürgischen Libellus ein solches beweiskräftiges Unicum nennen, das die dakische Erde wie ein kleines Pompeji aus ihrem Jahrhunderte lang geschloßenen Schoße wieder an den Tag gebracht hat. Kein ähnliches Denkmal ist bis jetzt in keinem Lande, nicht einmal in Italien, das in geistiger Beziehung doch so unmittelbare Anrechte daran haben dürfte, gefunden worden: es ist das einzige derartige Schriftdenkmal, das einzige derartige Dokument römischen Rechtsverfahrens, der einzige geographisch-historische Zeuge seiner Zeit. Das Land seiner Auffindung aber, die in ihm genannten Personen und darin vorkommenden Ortsnamen reizen darum noch einen weitern Blick in die Geschichte jener dakischen Länder und jener schweren Tage zu thun, die unser Denkmal selber als tam magnum tempus bezeichnet.

II. 16. Das Land Siebenbürgen, auch noch in viel späteren Zeiten das Land der Einwanderung, besonders für deutsche Land- und Bergbauer, die jetzt alle Sachsen genannt werden, etwa wie es zu Hussens Zeit auf der hohen Schule zu Prag auch eine sächsische Nation gab, muß auch schon in jenen frühen Zeiten, als und ehe noch die Römer demselben mit der Kunst der Aussaugung nahten, um mit Jornandes zu reden, eine vagina gentium gewesen seyn. Söhne des Landes waren die dakischen und mehr dem südlichen Gebirge zu die getischen Stämme, beyde thrakischer Abkunft oder Verwandtschaft. Aber wo die Mark gewesen zwischen jenen dakisch-thrakischen und der germanischen oder gothischen, vielleicht auch skytischen, ja selbst slavischen Völker, und welcher Art die Grenze gewesen, (ob montes oder auch hier, wie Tacitus vom sarmatischen Osten sagt, mutuus metus), welcher Art ferner die freundnachbarliche Berührung und Durchdringung aller dieser Völkertheile, welches endlich das Grundverhältniß ihrer Sprachverwandtschaft, das liegt auch nach Zeuß's tüchtiger Arbeit noch unerforscht.

Ueberraschend aber zeigt unser Libellus mitten unter römischen und griechischen Namen zwey unzweifelhaft deutsche: den einen (Geldo, Geldonis) unter den 7 Zeugen oder Protokollstellern, den andern (Offas) im Texte selbst; beydes Namen, die nirgend wo in keinem lateinischen noch griechischen Namensverzeichnisse aufgefunden werden konnten, von denen jener aber als wirklich germanisch auf Afrikas Küsten als comes Geldo (im Jahre 349, unter den Kaisern Arkadius und Honorius), so wie am angelsächsischen Mönche und Abte Gildas in England (zwischen den Jahren 493 und 581) erscheint, endlich in den ältesten gothischen Namen Athanagildus, Herminigildus, Lewigildus, Trebigildus (dem Führer der Gothen in Asien) wiederklingt; *) der andere Offas aber ein

*) Herr von Boisserée erinnerte den Vortragenden an Gelduba am Niederrhein.

bey den Angelsachsen vorherrschender Königsname war, der selbst in ihre schönsten und ältesten Sagengenealogien hinaufreicht. *)

Das Erscheinen dieser Namen in Dakien, obenein bey griechischen Aelternnamen (ähnlich wie Ulfila von Kappadokischen Aeltern stammen soll) könnte man zur Noth aus der gewaltsamen Würfelung und Verschlagung römischer Legionen in alle Länder der Welt zu deuten versucht werden, wie solche mehr als napoleonische Versetzung der Hülfstruppen in die fernsten fremdesten Länder aus der Notitia dignitatum und den oben besprochenen Tabulis honestae missionis sattsam hervorspringt, so zwar daß wir Juthunge in Syrien, Franken in Mesopotamien, Bataver und Caninefaten in Pannonien, nicht minder Dakier in Syrien und Armenien, Dalmatier in Phönicien finden. **)

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1840.

(Schluß.)

H. H. Milman, The history of Christianity from the birth of Christ to the abolition of Paganism in the Roman empire. Vol. 1—3. London 1840. 8.

The church of the fathers (by Nenman). London 1840. 8.

P. Sforza Pallavicino, Della vita di Alessandro VII. libri cinque. Vol. I. fasc. 1. 2. Prato 1839. 8.

M. Raoul-Rochette, Troisième Memoire sur les antiquités chrétiennes des Catacombes. Objets déposés dans les tombeaux antiques, qui se retrouvent en tout ou en partie, dans les cimetières chrétiens. Paris 1838. 4.

Dr. J. Wiggers, Kirchengeschichte Mecklenburgs. Parchim 1840. 8.

Joh. Nep. Zimmermann, Diplomatische Geschichte der aufgehobenen Klöster, Kirchen und Kapellen in der K. Hauptstadt Prag. Prag 1837. 8.

Will. Beckford, Recollections of an excursion to the Monasteries of Alcobaça and Batalha. London 1835. 8.

Jod. Stülz, Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering. Ein Beytrag zur Landes- und Kirchengeschichte Oberösterreichs. Linz 1840. 8.

Dan. Bartoli, Missione al Gran Mogor del P. Rid. Aquaviva, sua vita e morte e di altri quattro compagni uccisi in odio delle fede in Salsete di Goa. Piacenza 1819.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 67. Hal. Sax. 1840. 4.

W. S. Browning, History of the Huguenots from 1598 to 1838. London 1839. 8.

Thomas Clarkson, A portraiture of Quakerism, taken from a view of the moral education, discipline, peculiar customs, religious principles, political and civil economy and character of the society of friends. Vol. 1—8. London 1807. 8.

Th. Jackson, Geschichte von dem Anfange, Fortgange und gegenwärtigem Zustande des Methodismus in den verschiedenen Theilen der Erde. Berlin 1840. 8.

A. Neander, Das Eine- und Mannigfaltige des christlichen Lebens. Berlin 1840. 8.

G. A. Poole, The life and times of S. Cyprian. Oxford 1840. 8.

Gabriel Peignot, Précis historique et analytique des pragmatiques concordats, déclaration, constitution, convention et autres actes relatifs a la discipline de l'église en France, depuis Saint Louis jusqu'à Louis XVIII. Paris 1817. 8.

Dr. L. Gitzler, Handbuch des gemeinen und Preußischen Kirchen- und Eherechts der Katholiken und Evangelischen. 2te Abtheilung. Eherecht. Breslau 1840. 8.

*) S. 115 — 124 des Buches.

**) Siehe S. 125 des Libellus.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nr. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. C."

(Fortsetzung.)

17. Aber ein anderer Name unsers Libellus mahnt sogar schon in so früher Zeit, zwar gegen die gewöhnliche Annahme, an die slavische Sprachwelt zu denken. Die in unserm Dokumente auftretende Brüderschaft (wir werden gleich ersehen, welches Gewerbes sie wahrscheinlich war) nannte sich collegium Jovis Cerneni(i), hatte somit zu ihrem Privatgotte einen Jupiter erwählt, dessen Tempel unzweifelhaft in der im Lande gelegenen trajanischen Colonie Cerna(e) stand. Ulpian und die Basilica nennen die Einwohner dieser Stadt (mit Z geschrieben) Zernenses, wie den Ort selbst die Notitia Imperii Zernae, aber auch Dierna, wie sie auch bey Ptolemäus *Διερνα* geschrieben wird, in der Peutingerischen Tafel Tierna, ja in einer Inschrift, die in Siebenbürgen selbst gefunden wurde und aus dem Jahre 157 n. Chr. stammt, selbst statio Tsiernana, dem Adjectiv und der Schreibung unsers Libellus Cernen(i)us sehr ähnlich, aus welcher beyläufig zugleich die viel frühere *) Aussprache des römischen c, als z oder tse, wenigstens vor e, anerkannt werden muß.

*) Als Schneider, Seyfert rc. in ihren Grammatiken ansetzen.

Ohne Zweifel aber sollte durch jene verschiedenen Bezeichnungen eines und desselben dem römischen Ohre und Munde ungewohnten Lautes (Dierna, Tierna, Tsierna, Zerna, Cerna) der den slavischen Sprachen vorzugsweise angehörende Laut Ts, Tsch, ds bezeichnet werden, und wirklich dürfte jener Ortsname allein oder doch zunächst nur in der slavischen Wurzel Tschern, Czern seine Erklärung finden, welche schwarz bedeutet, wie in Tschernibog (der schwarze Gott), Tschernigrad (*μαῦρον κάστρον*), Tscherneg (von den Deutschen Schwarzdorf genannt), oder Tschernitschef Tscherni-Georg (einem türkischen Kara-Iskaki, Kara-Jan, oder griechischen Mauro-Michali, Mauro-Cordato entsprechend) u. s. w. Viele in den uns hier fesselnden dakischen Ländern vorkommende Orts- und Flußnamen tragen, wie in den angrenzenden und weiter abliegenden slavischen (serbischen, russischen) Ländern von dieser Wurzel noch heute wie von lange her ihre Benennung und auch unser Cerna, Zernae wird von Sulzer, Schaffarik und Mannert am Fluße Czerna (Crna), von Kölesér, Böhmer und Bischof etwas weiter ab vom Schauplatze unsers Libellus im Orte Czernetz an der Donau unweit Orsova gesucht.

Dierna, Zerna, Cernae war eine der vielen meist vom thätigen Trajan im eroberten Dakien gegründeten Colonien (Sarmizegethusa [oder Augusta Ulpia Trajana — bey Varhel], Aquae vivae [Aranykut, d. h. Goldbrunnen], Salinae [Torda oder Torenburg], Apulum oder Apulae [später Alba Julia oder Karlsburg], Napoca [Maros Vasarhely], Patavissa, Tibiscum, Sergidava u. s. w.), die ich S. 101—106 näher geschildert habe.

18. Aber unser Libellus nennt noch Eines



Ortes Namen, der in keiner Erdkunde Dakiens bisher erhört worden ist. Nicht nur, daß in beyden Texten das Protokoll abkürzend unterzeichnet wird mit Act(um) Alb (...) majori, welches in den Texten selber schon etwas weiter ausdeutend Albur geschrieben wird: es erscheint auch der vollausgeschriebene, gewiß gleiche, Name Alburnum, aus dessen Beysatze majus auf ein minus, einen kleineren, vielleicht einfach Alburnum genannten Ort geschlossen werden darf. Der Wortbildung und zugleich Ortsbezeichnung Alburnus begegneten wir bisher im ganzen römischen Reiche nur einmal in der Nähe von Pästum als mons und portus Alburnus, so daß wir in Dakien bey Wiederkehr jenes lukanischen Klanges wohl an Umbeutung oder Latinisierung eines im Lande selbst vernommenen Klanges glauben dürfen, der unwillkührlich an das in Dalmatien von Plinius (in seiner Naturgeschichte III, 26) genannte Castell Burnum erinnert.

Zugleich wird uns aber hier auch der Name des Eingangs genannten Fundortes Abrud-bányà ins Gedächtniß zurückgerufen, dessen zweyte Hälfte (Bányà) das ungarische Wort für Grube, Schacht ist, und in den weiteren Bergwerksorten Siebenbürgens Offenbányà (oder Ofenburg), Körösbányà, Kisbányà und in ferneren Kreisen Nagybányà, Teketebányà, Loposbányà, Fazebányà dieselbe Erklärung findet, während die erste Hälfte jenes Ortsnamens Abrud, schon wegen der im Ungarischen fast gar nicht gebräuchlichen Lautverbindung br, sich durchaus nicht aus dem Magyarischen erklären läßt, so daß nahe gelegt ist, in Abrud (es wird übrigens nicht nur Abrud-, sondern auch Abrug-Bányà gesprochen) ein aus Alburnum verdorbenes Albrud zu vermuthen, wenn wir nicht den Namen des Ortes Abrutum in Mösien zu Hülfe nehmen wollen, bey welchem nach Jornandes, Ammianus Marcellinus und Zosimus Kaiser Decius im Kampfe gegen die Gothen fiel. Köleser de Keres-Eer hat in einer 1717 schon herausgegebenen Schrift (Auraria Romano-Dacica), in Abrud oder Awrud, eben jenes lateinische Auraria sehen wollen, so daß es seinen Namen so gut vom Golde trage, wie das unfern gelegene Zalatna, Zlatna, das (vielleicht das Alburnum minus) unzweifelhaft vom slavischen Zlato (Gold, goth. gulth, dem die slavische Wurzel entspricht) benannt worden ist.

In der eben genannten Schrift hat Köleser aus bey Abrudbányà wie beym genannten nah gelegenen Zalatna, täglich und in Menge gefundenen Inschriften, so wie bedeutenderen Denkmälern (Säulen, Statuen, Brennöfen, Gebäuden, Straßen, so wie anderen Spuren eines municipii) sattsam nachgewiesen, daß hier ein nicht unbedeutender Bergwerksort oder eine den Goldbau treibende Colonie der Römer gelegen haben müsse. Und wirklich ist hier wie in der Umgegend eine besondere Art und Anzahl Inschriften gefunden worden, welche den Ort bestimmt als Auraria bezeichnen, oder das Collegium Aurariarum aufführen. *) Dieses Collegium Aurariarum (oder Aurariorum) hatte, wie die übrigen oben geschilderten, seine patronos, magistros, procuratores, subprocuratores, decuriones, quaestores, scholas, curias u. s. w., namentlich zu Apulium, wie ich S. 106 — 109 aus einander gesetzt habe.

19. Dakien, dessen Flüsse noch heute Gold mit sich fortführen, obschon sie jetzt wie seine Berge wenig, viel zu wenig mehr ausgebeutet werden, war den besser nach den Schätzen der Erde umhersuchenden Römern nur zu bald eine der willkommensten Goldgruben, und von gierigen Beamten nur zu sehr ausgebeutet worden. Unzählige Schaaren zum Bergbau Verurtheilter seufzten hier im Schooße der Erde, des Tageslichtes zum Theil für immer beraubt, um den Schwelgern in Rom, z. B. unserm Lucius Aurelius Verus, damit er des Flavus deutsches Goldhaar nachahmen könne, goldene Strahlen um das Haupt zu liefern. Nur Trajans reichlich dahin verpflanztes Colonienleben konnte dem gebeugten Lande, das mit seinem heldenmüthigen Decebalus auch seine Freyheit eingebüßt hatte, einigermaßen wieder aufhelfen, bis die sich unausgesetzt folgenden Stürme der Skythen, Gothen, Avaren, Hunnen und Ungarn auch darüber hingiengen. Hier wie im nachbarlichen Thrakien hatte nach Alexanders Tode schon der goldgierige Lysimachus seinen Soldatenthron aufge-

*) S. 106.



schlagen, bis ihn der Getenkönig Dromichetes im Jahre 183 vor Chr. besiegte und den Besiegten mit ernster Lehre großmüthig entließ. Noch in neuesten Zeiten hat man, wie unter andern schon im Jahre 1535 in großer Menge, Goldmünzen jenes Lysimachus in dakischer Erde aufgefunden, so wie andere mit der Aufschrift *ΚΟΣΩΝ* (vielleicht Cusi in Pannonien) und der griechischen Gegenschrift *ΑΒ* oder auch L. Bruti Primi Cos., von welchem Suetonius (im Caesar I, 80) spricht. Nicht minder sind im Thal Hazeck unweit unserm Abrudbánya drey gleichfalls mit griechischen Buchstaben erfüllte Scherben (tesserae) gefunden worden, welches uns zu unserm Eingangs und im Allgemeinen berührten griechischen Triptychon zurückführt.

20. Dieses bietet uns auf Tafel II, nach den unklaren Worten *κατα* . . . und *ἀδυνατον ἐστι*, die vielleicht als weniger gut durch die lima des Griffels getilgten Anfänge älterer Notamina zu nehmen sind, unter der Ueberschrift *᾿Αριστοβουλος* folgenden, schon in seinem ersten Worte wie in der Schreibung der folgenden etwas Rustikanes verrathenden griechischen Satz: *Εἰσι μὲν οὖν καὶ ἄλα πολὰ* (sic) *ἀναγκαῖα κ,* | *λόγου ἄξια πρᾶγματα ᾿λλὰ παροντος, διὰ τὴν συντομίαν*, womit das Ganze abbricht.

Bekanntlich führt Arrian gleich im Eingange seiner Anabasis Alexanders einen Aristobulus, den Sohn eines gleichnamigen Vaters und der Cassandra auf, der noch in seinem 84. Lebensjahre (er erreichte das 90ste) das Leben Alexanders, in dessen Heere er gedient hatte, niedergeschrieben habe. Vielleicht standen in diesem jene Worte: *᾿Εστι μὲν οὖν καὶ ἄλλα πολλὰ ἀναγκαῖα καὶ λόγου ἄξια πράγματα* (*ἃ ἔπραξεν ὁ ᾿Αλέξανδρος*), *ἀλλὰ παρόντος διὰ τὴν συντομίαν* . . . heiße dieß nun wegen Kürze der Zeit oder Enge des Raumes oder um kurz zu seyn — habe man abbrechen müssen.

Arrian selber bietet uns in seinem 7. Buche eine ganz ähnliche Wendung dar: *πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα οἶδεν ἀναγεγραμμένα ὑπὲρ τῆς ᾿Αλεξάνδρου τελευτῆς*. Uebrigens ist dieses eine natürliche, dem Alterthume geläufige Redeweise, wie wir sie z. B. auch das Evangelium Johannis schließen sehen: *᾿Εςὶ δὲ καὶ ἄλλα πολλά, ὅσα ἐποίησεν ὁ ᾿Ιησοῦς*, womit man noch 1 Mkb. 9, 19 vergleichen kann.

21. Unter jenem abgerissenen Satze habe ich von Tafel IV. den Anfang eines Hexameters wieder gegeben (*᾿Αργυρεαις λογχαισι μαχου*), der leider nicht mehr ganz auf dem Wachse zu lesen war. Doch fand ich seinen Schluß bald bey den griechischen Parömiographen als die im Alterthum viel verbreitete Antwort der Pythia an König Philippos, dessen *μηχανήματα ἀργυρέα* jenem zufolge die Griechen leider genugsam erfuhren: *᾿Αργυρέαις λόγχαισι μάχου καὶ πάντα κρατήσεις*.

Dieser Spruch von den silbernen Lanzen d. i. den Silberlingen paßt wahrlich vortrefflich für ein Mitglied des Collegii Aurariarum, der, weil er vielleicht unter Zöllnern und Sündern (dem Collegio vectigalium conducendorum) seine Seele rein erhalten wollte vom Schmutze des Geldes, jenen Warnespruch in sein Album (vielmehr Nigrum) schrieb.

22. Von einem solchen rührt dann auch vielleicht der fernere wahrhaft schöne Spruch her, der uns dreymal in unserm Triptychon (auf Tafel 1, 2, 3) begegnet und bereits im vermeyntlichen platonischen Gespräche Alcibiades II. als Ausspruch eines Dichters (*ἐκείνου τοῦ ποιητοῦ*) angebracht wird, ein Spruch, der im Alterthume, wie er denn auch unserm Herder besonders zusagte, so beliebt gewesen seyn muß, daß wir ihn in der griechischen Anthologie (ed. Jacobs I. 14. ep. 30) sogar auf Christus übertragen wieder finden. Er heißt mit den sogar ursprünglicheren Lesarten unsers Triptychi:

Ζεῦ βασιλεῦ, τὰ μὲν ἐσθλὰ καὶ εὐχομένοις καὶ ἀνεύκτοις
῎Αμμι δίδου· τὰ δὲ δεινὰ καὶ εὐχομένοις ἀπαλέξοις.

d. i.

Tu rex summe dato nobis bona, sive rogemus
Seu non, ut mala vel poscentibus usque negato!

Das Vorkommen beyder Sprüche aber zeugt, wie nach anderen noch entlegneren Seiten die neuerdings so wichtig gewordenen baktrisch-medischen Münzen, lebendig von der nachhaltigen Verbreitung griechischer Bildung wie Sprache auch in den Ländern diesseits der Donau, wohin jene gewiß nicht nur durch griechische Bergleute getragen wurde; und es lag gewiß auch ganz allein in der Lebenskraft dieser Sprache, wenn trotz dem Kosakenritte Fallmerayerischer Slaven durch Hellas und selbst noch nach der späteren und langen Türkenherrschaft bis zur jüngsten Wiedergeburt des sie sprechenden Volkes griechische Laute im ursprünglichen Vaterlande heimisch und lebendig blieben.

23. Freylich ist der Ruhm solches geistigen Uebergewichtes der griechischen Bildung wie Sprache in den uns beschäftigenden Donauländern auf Kosten eines Sprachidiomes errungen worden, dessen Kenntniß wenigstens der jüngst erstandenen historischen Sprachwissenschaft sehr zu Statten kommen würde, welche für Gedichte in getischer Sprache, deren Ovid sich rühmt, gewiß gern seine ganze Ars amandi hingäbe. So wissen wir nun von dieser getisch-dakischen Sprache höchstens, daß sie mit der benachbarten thrakischen auch verwandt gewesen seyn müsse. Verborgen aber bleibt uns ihr Verhältniß etwa zum Albanesischen, nicht minder zum Griechischen, welches in Verbindung mit dem Lateinischen Raske wohl zu schnell als den thrakischen Volksstamm bezeichnen wollte. Und doch wäre ein solches hyperboräisches Glied für die Geschichte der indogermanischen Sprachsippe von höchster Wichtigkeit. Ich habe daher, so weit es zum Gange meiner Untersuchung gehörte, auf die in römischen Inschriften rc. vorkommenden Namen dakischer Soldaten rc. für Begründung und Begrenzung des dakisch-getischen Lautthumes hingedeutet und S. 126 — 127 meines Werkes eine Anzahl derselben beygebracht oder nachgewiesen. Hier aber ist der Ort, auf die Tafel 1 des griechischen Triptychi mit seinen acht Zeilen gänzlich räthselhafter Schriftzüge hinzuweisen, die wie aus Spuren der 3ten und dem Ausgange der 8ten oder letzten Zeile nach links, von rechts nach links geschrieben zu seyn scheinen, was einigermaßen der sonst nahe gelegten Vermuthung Abbruch zu thun geeignet seyn könnte, daß, wie einzelne Buchstaben zu glauben auffordern, das hier angewendete Alphabet aus dem älteren griechischen entwickelt worden sey, mit Hinzufügung und Erfindung (adinventio) neuer eigenthümlicher Zeichen für Laute, welche die griechische Sprache nicht enthielt und nicht bezeichnen konnte. Es liegt natürlich nahe an die getisch-dakische Sprache und für ihr Alphabet ein Verhältniß zu denken, wie wir es bey der gothischen und slavischen Schrift gegenüber der griechischen kennen gelernt haben.

Siebenbürgen birgt in seinem Schooße noch so manches Wunder. Ich habe in der Vorrede auf sehr schöne, von griechischer Kunst, wie es scheint, selbständig fernstehende goldene Gefäße und Schalen gedeutet, welche im k.k. Antiquarium zu Wien aufbewahrt werden und in Siebenbürgen ausgegraben wurden. Die Gefäße sind meist engen Halses und stark gebauschten Bauches, nicht zusammengesetzt oder gegossen, sondern getrieben und tragen dennoch senkrecht auf die Oberfläche von innen herausgetriebene Verzierungen, außerdem aber theils herausgetriebene, theils eingeritzte Schriftzüge und Namen an sich, die einem bisher gänzlich unbekannten, in sich aber organisch (runisch) entwickelten Alphabete angehören. Sehr schön gerathene Abbildungen dieser künstlerisch und epigraphisch wichtigen Denkmäler sehen ihrer baldigen Bekanntmachung durch den Vorstand des genannten Antiquariums, Herrn v. Arneth jeden Augenblick entgegen.

Hier aber ist noch der Ort, den schon einmal angeregten Verdacht an der Aechtheit des griechischen Triptychi wegen des fast jung aussehenden Gepräges seiner Schrift wieder aufzunehmen.

(Schluß folgt.)

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nr. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

1. „Ueber die einzigen bisher bekannt gewordenen, ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. C."

(Schluß.)

Bekanntlich wird ein in Pompeji in ähnlichen Schriftzügen angeschriebener Vers aus dem Euripides ὡς ἔνσο φὸν βούλευματας πολλὰς χεῖρας νικᾶ (sic) als von der Hand eines Engländers herrührend verdächtigt. Das verlangt aber nicht, griechische Schrift, die der unsrigen fast zu nahe zu kommen scheinen könnte, überhaupt für zu jung zu halten, da uns hier, mehr als unserm lateinischen Libellus die Mittelglieder zwischen griechischen Uncial- und auch der ältesten Handschriften Minuskel fehlen. Ein solches Mittelglied will und dürfte unser griechisches Triptychon aber seyn.

24. „Wenn wir Uebles wünschen und flehen, heiliger Gott, so versage es uns Deine Weisheit" — betete der Besitzer unserer griechischen Tafeln unter dem von Hegewisch, Rittershausen, Wessenberg und Andern als wahres Menschheitsmuster gepriesenen Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, unter dem aber dem römischen Reiche damals das größte Uebel widerfuhr, indem er selbst seinen ihm ganz unähnlichen Adoptivbruder, den in unserm lateinischen Libellus als Hauptconsul unterzeichneten Lucius Aurel. Verus zum Mitregenten wählte, der ein würdiger Nachfolger der Nerone und Vitellier gewesen sein würde, einen lasterhaften Gecken, der die Nächte bis zum Morgen beym Becher und Würfelspiele durchschwelgte, dabey feig und faul, feldflüchtig und arbeitsscheu, nur in asiatischer Wollust und Weichheit dahin lebte. Statt in den parthischen Krieg zu ziehen, wie er gesollt hätte, durchzog er die weichlichen Küstenstädte Kleinasiens, Pamphyliens und Ciliciens, jenen Krieg seinem Namensvetter Marcus Verus und dem ehrenfesten Statius Priscus Avidius Cassius überlassend, die denselben nach vier Jahren auch beendigten, woher unser Held, wie sein philosophischer Bruder, den Namen des Armenischen, Parthischen, Medischen davon trug, und für seine Mühseligkeiten, die er in Laodicea, Antiochien u. s. w. ausgestanden, in Rom mit dem Bruder triumphierte.

25. Zu diesem sittlichen Elende der Zeit kam über die Völker des Reiches, von den Enden Persiens bis über den Rhein nach Gallien hinein Alles verheerend die Pest. Unzählige Menschenmassen wurden dahin gerafft, auch im Heere, auch in Rom. Dörfer und Städte standen verödet, die Aecker verwildert. Was aber das Schrecklichste von Allem war, gerade unser Lucius Verus hatte die Pest aus Asien durch die Provinzen verschleppt, die er mit seinen Schwärmen lüderlichen Gesindels (Flötenbläsern, Schauspielern und Mimen aller Art) aus Syrien und Alexandrien durchzog. Ja die Pest begleitete sogar seinen Triumphwagen und selbst die den Göttern zugewendeten Betefahrten und Umzüge konnten die Ausbreitung der Seuche nur befördern, so daß die beyden Kaiser endlich die härtesten Gesetze über Beerdigung und Grabstätten erlaßen und die armen Leute auf öffenliche Kosten beerdigen laßen mußten. Dazu kam die Geißel asiatischer, illyrischer, italienischer, gallischer Kriege, der Schrecken und die Verwüstung vieler Erdbeben, in wel-

chen ganze Städte untergiengen; ferner Ueberschwemmungen der Flüße, Mißwachs und Hagelschlag, Verheerungen durch Heuschreckenzüge u. s. w. Und während der parthische Krieg schon hellauf entflammt war, drohte in Dakien auch der große deutsche, in der Geschichte nur nach den Markomannen genannte Krieg wieder auszubrechen, den nur die Klugheit der römischen Feldherren noch hinausschob, während der Schrecken vor den Deutschen in Rom wieder so groß war, daß Marc Aurel von allen Enden des Reiches, um aller Welt Göttern zu dienen, Priester nach Rom verschrieb, in frommen Umzügen Rom durchschritt und, da die Aushebung dreyer Jahre nicht genug Truppen ergeben hatte, Sklaven und Klopffechter, ja die latrones Dalmatiens und Dardaniens unter die Legionen stecken mußte.

Drey Jahre hatte die Pest gewüthet, und schon schien ihre Kraft erloschen; da brach sie mit erneuter Wuth wieder hervor: beyde Kaiser flohen aus Rom; aber schon auf dem Wege von Aquileja, unweit Altinum traf den Lucius Aurelius Verus der Schlag im Wagen. Man ließ ihm zwar zur Ader, aber stumm dahin brütend starb er schon am dritten Tage in Altinum, im 39 oder 40sten Jahre seines Alters. Marcus aber, bald darauf in den Krieg eilend, scheint im Jahre 180 zu Wien selber an der Pest gestorben zu seyn. Wenigstens ließ er, nachdem er sich krank und dem Tode nahe fühlte, seinen Sohn nur wenige Augenblicke bey sich und schickte ihn schnell wieder hinaus, damit ihn nicht dieselbe Krankheit ergriff. Und kaum hatte der Sohn ihn verlaßen, bedeckte er sein Haupt wie zum Schlafe und hauchte schon in der folgenden Nacht seinen Geist aus.

26. Der schon genannte Avidius Kassius, ein tapfrer Krieger, von alter Sittenstrenge, dazu die Menschen durchschauend, den Vulcatius Gallicanus als leutselig und wohlwollend, tapfer und thätig lieber zum Kaiser gewünscht hätte, nannte den philosophirenden Kaiser Marcus ein altes Weib, einen Schwätzer, den Lucius aber einen schwelgerischen Narren. In einem von ihm auf uns gekommenen Briefe sagt Avidius vom Marcus, daß er trefflich zu philosophieren und Untersuchungen über Gnade, Ehre und Gerechtigkeit anzustellen verstünde, um den Staat sich aber nicht kümmere, während es doch, um das öffentliche Wesen in den alten guten Stand wieder zu bringen, vieler Schwerter bedürfe. Marcus ließ sogar den Verus, den er bereits, ehe er ihn zum Bruder und Mitherrscher annahm, als den lüderlichsten Gesellen gekannt hatte, nach seinem in Lastern verbrachten Leben vergöttern. Während er selbst nach augenblicklicher Beendigung des markomannischen Krieges, weil der Staatsschatz gänzlich erschöpft war und er wohlwollend den schon genug opfernden und geopferten Provinzen keine indirecten Steuern auferlegen mochte, auf dem von dakischen Schätzen erbauten Trajansforum zu Rom eine zwey Monate währende Versteigerung kostbarer goldner und kristallener Gefäße, selbst des Prachtkleides der Kaiserinn und vieler Edelsteine halten ließ, hatte inzwischen Lucius Aurelius Verus bey schwelgerischen Gelagen jedem seiner Saufbrüder bey jedem Trunke und Toaste herrliche Trinkgeschirre und Salbgefäße aus Alexandrien, goldene und silberne Becher geschenkt und Kronen (wie Orden) vertheilt, dazu Wägen mit Maulthieren. Als Marc. Aurel von diesem Gastmahle erfuhr, soll er geseufzt und des Staates Schicksal beweint haben, das er sich, der Stadt und dem Staate doch selber bereitet hatte.

27. So groß, so ernst, (tam magnam) war die Zeit, in der jenes Gebet dreyfach niedergeschrieben wurde, das alle Sorge auf die besserwissenden Götter wirft. In jenen mit Pest und Krieg drohenden Augenblicken, am Vorabend schwerer Ereignisse war jene Klage der Bergwerksgilde oder Knappenschaft (Collegium aurariorum) vorgebracht und zu Protokoll gegeben worden. Sowohl die Pest wie die Furcht vor ihr und dem bevorstehenden neuen Kriege scheint ihre Reihen gelichtet, ihre Genossen verstört und zerstreut zu haben, weßhalb die wenig übrig oder treu gebliebenen ihre gesellschaftlichen Rechte vor dem Richter verwahren zu müßen glaubten.

H. F. Maßmann.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

I.

Ueber das Burggrafenamt zu Würzburg und die ehedem dazu gehörigen Güter.

Eine Abhandlung aus dem Nachlasse des verstorbenen Hofrathes Dr. Maier zu Erlangen (des muthmaßlichen Verfassers derselben), die Hr. Hofrath Dr. Gründler erwarb, von welchem das Manuskript an den Würzburger Verein gelangte. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Aufsatz, der das 3te Heft des V. Bandes eröffnet und den Titel führt: „Von den Gerechtsamen der Burggrafen zu Würzburg in den vormaligen 3 Reichsstädten Schweinfurt, Rotenburg a/T und Windsheim." — Beyde Abhandlungen stehen, wie schon ihre Titel zeigen, mit einander im Zusammenhange, und beyden ist die Literatur des behandelten Gegenstandes vorangestellt. Den Schriften des ersteren Aufsatzes fügen wir noch aus Schultes, henneberg. Geschichte II. S. 281 not. 5. eine Historie des Burggrafenthums Wirzburg von Christi Schöttgen in Msto. hinzu.

Die früheren wirzburgischen Geschichtschreiber führen auf den Grund der Tradition: „Schon Pippin, Karls d. Gr. Vater, habe über Schloß und Stadt Wirzburg sammt zugehörigen Gütern einen Grafen gesetzt, die weltliche Gerichtsbarkeit zu üben" — die Burggrafenwürde in die ersten Zeiten des Bisthums zurück, und Spangenberg, in seiner hennebergischen Chronik, selbst noch über diese hinaus; denn vor der Bisthums-Errichtung wären die Grafen von Henneberg schon Herzoge von Franken und Burggrafen zu Wirzburg gewesen, obwohl sie sich erst Anfangs des 9ten Jahrhunderts so genannt hätten.

Begreiflich geht der Hr. Verf. auf eine solche hohe Ableitung der burggräflichen Würde nicht ein, sondern sucht festeren diplomatischen Boden zu gewinnen, selbst mit Verwerfung des von Hofmann und Laurenz Fries angegebenen Grafen Otto (nach gewöhnlicher Annahme, des Vaters des Bischofs Boppo, — 941 961.), der Advocatus oder Burggraf der Wirzburger Kirche gewesen und im J. 949 verstorben seyn soll.

Demnach gilt ihm der im Diplome vom 3. März 1057 vorkommende Graf Eberhard für den ersten gewissen Burggrafen zu Wirzburg. Allein die Urkunde ertheilt ihm die burggräfliche Würde nicht, sondern das Amt eines Advocatus der Wirzburger Kirche — (Eberhardus Comes, nostraeque advocatus ecclesiae, sagt Bischof Adalbero). — Der Advocatus Eberhard senior der Matrone Mimut vom J. 1065 kann jedoch schwerlich ein und dieselbe Person mit dem angeblichen Burggrafen Eberhard seyn, wohl aber glauben wir in der Urkunde vom 2. Julius 1069, —, vielleicht auch in der vom 7. Julius desselben Jahres, und vom Jahr 1071 — denselben Eberhard wieder zu erkennen.

Richtig sind hierauf in der Reihe der Burggrafen, oder wie sie in Urkunden am Ende des XI. und Anfangs des XII. Jahrhunderts u. s. w. heißen, „urbis praefecti, comites urbani," die beyden Godebolde aufgeführt, der erstere zum Jahre 1091, Godeboldus junior zum Jahre 1094. — Im Zeugen-Verzeichnisse der Urkunde von 1097 (bey Schannat. Vind. lit. I. p. 178. Nr. V.) muß nach: „Gotebolt Praefectus" gelesen werden: „Wolfram et frater ejus Crapht;" wodurch also Godebold dießmal ohne Bruder dasteht. Dieses jüngeren Godebolds Bruder hieß Boppo, 1115; beyde mögen des älteren Godebolds Söhne und der gleichnamige jüngere des Vaters Nachfolger im Amte eines Wirzburger Stadtpräfecten gewesen seyn. Wir wissen wohl, daß Schultes in seiner genealogischen Tafel, S. 74, die Godebolde anders ordnet. Sein Godwald I. ist aber den Jahren nach kein anderer, als Godebaldus junior, und da vor diesem ein Godebaldus als praefectus urbis urkundlich erscheint; so folgt, daß er als der ältere dem junior vorgesetzt werden müsse. Die Erblichkeit der Stelle vom Vater auf den Sohn scheint uns an der Neige des XI. Jahrhunderts nicht mehr bezweifelt werden zu dürfen. Des jüngern Godebolds Frau war Lukkarde, 1138. Seine Söhne, die bereits 1136 mit ihrem Vater als Zeugen erscheinen, heißen Boppo, Berthold (1140 und 1143 schon in der Eigenschaft als urbis praefectus, letzterer 1144) und Gebhard (1147?, 1154, 1156). Der Boppo der Urkunde von 1149, Julius, ist aber nicht Advocat des Klosters Ebrach, sondern Advocat der Wirzburger Kirche gewesen, wie dieß die Worte der Urkunde: bobbo comes advocatus altaris majoris ecclesiae klar genug besagen, und wie aus der Verhandlung selbst hervorgeht.

Nicht im Jahre 1156 kommt Boppo das letztemal vor, sondern er erscheint noch im März und April des folgenden Jahres und zwar als Burgravius Wirzeb. mit seinem Bruder Berthold. Darum ist das von Schultes, henneb. Geschichte I. 74, zum Jahre 1156 gesetzte Todesjahr dieses Burggrafen, so wie das seines Bruders und Amts-Nachfolgers Berthold, 1157, unrichtig. Der Letztere war noch urbis praefectus in den Jahren 1158 und 1159. Der zum Jahre 1168

10. July als Wirzeburgensis burgravius auftretende Boppo ist Bertholds einziger Sohn, welcher 1190 zu Margat gestorben. Von einem Ekard als Burggrafen geschieht in den uns bekannten Urkunden keine Meldung; wohl aber behauptet der eben ausgeführte Boppo diese Würde von 1161 — 1189 einschlüßig (selbst noch 1190). Erst 1190 tritt Boppo's Sohn, Berthold als burgravius, praefectus, comes, auf, bis zum Jahre 1211. Das folgende Jahr ist sein Todesjahr. Von 1212 an versieht das Amt des Verstorbenen Bruder Boppo (zugleich mit seines Bruders Sohn, dem jungen Berthold (Bertholdus puer, urbis praefectus) bis zum Jahre 1215, kurz nachher, vielleicht um 1219 oder 1221 mag der junge Berthold verstorben seyn. Fortan (1219) ist Boppo, des jungen Berthold's Oheim, im alleinigen Besitze der Burggrafen- und Präfecten-Würde, in welcher er urkundlich das Letztemal im Jahre 1240 vorkommt. Weder die Söhne und Erben dieses Boppo, Heinrich und Hermann (1235), noch deren Söhne und Nachfolger gebrauchen mehr den burggräflichen Titel. Die Urkunden v. 27. October und 7. December des Jahres 1230, 1232, vom 8. May 1240, 4. März 1243, November 1247 (und das Jahr 1258) deuten eine Reihe von Spannungen und Zerwürfnissen zwischen Boppo und seinen Söhnen einer, und den Wirzburger Kirchenfürsten andrer Seits an, in deren Folge es gekommen seyn mag, daß entweder der Bischof das Amt den Hennebergern entzogen, oder die Grafen es aufgegeben haben. Der letzteren Meynung ist der Hr Verf., während Fries anzunehmen scheint, daß seit Adalbero (1057) bis auf Gebhardt von Schwarzburg „die Graven von Hennenberg das obengenannte Burggravthum zu Wirtzburg bey 300 Jahren von dem Stift zu Wirtzburg zu Lehen empfangen und getragen. Sie seynd aber mit der Zeit von der Vogtey kommen und dafür des Stifts Wirtzburg und Herzogthums zu Franken Obermarschalk geworden, haben auch ihre Untermarschalken gehabt," u. s. w. Er entscheidet sich jedoch S. 556, Col. 1. für die erstere Annahme, daß nämlich in Folge der ausgebrochenen Zwistigkeiten der Bischof den Hennebergern die Vogtey entzogen habe, und eben so sieht es auch Schultes II. 277, not. a. an.

Wenn nun in allen Diplomen die Grafen von Henneberg des Titels „Burggrafen" nicht mehr sich bedienen, so sollte derselbe auch dem Grafen Heinrich VIII. so wenig, wie Hermann II. hier beygelegt werden.

Es ist die gewöhnliche Ansicht, die auch der Hr. Verf. theilt, als wäre in der merkwürdigen Erbvertheilung, welche die 3 Brüder Berthold V., Hermann II. und Heinrich IV. im Jahre 1274 — nicht 1262 — vorgenommen, das Recht derselben am Burggrafenthum ungetheilt geblieben und als Lehen zu gemeiner Hand behalten worden, mit dem Beysatze: „wenn sie sich auch

gleich eine lange Zeit nicht Burggrafen von Würzburg geschrieben haben." — Schultes stellt die Sache so dar, als wäre die burggräfliche Würde unter den 3 Linien gemeinschaftlich geblieben, und zwar dergestalt, daß solche nach dem im gesammten Haus Henneberg eingeführten Majorats-Gesetze (aber nicht vor 1310?) dem jedesmaligen Aeltesten zuständig war. Doch gesteht er, daß man die über diese Theilung aufgesetzte Urkunde zu seiner Zeit nicht hat ausfindig machen können.

Gleichwohl spricht für den Besitz der Burggrafschaft in der Henneberg'schen Familie der Umstand, daß Heinrich IV. (IX.) seinen Antheil an derselben seinen beyden Vettern Berthold VII. (X.) zu Schleusingen und Heinrich V. (XI.) zu Aschach im Jahre 1306 abtrat, welche von nun an die burggräflichen Rechte zu 2 gleichen Theilen innen hatten: aber schon 1310 verkaufte dieser letztere dem Bischofe Andreas seinen Antheil, unter Widerspruch des Grafen Berthold VII. (X.) von Schleusingen; dem es jedoch gelungen seyn muß, den Aschach'schen Antheil des gedachten Amtes mit dem seinigen zu vereinen. Der Beweis liegt darin, daß dieser Graf Berthold den 18. October 1317 den Brüdern Syfrid, Heinrich und Eberhard von Stein die Verwaltung des Burggrafen-Amtes übertrug und sie mit den dazu gehörigen Gütern belehnte. (Nach Schultes I. 68 not. d, wäre der Leichenstein, des 1312 zu Münnerstadt gestorbenen und in der dortigen Pfarrkirche begrabenen Bischofs Berthold von Hennenberg vermuthlich in neueren Zeiten erst gefertigt und daher das auf selbem befindliche Burggräfliche Wirzburgische Wappen (Reichsadler mit den Schachsteinen) hier nichts beweisend.)

Erst Johann I. Graf von Henneberg, der zweyte Sohn des Fürsten Berthold des Weisen, der nach dem Tode seines ältern Bruders 1347, 10. Sept. — er war ohne männliche Erben verstorben — die Grafschaft Henneberg überkam, verband sich 1348, 6. Juny „mit Leib und Gut dem Bischof Albrecht, welcher ihm zu rechten Mannlehen das Marschalkamt und das Burggrafenamt des Bisthums und des Fürstenthums zu Wirzburg und die Grafschaft zu Henneberg, auch Gericht, Centgericht, Wildbann, Geleit, Zehent verliehen hat." (v. Freyberg Regesta VIII. 134). Daß Heinrich bereits oberster Marschalk und Burggraf der Wirzburger Kirche im J. 1344 gewesen, sagt der einzige Michael de Leone bey Gropp, der hier wohl anticipiren mochte.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nr. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften von Franz Palacky. Zweyten Bandes erste Abtheilung. Böhmen als erbliches Königreich unter den Premys'liden. Vom J. 1197 bis 1306. Prag in Commission bey Cronberger und Weber. 1839. zu 407 S.

Der erste Band dieses wichtigen Geschichtswerkes, erschienen im J. 1836, ist im VI. Bde. dieser Blätter, (Jun. 1838 Nr. 129 und 130. mit einigen Bemerkungen angezeigt worden. Er schloß mit dem dritten Buche: Böhmen als Herzogthum unter dem Einflusse Teutschlands: vom Jahre 895 bis 1197.

Das vierte Buch, oder der vorliegende erste Theil des zweyten Bandes begreift acht Capitel und einige Beylagen, unter folgenden Rubriken.

I. C. Böhmens innere Zustände zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

II. C. Böhmen unter König Pr'emys'l Otokar I.

III. C. Böhmen unter König Wenzel I.

IV. C. K. Pr'emysl Otokars II. steigende Erhebung.

V. C. K. Pr'emy's'l Otokars II. Höhe und Fall.

Beylage zum IV. Buche: Zeugenverhör über K. Otokar II.

VI. C. Das erste böhmische Interregnum.

VII. C. Böhmen unter König Wenzel II.

VIII. C. Böhmen unter König Wenzel III.

Jedes dieser Capitel hat seinen eigenthümlichen Werth, sowohl im Verhältnisse zur allgemeinen und teutschen Geschichte, als zur österreichischen und bayerischen insbesondere. Denn wir können es nicht oft genug wiederholen, daß das Mittelalter dieser beyden Länder, ihre Bevölkerung, Volkswirthschaft, dynastische Oberherrlichkeit, Verzweigung des Landadels, Entwicklung des dritten Standes; ihr Cultus, ihre Rechtspflege, ihr Belastungs- und Verwaltungs-System, ihre Industrie und ihr Handel, — neben den nicht minder wichtigen Ereignissen in Krieg und Frieden, — ohne die äußere und innere Geschichte von Böhmen, Mähren und Schlesien gar nicht verstanden werden kann. Heut zu Tage ist das freylich ganz anders: und insbesondere würde man, nach den jetzt vorliegenden politischen Verhältnissen, zwischen Böhmen und Bayern nun völlige Abgeschiedenheit vermuthen müssen, böten sich dem aufmerksamen Forscher und Beobachter nicht von Zeit zu Zeit Erscheinungen längs der Gränze, und von der geographischen Beschaffenheit derselben begünstigt, welche beweisen, daß sich beyde Länder, und ihre Bevölkerung, einander doch nicht so ganz entbehren können. Nach dieser Ansicht im Allgemeinen wollen wir es versuchen aus jedem der VIII. Capitel der Reihe nach einige specielle Andeutungen zu schöpfen.

Im Beginn des I. Capitels erinnert der Verf. noch einmal an die Verkettung und den Wechsel von Umständen, welche von Aussen her auf Böhmen einwirkten, und anderseits an den Einfluß, den des Volkes jeweilige Stimmung, so wie die ungleiche Persönlichkeit seiner Lenker, darauf nahm. Um aber nun tiefer in das Verständniß der Geschichte einzudringen, will der Verfasser auch die innern Bedingungen jener Erscheinungen, den Organismus des Staats, die Gesetze und Formen

seiner Verwaltung, die innern Verhältnisse des Volkes, dessen Geistesbildung und Richtung, zur Anschauung bringen. „Nach allen Geschichten hat Böhmen nie und zu keiner Zeit aufgehört, einen eigenen souverainen Staat zu bilden; denn so oft auch die Kaiser, seit 1002, es als ein Reichslehen, und dessen Fürsten als Vasallen, ansprachen, liessen sie dennoch der Letztern Landeshoheit zu allen Zeiten ungekränkt. Niemals übten sie irgend eine Art von Gerichtsbarkeit im Lande aus, nie bezogen sie ein Regale aus demselben ꝛc.“ (S. 8.) Auf diesem Satze beruht nun auch die Darstellung der innern Verfassung und Verwaltung Böhmens und Mährens im ganzen Zusammenhange. Beyde Länder bilden nur eine Monarchie. Bey der Erbfolgordnung gedenkt der Verf. der Versorgung der nachgebornen Söhne und jüngern Glieder des regierenden Hauses, und sofort der Nothwendigkeit, einzelne Provinzen, vorzüglich in Mähren, als Herzogthümer, jedoch nur mit dem Nutzgenusse der Regalien, ohne Erblichkeit, wodurch der Einheit des Staates und der Hoheit des regierenden Fürsten kein Abbruch geschähe, zu vertheilen (S. 13). Das sind doch wohl die „principatus peculiares“, worauf wir in der Geschichte der Longobarden, (S. 148) aufmerksam machen zu müssen glaubten; auch die Ungarn hatten alsobald, nach ihrer Eroberung Pannoniens, „principes peculiares“ unter sich. — Das Seniorat war ursprünglich auch im Hause der Premysliden Gesetz. — Im Staatsorganismus galt damals die Zupenverfassung, und zwar für die Justiz-, Kriegs- und Kammerverwaltung: (S. 18) Zupane, (Suppani) Comites.

Auch in der bayerischen Geschichte, insbesondere in der des Ostlandes, kömmt hievon Name, Amt und Würde, schon im VIII. Jahrhundert vor. Jede Zupe begriff zwey Hauptorte: eine Burg (zu Schirm, für Vogtey für Kammer und Kasten); und eine Stadt zur Justizpflege: hier waltete insbesondere der Cúdar mit seinen Amtsleuten; hier pflog man wohl auch Handel und Wandel. Unter dem Zupen, (Praefectus, Purggravius) dienten die Castellani, Camerarii und Villici, (auf den königlichen Meyerhöfen). Der Zaudner (Czudarius,) judex provincialis, sein Sprengel die Zaude, stand dem Zupan zunächst: Jagd und Wälder hatte ein Lowcj, — (supremus venator sylvarum) unter sich. Die niedere Gerichtsbarkeit war wohl in den Händen des Landadels und der Ministerialen. Die höchste Gerichtsbarkeit übte der König unmittelbar, oder durch den Pfalzgrafen; viele Hof- und Großbeamte. Aller Boden war Staats- oder Privateigenthum, alle Bevölkerung (S. 27) theilte sich in Besitzer, (zemané,) und Besitzlose (chlapj: Leibeigene?). Gegen Verbrechen und Verbrecher galt noch die altslavische Gesammtbürgschaft (okolina, vicinia;) neben den Friedens- und Kriegssteuern (tributum) bestanden Gerichtstaxen und Proceßkosten: swod (Diebstahl), hlawa (Mord), náwk (Gewalt), hrdost etc.; alle gemeinen oder Staatslasten überbot die zemské roboty, (Landfrohne;) und wir wissen, wie auch unsern Bauern das Wort Robat so geläufig geworden ist.

Die Gutsconfiscation hieß plen. Der höhere Ministerialadel hieß Druh, der niedere und Edelknechte, Panós —: allerdings war die Leibeigenschaft (servi, mancipia) ganz gewöhnlich, aber sie war mild (wie in Bayern auch,) und so bieten sich, wir schöpften hier nur Beyspiele — für den Geschichts- und Landeskundigen in Bayern auch aus Böhmen viele Real- und Nominal-Analogien. „Die Böhmen des 12. und 13. Jahrhunderts standen in Hinsicht der Bildung und Gesittung keinem Volke Europa's dießseits der Alpen und des Rheins nach, und giengen schon damals manchem andern leuchtend voran.“ Damit schließt der Verfasser dieses erste Capitel, das jedem Forscher von Beruf eines der interessantesten in der böhmischen Geschichte seyn wird.

Aus dem II. Capitel: Böhmen unter König Premysl Otokar I. (1197—1230) erwähnen wir hier nur des vom Verf. angedeuteten entscheidenden Wendepunctes der böhmischen Geschichte, indem sich durch das kluge Verständniß der beyden k. Brüder die Frage entschied, daß Böhmen fortan ein eigener souverainer Staat bleiben, und nicht nach dem Bestreben der teutschen Kaiser in mehrere Reichsfürstenthümer zerfallen sollte. — Im III. Capit.: Böhmen unter K. Wenzel I. verbreiten sich teutsche Sitten und teutsches Recht mehr und mehr im Lande. Niederlage der Mongolen vor Olmütz; der thatkräftige Prinz Premysl Oto-

kar verbindet sich mit den mächtigen Baronen Böhmens gegen den Vater Wenzel (ein böses Beyspiel).

Die **Babenberger** erlöschen in Oesterreich, und dieses Land wird für Böhmen erworben, ein verhängnißvoller Erwerb!

Im Beginn des IV. Capitels, K. Premysl Otokars II. steigende Erhebung überschrieben (1253 — 1269), bemerkt der Verf., daß die Schätze der gleichzeitigen Urkunden und Briefe plötzlich so reichhaltig werden, daß es schon schwer halte, ihres ganzen historischen Stoffes nach allen Seiten hin Meister zu werden. Die Veränderungen der böhmischen Verfassung: die obersten Landesämter in Prag; die Errichtung der Landtafel (desky zemské), eine für die Evidenzhaltung des Grundbesitzes höchst wichtige und wohlthätige Einrichtung, welche leider in der Folge durch den Brand der Lagerbücher für lange wieder unterbrochen wurde. Die Rechtspflege auf dem Lande; die Gründung eines freyen Bürgerstandes, teutsche Colonien; Einziehung der verpfändeten Krongüter; Kriege und Frieden mit den Nachbarn, mit Ungarn, mit und in Bayern rc.; Kreuzzug gegen die Preussen; die Königinnen Margareth und Kunigunde; Erwerbung von Steyermark, Kärnthen, Krayn; verschwenderische Pracht und Feste am böhmischen Hofe; das ist ungefähr der Inhalt dieses sehr merkwürdigen **vierten** Capitels.

Unter den „**Salzburger Händeln**" begreift der Verf. die vieljährigen Verhältnisse und Ereignisse, in welche K. Otokar durch den zu ihm blutsverwandten Prinzen **Philipp von Kärnthen**, erwählten Erzbischof von Salzburg auf eine für Böhmen und für Salzburg gleich unheilvolle Weise verwickelt worden war. Daß dieser Prinz Philipp die Priesterweihe nicht annahm, gereicht ihm, in unsern Augen, vielmehr zum Verdienst, als zur Schuld; daß er aber im Kampfe mit seinem eigenen älteren Bruder **Ulrich**, und im Besitze der Freundschaft und der Streitmacht K. Otokars II. das Erzstift Salzburg, im weitesten Umfange, seinen Gelüsten, seiner Verschwendung, und Herrschsucht opferte, wie die böhmischen Schaaren auf den Zügen gegen Bayern und Ungarn: das ist eine Thatsache, die in der bayerischen, salzburgischen und österreichischen Landesgeschichte noch umständlicher bewahrt und im Andenken ist. Zu spät hatte K. Otokar diesen Unholden von sich gewiesen. Dagegen war **Bruno**, Bischof von Olmütz, in Krieg und Frieden, an der Spitze des Heeres, wie in der innern Verwaltung der gesammten Provinzen, und als Unterhändler mit den auswärtigen Fürsten ein für K. Otokar unschätzbarer Staatsmann. Selbst im Geräusch der Waffen, und im Prunk der Hoflager vergaß er nicht, was seinem König und Herrn Behufs der innern Rechts- und Wirthschafts-Verhältnisse frommen sollte: die (im Rauch abgedruckten) **Rationaria Austriae et Styriae** (Saalbücher,) sind eine der Schöpfungen des Bischofs Bruno; desselben, der auf seinem Zuge aus der Steyermark nach Salzburg und Bayern die Stadt Reichenhall mit ihren Salzwerken zerstörte, um jene ausschließlichen des Erzstiftes Salzburg zu Hallein und in Berchtesgaden desto mehr in Flor zu bringen. Denn Böhmen war bey diesem Salzhandel und dem damit verbundenen sehr wichtigen Gegenhandel vorzüglich betheiligt: wie wir es in der dießfälligen Geschichte der Salzwerke aus den gleichzeitigen Quellen umständlich nachgewiesen haben. Wahrscheinlich hat es sich der Verf. der vorliegenden Geschichte Böhmens für die **zweyte** Abtheilung des zweyten Bandes vorbehalten, auch von diesem lebhaften Verkehr zwischen Teutschland und Bayern und Böhmen, vom böhmischen Bergbau, von Künsten und Handwerken, zu sprechen. Der Untergang der Hall-Grafen von Playen (von der Stammburg Playen zwischen Reichenhall und Salzburg), auf Hardeck in Niederösterreich ganz und gar übergesiedelt, wo sie für Otokar von den übermächtigen Ungarn niedergemetzelt wurden, (S. 177) hängt, wie wir anderwärts erläutert haben, mit den durch den Erzbischof Philipp herbeygeführten Verwickelungen, und mit den damaligen Garantien des Salzhandels nach dem Ostlande genau zusammen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

Was die angeblich im Jahre 1358 als Abtissin des Klosters Sonnenfeld verstorbene Anna betrifft, so hat schon Schultes, henneb. Gesch. I. 152, not. g, den Irrthum aus Urkunden berichtet. Allerdings befindet sich auf ihrem Leichenstein in der Kirche zu Sonnenfeld, neben dem Brandenburgischen und Hennebergischen, auch das burggräflich-Wirzburgische Wappen.

Ueber Heinrichs XI. (XIII), des Sohnes Johanns I. Aufnahme des burggräflich-wirzburgischen Wappen neben der Henne in seine Siegel wäre Schultes II, 88 nachzulesen, und ein in Kupfer gestochenes Sigill vom J. 1394 Tab. IX. Nr. 6, zu besehen. Schultes sagt, daß von dieser Zeit an der burggräfliche (2köpfige, halbe) Reichsadler einen wesentlichen Theil des hennebergisch-Scheusingischen Wappens ausgemacht habe, und auf allen Siegeln und Münzen dieses gräflichen Hauses sichtbar sey. Heinrich habe entweder die seinem Hause deßhalb zustehende Gerechtsamen desto mehr auszeichnen, oder dem einfachen Hennebergischen Wappen durch diese Vermehrung einiges Ansehen verschaffen wollen.

Welche Bewandtniß es im 15. Jhrhdrt. und zwar im J. 1456 mit dem Burggrafenamt von Wirzburg gehabt habe, ersieht man nicht allein aus der hier abgedruckten Aufzeichnung der Grafen von Henneberg, woselbst es heißt: „ao. 1456 hat Caspar von Stein von uns zu Lehen empfangen — — — das Burggrafenamt zu Wurtzburg das man itzund nennet das Centgrafenamt, mit aller seiner Zu- und Ingehörung, in und vor der Stadt Wirtzburg mit allen Rechten, Freyheiten und Herrlichkeiten," — sondern auch aus einer bey Schultes II. 274, Nr. 205 befindlichen Urkunde: „Dieses sindt die recht vnd tzugehörunge des Grauen Ampts zu Wurzburg das die vom Stein von vns vnd vnser Herrschaft zu Henneberg zu Lehen haben. Zum ersten so sal der vom Stein Zentgraue," u. s. w. Eben so lautet es in der als Beylage Lit. B. vom Hrn. Verf. mitgetheilten Urkunde vom J. 1497. Es verblieb demnach dieß Amt als Hennebergisches Afterlehen seit 1317 im Besitze derer von Stein zu Nordheim.

Im 16. Jhrdt. verschwindet endlich das Hennebergische Burggrafthum zu Wirzburg völlig, und Junker und Schultes sind der Meynung, der am 25. Decemb. 1583 ohne Erben verstorbene Graf Georg Ernst habe, die Belehnung vom Stifte Wirtzburg seiner Würde als Reichsfürst für nachtheilig haltend, gänzlich davon sich losgesagt, „und obgleich ihn Bischof Conrad 1540 mit der Burggrafschaft von Neuem beleihen wollte, so verweigerte sich dennoch der Graf der deshalbigen Lehensempfängniß mit vieler Standhaftigkeit, und Conrad konnte weiter nichts thun, als seine Lehensansprüche durch eine Protestation sicher zu stellen, die aber von Seiten Hennebergs durch eine Gegenprotestation wieder entkräftet wurde."

(Siehe die Beylage Lit. C, die auch bey Schöttgen und Kreysig diplom. T. II. 615 steht, desgleichen der Lehenbrief von 1497 T. II. 607.) So endigte sich das hennebergische Burggrafenthum zu Wirzburg durch freywilliges Aufgeben desselben von Seite des Grafen Georg Ernst, und zwar war dieß viele Jahre vor dem mit Sachsen abgeschlossenen Erbfolge-Vertrag (1. Septemb. 1554 zu Kahla im Altenburgischen) geschehen, so daß diesemnach die Herzoge zu Sachsen an dieß Amt keinerley Anforderungen zu machen hatten. Es war also von Seite der sächsischen Räthe nicht Mangel an historischen, diplomatischen und heraldischen Kenntnissen, wie der Herr Verf. sagt, der sie an einen so wichtigen Gegenstand nicht hätte denken lassen, sondern lediglich der so eben von Schultes II. 281, 282 angegebene Grund.

Von größerem Interesse als das in alphabetischer Ordnung angefügte „Verzeichniß der zu dem Burggrafenthum Würzburg ehedem gehörigen Güter" wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn der Herr Verfasser uns mit den Gerechtsamen eines Burggrafen des Wirzburger Bisthums und mit dem Ursprung dieser Würde hätte bekannt machen wollen. Doch, dieß scheint er als etwas allgemein bekanntes und keiner näheren Erörterung bedürfendes vorausgesetzt zu haben, über welches man in den seiner Abhandlung vorangesetzten Werken die gehörigen Aufschlüsse finden könne. — Indem wir die Ansichten und Bestimmungen der vom Hrn. Verf. angeführten Gelehrten über diesen Punkt in ihrem Werthe belassen, begnügen wir uns hierorts bloß einige Andeutungen darüber mitzutheilen, wie wir sie aus unverdächtigen Urkunden geschöpft haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nr. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften von Franz Palacky.

(Schluß.)

In mehrern böhmischen Städten hatte Otokar dem Magdeburgerrecht Eingang gestattet: den teutschen, meist von den nordwestlichen Küsten eingewanderten Colonien ihr eigenes. Wenn aber der Verf. (S. 152) sich nicht zu entscheiden getraut; ob schon der ständische Grundbesitz für sich, wie bisher bey den Süden überhaupt, oder erst, wie in spätern Jahrhunderten, eine königl. Ernennung zum Gerichtsbeysitzer befähigte: so lassen uns alle Umstände und benachbarte Analogien sicher auf das erstere schließen. Das höchst lehrreiche und höchst tragische fünfte Capitel: K. Premysl Otokars II. Höhe und Fall (1270 — 1278), kann nur mit tiefer Wehmuth durchlesen werden. Verderben bringend steht Philipp von Kärnthen, aus dem Erzbisthum Salzburg vertrieben, und bald auch des Patriarchats von Aquileja entsetzt, wieder an K. Otokars Seite (S. 208), und abermals Krieg mit Ungarn bevor. Zweyer Ausländer als unmächtiger Könige von Teutschland und der Zerwürfnisse in demselben müde, hatten die Reichsfürsten den Grafen Rudolf von Habsburg zum Reichsoberhaupte gewählt. Unser Verfasser einerseits das dunkle Verhängniß nicht verkennend, dem der seiner Zeit weit vorausgreifende K. Otokar entgegen gieng, sucht anderseits viele Gründe geltend zu machen, warum derselbe, auch als durch Eid und Freundschaft an K. Richard gebunden, den Forderungen Kaiser Rudolfs nicht nachkam, vor ihm nicht zur Belehnung erschien. Dennoch dünkt uns dieses Beharren auf nicht mehr haltbaren Motiven (und die Pflicht der Selbsterhalung verkennend!), als jener die Katastrophe nothwendig herbeyführende Stolz und Starrsinn, der den herrlichen Fürsten dem Verrath der Mächtigsten seines eignen Landadels, in Böhmen und Oesterreich, und dem Triumph seiner auswärtigen Feinde im Rathe der Reichsfürsten Preis gab. Hätte sich Otokar vor allem der Belehnung durch Rudolf gefügt: dieser würde, gerecht und wohlwollend auch gegen Böhmen, wie er es, nach Otokars Untergang, auch für dessen rath= und hülfloses Haus bewies, ungeziemenden Zumuthungen nicht weiter Gehör gegeben haben. Der Reformator, K. Otokar, der an den Grossen, Reichen und Gewaltigen seiner Provinzen so manchen Frevel gezüchtigt und gar manchen Mißbräuchen Schranken gesetzt hatte, verfolgte bey seinem Hang nach äußerer Größe und Macht nur eine desto gefährlichere Bahn, auf welcher das Einlenken oft klüger als das Fortschreiten ist. Selbst den Bischof Bruno scheint diese Richtung und Stellung des Königs — in den entscheidendsten Momenten, von seiner Person entfernt gehalten zu haben. So erklären wir es uns, daß, wie der Verf. (S. 289.) schreibt, „ein in jeder Hinsicht so ausgezeichneter Monarch dennoch schon von seinen Zeitgenossen vielfach verkannt und gehaßt, von der Nachwelt aber größtentheils nur verläumdet werden konnte, eine betrübende Erscheinung, die gleichwohl schon öfter in der Geschichte sich wiederholt hat,“ — und die Hindeutung des Verf. auf Kaiser Joseph II. „der in der That viel Aehnlichkeit mit K. Otokar II. hatte“ auf ihrem Werth beruhen lassend, freuen wir uns, bey so manchem Anlasse in der teutschen, bayerischen, und österreichischen Geschichte, diesem grossen Charakter nirgends zu nahe ge-



treten zu seyn. *) In der Beylage zum IV. Buch „Zeugenverhör über König Otokar II.“ — überschrieben, sind die gleichzeitigen Autoren zusammengestellt, welche sich, mit mehr oder weniger Bestimmtheit, für, wider oder über ihn ausgesprochen haben.

In dem kurzen Zeitraum von 1278 bis 1283, dem das VI. Capitel gewidmet ist, „gesellten sich zu den Uebeln, welche von dem Eindringen eines siegreichen Feindes überall unzertrennlich sind, hier die noch schlimmere Einmischung falscher habsüchtiger Freunde (Otto von Brandenburg ꝛc.), der Gräuel innerer Partheyungen und Fehden, und endlich, um die Zerstörung und den Jammer voll zu machen, furchtbare Elementarereignisse, eine allgemeine Hungersnoth, und eine unerhörte Sterblichkeit.“ — „Der Thronerbe, Wenzel II., der einzige noch lebende Sprosse des alten Stammes der Premysliden war ein Kind von sieben Jahren:“ und daß dieser Sproße gerettet, daß ihm Böhmen als souverainer Staat erhalten, daß ihm Gutta, des Kaisers Tochter, zur Gemahlin gegeben, und damit neue Hülfsmittel und Erwerbungen gewährt wurden: — all das war das Werk Rudolfs, des von Otokar so stolz verschmähten Grafen von Habsburg. Mittel- und unmittelbar hatte aber an diesem Wohlwollen für Otokars Nachkommen, ein in Kirche und Staat gleich hochgestellter Mann Theil, der bey Kaiser Rudolf selbst in den wichtigsten Reichsgeschäften das vollste Vertrauen besaß: — der salzburgische Fürst-Erzbischof Friedrich II. Unser Verf. hat seiner auch mehrmalen gedacht: aber Friedrich war kein Graf von Leonberg und Dornberg (aus der Nähe von der Ampfinger-Wahlstatt), wiewohl das auch der bayerische Geschichtschreiber Buchner, den vielleicht unser Verf., ohne jedoch seiner irgendwo zu erwähnen, hier, wie bey einigen andern Stellen vor sich hatte, irrig behauptet: Friedrich stammte aus dem alten salzburgischen Ministerialgeschlecht von Walchen, und verdankte seine Würde und Hoheit lediglich seinem eben so ausgezeichneten Talente, als seinem edlen und festen Charakter; womit er selbst dem weiland K. Otokar in Oesterreich und Steyermark zur Bändigung adelicher Räuber und Meuterer zu Hülfe gekommen war. Fürst-Erzbischof Friedrich war es, wie das von uns anderwärts nachgewiesen worden, der die großen salzburgischen Kirchenlehen in Oesterreich, welche durch das Erlöschen der Babenberger und durch den Fall Otokars erledigt worden waren, an K. Rudolfs Söhne übertrug, und so zuerst dem Hause Habsburg in Oesterreich selbst zu Land und Leuten verhalf. Die Bischöfe von Freysing, Passau, Regensburg, waren dem Beyspiele gefolgt. Dagegen verschaffte auch K. Rudolf diesen Hochstiftern kaiserlichen Schirm, und wieder manchen Ersatz im Ostlande, und er verlieh unter andern dem sehr herabgekommenen Bisthum Chiemsee einige Weingärten bey Wien und ein Haus in der Stadt selbst, als das ledig gewordene Eigenthum des, nach Otokars Fall, nach Bayern geflüchteten Bürgermeisters Baltram Wazzo. *)

Noch glauben wir eine Stelle des Verf. (S. 296): „daß nämlich Heinrich von Bayern den Preis seines Verraths (an Otokar), das Land ob

*) Z. B. im II. Bde. unserer Beytr. zur teutschen Länder-Völker-Sitten- und Staatenkunde: München 1826; S. 241 ꝛc. in der Einleitung zu dem hier zum erstenmal bekannt gemachten Document mit dem Titel: „haec sunt dampna, quae sustinuit Ecclesia Salisburgensis in possessionibus apud Traisemauer, videlicet in villis septem, ante introitum Domini Philippi, salzburgensis Electi in terram Austriae, in primo introitu Ducis Austriae Ottachari, videlicet Marchionis Moraviae, quae dampna scripta sunt an. Dmi. MCCLII.“

*) Auch diese Urkunden sind, zum erstenmale, von uns im oben bemerkten II. Bande uns. Beyträge in der Abhandlung: zur Geschichte der Ausstattung und des Haushalts der teutschen Bisthümer, insbesondere des Bisthums Chiemsee — bekannt gemacht worden; und alsobald wurde auch von denselben im Hormayrschen Archiv für Geschichte, Statistik ꝛc. wie von einem eigenen Funde, und auf eigene Rechnung Gebrauch gemacht.

Aus der Zeit Otokars und seiner Herrschaft in Oesterreich, Steyermark, und Kärnthen liegen noch gar manche handschriftliche Urkunden und Nachrichten vor, wir bescheiden uns aber gern, daß sie zur vorliegenden Geschichte von Böhmen nicht geradezu nothwendig.

Ens, nicht erlangen konnte," — dahin berichtigen zu müssen, daß Herzog Heinrich, wie mehrere von ihm ertheilte Urkunden beweisen, wirklich einige Zeit im Besitze dieses Landes war, es aber dann für andere Erwerbungen wieder aufgab.

Böhmen unter K. Wenzel II. (1283 — 1305). Der Inhalt des siebenten Capitels liefert den Beweis, daß die Vorsehung die Staaten auch aus den verzweifeltsten Lagen rettet, wenn auch nur halbweg Recht und Ordnung herrscht. Aber K. Wenzel II. hatte sehr früh gealtert, er starb schon im 34ten Jahre: „denn er hatte allzufrüh gelebt und seine Kraft vergeudet." „Uebrigens war er ein achtbarer und frommer Fürst, ein verständiger und wohlwollender, ja im Frieden ein musterhafter Herrscher." — „Die von ihm durchgeführte gänzliche Reform des Münzwesens ist das schönste und bleibendste Denkmal seiner weisen und wohlthätigen Regierung."

Das VIII. und letzte Capitel erzählt auf wenigen Blättern (von 1305 — 1306), wie K. Wenzel III., Wenzels II. einziger Sohn, sich von Böhmen, Ungarn und Polen schrieb; das zweyte aufgab, gegen das dritte zu Olmütz ein Heer sammelte, aber von einem Meuchelmörder erdolcht wurde. Es war ein Thüringer, Namens Konrad von Botenstein: der Anlaß zu dieser That blieb völlig unbekannt. Wenzel hatte sich einige Zeit mit sehr unsauberer Kameradschaft umhergetrieben, aber im Kloster Königssaal, am Jahrestage nach seines Vaters Tod, die heilsamen Ermahnungen des Abtes ziemlich zu Herzen genommen, als ihn, bald nachher sein Schicksal ereilte. Es war der letzte Premyslide. Wie gesagt, über die inneren Zustände Böhmens in dieser Periode, wünschen wir in der Darstellungsweise des Verf. noch nähere Aufschlüsse.

v. KochSternfeld.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung).

Es ist bereits früher (1840, p. 944. 951 der Gel. Anz.) in diesen Blättern entwickelt worden, wie die Bischöfe von Wirzburg zeitig nach der Gründung ihres Bisthums von jeder weltlichen Gewalt auf dem ihrer Kirche zustehenden Gebiet eximirt, und daß ihnen die Rechte der königlichen Grafen im besagten Bezirk eingeräumt worden seyen. Da sie selbst als Vorsteher der Kirche und als Geistliche mit weltlicher Jurisdiction sich nicht befassen durften, so stellten sie zur Handhabung ihres richterlichen Amtes eigene Beamte an, die advocati ecclesiae Wirzeburgensis. Gerade so treffen wir es bey andern Kirchen z. B. bey Passau an, wo in einer Urkunde Kaiser Arnulphs vom 9. Sept. 898 nach der gewöhnlichen Exemptionsformel ut in prememorata urbe amodo nullus judex publicus vel quislibet vir ex curiali dignitate placitum aut comitatum habere presumat — — — — es heißt: sed advocatus atque patronus sanctae Dei casae sub ditione illius sedis episcopi constitutus, quaecumque illic sunt disponenda, ipse et non alius ordinet et examinet.

1) Aus diesem richterlichen Beamten nun, den der Bischof setzte, scheint uns jene Würde hervorgegangen zu seyn, welche man im 12. Jhrhdt. die burggräfliche genannt hat. Daß dieß das wahre Verhältniß gewesen, ergiebt sich einfach daraus, daß noch in den Jahren 1129, 1131, 1144 die Würde des Advocatus und des Comes in einer und derselben Person vereint vorkommt.

Es erscheint aber schon in sehr früher Zeit und lange vor dem Jahre 1057 ein Comes Wicbold ums J. 823 unter Bischof Wolfgar, welcher Comes den zu entrichtenden Zoll als beneficium besaß. Dieser Wicbold nun scheint uns die Reihe der Advocaten der Wirzburger Kirche zu eröffnen. Ich füge hier unten die Liste der Advokaten, Stadpräfekte, Stadtgrafen und Burgvögte bis zum J. 1240, wie ich sie aus Urkunden gezogen, bey. *)

*) 823 Wicbold
918 5. July Heinricus Comes
923 8. April Bobbo, Comes
1057 3. März Eberhardus Comes nostraeque ecclesiae advocatus.

2) Der Comes urbanus (1136), auch wohl Comes ohne weiteren Beysatz (1136), wo ihn aber seine Stelle in der Urkunde als Stadtgrafen bezeichnet, und der Burggravius (1137) erscheinen bereits vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Bey der Zunahme der Stadt ward dem Advocatus auch die Aufsicht über diese vom Bischof schon zu Ende des XI. Jhrhdts. übertragen. Ganz treffend bemerkt L. Fries S. 505, col. 2, die Burggrafen seyen „in dem Gewalt und Ansehen gewesen, daß gar wenig kaufe, wechselstiftung und andere treffliche tapffere Verträge und handlungen in dem Stifft Wirtzburg ohne ihr Beyseyn und Bewilligung, die seyen gleich von Kaysern, Königen, Fürsten oder andern geringern standes gemacht worden durch die Bischoffe oder das Domb-Capitel beschlossen und aufgerichtet seyn. Und zu einem urkundt und wahrzeichen, daß solches mit ihrer Bewilligung gehandelt worden, sind sie allewegen mit ihren nahmen, in den obgemeldten Verträgen, zu ende der schrifft ausdrücklich benennt worden."

Es war demnach die Würde eines solchen Stadtpräfekten, Stadtgrafen oder Burggrafen, der zugleich sein früheres Amt als Advocat der Wirzburger Kirche damit verband, eine sehr hohe und ausgezeichnete. Der klare Laut der Diplome zeigt uns, daß die Aemter des Stadtgrafen, Burggrafen und Stadtpräfekten in einer Person vereint, und nicht, wie dieß anderswo, z. B. in Köln am Rhein der Fall war (Hüllmann, Städtewesen II, 340, 341.), wo der Stadtvogt vom stiftischen Vogt unterschieden ist, an mehrere Personen verliehen gewesen. — So stellt sich Boppo in einem und demselben Jahr 1174 bald als Graf, dann als Stadtgraf (Comes urbanus), dann als Stadtpräfekt, und endlich als Burgravius Wirzeburgensis dar, und doch sind seine Verrichtungen von der Art, daß ein Ausscheiden der verschiedenen auf sein Haupt gehäuften Chargen nicht wohl thunlich ist.

1069 7. July derselbe
1071 — — — ders.
1091 — — — Goteboldus urb. praefectus.
1094 — 1144 Gotteboldus junior urbis praefecturam agens uxor Lukgardis, 1138.
1140 — 1157 Boppo. uxor Irmengarda, 1151.
1144 — 1159 Berthold, Boppo's Bruder.
1161 — 1189 Boppo, Bertholds einziger Sohn.
1) 1190 — 1212 Berthold und 2) Boppo, des und vorigen Söhne.
2) 1190 — 1240.
3) Bertholdus puer de Herinberc, urb. praefectus, 1212, 1213. 1215. der Sohn Bertholds und Neffe Boppo's.

3) Die Bedeutung dieser Würde verlor sich jedoch zu Anfang des 13. Jhrhdts., indem der Schultheiß der bischöflichen Curie immer bedeutender hervortritt und einen Theil der Verrichtungen des Burggrafen übernimmt. So läßt im J. 1243 der Ritter Cunrad genannt Sweigerarius, Schultheiß der bischöflichen Curie, die zum großen bischöflichen Zoll gehörigen Marktpfennige, mit Bewilligung des Bischofs Hermann und zum Heil seiner Seele, sowie zum Vortheil aller Verkäufer, nachdem er 150 Mark Silbers dem Bischof erlegt, abschaffen. Bey Verkäufen finden wir fortan die Schultheißen (1244 April). Des Bischofs Regierungsjahre oder sein Name überhaupt als regierender Herr stehen sorgfältig verzeichnet: vom Stadt- oder Burggrafen aber ist am Ende der Urkunden nach 1240 keine Spur mehr zu treffen!

4) In den Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und den Grafen von Henneberg seit 1230 — 1258 scheint ein Theil derjenigen Würden, welche im Hause Henneberg erblich auf einem Gliede dieses Hauses ruheten, von den Bischöfen, als Lehensherrn, den Hennebergern entzogen worden zu seyn. Dieß war, wie man mit Bestimmtheit annehmen darf, wo nicht die Advocatie, so doch die Stadtpräfektur. Das Burggrafenamt scheint nach den Beschränkungen durch den Schultheiß der Curie, als minderwichtig ihnen verblieben zu seyn, und schwerlich dürfte eine Urkunde aufgefunden werden, in welcher nach dem Jahre 1240 irgend ein Graf von Henneberg noch in der Verrichtung eines advocatus ecclesiae W. oder eines praefectus urbis erscheint. — Die Stadtpräfektur nahmen die Bischöfe in einer Zeit an sich, wo die weltlichen Hoheitsrechte von den Kirchenfürsten erstrebt, erhalten und geübt worden sind. Sie setzten nun ihre Schultheißen der bischöflichen Curie (Cunrad Sweigerarius 1243 und Rüdiger scultetus Curiae 1250, 10 April).

5) Es blieb also den Hennebergern von dem mit der Advocatie und der Stadtpräfektur verbundenen Burggrafenthum weiter nichts übrig, als was uns die Urkunden vom 18. Octob. 1317, 1456, und 1534 (über letztere siehe diese Zeitschrift, S. 107 — 110, „Zugehorunge des Grauampts zu Wirtzburg das man nennet das Zentgraffen Ampt" mitgetheilt vom Hrn. Legationsrath Dr. Scharold) zeigen, nämlich das zum Centgrafenamt herabgesunkene und im Andenken an frühere Zeiten noch also genannte Burggrafenthum, welches sie, wie oben gesagt, denen von Stein als Afterlehen gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nr. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reisen und Forschungen in Griechenland von H. N. Ulrichs, Dr. Ph., ordentlichem Professor an der Otto-Universität zu Athen. Erster Theil. Reise über Delphi durch Phocis und Böotien bis Theben. Mit 2 Plänen. Bremen, Druck und Verlag von Joh. Georg Heyse. 1840. 264. S.

Es ist ein glücklicher Gedanke, daß deutsche Gelehrte, welche seit einer Reihe von Jahren in dem Lande leben, das, zu Zeiten vergessen, doch immer von neuem mahnend die Aufmerksamkeit der Abendländer auf sich zu lenken weiß, in ausführlicheren Werken die Chorographie desselben niederzulegen und das Jetzt und Einst vergleichend eines durch das andere zu beleuchten beginnen, und es hieße in der That seine Stellung nicht begreifen, wenn dieses von ihrer Seite unterlassen würde. Sind doch für ein solches Unternehmen Niemanden reichere Mittel in die Hände gegeben, als ihnen. Kenntniß der Landessprache, Vertrautheit mit dem Neugriechenthum, die Gelegenheit, nach allen Seiten hin das Land mit Muße zu durchforschen, die Möglichkeit, Mängel und Lücken, die erst bey der Darstellung selbst fühlbar werden, durch erneuerte Anschauung oder wiederholte Erkundigung zu berichtigen und auszufüllen — welchem der bisherigen Reisebeschreiber wäre dieses Alles in gleicher Weise zu Gebote gestanden wie ihnen? Man darf sich nun der Hoffnung hingeben, endlich auch das weniger bekannte Innere von Hellas, vielleicht selbst mit Einschluß von Thessalien, was außer der gewöhnlichen Reiseroute der Touristen liegt, von denen der eine in die Fußstapfen des andern zu treten pflegt, aufgeschlossen zu sehen. Bereits liegt, während Dr. Roß seine Thätigkeit den Inseln zuwendet, im ersten Theile des angezeigten Werkes uns die genaue Durchforschung eines kleinen, aber zu den interessantesten Partieen von Hellas gehörenden Gebietes vor. Laut der Vorrede ist diese Schrift für das gelehrte Publikum bestimmt. Es scheint aber, als habe der Verfasser zugleich auch andere Leser im Auge gehabt, indem er einestheils viel Bekanntes weitläufig auseinander setzt, anderntheils sich nicht damit begnügt, Worte der Alten in den Anmerkungen beyzusetzen, sondern auch ihren Inhalt wiedergiebt, und Dichterstellen häufig nicht bloß im Original, sondern auch in der Uebersetzung anführt. Dadurch ist jedoch dem ausgesprochenen Zweck Eintrag gethan. Jedenfalls hätte das umgekehrte Verfahren eine größere Einheit hervorgebracht, wenn nämlich das Buch für einen größern Lesekreis angelegt worden wäre, was das Interesse des Gegenstandes wohl verdiente, und dabey alles Gelehrtere seinen Platz in den Anmerkungen erhalten hätte, während es jetzt theils in diese theils in den Text vertheilt ist. Die Schrift besteht aus neunzehn Kapiteln; hinter jedem folgen Anmerkungen, die ungefähr ein Drittel des Ganzen ausmachen. Gehen wir nun zu dem Inhalt selbst über.

Der Verfasser, welcher zweymal die Reise durch Phokis und Böotien unternommen hat, beschreibt zuerst den Seeweg von Athen nach Delphi, den man im Sommer in zwey bis drey Tagen zurücklegt. Eine angenehme Abwechslung erhält diese Fahrt durch die zu passirende treffliche Straße vom Hafen Kalamáki über den theilweise mit niederen Fichten bedeckten Isthmos nach Lutráki, einem von den lauen Quellen am Meeresufer, die ehemals als Heilbäder benutzt waren und jetzt abgekühlt dem Vieh zur Tränke dienen, benannten kleinen Orte, den man in zwey Stunden erreicht. Hier findet man fast jederzeit Gelegenheit zur Einschiffung nach

der immer mehr aufblühenden Hafenstadt Galaxidi in der Bucht von Sálona. Diese Stadt steht nach der Meynung des Verfassers auf der Stelle des alten Oeanthia, weil dieses Polybius gerade Aegira gegenüber angebe, was mit der Lage von Galaxidi übereinstimme. Die Richtigkeit dieser Annahme erlauben wir uns sehr zu bezweifeln. Erstlich ist der Ausdruck κατάντικρυ bey Polyb. IV. 57 durchaus nicht dahin zu verstehen, als liege Oeanthia gerade gegenüber von Aegira; er konnte mit Recht auch dann gebraucht werden, wenn Oeanthia weiter westlich lag. Dann gränzte nach Pausanias das nicht weit vom Eingang des korinthischen Golfs gelegene Naupaktos an Oeanthia und Plinius nennt L. IV. 3 von Aetolien her zuerst Oeanthe. Endlich zeigt auch die Stelle bey Thukydides III., 101 deutlich, daß der Weg von Delphi nach Naupaktos durch das Land der ozolischen Lokrer zuletzt über Oeanthia führte. Aus diesem allen ergiebt sich unwiderleglich wenigstens so viel, daß diese alte Stadt nicht an dem sinus Crissaeus oder der Bucht von Sálona lag, und wir hoffen zuversichtlich, man werde ihre Ueberreste noch in der Nähe von Naupaktos auffinden, wo sie auch Reichard in seinem Atlas angesetzt hat. Im Vorbeygehen sey noch bemerkt, daß Plutarch Quaest. Graec. 15. Οἰάνθειαν statt Ὑάνθειαν zu schreiben ist, ein leicht erklärlicher Schreibfehler, der sich in ganz ähnlicher Weise auch in der Beckerschen Handschrift des Pausanias zeigt. Die Scala von Sálona im innersten Winkel des Meerbusens, die dem alten Hafen Chaläon entspricht, erreicht man von Galaxidi aus in zwey Stunden. Geht man von dort südöstlich am Meere fort, so kommt man bald an das Bett des Plistos oder, wie er jetzt wegen gänzlicher Vertrocknung im Sommer heißt, Xeropotamos, und nach dessen Ueberschreitung an die Trümmer von Kirrha, wo sich die Mauern einer alten Festung verfolgen lassen und Substructionen von mehreren Gebäuden finden. Die Ebene am Meere ist fast ganz von Bäumen entblößt, wie sie schon Pausanias beschreibt, und, wenige Felder ausgenommen, auf denen etwas Baumwolle, Korn und Wein wächst, mit Binsen und Gras bedeckt, in welchem zahlreiche Rinder weiden. Dagegen überrascht weiter hinauf der Anblick des lachenden Gefildes, das sich bis Chrysó und Sálona erstreckt, und mit dem schönsten Oelwalde, herrlichen Weingärten und Kornfeldern geschmückt ist. Es ist dieses die große von Strabo gerühmte krissäische Ebene, begränzt im Norden von dem meist in Wolken gehüllten Parnaß, links von der waldigen Jona, einem Theile des Korax, an deren Fuß Sálona, das alte Amphissa, sich zeigt, rechts von der theilweise mit niederem Gesträuch bedeckten Kirphis. Das an einem Abhang des Parnaß gelegene Dorf Chrysó, worüber der Weg nach Delphi führt, ist eines der wohlhabendsten in Griechenland und von blühenden Gärten umgeben, die von vier reichen Quellen bewässert werden, so daß es nicht mit Unrecht seinen Namen, das goldene, führt. Auf dem Südende desselben Vorsprunges, an dem Chrysó liegt, steht die Kirche der vierzig Heiligen, umgeben von weitläufigen uralten polygonen Mauern, die sich hie und da noch zu zehn Fuß Höhe erheben, und zwischen durcheinander geworfenen Trümmern innerhalb des steinernen Kranzes sieht man einen Altar mit dreyzeiliger Bustrophedoninschrift auf zweyen seiner Seiten, aus welcher, sowie aus den zwey Escharen, erhellt, daß er zwey Gottheiten, der Hera und Athena, geweiht war. Dieß sind die bisher nicht untersuchten Reste der homerischen Burgstadt Crissai, wie der Verfasser darthut, und es ist nicht zu bezweifeln, daß der alte Name mit geringer Veränderung, indem die Volkssprache nach ihrer Art den bedeutungslosen ummodelte, sich in demjenigen des nahen Dorfes erhalten habe. Nach drey Viertelstunden von Chrysó aus gelangt man zu den Tennen von Kastrí (ἁλώνια τοῦ Καστριοῦ) und hat nun die Thalschlucht von Delphi und das Dorf Kastri vor sich, so wie man zugleich zum letztenmal Chrysó, den Oelwald, das Uferland und das Meer überblickt. Das delphische Thal umgiebt links der Parnaß mit den phädriadischen Felswänden, rechts die Kirphis, nach Osten begränzen es hohe, vom Parnaß auslaufende Hügel, auf deren einem im Hintergrunde die Kirche von Aráchowa, dem alten Anemoria, wie der Verfasser vermuthet, sich zeigt. Am höchsten Theile einer von den Phädriaden bis zum Plistos hinab, der in der Tiefe des Thales am Fuß der Kirphis fließt, stark sich senkenden, dem Halbrund eines kolossalen Thea-

ters vergleichbaren Ebene, hart unter den Felsen liegt das Dorf Kastri. Die Felsen hat der Fall eines über 200 Fuß hoch herabstürzenden Gießbaches senkrecht auseinander getheilt, und am Fuß der östlichen Wand entspringt die kastalische Quelle, jetzt Brunnen des heiligen Johannes, und rieselt bald in eine tiefe Schlucht hinab, durch die sich der Gießbach den Weg zum Plistos gebahnt hat. Jenseits der Schlucht liegt in einem Oelwäldchen das Kloster Panagia. Indem hier der Verf. zuerst alle in der Richtung von Westen nach Osten sich darbietenden Gegenstände angiebt und dann dem Pausanias auf dem Fuße folgend, der von Osten her kam, sich in vier Kapiteln sehr ausführlich über die delphischen Alterthümer verbreitet, wobey die Anmerkungen mehr Blätter füllen als der Text, sind manche Wiederholungen unvermeidlich geworden. Die beygegebenen Pläne kommen dem Vortrag auf erwünschte Weise zu Hülfe. Wir können uns bey diesen Untersuchungen nicht aufhalten und erlauben uns nur in Bezug auf die vorgetragene Vermuthung, der eherne Wolf neben dem großen Altar auf dem Vorplatze des Tempels sey ein Sinnbild des Asyls und der Sühne gewesen, die der flüchtige Mörder bey Apollo fand, die Bemerkung, daß wir in dem zur Vergleichung angezogenen neugriechischen Sprüchwort: *ὁ λύκος ἀντάραν θέλει*, der Wolf will Nebel, den Sinn: ein böses Gewissen sucht heimliche Wege, nicht finden und demnach auch nicht glauben können, der Wolf sey bey den heutigen Griechen das Symbol eines bösen Gewissens, sondern jene Worte einfach so auffassen: zur Ausführung böser Anschläge ist die Dunkelheit geeignet.

Der Parnaß, von den Umwohnern Liákura genannt, hat viele Gipfel, der höchste unter allen heißt Lykéri, in welchem Namen der Verfasser das alte Wort *Λυκώρειον*, wohl mit Recht, wieder erkennt. Zu den Höhen führen von Kastri zwey Wege, der alte, die *κακὴ σκάλα*, im Zickzack auf mehr denn tausend in den Felsen ausgehauenen Stufen. Die Hochthäler sind im Sommer durch zahlreiche Heerden belebt und zur Erntezeit sammeln sich die Kastriten und die Bewohner von Aráchowa, die ihre ergiebigsten Felder oben haben, in ihren Sommerhütten. In den zum Theil dichten Tannenwäldern hausen Wölfe, wilde Schweine und eine Art Gemsen (*ἀγριογίδια*), zuweilen kommen selbst Bären vor. Der Parnaß hat noch immer Ansprüche auf den Namen eines Musenberges, denn im Munde seiner Hirten leben eine Menge Lieder, die von ihnen zur Rohrflöte gesungen werden und beym Volke sehr beliebt und weit verbreitet sind. Betrachtet man die Proben, welche der Verfasser von dieser Naturpoesie sowohl im Urtext als in gelungener Uebersetzung gegeben hat, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte ihm gefallen, eine Sammlung solcher Tragudia, womit er, wo wir nicht irren, schon lange umgeht, bald zu veröffentlichen, da die bisher bekannt gemachten theils unvollständig theils unzuverläßig sind. Wir können nicht umhin, unsern Lesern ein solches, wiewohl nicht auf dem Parnaß entsprungenes, Lied mitzutheilen, das eine Allegorie auf die Eroberung Thessaliens durch die Türken enthält.

Der alte Hirsch und das Reh.

Drüben auf Olympos Höh, in dem niedren Tannenwald
Saß ein alter Hirsch daher (?), dem das Auge weinet schwer,
Und von Thränen rothgefärbt, roth und grünen Thränen fließt,
Blaue Thränen auch vergießt.
Und ein Reh vorüber ging, stehet still und spricht zu ihm:
„Fehlt dir was, mein alter Hirsch, daß dir so dein Auge weint,
„Und von Thränen rothgefärbt, roth und grüne Thränen fließt,
„Blaue Thränen gar vergießt?“
„„Türken kamen in das Dorf, haben Hunde zu der Jagd
„„Zwey und siebzig mitgebracht.““
„Ich verjag' und treibe sie auf die Inseln vor mir her,
„Auf die Inseln, in das Meer.“ —
Eh der Abend dunkelte, war erjaget schon das Reh;
Und bevor gegraut die Nacht, war der alte Hirsch erjagt.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

6) Nun trat Graf Johann durch die Annahme des Marschalkamtes in eine abhängigere Stellung zum Bischof (1348). Daß er das also geschmälerte Burggrafenthum aus der Hand des Bischofs als Lehen empfieng, beweist für die vorhergehenden Zeiten mindestens soviel, daß dieß Amt nicht ein vom Kaiser, — mithin kein kaiserliches, — sondern ein vom Bischof, — also ein bischöfliches Amt gewesen sey.

7) Wie das herabgesunkene und als Afterlehen ausgethane Burggrafenamt vom letzten Grafen des Hennebergischen Stammes, Georg Ernst, auf das Anerbieten Bischofs Conrad, der sich auf die Belehnung Johanns I. v. 1348 berief, verschmäht wurde, ist oben nach Schultes erzählt worden. Warum die hennebergischen Grafen demungeachtet in ihrem Wappen das burggräflich-wirzburgische (1394) Wappen führten, hat der Geschichtschreiber dieses Hauses, (und wir aus ihm) angegeben. Wer auf das Führen solcher Wappen streng-historische Beweise gründet, dem wollen wir zu bedenken geben, daß die Grafen von Henneberg, als ursprünglich von den Colonna's abstammend, mit päpstlicher Bewilligung sogar das Wappen der Colonna's seit 1466 geführt.

II.

Geschichte des Klosters Frauenroda. Aus Urkunden von Dr. Jäger, gewesenen Pfarrer in Pförring an der Donau.

Eine durchgehends auf Urkunden gebaute Geschichte dieses Cisterzienser-Nonnenklosters Frauenroda vor der Rhöne gelegen, welches der Sage nach also entstanden seyn soll.

Der Gemahlin Otto's von Bodenlauben, Beatrix, wäre am offenen Burgfenster stehend, von einem Wirbelwinde der Schleier durch die Lüfte fortgeführt worden. Beyde Eheleute hätten betroffen darüber gelobt, am Orte, wo sie den Schleier wieder finden würden, ein Kloster zu erbauen. Er fand sich 2 Stunden von der Burg entfernt am Gesträuche hängend beym Dorfe Burkarderode, und dieser Ort wurde nun zur Anlage eines Nonnenklosters auserwählt, in dessen Kirche bis auf heutigen Tag der Beatrix Schleyer aufbewahrt wird, und woselbst auch beyder Eheleute Grabstätte und deren Leichenstein (den Schultes kurz beschrieben) zu sehen ist. Gleich in der ersten Note findet sich eine genealogische Berichtigung, indem gegen Schultes aus der Urkunde von 1247 gezeigt wird, daß Otto von Bodenlauben mit seiner Gemahlin Beatrix 2 Söhne, beyde Otto geheißen, gezeugt, von denen der Jüngere den geistlichen Stand ergriffen, der ältere Otto aber sich mit Adelheit von Hildburg vermählt, und in dieser Ehe einen Sohn Adalbert gezeugt, welcher Domherr zu Wirzburg geworden sey. Der Vater Otto (der bereits 1245 verstorben war) und seine Gattin Beatrix sahen sich auf diese Weise, und da auch Otto, der Gemahl der Adelheit, in den deutschen Orden getreten war, in der That erblos, „heredem in terris non habentes," wie die Worte der Stiftungs-Urkunde lauten. Diese Urkunde selbst ist hier vollständig in der Beylage I. abgedruckt und alle Fehler des Schultes'schen (und Ussermannschen) Abdruckes gebessert, die Lücken nach: „ipsi autem" bis „propositum" durch die Worte: „pium sequentes" ausgefüllt, die Namen der Zeugen berichtigt und die ausgelassene Indiction beygebracht. Dasselbe Verdienst hat sich Herr Jäger um die Urkunde von 1292 (vrgl. Schultes I. 455) erworben; in welcher bey Schultes nicht nur ganze Zeilen, sondern auch eine vollständige Oktavseite des Urkunden-Textes ausgelassen ist (Schultes hatte nach eigenem Geständniß eine alte, fehlerhafte Archivabschrift vor sich).

Aus dieser die Zeitfolge genau einhaltenden Geschichte des besagten Klosters ersieht man den ganzen Verkehr desselben mit Nah und Fern, mit Edlen, Bürgern und Bauern. Oft viel beschenkt mit jeglicher Art Gabe, hatte das Kloster, wie alle Klöster jener Zeit, öfter noch Ungerechtigkeiten, Beraubungen und Drangsale von Layenhand zu erleiden, und nicht alle mögen so reumüthig gewesen seyn, wie der Ritter Volcnand von Herbelstadt, der im Julius 1284 wegen des dem Kloster zugefügten Schadens, seine Grabstätte sich dort auswählte, und dem Kloster seinen Dextrer sammt allen seinen mit sich führenden Waffen übergab, wofür seine Erben, wollten sie sie auslösen, 6 Mark Silbers erlegen mußten. Sollte er bey seinem Tode keinen Dextrer, quod Deus avertat! besitzen; so erhalte das Kloster statt der 6 Mark einen mansus zu Hegenau. — Zum Jahre 1360 kommen bey einem Kaufe Hopfenberge am Ramsthaler Weg vor.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nr. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reisen und Forschungen in Griechenland von H. N. Ulrichs, Dr. Ph., ordentlichem Professor an der Otto-Universität zu Athen.

(Fortsetzung).

Weiter verfolgt unser Verfasser den Weg durch den Engpaß von Zemenó und die überaus schöne Gegend von Daulia, in der sich oberhalb des jetzigen Dorfes Dávlia auf einem steilen Felsenhügel die Ruinen der alten Stadt erheben, sowie weiterhin über dem Dorfe Hagios Blasis die Reste von Panopeus sichtbar werden, nach dem Schlachtfelde von Chäronea. Hier wurde bekanntlich vor einigen Jahren der kolossale marmorne Löwe über dem Polyandrion der Hellenen in Trümmern gefunden, jedoch nicht so zerstört, daß nicht eine Wiederaufrichtung des Denkmals möglich wäre. Nachdem ihm dann Liwadiá, einst durch sein Orakel in Ansehen, zu Erörterungen über das Heiligthum des Trophonius Anlaß gegeben hat, wendet er sich gegen den kopaischen See und zuerst an den Kephissos, der in seinem obern Laufe Fluß von Dadi heißt, von der Quelle Mawronéro aber an, die sich in ihn ergießt, diesen Namen erhält. Er ist breit und fließt zwischen niedrigen Ufern und hohen Weidenbäumen ruhig dahin. Von Orchomenos, das am linken Ufer lag, höher als Skripú (Binsendorf), wo das Fieber zu Hause ist, sind außer den Ueberresten des Schatzhauses noch die Mauern der Stadt und der Burg erhalten. Höchst merkwürdig ist die Natur des kopaischen Sees, der jetzt im Sommer so trocken ist als je. Die Seeebene fängt mit dem ersten Herbstregen an, allmählig von Wasser bedeckt zu werden, und ist gegen das Ende des Winters ein großer See. Im Frühling, sobald die Winterbäche vertrocknen, nimmt das Wasser wieder ab, zuerst treten die südwestlichen Ufer hervor und werden sogleich beackert, bey andern Strecken, die zu spät trocken werden, läßt sich dieses nicht thun; noch andere bleiben immer Sumpf und sind mit hohem Rohr bedeckt. Dergleichen finden sich namentlich an vier Stellen: erstlich bey Orchomenos, dann an den Ufern des Kephissos bis Topolia (Kopä), ferner unterhalb Liwadiá und endlich bey Megalo-Mulki in der Gegend des alten Haliartos. Der See hat gegen zwanzig Abflüße in den sogenannten Katabothren, was natürliche Höhlengänge in dem den See umgebenden Kalkgebirge sind, durch die das Wasser ins Meer, zum Theil auch in einen benachbarten Landsee, abfließt. Vier unter ihnen führen fortwährend ab, die übrigen höher liegenden thun dieß nur bey höherem Wasserstand und sind im Sommer trocken, so daß man in einige weit hineingehen kann. Man hat jetzt angefangen, die Katabothren zu reinigen, deren Eingänge meist mit Geröll und verhärtetem Lehm verstopft sind. Hier hat der Verfasser seine Bemerkungen über den See und dessen Ufer in einer Ordnung folgen lassen, die nichts weniger als natürlich ist und eine Menge lästige Wiederholungen herbeygeführt hat. So liest man, um nur ein Beyspiel anzuführen, von der Mnia (ἡ Ἀμπίνεια), wie einer der Abzüge heißt, an vier Orten S. 200. 207. 210. 221. Ehe er an die Beschreibung des Weges durch den trockenen Sumpf vor Orchomenos und des nördlichen Seeufers ging, hätte das Allgemeine über den See vorausgeschickt werden und also das fünfzehnte Kapitel, worin dieses enthalten ist, dem vierzehnten vorangehen sollen, an das sich die Fortsetzung des Weges im sechzehnten natürlich angeschlossen hätte. Was in letzterem über die Benennung der unter-

irdischen Abzüge gesagt wird, ist eben so wenig an der rechten Stelle, als was sich dort über die verschiedenen Bezeichnungen der Quellen findet. Jenes gehört dahin, wo zuerst von demselben die Rede ist, siehe Kapitel 15 Anmerk. 3, und was über die Quellen zu bemerken war, ließ sich am schicklichsten im ersten Kapitel Anmerk. 23 zusammenfassen, wodurch die Wiederholung des dort Gesagten vermieden worden wäre. Der Verfasser hat auf seinem Wege viele alte Ueberreste angetroffen, besonders aber in dem die Stelle von Kopä einnehmenden Dorfe Topolia, das auch mehrere Inschriften im böotischen Dialekt und in gewöhnlicher Sprache bewahrt. Das dem Dorfe gegenüber am rechten Ufer des versumpften Kephissos liegende Paläokastro, dessen wahrhaft cyklopische Mauern gut erhalten sind, hält er für das älteste Kopä. Auf dem Wege nach Larymna, da wo der Bergrücken, der den See vom Meere trennt, am niedrigsten ist, sieht man die Anfänge eines unvollendet gebliebenen Abzugs-Kanales, vierzehn Schachten, die der Verfasser den alten Minyern zuschreiben und als gleichzeitig mit dem Schatzhause zu Orchomenos ansehen möchte. Von den Trümmern des alten Larymna wandert er auf einem schwierigen Wege zur tiefen, von hohen dichtbewachsenen Bergen umgebenen Bucht von Skroponeri, wo das Wasser der sogenannten großen Katabothra in neun Quellen hervorsprudelt, um sich ins Meer zu ergießen, und von dort über das Kloster Palagiá, in dessen Nähe bey der sogenannten Rebhuhnquelle Reste von dem Heiligthum des ptoischen Apollo liegen, wieder an die Kopaïs zu den Ruinen von Akräphia bey dem albanesischen Dorfe Karditza. Dort fand er auf einem sehr beschädigten Stein eine noch unbekannte große Inschrift, die kurz nach dem Regierungsantritt des Caligula verfaßt ist und sich auf denselben Akräphier Epaminondas bezieht, dessen Verdienste um seine Vaterstadt eine andere schon bekannt gemachte große Inschrift der Nachwelt überliefert hat. Die fruchtbare Ebene unterhalb Akräphia, einst das athamantische Gefild genannt, war durch einen breiten, jetzt zum Theil durchbrochenen Steindamm gegen Ueberschwemmungen geschützt, und in der Richtung von Westen nach Osten sind sieben Schachten ausgehauen, den obengenannten ähnlich, aber weniger tief. Nicht ohne Grund vermuthet der Verfasser, daß dort, wo sich zwischen Weingärten noch Spuren alter Gebäude erhalten haben, das von den Wellen verschlungene traubenreiche Arne des Homer zu suchen sey. Die Kopaïs schickt auch einen Theil ihres Gewässers in den östlich von ihr gelegenen Landsee, der einst von dem Orte Hylä seinen Namen erhielt, heute See von Theben heißt, und aus diesem erhält einen unterirdischen Zufluß der benachbarte kleinere, von dem ebenfalls auf unterirdischem Wege ein Theil in die euböische Meerenge fließt. Von diesen zwey tiefen und fischreichen Landseen, deren Wasser niemals vertrocknet, und von der schwierigen Bestimmung der alten Namen in ihrem Bereiche handelt das letzte Kapitel und mit der Ankunft in Theben schließt das Buch.

Mit vorstehender kurzen Inhaltsangabe glauben wir die Reichhaltigkeit des Werkes hinlänglich angedeutet zu haben, und wenn es auch zu nicht wenigen Ausstellungen Gelegenheit giebt, (wie denn selbst der Schreibart mancher Mackel anhaftet, z. B. S. 19. Cirrha, einst die Feindin des Pythischen Heiligthums, darauf gänzlich zerstört, und in seinem Gebiet Stadium und Hippodrom errichtet, lag ꝛc. S. 78. Antheil an dasselbe (μέρος εἰς αὐτό!) S. 119. durch einen schmalen Eingang, der während des letzten Aufstandes vermauert ist), so erkennen wir doch auf der andern Seite bereitwillig an, daß es zur Orientirung in jenem Theile von Hellas treffliche Dienste leiste, vielfach anrege und manche schätzbare Sprachbemerkung enthalte, und gestehen gern, daß wir bald mit der Fortsetzung desselben erfreut zu werden wünschen.

Gottfried Herold.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1434 war Frauenroda mit schweren Schulden belastet, so daß Bischof Johann von Wirzburg den Grafen Georg von Henneberg zum Schirmvogte —, wiewohl gegen den klaren Laut der Stiftungsurkunde, p. 96. „decernimus, ut, cum advocati .... pro majore parte timorem Dei abjecerint, in tantum, quod per insolentiam eorum bona ecclesiarum depereant ..... saepedictus locus Burcharderode et monasterium ibidem fundatum in bonis, quae nunc habet, vel in posterum .... adipsiscetur, nullum penitus habeant advocatum etc.“ aufstellte, um den völligen Untergang abzuwenden.

Wie wenig verlässig in jenem großen, blutigen Aufstand der Bauersame jene Bauern waren, welche Ritter Eiring von Rotenhan zur Rettung der in seinem Amtsbezirke gelegenen Klöster Hausen und Frauenroda absandte, erfuhr er bald an sich selbst: denn nicht nur schlachteten sie das Klostervieh und leerten Böden und Keller aus, sondern sie schossen am 13. April 1525 auf den herbeygeeilten Amtmann, und schrieben ihm unter andern: „Und ist kunt unserm gnädigen Herrn und allen, die aus gleicher göttlicher Geschrift unterweist seyn, offenbar, das die Kloster nit Gott dienen, sondern dem teufel, das nymant anders beweren mag, das unser fürnemlich ursach ist, solche schalckheit zu weren!“ — Die mit Mühe Beschwichtigten brachen aber am 21. April in des Amtmanns Schloß ein, und führten ihn nebst 8 andern Edlen gefangen nach Schweinfurt, nachdem Keller und Speicher des Schlosses geleert worden waren. Mangel an Lebensmitteln machte, daß sie sich zerstreuten: Viele zogen gen Bildhausen und Aura, wodurch die Frauenroder Nonnen ihres Schreckens ledig wurden. Es ist daher irrig, wenn den Bauern die Zerstörung dieses Klosters aufgebürdet wird, wie Gropp und Ussermann berichten. Allerdings mochte durch die bauerischen Unruhen und die später folgenden Kriege die Zahl der Nonnen sehr abgenommen haben; was alsdann den Bischof Melchior im J. 1557 bewog, dem Kloster bedeutende Renten zu entziehen; dieß aber gab Veranlassung, die wenigen Nonnen in ein anderes Kloster zu versetzen, und die Renten von Frauenroda zu andern Zwecken zu verwenden, wodurch also das Kloster aufhörte. Zum Schluße ist ein aus Urkunden gezogenes Verzeichniß der Abtissinnen von 1281 — 1557 mitgetheilt.

III.

Auszüge aus alten Dorfordnungen von Herrn Legationsrath Dr. Scharold.

1. Aus der Dorfordnung von Willanzheim.

Das Wirzburger Domcapitel hatte dieselbe am 19. März 1587 für diesen Ort erlassen und dabey bemerkt, daß Willanzheim vordem keine bestimmte Dorfordnung gehabt, weßhalb unter den Bewohnern allerley Uneinigkeiten und Widerwärtigkeiten, ja selbst der Verfall ihres Vermögens erfolgt sey. Artikel 1. schärft die genaue Haltung der Sonn- und Feyertage und den Besuch der Kirchen zur Morgen, Mittags- und Abendszeit für Aeltern, Kinder und Gesinde ein, deßgleichen die Schließung aller Wirthschaften, Läden ꝛc. während des Gottesdienstes. Tit. 29 giebt des Schulmeisters Eid, der schwört, die ihm befohlenen Kinder mit Lesen, Schreiben, Reden und Singen nach seinem besten Verstandt ꝛc. zu unterweißen und lehren, vom Uebel zum Guten zu weißen, Ihnen auch ein gut Exempel fürzutragen u. s. w.

2) Aus der Dorfordnung von Rüdlingen. Geschrieben von Johannes Memellus von Mellerichstadt, Schulmeister und Gerichtsschreiber zu Rüdlingen, 1594. — Art. 19 befiehlt, „daß die Mannspersonen sowohl die jungen Gesellen an dem Tanz, sonderlich vff dem offen Platz in ihren Kleydungen, Kittel oder Röcken und nicht im Leib wie eine Badmaid im Hemd tantzen sollen, auch ehrbar, züchtig und ehrlich, nicht lauffen, schreyen und springen wie die Unsinnige, bey 15 Pfenn. Buß.“ —

V.

Der Herzogsthaler Adam Fridrichs. Eine numismatisch-historische Mittheilung vom k. Universitäts Professor, Dr. Heinr. Fridr. Ludw. Lippert zu Würzburg. Mit 1 lithogr. Abbildung.

Der Angabe, wodurch der Hr. Prof. zu diesem Aufsatze veranlaßt wurde, folgt die Beschreibung des sogenannten „Herzogsthaler“ des Fürstbischofes Adam Friedrich von Seinsheim, der auf dem Averse als Fürst im weltlichen Schmucke — nur das Brustkreuz mag noch an den Kirchenfürsten erinnern — dargestellt ist, welcher Schmuck durch die Legende des Averses (Adam. Frid. D. G. Franc. Orient. Dux.) in den Augen des Beschauers noch größere Bedeutung erhält. Hierauf untersucht Hr. L., wer die Veranlassung zur Prägung dieser in ihrer Darstellung gewiß außerordent-

lichen Münze gegeben, und führt, beym Mangel an urkundlichen Mittheilungen über diesen Punkt, die traditionellen an. Die gewöhnlichste derselben ist: Adam Friedrich habe auf das Urtheil Pütter's im Rechtsstreite der Abtey Ebrach mit dem Bisthume Wirzburg über die Reichsunmittelbarkeit: „die Herzogswürde gebühre Bamberg, nicht Wirzburg," den Befehl ertheilt, den Herzogsthaler mit der Legende zu prägen, „um, wie er sich dabey geäußert haben soll, „zu zeigen, daß er weltlicher Fürst sey!" Das Domcapitel habe aber gegen das Ausgeben einer solchen, die bischöfliche Würde zurückstellenden Münze protestirt; worauf Ad. Friedr. die Fortsetzung der Ausprägung hätte untersagen und die bereits ausgegebenen Exemplare wieder einsammeln und einschmelzen lassen.

Aus einer sehr verlässigen Quelle theilt Hr. L. eine der eben vorgetragenen ganz entgegenstehende Nachricht mit, wonach das Erscheinen des Herzogsthalers ganz allein auf Rechnung des damaligen fürstlichen Münzdirektors Meidinger zu setzen wäre, welcher die Zeichnung des Thalers entworfen, dem Münzgraveur Loos die Bearbeitung des Stempels nach dem vorgelegten Muster, dem Münzrathe Martinengo aber aufgetragen hätte, eine gewisse Zahl Exemplare mit dem neuen Stempel prägen zu lassen, um solche als Probestücke im fürstlichen Cabinet zur Billigung vorlegen zu können. Von da aus gelangte, nach geschehener Vorlage, die Weisung, keine dieser Conventionsthaler ferner auszuprägen; was befolgt wurde, ohne jedoch die bereits fertigen Exemplare wieder einzuschmelzen. Bald nachher hieß es im Publikum, der Fürst habe die neuen Thaler verworfen, weil sein Brustbild im weltlichen Costüm, anstatt im geistlichen dargestellt sey. In der Folge gelangten die vorhandenen Exemplare nach und nach in's Publikum: doch läßt sich nicht sagen, wie viele es gewesen. Schwerlich war ihrer eine große Zahl, da sie nur als Probeschläge erschienen. „Doch waren es genug, um nicht so selten unsern Münzfreunden vorzukommen, als es der Fall gewesen seyn müßte, wenn die ausgeprägten Exemplare fast alle wieder in den Schmelztiegel hätten zurückwandern müssen."

Durch diese Mittheilung über die Entstehung des „Herzogsthalers, welche von einem Manne hinterlassen wurde, der sogar vermöge seiner amtlichen Stellung in der damaligen Zeit ganz vorzüglich das wahre Verhältniß zu erfahren vermochte," fällt auch die Hypothese vom Einschmelzen und von dem späteren, mit dem vorhandenen Stempel bewerkstelligten Nachprägen einer Parthie Herzogsthaler zur Befriedigung der merkantilen Spekulation eines Wirzburgers dahin. Hr. L. zählt nun äußere und innere Gründe dafür auf, daß Ad. Friedr. die Darstellung des Herzogsthaler nie veranlaßt, oder auch nur genehmigt haben konnte. Die Idee scheint muthmaßlich von Meidinger, der damit dem Angriff auf die Würde des Fürsten, als Herzog von Franken, in seinem Amtskreise entgegen treten wollte, ausgegangen zu seyn.

VI.

Briefe an und von M. Ignaz Schmidt, dem berühmten Geschichtschreiber der Deutschen. (Mit 1 Facsimile.) Mitgetheilt von Michael Hahn, Stadtpfarrer zu Gemünden.

6 Briefe aus den Jahren 1779, 1780, 1782, von denen ohne Frage der 3te der wichtigste ist, indem er eine Auseinandersetzung der Gründe enthält, welche Schmidt bewogen, in kaiserliche Dienste als Hofrath und Direktor des geheimen Staats-Archivs mit 4000 fl. Gehalt zu treten. Merkwürdig sind die in diesem, sowie im vorhergehenden Briefe enthaltenen Aeußerungen des Wiener-Cabinetes über den berühmten Fürstbischof von Bamberg und Wirzburg, Franz Ludwig von Erthal: „derselbe," heißt es Nr. 2, vom 11. Oktob. 1780, „ist eine üngemein gehässige Person dahier, indem man glaubt, er sey mehr preußisch, als kaiserlich gesinnt." — Auch wurde durch die zuvorkommende Aufnahme, die Schmidt bey Hofe und den Großen fand, dieser Mann in kurzer Frist sehr gut kaiserlich. Machte er doch seinem vormaligen Landesherrn den Vorwurf (nachdem er gesagt: wie er bloß aus égard für den Fürsten (Fr. Ludw.) zurück (in die Heimath) gegangen wäre), derselbe habe wenig (égard) verdient, „weil er im Grund für keinen Menschen, und für den kaiserlichen Hof selbst, dem er doch so viel schuldig ist, in keinem Stück einigen égard bezeiget." — Ferner beschwert sich Schmidt über die Antwort des Fürsten: „Ich muß gestehen, daß sie sowohl der Substanz nach als dem darin herrschenden Ton, welcher in einer geflißenen und studirten Härte besteht, mir ungemein unerwartet war."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



Philosophie der Geschichte oder über die Tradition (von Professor Molitor zu Frankfurt am Main). Dritter Theil. Münster in der Theissing'schen Buchhandlung, 1839 gr. 8. S. XII. 716.

Unter den tieferen Forschern wird kaum einer zu finden seyn, der die hohe Wichtigkeit der Kabbalah für die Philosophie überhaupt und insonderheit für die Religionsphilosophie nicht eingesehen hätte. Wollen wir auch die alte Behauptung, daß schon Philosophen des Alterthums, namentlich Plato, wenn auch nur mittelbar aus derselben geschöpft haben, auf sich beruhen lassen, so kann dieß doch auf keinen Fall in Ansehung mehrerer Kirchenväter abgeläugnet werden. So behauptet Origenes selbst, daß die christlichen Väter ihre allegorischen Auslegungen von den Juden angenommen hätten. Hilarius aber sagt: Obwohl Moses den Inhalt des alten Bundes schriftlich aufgezeichnet, so habe er doch einige wichtige Geheimnisse aus den verborgenen Tiefen des Gesetzes den siebenzig Aeltesten besonders anvertraut und sie für die Zukunft zu immerwährenden Lehrern bestellt. Hieronymus wandte sich an Juden aus Tiberias und Lydda, insonderheit an einen gewissen Barabas, nicht nur um von ihnen die hebräische Sprache, sondern auch die mystische Erklärungsweise zu erlernen, in deren Besitz er die Juden geglaubt. Anderer desfallsiger historischer Zeugnisse nicht zu gedenken, so kann es besonders in Ansehung der Schriften des Dionysius Areopagita nicht zweifelhaft seyn, daß denselben die jüdische Kabbalah zu Grunde gelegen. Fühlt man sich zu dieser Behauptung durch die Uebereinstimmung der Schriften dieses und anderer Kirchenlehrer mit der jüdischen Ueberlieferung veranlaßt, so bleibt es freylich ungewiß, wie viel vom Inhalte der erstern aus der letztern genommen, und wie viel sie dagegen von innen, durch die Gabe des Geistes, bey Erforschung der hl. Schrift gewonnen haben. Jedenfalls scheint der Einfluß der Kabbalah auf die Kirchenväter im Ganzen ein nicht sehr bedeutender gewesen zu seyn. Was sie aus derselben aufgenommen, sind gewiß nur einzelne Bruchstücke gewesen, und mag ihnen wohl noch vor der Zeit, wo die beyden Kirchen sich so scharf von einander schieden, bloß auf mündlichem Wege zugekommen und so auch von einem Vater dem andern überliefert worden seyn. Es dauerte ja zu lange Zeit, bis unter den Juden selbst die Tradition vollständig aufgezeichnet und geordnet worden. Nachdem dieß aber auch geschehen war, so wurde sie wieder so lange in Handschriften höchst geheim gehalten, welches Geheimniß, was wenigstens den mystischen Theil betrifft, selbst jetzt noch obwaltet, wie denn die kabbalistischen Schriften nicht nur von ihren Besitzern immer noch mit der größten Sorgfalt verwahrt werden, sondern auch eine Menge Manuskripte dieses Inhaltes unter den Juden selbst noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind. Hätte aber auch in den früheren Jahrhunderten die ganze jüdische Tradition der christlichen Welt offen dagelegen, so würde dieß um so mehr, da die kabbalistischen Lehren großentheils in sehr grobsinnliche, groteske, absurde Bilder gehüllt sind, eher schädlich als nützlich gewesen seyn, und zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben haben, wie das Beyspiel der Gnostiker, denen zuverlässig einiges aus der jüdischen Tradition bekannt geworden war, deutlich beweisen dürfte. Jetzt galt es vor allem, den Menschen auf den Centralpunkt alles Wissens, Glaubens und Lebens, auf



den Heiland hinzuleiten. Daher übergieng man vor der Hand noch alle höheren, mehr spekulativen Lehren der geheimen Ueberlieferung, und hob aus derselben zunächst nur den historischen und allegorischen Theil und besonders alles dasjenige hervor, was in einer unmittelbaren Beziehung auf Christum und seine Kirche stand.

Im christlichen Mittelalter finden wir, außer der Fortleitung des in jener früheren Zeit aus der Kabbalah Gewonnenen, kaum eine Spur eines weiteren Einflusses derselben, wenn wir nicht bey einem Alcuin, einem Johannes Skotus Erigena, einem Albertus Magnus, einem Thomas von Aquin, einem Raymundus Lullus u. A. eine meistens wohl nur mittelbare Einwirkung durch anderweitige, wie arabische, persische u. a. Ueberlieferungen anzunehmen berechtigt sind. Zur Zeit aber der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften begann man, neben dem Studium der Werke des klassischen Alterthums, auch der Erforschung der hebräischen Originalschriften mit großem Eifer sich zu widmen, welches zunächst besonders durch Johann Reuchlin geschah, der die Resultate seiner kabbalistischen Forschungen in den zwey Abhandlungen: de verbo mirifico und de arte cabbalistica niederlegte. In der Folgezeit bemühten sich noch viele andere christliche Gelehrte, unter denen wir hier nur die Burtorf, Schickard, Rittangel, Hottinger, Athanasius Kircher, Vitringa nennen wollen, die Kabbalah aus ihren Quellen zu entwickeln. Das größte Verdienst hat sich aber in dieser Beziehung wohl der gelehrte Knorr von Rosenroth († 1688) durch seine Cabbala denudata erworben, in welchem Werke der Hauptgrundriß der jüdischen Mystik mit einer großen Gelehrsamkeit und gewissenhaften Treue aufgestellt ist. „Derselbe hatte sich, wie unser Molitor im zweyten Bande seines oben bezeichneten Werkes S. 9 aussagt, in die Kabbalah, so weit sie ihm in Schriften vorlag, ganz hineingelebt und verstand sehr wohl, was die Kabbalisten mit ihren sonderbaren Bildern ausdrücken wollten. Da jedoch seine Zeit noch zu sehr in der Reflexion befangen lag, so war es ihm unmöglich, bis in die innersten Tiefen des Ganzen zu dringen, und die vielfachen Elemente des großen Systemes in eine wahre organische Einheit zu bringen, so daß der Leser aus dieser reichhaltigen, voluminösen Schrift bloß eine dunkle Ahndung, gewiß aber keinen klaren deutlichen Begriff von der Kabbala gewinnen kann.“

Konnte es hienach der bloßen, wenn auch noch so bedeutenden Gelehrsamkeit nicht vergönnt seyn, eine wahrhafte Einsicht in die geheime Weisheit der Juden zu gewinnen, so wurde auf der andern Seite durch jeden weitern Fortschritt auf dem Gebiete der Philosophie das wirkliche Verständniß der Kabbalah vorbereitet. Ehe aber dieses Ziel durch den Umschwung, welchen die Wissenschaft in den neuesten Zeiten erleben sollte, gleichsam öffentlich erreicht werden konnte, so wurde solches zuvörderst in der sogenannten mystischen Philosophie und zwar dadurch möglich, daß deren Freunde und Beförderer, durch Erhebung zu der Urquelle aller Wahrheit, von den nämlichen hohen und tiefen Principien ausgehen konnten, welche auch der Kabbalah zu Grunde liegen, so daß deren Lehren bey ihnen gleichsam wiedergeboren, mithin auch nach ihrem innersten Wesen verstanden werden konnten. So finden wir z. B. die Philosophie eines Agrippa von Nettesheim, eines Paracelsus, eines Johann Baptist von Helmont u. A. in auffallender Uebereinstimmung mit der Geheimlehre der Juden. Im höchsten Maße gilt dieß jedoch von der Lehre des tiefsten und umfassendsten aller christlichen Mystiker oder Theosophen, von Jakob Böhme, welcher erst in spätern Zeiten, besonders wohl durch seinen, in der orientalischen Weisheit sehr erfahrnen Freund, Dr. Balthasar Walther, einige Kunde von der kabbalistischen Weisheit erhalten zu haben scheint. Auch Pordage zeigt Einsicht in die Tiefen der Kabbalah; nicht minder ließen sich Martinez Pasqualis, der Lehrer des berühmten französischen Philosophen St. Martin, so wie dieser Letztere selbst das Studium derselben angelegen seyn. Besonders aber ist als ein eben so gelehrter als tiefsinniger Forscher auf diesem Gebiethe der Engländer Henry More (gestorben 1687) anzuführen, welcher die Lehren der Kabbalah in nicht weniger als sechs Schriften zu entwickeln, zu erläutern und zu vertheidigen bemüht war. Gleichwie jedoch dem oben gerühmten Knorr von Ro-

senroth, trotz seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, das innerste Wesen der jüdischen Weisheit verhüllt bleiben mußte, so war wiederum dem geistreichen More der hier erforderliche Reichthum der Quellen noch nicht zugänglich. Beyde aber hätten auf keinen Fall eine bedeutende Wirkung hervorbringen können, indem zu ihrer Zeit die Wissenschaft überhaupt noch nicht zu demjenigen Punkte gediehen war, wo sie in ihren verschiedensten Richtungen die Hauptbegriffe der Kabbalah aus sich selbst zu entfalten, diese also gleichsam zu reproduciren im Stande ist.

Jetzt aber scheint dieser Zeitpunkt wirklich gekommen zu seyn. Hierauf deuten nachfolgende höchst merkwürdige Aussprüche der zwey bedeutendsten Repräsentanten der Philosophie unserer Tage. In dem ersten Bande der philosophischen Schriften von Franz Baader lesen wir nämlich das geniale Wort: „Nicht bloß das Heil, sondern auch die Wissenschaft kommt von den Juden." Eben so ist von höchster Bedeutung eine hieher gehörige Aeußerung Schelling's, der in seiner Abhandlung über die Gottheiten von Samothrace ausruft: „Wie, wenn sich schon in griechischer Götterlehre Trümmer einer Erkenntniß, ja eines wissenschaftlichen Systemes zeigten, das weit über den Umkreis hinausgienge, den die älteste, durch schriftliche Denkmäler bekannte Offenbarung gezogen hat?" und der in eben dieser Abhandlung die Vermuthung aufstellt, daß dieses System wenigstens theilweise in der jüdischen Philosophie oder der sogenannten Kabbalah möchte zu finden seyn. Sind wir, diesen Aussprüchen zufolge, gewiß berechtigt, die innigste Annäherung oder Uebereinstimmung der Philosophie in ihrer neuesten, so hoch erfreulichen Umgestaltung mit dem Wesen der Kabbalah als unläugbar zu behaupten, so dürfte eben diese Conformität auch auf andern wissenschaftlichen Gebiethen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wie sich dieselbe in einem Schubert oder Steffens u. A. repräsentirt, wenigstens theilweise anzunehmen seyn. Demgemäß ist aber auch zu hoffen, daß das Unternehmen unsers Molitor, die jüdische Geheimlehre aus ihren Quellen nach dem Bedürfnisse unserer Zeit zu entwickeln, gerade jetzt die rechte, eine höchst bedeutende Wirkung äußern werde.

„Die Zeiten der Flachheit und Inconsequenz, wie in der Theologie, so in den übrigen Wissenschaften, sagt der Verfasser selbst im ersten Bande s. Werkes S. 322 ff., fangen Gott Lob! allenthalben an zu verschwinden. Denn nachdem jener revolutionäre Vernunft-Formalismus alles Positive zerstört, und nichts als seine eigene hohle Leerheit übrig behalten, so mußte endlich die Einseitigkeit dieser Tendenz allen tieferen Gemüthern zur innern Ueberzeugung werden. So fand also der verwaiste menschliche Geist, nachdem er lange von einem Extrem zum andern geirrt, nachdem er von dem trägen seelenlosen Ankleben an der Aeußerlichkeit, zur freyen formalen Vernunftselbstständigkeit übergegangen, zuletzt in seiner innern Tiefe den wahren beseligenden Einheitspunkt, der den Empirismus und den Rationalismus, das Leiden und die Selbstthätigkeit, die Nothwendigkeit und die Freyheit, das Reale und das Ideale auf gleiche Weise harmonisch in sich vereinigt. Dieses ist die Idee des absoluten Lebens. Diese Idee, die noch niemals mit solcher Klarheit empfunden und ausgesprochen ward, war gleichsam ein neues weltschaffendes Licht, welches auf einmal die dunkle Finsterniß der Zeit erleuchtet und in das Chaos der todten Begriffe ein neues Leben eingegossen, die verborgenen Tiefen des Geistes und der Natur gelichtet, und auf diese Weise in allen Wissenschaften eine neue Wiedergeburt — von Grund aus — hervorgebracht hat."

„Unter diesen Umständen, fährt er a. a. O. S. 325, weiter fort, scheint es wohl an der Zeit zu seyn, den Blick von neuem auf jene geheimnißvolle Uroffenbarung zu wenden, die der lebendige Quell ist, aus welchem das Heil der Erlösung für uns hervorgegangen. Es scheint mithin jetzt dringendes Bedürfniß, die Forschungen über die alte Tradition des Judenthums wieder da anzuknüpfen, wo sie im siebenzehnten Jahrhundert abgebrochen worden. Eine solche, im höheren Geiste wieder begonnene Untersuchung der Mysterien des alten Jisraäls, in denen alle Geheimnisse des neuen Jisraäls gleichsam wie in der Knospe verschlossen lie-

gen, wird, unserm Dafürhalten nach, ganz besonders geeignet seyn, die christliche Mystik in ihrem Grundelemente zu erwecken, das Studium der Väter von neuem zu beleben, das Gebäude der Theologie aus ihren tiefsten theosophischen Principien zu begründen und solchergestalt einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zur künftigen Wiedervereinigung der getrennten Religionspartheyen zu bereiten. Namentlich wird diese Forschung allen idealen Wissenschaften eine feste Basis geben, sie wird den Weg zur wahren Urgeschichte der Menschheit bahnen, und als einzig wahrer Leitfaden in dem dunkeln Labyrinthe der Mythen, Mysterien und Verfassungen der Völker dienen, und auf diese Weise beytragen, die schwankenden Begriffe über dasjenige, was da war, und was künftig seyn soll, näher zu bestimmen, und Vieles, was jetzt noch Ahndung ist, in ein helleres Licht zu versetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

„Nicht etwan der Stolz auf eine Stelle, die mir zwar sehr angenehm ist, übrigens aber nichts an meiner Gedenkungsart verändern wird, oder Geringschätzung eines Fürsten, dessen Andenken tief in mein Herz gegraben, und mir immer höchst verehrlich seyn wird, waren schuld daran, daß ich nicht ferner geantwortet, sondern die bloße Nothwendigkeit, in die ich mich gesetzt sah, entweder gegen meine Ueberzeugung und Gefühl zu schreiben, oder wenn ich mit Freymuth meine Gedanken eröffnen sollte, wie es jeder ehrliche Mann sich selbst zu thun schuldig ist, daß ich Dinge mit einfließen lassen müßte, die Ihre hochfürstl. Gnd. mißfällig hätten seyn können. Auch Fürsten Augen können zu Zeiten trügen, oder doch manches schwärzer ansehn, als es an sich ist. Wenigstens hätte ich geglaubt, um mein Vaterland soviel verdient zu haben, daß etwas leidlicher traktirt würde als ein Eck und seinesgleichen. Sollten jedoch Höchstdieselbe auf einer Antwort beharren, so bleibt es bey meiner in einem Schreiben an H. geistl. Rath Strobel, gethanen Erklärung." — — Allerdings mochte es Franz Ludwigen unangenehm seyn, einen solchen Mann, wie Schmidt war, aus seinen Diensten scheiden zu sehen. — Wenn wir gesagt, Schmidt sey sehr gut kaiserlich geworden; so findet sich in den Nrn. 4. 5. und 6. die weitere Bestätigung dieser Behauptung.

VII.

Zwey abschriftliche, die Beguinen in Würzburg betreffende Urkunden. Mitgetheilt vom Rath Dr. Buchinger, ehemaligem Archivs-Vorstande zu Würzburg.

1) Fridericus Clericus de Geylnhusen schenkte sein Haus mit dabey gelegenem Garten neben der Mauer der Predigermönche zu Wirzburg den Schwestern oder Beginen zur Wohnung unter Bedingungen, welche die Urkunde aufzählt. So soll z. B. diejenige Begine, welche ohne des Priors der Prediger-Mönche und der Oberin (magistra) Erlaubniß im Lande herum gezogen ist, der Wohnung verlustig gehen. 1274.

2) 201 Jahre später haben Dechant und Capitel des Stifts Neumünster der Cunlein (Anna) Lutzin, Einwohnerin zu Wirtzburg die Gnade erzeigt, sie in ihre Clausen hart am Neumünsterstift für ihre Lebenstage aufzunehmen. 1473. Im J. 1492 reversirte Margaretha Burchartin ebenfalls als Klausnerin oder Begine.

VIII.

Aelteste Urkunde über den Umfang der Würzburger Stadtmarkung. Mitgeheilt von Dr. F. A. Reuß, Vereins-Conservator (nun Professor an der Würzburger Hochschule).

Eine sehr willkommene Gabe, da weder Ludewig in Fries' Chronik, noch Eckhart, Fr. Or., dieß in jeder, vorzüglich in sprachlicher, Beziehung so wichtige Dokument diplomatisch genau veröffentlicht haben! Hr. Prof. R. hatte bereits diese Urkunde im J. 1838 als Programm zur 8ten Stiftungsfeyer des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg mit einem kurzen Vorwort und ohne Bemerkungen herausgegeben. Hier finden sich nun in 58 Noten seine Erklärungen beygefügt. Die wichtigste Textes-Verbesserung ist wohl jene: „io chirisahha" anstatt des Eckhartschen Chirihsazza, was schon Hr. Custos Dr. Schmeller in seinem vortrefflichen bayer. Wörterbuche, Bd. III. 295 für Chirihsahha, d. i. liegende Kirchengüter gelesen und gedeutet hat. Derselbe Gelehrte setzt I, XV, col. 1, dieß instrumentum de finibus civitatis Wirceburgensis ins 9te Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition (von Professor Molitor zu Frankfurt am Main). Dritter Theil.

(Fortsetzung.)

Diese hohe freudige Aussicht war es, welche unsern Verfasser zu dem so höchst schwierigen und mühevollen Studium der kabbalistischen Schriften begeisterte, womit er jetzt seit mehr als 26 Jahren fast ausschließlich beschäftigt, und wobey er nicht bloß von der reichsten Fülle der hier erforderlichen, großentheils erst ihm zugänglich gewordenen Manuskripte umgeben ist, sondern auch von gelehrten Rabbinen, mit welchen er in ununterbrochenem Umgange lebt, wichtiger, zum Theil nur auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung zu erlangender Aufschlüsse sich erfreut. Eben diese hohe Bedeutung des Gegenstandes, welchem Molitor mit solcher Beharrlichkeit seine Kräfte widmet, war es denn auch, wodurch unsers Königs Majestät, nachdem der erste Band des Werkes erschienen war, zu einer großmüthigsten Unterstützung des Verfassers sich bewogen fühlte, wie aus der Dedication des zweyten und dritten Bandes, welche unserm Könige gewidmet sind, hervorgeht.

Im ersten Bande, der bereits im Jahre 1827 erschienen ist, beweist der Verfasser, dem Rationalismus gegenüber, welcher die Kabbalah hinsichtlich ihres Alters und in Beziehung auf ihren Werth nicht tief genug herabsetzen zu können meynte, daß dieselbe ihrem Wesen nach allerdings in das graue Alterthum hinaufreiche, und auch in Ansehung ihres Inhaltes von der höchsten Bedeutung für die Wissenschaft überhaupt und besonders für das Verständniß des alten, somit auch des neuen Testamentes sey. Diesen doppelten Zweck sucht er theils durch eine geschichtliche Darstellung der Fortleitung der Tradition, theils durch eine kurze Darlegung des Hauptinhaltes der Kabbalah zu erreichen. In ersterer Beziehung hat er denn auch sein Werk, nicht völlig passend und gewiß zum großen Nachtheil für dessen weitere Verbreitung, „Philosophie der Geschichte“ genannt, während dasselbe, wenn es unter einem richtiger bezeichnenden Titel, wie z. B. „die Kabbalah“ erschienen wäre, gewiß gleich von vorne herein die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums mehr in Anspruch genommen haben würde. Was dagegen die summarische Angabe der kabbalistischen Lehren betrifft, so beschäftigt sich dieser erste Band mehr mit dem formellen Theile der jüdischen Tradition, welcher das Wort und die Schrift umfaßt und die normale Anweisung enthält, wie das Sepher Thorah (und die andern heil. Schriften) sowohl gelesen als auch mit Rücksicht auf die in der Form und Gestalt der Schriftzüge ausgedrückte Symbolik geschrieben werden sollen. Dahin zielen, nächst der Einleitung, besonders der erste, so wie der siebente bis zehnte Abschnitt, welche unter den Aufschriften: über die mündliche Ueberlieferung überhaupt und die jüdische Tradition insonderheit, über den Ursprung der Sprache und Schrift bey den Ebräern, über den Ursprung der Vokalpunktation, einige Bemerkungen zur M'sorah, über die Gesetzestradition — einen wahren Schatz tiefsinniger, bedeutender Aufschlüsse darbieten. Höchst anziehend ist hier unter andern die Bezeichnung des Verhältnisses, worin der Kabbalah zufolge, die Tradition zur Schrift und insonderheit die Thorah (die fünf Bücher Moses) zu den übrigen Büchern alten Testamentes stehe, wie alle Kleinigkeiten, selbst auch alle Irre-

gularitäten in der Thorah als sinn = und bedeutungsvoll betrachtet werden müssen; ebenso belehrend ist ferner die Nachweisung, daß die Schreibekunst, der Kabbalah zufolge, dem Menschen zugleich mit der Sprache anerschaffen, und Sprache und Schrift eine Nachbildung des göttlichen Redens und Schreibens sey, ingleichen, daß eine entschiedene Analogie der Buchstaben mit der Bewegung der betreffenden Sprachorgane obwalte, was namentlich in Hinsicht auf das hebräische Aleph und Beth gezeigt wird; endlich vertheidigt hier der Verfasser das hohe Alter der Quadratschrift, so wie der hebräischen Vokalzeichen und Accente gegen die desfallsigen Einwendungen der neueren Kritiker.

Nächst diesem bloß formellen Theile der Kabbalah wird von unserm Verfasser deren materieller Inhalt in's Auge gefaßt, welcher theils historischer, theils moralischer, theils mystischer Natur ist, wie denn auch der heiligen Schrift ein dreyfacher Sinn zugeschrieben wird: der äußere historische Wortsinn oder Paschut, die moralische Erklärung oder der D'rusch und endlich der innere geheime mystische Sinn, Sod genannt. „Der historische Theil der Tradition bestand, wie unser Verfasser (B. I. S. 40 ff.) sagt, aus gewissen mündlich überlieferten Nachrichten aus dem Leben der ältesten Patriarchen und vieler andern einzelnen Begebenheiten unter dem Volke Jisraäl, die nicht in dem schriftlichen Worte aufgezeichnet sind, sich aber von Geschlecht zu Geschlecht als Sagen erhalten haben, und zum Theil von den ältesten Vätern in ihren geheimen Schriften beschrieben worden. Durch diese historische Tradition werden die häufigen Lücken in der Bibel ausgefüllt, manche unverständliche Dunkelheit aufgeschlossen, und überhaupt alles auf eine harmonische Weise unter einander verbunden und in ein helleres Licht gesetzt. Es ist daher leicht einzusehen, wie sehr diese historische Tradition zur Belebung der ganzen Schrift beytragen mußte. Darum pflegten die Lehrer bey dem populären Unterrichte des Volkes von ihr besonders Gebrauch zu machen, wodurch dieselbe in Jisraäl ziemlich allgemein bekannt gewesen. Diese historische Tradition ist zwar im Ganzen mit sich selber einstimmig, doch trifft man auch hin und wieder auf manche Varianten, wie solches wohl bey einer mündlichen Ueberlieferung nicht anders seyn kann."

„Die zweyte Stufe der traditionellen Doctrin, die moralische Erklärung betrachtet das Gesetz, ja die ganze Schöpfung überhaupt als eine sittliche Allegorie. Die allegorischen Erklärungen, wie wir sie in den alten Schriften finden, rühren zwar nicht geradezu von Moscheh und den Propheten her; das Princip aber und die Regel dieser biblischen Symbolik hat allerdings einen traditionellen Grund. Die heilige Schrift ist so unendlich reich, daß in ihr mit jedem Tage noch neue verborgene Seiten können entdeckt werden, die in der That nicht neu sind, sondern alle in gewissen einfachen mystischen Grundprincipien enthalten liegen. Da aber eben dieses allegorische Deuten ein freyes Wirken des Geistes ist, so ist es wohl natürlich, daß die auf uns gekommenen allegorischen Erklärungen einen sehr verschiedenen Werth besitzen, je nachdem die Verfasser mehr oder weniger von dem wahren Geiste beseelt waren. Viele solcher D'ruschim sind in der That sehr kleinlich, geschraubt und erzwungen; manches erscheint uns aber auch nur so, weil wir Europäer uns nur sehr schwer an die orientalischen Gleichnisse und an die zarten Feinheiten der ebräischen Sprache gewöhnen können."

„Die mystische Deutung endlich führte den Menschen von den sichtbaren Verhältnissen auf das Unsichtbare, von dem äußern thätigen Wirken zur Beschauung, und versetzt das Gemüth bis in den ewigen heiligen Urquell alles Daseyns. Die Mystik war daher das eigentliche Princip des ganzen Unterrichts, und gleichsam der tiefere Mittelpunkt des ganzen Lebens. Indessen wurde die Mystik doch nie öffentlich in den Synagogen und Hochschulen gelehrt, sondern die Lehrer ließen in ihrem Midraschim nur einzelne Winke durchblicken und erzogen auf diese Weise das Volk zwar im mystischen Geiste, ohne jedoch die tiefern Geheimnisse dem unverständigen Haufen geradehin zu offenbaren. Die höhere mystische Tradition, ganz eigentlich Kabbalah genannt, zerfällt aber wieder in zwey Theile, in einen theoretischen für die Erkenntniß, als höhere theosophische Religionslehre (Kab-

balah Jiunith), und in einen praktischen Theil für das Seyn, Handeln und Wirken (Kabbalah Maiśiuth), als höhere geistige Religionsübung. Dieser letztere Theil bestand also in der Anleitung, das Gesetz in seinem wahren geistigen Sinne zu üben, um sich zu reinigen und zu heiligen, und sich nach und nach in die Gottheit völlig zu vergestalten, um als ein lebendiges Organ derselben, im Reiche der sichtbaren und unsichtbaren Welt Wirkungen hervorzubringen, das Gute allenthalben zu fördern, und den Satan in seinen Werken zu bekämpfen. Der theoretische Theil dagegen bestand aus den alten Patriarchen-Ueberlieferungen über das heiligste Geheimniß Gottes und der göttlichen Personen (Parzuphim), die primitive geistige Schöpfung und den ersten geistigen Fall, die Entstehung der Finsterniß, des Chaos, der Materie und der erneuerten Ordnung der Welt in den sechs Schöpfungstagen; die Schöpfung des sichtbaren Menschen, sein Fall und die Anstalten und Führungen Gottes zur Erlösung des Menschengeschlechtes, der Wiederherstellung der gestörten allgemeinen Harmonie, und der endlichen Zurückbringung der ganzen Schöpfung zu Gott."

Die hier verzeichneten Lehrpunkte der eigentlichen Kabbalah hat der Verfasser einigermaßen schon im ersten Bande entwickelt, während der zweyte Band eine genauere Auseinandersetzung der Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, von der Thätigkeit des Ewigen in Schöpfung, Erhaltung, Regierung der Welt, von den Relationen des unendlichen Schöpfers zu dem endlichen Geschöpfe, von der Aehnlichkeit des letztern mit ersterem und vom Unterschiede beyder, von den verschiedenen Welten und von den allgemeinen Zahlenverhältnissen — alles nach den Grundsätzen der Kabbalah, doch in etwas freyer Darstellung — enthält, und außerdem noch eine sehr lesenswerthe Abhandlung über die Nothwendigkeit einer Offenbarung und über das Verhältniß des Wissens zu dem Glauben in sich faßt. Wer dieser ganzen Entwickelung, in Beziehung auf welche der Verf. selbst, in unnachahmlicher Bescheidenheit, sogar ungerecht gegen sich selber, über Mangel an dialektischer Schärfe und philosophischer Präcision klagt, mit Aufmerksamkeit folgen und damit die im Anhange im Original und in wörtlicher Uebersetzung mitgetheilten Beweisstellen aus der Kabbalah vergleichen will: dem wird die nahe Verwandtschaft, ja im Grunde die Identität der kabbalistischen Lehren mit der Lehre des Christenthums einleuchtend werden, welche denn auch von allen christlichen Forschern, die sich recht mit dem tiefen mystischen Geiste des Judenthums vertraut gemacht haben, jederzeit anerkannt worden ist. „So zeigte z. B. Galatinus, wie unser Verfasser (Bd. I. S. 301) selbst sagt, in dem Buche de veritate religionis catholicae die auffallende Uebereinstimmung zwischen den Lehren der jüdischen Mystik und den Dogmen der Kirche; wenn auch das Buch Galia Rasija, was er anführt, nicht wirklich vom Rabbi J'huda dem Nasi herrührt, so ist es doch sicher nach einer alten jüdischen Tradition verfaßt, da ähnliche Dinge die Menge im Sohar vorkommen, vergl. specimen theologiae Soharicae op. Gottfr. Christ. Sommeri.

Dieß möchte vielleicht auch der Fall seyn bey jenen angeblich von Esra herrührenden Schriften, von denen Pico von Mirandola bey Hottinger thes. philol. lib. 1. Cap. 3. Sect. 5 schreibt, daß er darinnen das Geheimniß der heiligen Dreyfaltigkeit, die Menschwerdung des Wortes, des Maschiachs Geburt, die Erbsünde, die Erlösung, das himmlische J'ruschalem, der Teufel Fall, der Engel Ordnung u. s. w. gefunden habe. Denn alles dieses findet sich mehr oder weniger deutlich im Sohar angedeutet. Aehnliches wird noch von gar vielen Bibelforschern behauptet, z. B. von Cunaeus de rep. Ebr., Carpzov, Lundius „jüdische Heiligthümer" u. s. w. Unsere Behauptung ist also durchaus keine neue, sondern eine längst bekannte Idee, die man aber früher, weil ihre Zeit noch nicht gekommen war, niemals gehörig verfolgte, in den neueren Zeiten aber, wo sich der ganze Standpunkt verrückte, völlig fallen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

IX.

Mittheilungen aus dem Archive der Stadt Kitzingen. Von Herrn Dr. Reuß.

1te Lieferung. Sie enthält unter Nr. 1. u. 2. Briefe Philipp Melanchthons an den Senat zu Kitzingen. Im 1ten vom J. 1537 empfiehlt er der städtischen Behörde den Leonhard Engelberger, seinen Schüler, der 6 Jahre zu Wittenberg sich aufgehalten und durch Fleiß und Sittsamkeit sich ausgezeichnet, als Schullehrer. Der 2te vom 12. Decemb. 1556 ist eine Danksagung für die von Burgermeister und Rath zugesandte Gabe „eines guten, reinen Trunks Wein, von wegen unser Arbeit (daß wir die Jugent in sprachen und in christlicher lehr mit Gottes Hülff unterweisen).“ — Nr. 3. Paul Eber's Zueignungsschreiben seiner historia populi judaici, Wittenbergae 1548, 8. an den Burgermeister Frdr. Bernbeck zu Kitzingen, dem er seine häuslichen Leiden, den Tod eines Töchterchens u. s. w., aber auch seine Befürchtungen vor dem ihn und seinen Glaubensgenossen bedrohenden öffentlichen Unglück klagt.

Nr. 4. Kurzes chronologisches Verzeichniß der dem Senate der Stadt Kitzingen in den Jahren 1556 — 1628 gewidmeter. Druckschriften. Es sind deren nicht weniger als 134, die nach Hrn. R's. richtiger Bemerkung zu Ende dieses Verzeichnisses einen willkommenen Beytrag zur fränkischen Gelehrten-Geschichte liefern. Möchte Hr. R., der sich um die Geschichte seiner Vaterstadt durch rastloses Sammeln aller darauf bezüglichen Materialien rühmlichst ausgezeichnet, die Muße zu Theil werden, seine Geschichte des Benedictiner Stiftes zu Kitzingen recht bald zu veröffentlichen!

X.

Beytrag zur Geschichte der Herzoge von Meran (von demselben Herrn).

Die vom Hrn. R. in der Geschlechtstafel der Merane vom R. v. Lang vermißte, und in den Mon. Boic. VIII. 298 und 309 aufgeführte Mathildis filia Bertholdi Ducis Meraniae, abbatissa Kitzingen. a. 1254 Kal. (Dec.) erscheint gleichwohl in allen früheren genealogischen Tafeln z. B. bey Köler, Sprenger, von Hormayr und Schultes immer in dieser Eigenschaft.

Anlangend den gewaltsamen Tod des letzten Otto von Meran auf seiner Burg Niesten bey Weismann; so halten wir, wie wir schon einmal in diesen Blättern gesagt, die vom Hrn. Archivar Oesterreicher aufgestellte Behauptung noch immer nicht für hinlänglich bewiesen, und er selbst in seiner vom Hrn. R. angezogenen Schrift schließt mit den Worten: „die Annahme des gegenwärtigen Mordgrundes hat also viele Wahrscheinlichkeit für sich. Doch bleibt zur Zeit nur eine menschliche und keine rechtliche Vermuthung.“ — Allerdings ging die Sage von Otto's Ermordung schon im 14. Jahrhundert, also lange vor Aventin, wie aus dem Burggutbuche (1353 — 1363) zu ersehen ist. Die älteste Spur von einem gewaltsamen Tode wäre aber wohl in dem Ausdrucke der Urkunde von 1250: „duci meranie qui est sublatus de medio“ gefunden. Daß der Herzog wegen Krankheit das Bette hüten mußte, sagt das Diplom vom 17. Junius 1248: „nos egritudinis molestia lecto decumbentes.“ Das Chor-Directorium der Bamberger Domkirche aus dem 13. Jahrhundert sagt einfach: „XIII. Kalend. (Julii) = 19. Juni) Otto dux Meranie junior obiit,“ worauf die Vergebung verzeichnet ist. Vielleicht kämen wir der Wahrheit näher, wenn jene Urkunde von 1250 bekannt gemacht würde, welche nach v. Hormayr's Aussage (sämmtliche Werke, III. 377) Oesterreicher in Händen gehabt, und in der „einigen Ministerialen vergönnt wird, sich von der angeschuldigten Theilnahme an der gewaltsamen Hinwegräumung ihres Herrn, Herzog Otto, reinigen zu dürfen.“ — Nach einem „Schiedspruche (?) des Bischofs Hermann zu Wirzburg über die Meranische Erbschaft vom Jahre 1250,“ laut welchem Willebrand (dapifer, 1248) und Andere der Ermordung des Herzogs Verdächtige, hätten vertrieben werden sollen, suchte ich bis jetzt in den mir zu Gebote stehenden Urkunden vergebens. Wie die Sache jetzt liegt, kann man also noch immer nicht behaupten, der gewaltsame Tod des Herzogs sey bewiesen. Hoffen wir indessen Aufklärung in dieser Sache von der nächsten Zukunft, denn schwerlich steht sie uns sehr ferne! Uebrigens hat bereits vor Schultes Gebhardi (Ludw. Albr.) in seiner genealogischen Geschichte der erblichen Reichsstände in Deutschland, Bd. III. 499. Halle 1785. 4. geäußert, der Herzog Otto müsse lange siech gewesen und eines natürlichen Todes gestorben seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition (von Professor Molitor zu Frankfurt am Main). Dritter Theil.

(Fortsetzung).

Schon wegen dieser höchst merkwürdigen Uebereinstimmung der Kabbalah mit den positiven Lehren des Christenthums wird man sich, falls man nicht überhaupt hinter der tieferen Wissenschaft unserer Tage zurückgeblieben ist, schwerlich geneigt fühlen, die jüdische Weisheit als ein bloßes Conglomerat der ältern Religionsbegriffe der Juden mit fremdartigen orientalischen und griechischen Ideen anzusehen und dieselbe erst zu Anfang des zweyten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung entstehen zu lassen: eine Annahme, welche freylich in einer etwas früheren Periode nur zu leicht einen allgemeinen Beyfall sich erwerben konnte, und durch welche man sich zur Vernachlässigung, ja Verachtung und Herabwürdigung der kabbalistischen Studien nur allzusehr berechtigt hielt. Obwohl nun unser Verfasser gerne, der Wahrheit gemäß, einräumt, daß z. B. der Sohar, eine Hauptquelle der geheimen jüdischen Weisheit, erst 121 Jahre nach Christus, von Rabb. Schimon Ben Jochai, Schüler des Rabb. Akibah verfaßt sey, so weiset er doch auf der andern Seite überzeugend genug das hohe Alter der in diesem Werke schriftlich festgestellten Erblehre nach. Die Gründe hiefür, welche der Verfasser mehr gelegentlich und an sehr verschiedenen Stellen seines Buches beybringt, und die er späterhin noch näher zu entwickeln und auszuführen verspricht, stellen wir im Nachfolgenden, zur bequemern Uebersicht, in möglichster Kürze zusammen:

1. Es scheint dem Verfasser die Annahme einer solchen mündlichen Ueberlieferung schon durch die Lehrart des Alterthumes überhaupt bedingt: „In der alten Welt, sagt er, wurde nicht geschrieben, in der Absicht, irgend einen Gegenstand des Wissens in seinem ganzen Umfange, in seiner Tiefe und Mannigfaltigkeit erschöpfend zu zergliedern, sondern die schriftliche Fassung hatte zum Zweck, bloß die wichtigsten Grundmomente eines Gegenstandes dem Gemüthe darzustellen. Die Schriften der Alten waren daher einfach und kurz, aber von tiefem, gewichtigen Inhalt; sie faßten nur in sich die Essenz, die Grundmarken der Wissenschaft, und waren daher einem Jeden unverständlich, der ohne Lehrer für sich den Weg betreten und sein eigener Führer seyn wollte. Das innerste eigenthümlichste Wesen einer jeden Scienz, der wahre Geist und das Leben des Ganzen lagen in dem lebendigen Wort und in der praktischen Unterweisung, welche, als eine mündliche Tradition, vom Lehrer auf den Schüler übergieng, und so von diesem als ein Fund und geheimer Schatz dereinst wieder weiter überliefert wurde. Doch nicht jeder Schüler empfieng alles, sondern nur so viel, als seine Fähigkeit zu fassen und seine Würdigkeit zu verdienen schien. Wenn nun in dem ganzen Alterthume des Geschriebenen überhaupt nur wenig, und der lebendige Geist alles Wissens und Könnens vielmehr die Sache mündlicher Mittheilung war; wenn folglich die ganze menschliche Kultur vorzüglich auf Tradition beruhete: so darf es um so weniger uns befremden, bey dem, was das Höchste und Heiligste der Menschheit ist und den innern, alles beseelenden Geist der Kultur ausmacht, — in der Religion — neben dem einfachen geschriebenen Gesetze, das lebendige Wort als erläuternde Tradition, und

höheren Aufschluß über die dunkle Sprache der schriftlichen Urkunde zu finden. Eine solche Thatsache läugnen zu wollen, hieße den Geist des Alterthums, der Natur des Menschen, und die Geschichte seiner Entwickelung gänzlich verkennen."

2. Indem der Verf. ferner die Nothwendigkeit einer mit der Schrift Hand in Hand gehenden Tradition zur theilweisen Ergänzung und Erläuterung von dieser darzuthun sucht, giebt derselbe zugleich ein sehr bestimmtes Kriterium zur Unterscheidung der echten und unechten Tradition an. „Es liegt der Erkenntnißgrund derselben, sagt er, einerseits in dem einstimmigen Zeugniß der Tradition, anderseits in dem Zeugniß der heiligen Schrift selber. Da nämlich jene Doktrin gleichsam die Seele der Bibel seyn soll, so muß auch ihre Wahrheit aus der innern Konkordanz mit derselben hervorgehen, die echte Doktrin darf daher nicht nur dem dogmatischen Sinne der Bibel nicht widerstreiten, sondern sie muß auch einen lichten Aufschluß über das Ganze verbreiten, und gleichsam als der lebendige Geist aus den Worten des Textes zu uns sprechen. Wo wir dieses finden, da können wir sicher seyn, daß die Doktrin echt ist."

3. Daß die heilige Schrift noch einen verborgenen innern Sinn habe, und also auch eine Tradition über dieselbe existire, erhellet ferner theils aus dem Gebothe, unablässig in dem Gesetze zu forschen, theils aus dem Faktum des Bestandes von Prophetenschulen, welche der Prophet Samuel nicht erst gegründet, sondern bloß restaurirt hat, und deren Zweck, da doch ein Prophet zu seyn nicht geradezu gelehrt werden kann, zuverlässig kein anderer gewesen ist, als die Schüler zur Weisheit und höheren Gottesverehrung zu führen, mit den Tiefen des Gesetzes sie bekannt zu machen, denjenigen aber, der würdig befunden würde, stufenweise bis in die innersten, höchsten Mysterien der prophetischen Weisheit einzuweisen und auf solche Weise des Einflusses von oben fähig zu machen.

4. Das hohe Alter der Kabbalah ergiebt sich aus der Natur und Beschaffenheit einer sehr wichtigen Quelle oder Urkunde derselben, des Sepher Jzirah (von Rittangel 1642 in's Lateinische, von Fr. von Meyer zu Frankfurt a.M. aber in's Deutsche übersetzt). Dieses dunkle, räthselhafte Buch, welches, nach der fast einstimmigen Meynung der Kabbalisten, sogar dem Patriarchen Abraham zugeschrieben wird, trägt, wie unser Autor sagt, jedenfalls das Gepräge eines hohen Alterthums an sich, und ist gewiß nicht, wie Einige dafür halten, erst von Rabbi Akibah verfaßt, sondern durch diesen zweyten Esra nur mehr verbreitet worden. Denn die höchst einfache Schreibart und der ganze Ton des Buches ist weder dem damaligen Zeitgeiste gemäß, noch dem Style jener Schrift ähnlich, die von Rabb. Akibah auf uns gekommen ist. Einige, insonderheit Morinus wollen freylich sogar dem Akibah dieses Buch streitig machen. Ein Hauptgrund, den man anführt, ist die Buchstaben-Mystik, die in demselben so häufig vorkommt, und die man für jüngern Ursprunges hält. Allein offenbar ist die Buchstaben-Mystik keine Erfindung späterer Zeiten, da man die deutlichsten Spuren von ihr in der Septuaginta, der Mischnah und den ältesten Midraschim findet.

5. „Christus selbst scheint die unstreitig von den Pharisäern, wie weiter unten gezeigt werden wird, fortgeleitete Tradition geradezu zu bestätigen, wenn er Matth. 23, 3 sagt: „Auf dem Stuhle Mosis sitzen die Pharisäer, und was sie euch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun." Wohl rügte der Herr einzelne allzuschwere Lasten des sogenannten Geder, so manche eingeschlichene Mißbräuche, ganz besonders aber die Heucheley einzelner Pharisäer und Kirchenlehrer, gegen die jüdische Kirche selbst aber redete er nirgends."

6. „Offenbar wäre auch, hätten die Juden außer dem Gesetz und den Propheten keine weiteren traditionellen Anleitungen über ihre heiligen Schriften besessen, der Abstand zwischen der Lehre des Heilandes und diesen alten dunkeln Büchern gar zu groß gewesen. Nothwendigerweise mußte es also unter den Juden über ihre prophetischen Schriften eine wenigstens etwas erläuternde Tradition gegeben haben, die gleichsam den eigentlichen vorbereitenden Uebergang zum Christenthum machte; denn wie hätten Christus und seine Apostel fast das ganze Gebäude ihrer Lehre bloß

auf dunkle Winke und Anspielungen (R'masim) gründen können, wenn die Juden nicht bereits mit einer solchen mystischen Deutungsweise der heiligen Schrift völlig bekannt gewesen wären? Wenn z. B. der Heiland Matth. 22, 29 — 31 die Zaduzäer der Unkenntniß der Schrift rücksichtlich der Auferstehung bezüchtiget und ihnen dieselbe aus 3 Mos. 6, 16: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Jizchaks und der Gott Jakobs“ darthut, indem er zur Erklärung hinzufügt: „Nun ist aber Gott nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen,“ so beruhet doch dieser ganze Beweis streng genommen auf keinem eigentlichen logischen Grunde, sondern bloß auf einer mystischen Deutung. Es mußte also in der Kirche von Jisraäl diese mystische Weise, aus einzelnen dunkeln Winken ganze Glaubenslehren zu entwickeln, üblich gewesen seyn. Ebenso, wie hätte Christus ohne alle Vorbereitung über ganz neue Lehren reden können, wenn das, was er vortrug, ganz unerhört in Jisraäl gewesen, und, als eine scheinbar heidnische Doktrin, (wie namentlich die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit) mit den Grunddogmen des Glaubens von Sinai im absolutesten Widerspruch gestanden hätte? Offenbar mußte es also, zur Gründung des Christenthums im Judenthum, eine bestimmte Tradition in letzterem gegeben haben, damit den Juden wirklich keine Entschuldigung übrig bleiben durfte. Denn da, wo es auf die gänzliche Reformation der Grundprincipien eines ganzen Religionsgebäudes ankommt, da ist doch wahrhaftig die Berufung auf dunkle R'masim noch nicht hinreichend; hier müssen vollwichtigere Gründe, sprechendere Beweise und in der Kirche selber adoptirte Grundsätze vorhanden seyn, die dergleichen Berufungen auf mystische Winke der Schrift rechtfertigen und ihnen in den Augen der Kirche, die da reformirt werden soll, selber eine Autorität geben.“

7. „Hätten die Juden bey dem Monotheismus, der ihnen in dem Gesetz und den Propheten so nachdrücklich eingeschärft wird, nicht anderseits auch wieder bestimmte traditionelle Winke über das in der Schrift dunkel enthaltene Geheimniß der Trinität, der Erlösung und der Sendung des heiligen Geistes gehabt, dann wären wahrlich die Heiden durch ihre Mysterien, worin alle diese Geheimnisse, wenn auch entstellt, doch mehr oder weniger deutlich angedeutet liegen, von der Vorsehung weit begünstigter und zur Annahme der neuen Lehre geeigneter gewesen, als selbst das Volk Gottes.“

8. „Die Existenz einer jüdischen Tradition, die dem Christenthum zur Vorläuferin diente, erhellet deutlich aus den ältesten jüdischen Schriften vor und nach der Zerstörung, namentlich aus dem Thalmud, den Midraschim, Sohar u. s. w., wenn man sie mit den Evangelien, den Apostelbriefen, der Offenbarung Johannes und den Kirchenvätern vergleicht. Hier zeigt sich (abgesehen von der großen Verschiedenheit des Geistes ihrer Verfasser) die allergrößte Uebereinstimmung sowohl in der Form, als in dem Stoffe, was mit Recht auf eine innere Verwandtschaft beyder schließen läßt. Denn in den alten jüdischen Schriften erblickt man ganz dieselbe mystische Weise der Parabeln, Allegorien und R'masim, wie sie in den Büchern des neuen Testamentes, besonders in Paulus vorkommen, dessen Darstellung und Sprache überhaupt die frappanteste Aehnlichkeit mit den Midraschim hat, wie dieß jeder bezeugen wird, der dieselben nur einigermaßen kennt.“

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. II. Heft. Würzburg, 1839. 8.

(Schluß.)

XI.

Zur Geschichte des Hexenwesens. Vom Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte des Hexen-Unwesens, dieser wahren Landplage aller deutschen Provinzen zu Ende des 16. und im 17. Jahrhunderte, und geeignet, das von J. Grimm in seiner deutschen Mythologie unter der Aufschrift „Aberglauben“ Mitgetheilte zu bereichern! Gewiß ist des Domspfarrers

Joh. Stephan Späth zu Wirzburg im Auszuge mitgetheilter Bericht vom 28. August 1751, so wie die Stelle aus der fürstbischöfl'chen Aufforderung vom 19. August desselben Jahres: „daß — — — das abscheuliche Laster der Hexeren nunmehr auch in der fürstlichen Residenz zu wüthen anfange und besorglich sich immer weiter verbreiten dürfte," — sammt der von der Redaction unten bengefügten Bemerkung, daß erstere als Bentrag zur Geschichte der Gesittung und Cultur im Wirzburgischen um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu betrachten, das Letztere aber wohl zu beherzigen, weil es zeigt, wie sehr gesunder Schulunterricht da noch noth thue, wo solcher Aberglaube noch unvertilgt fortwuchert, so daß man sich über dessen Bestehen in unserer Zeit billig verwundern muß.

XII.

Mannigfaltiges. Vom Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

1. Auszüge aus der Burgermeisterenrechnung der Stadt Ochsenfurt vom J. 1469.

In dieser Rechnung sieht es mitunter sehr kriegerisch aus. Aufgeführt sind: Schlösser für Büchsen, Schlüssel zum Pulverladen, Ausbohren und Zündlöcher machen, Büchsenklöße (Kugeln) zu gießen und zu machen. Bewirthungen und Geschenke für Ritter und Herrn. Ausgaben bey der Reys (in den Schupfergrund gen Borberg). Die Jahresbesoldungen der Thürmer, Flurschützen, Stadtknechte ꝛc. ꝛc.

2. Hochzeitgeschenke des Magistrats zu Würzburg. Unter andern an Junker Lamprecht Zobel ein halb Fuder Wein auf die Hochzeit. 1576. Das Becherschenken, in unsern Tagen so häufig, war damals gleichfalls im Schwunge, vorzüglich wenn der Rath auf adliche Hochzeiten geladen worden war.

3. Geburtsbriefe des würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn.

Eine schätzbare und höchst dankenswerthe Berichtigung des Geburtsjahres dieses weisen Fürsten; welches Gropp zwar in das Jahr 1544, aber ohne nähere Kunde darüber zu haben, gesetzt hat, und das selbst auf des Bischofs Sterbemünze nicht erwähnt ist. Anton Sparr, Amtmann zu Amorbach, des Julius Taufpathe, giebt Jahr und Tag der Geburt in einem Schreiben vom 4. October 1569 an das Wirzburger Domkapitel, worin er um Zulassung des Julius ins Capitel bittet, mit Bestimmtheit an, nämlich 1545, 18. März. — Dann folgt dd. 7. October 1569 der Brief Peters Echter von Mespelbron, Vaters des Bischofs Julius; worin noch Näheres über die Zeit seiner Geburt aus dessen Familien-Aufzeichnungsbuch mitgetheilt ist: „1545 uff sant Anshelmitag, den 18. Martii, an einen Mittwocher morgens frue vmb die vier ahur ist geborn vnd gedaufft worden im Schlos zu Mespelbron Julius Echter, Gevatter Anthonius Sparr." —

4. 2 vertraute Briefe des Fürstbischofs Friedrich Karl von Bamberg und Würzburg.

Dieser Fürst, der treue Anhänger und Liebling des Wiener Hofes, schreibt, oder richtiger läßt durch seinen Kammerdiener mit einer fröhlichen Gemüthlichkeit und Vertraulichkeit an die Personen aus der nächsten Umgebung der Kaiserin schreiben, was in der That höchst ergötzlich für den Leser ist. Die Kaiserin Wittwe Elisabeth heißt auf gut wienerisch, — denn dieser Dialect herrscht durch beyde Schreiben — „Frau Lisel." — Der erste ist datirt von Pommersfelden, 23. August 1744, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, und an die Gräfin von Baar in Wien (sie war der Kaiserin Oberst-hofmeisterin), der andere an die Gräfin von Fuchs zu Wien, Obersthofmeisterin der Maria Theresia, Wirzburg 15. Sept. 1745 gerichtet. Im erstern wünscht er persönlich in dem schönen Hezendorff seine Aufwartung thun zu können, umb zu bezeigen, daß mit allem deme, daß ich der gegenwärtigen welth von Hertzen müth und in Meiner jugend ziemblich ermattet bin, doch übrigens olleweil lusti olleweil a weni a geldel onih (vom Fürsten wieder ausgestrichen) mit hertz und Mund was einander guthes gönnt Einmahl allezeit seyn und verbleibe." —

Im zweyten ladet der Fürstbischof die zur Kaiserkrönung von Wien nach Frankfurt am Mayn reisende Maria Theresia, die „neue Kayserinn," ein, „allerhöchstdieselbe möge in Meinem Hoff Wirthshäusel dahier (die Wirzburger Residenz! Meines Wissens hat Franz Ludwig eine ähnliche Einladung in seinen Pfarrhof dem Kaiser gemacht) einzukehren und wohl auszurasten belieben." Er bittet die Gräfin, langsam zu reisen, denn es lasse sich nicht „überteufferln," solche Reisen ließen sich so leicht nicht thun, „wie ich es wohl weis, der ich sie ohnschwanger wohl 20 mahl selbst gemacht habe." — „Denkt," fährt er fort, „was an der hungarischen Majestät gelegen ist." (Maria Theresia war mit Joseph II. schwanger.)

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition (von Professor Molitor zu Frankfurt am Main). Dritter Theil.

(Fortsetzung).

9. „Weit wichtiger indessen als die bloße Uebereinstimmung der Form ist die auffallende Aehnlichkeit des Inhaltes in der jüdischen Tradition und der christlichen Lehre, die freylich nicht durchgängig, doch aber in den meisten Hauptlehren deutlich hervortritt, worauf schon oben ist hingedeutet worden. Alle jene, gewöhnlich als eigenthümlich christlich bezeichneten Lehren, die in den Büchern des alten Testamentes nur höchst dunkel, in den Schriften des neuen Testamentes zwar deutlicher, doch auch nur beyläufig erwähnt und erst bey den Kirchenvätern und spätern christlichen Mystikern ausführlicher entwickelt sind, erscheinen schon in den alten Schriften der Juden in voller Klarheit dargestellt und beynahe gerade so ausgesprochen, wie man sie bey den Kirchenvätern und christlichen Mystikern findet. Insonderheit werden die einzelnen Hauptbilder der Offenbarung Johannes beynahe alle in der jüdischen Kabbalah angetroffen. Die Aehnlichkeit beyder ist so auffallend, daß die Neologen bekanntlich an der Offenbarung Johannes von jeher den größten Anstoß genommen, und sie für eine Ausgeburt jüdisch christlicher Kabbalistik und als einen falschen Rückschritt des Christenthums in das Judenthum angesehen haben."

10. An eine Uebertragung aber aller jener Lehren aus der christlichen Kirche in das Judenthum ist offenbar nicht zu denken. Wie hätten doch die Häupter der Synagogen in einem Augenblicke, „wo sie in der größten Opposition mit dem Christenthum standen und alles aufboten, die Richtigkeit der aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangenen neuen Kirche zu beweisen, irgend etwas von ihren Gegnern aufgenommen, zumal solche Lehren, die, wenn sie vom Judenthum adoptirt werden, eher für, als gegen das Christenthum zeugen? Wenn mithin in der jüdischen Tradition so frappante, mit dem Christenthum übereinstimmende Stellen vorkommen, die weit mehr gemacht sind, die Juden von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen, als von demselben zu entfernen, so ist dieses gerade der unumstößlichste Beweis von der Existenz einer mystischen Tradition im Judenthum."

Wie der zweyte, so schließt sich auch der dritte Band an den jetzt seinem Inhalte nach näher bezeichneten ersten Theil in der Weise an, daß er ebenfalls die im letzteren bloß angedeuteten Materien weiter entwickelt und ausführt. So enthält er denn zuvörderst eine zur Kritik der Offenbarung gehörige Abhandlung „über Heidenthum, Judenthum und Christenthum im Allgemeinen." In dieser Abhandlung werden (S. 1 — 125.) zunächst Andeutungen zu einer, im Ganzen wohl nicht befriedigenden Philosophie der Mythologie gegeben, indem nach des Verf. Annahme die Heiden bey ihren Gottheiten nur geschaffene Dinge sollten im Auge gehabt haben. Desto belehrender ist die Gegeneinanderstellung des Juden- und Heidenthums, besonders in praktischer Beziehung. „Allen übrigen Religionssystemen, sagt der Verf. S. 5., mögen sie auch übrigens noch so voll tiefer Weisheit seyn, fehlt das wahre Kriterium der echten Offenbarung, nämlich die innere genetisch fortschreitende

Entwickelung. Sie sind abgerissene Zweige von dem großen Lebensbaume, die zwar noch leise vegetiren, aber keines innern Wachsthums fähig sind." Das Judenthum dagegen vermochte sich, wie S. 102 ff. ausgeführt wird, zur Idealität des Christenthums zu entfalten.

„Auch die ganze Führung des Volkes Jisraäl liefert (S. 111 ff.) den augenscheinlichsten Beweis von der wahren Göttlichkeit der jüdischen Religion. Bey allen Völkern giebt es zwar Orakel; man fragt in allen wichtigen Angelegenheiten bey ihnen an, und unternimmt nichts im Leben, ohne zuvor den Ausspruch der Götter vernommen zu haben. Indessen erscheinen hier die Orakel keineswegs als die positiven Führer der Völker. Sie geben bloß Antwort, wenn sie gefragt werden; außerdem schweigen sie. In keiner einzigen heidnischen Religion erblickt man daher eine wirklich positiv eingreifende göttliche Führung, sondern der Mensch steht hier durchaus in seiner eigenen Kraft da. Anders verhält es sich bey dem Volke Jisraäl, das durchaus nichts aus sich selber ist und hat, sondern dessen ganzes Daseyn und Führung lediglich das Werk der Gottheit ist."

„Wo existirt ein Volk, lesen wir weiter S. 116, das eine solche ethische Führung hat? Wo findet sich eine Nation, bey der die Demuth, der Gehorsam und die unbedingte kindliche Ergebung an Gott zur ersten Pflicht gemacht, Züchtigungen als Zeichen der Liebe angesehen, und der Mensch durch Leiden und Demüthigungen zu seiner Bestimmung geführt wird? Wohl giebt es auch im Heidenthume Führungen und Prüfungen für den Sterblichen, aber es sind bloß Prüfungen in der rüstigen Bekämpfung des Bösen und dem muthigen Ertragen großer Beschwerden. Nirgends finden wir daher hier ein Lob auf die Niedrigkeit und Kleinheit. Wenn z. B. 4 Mos. 12, 3 von Moses gesagt ist, er sey der demüthigste Mann gewesen, so ist dieses ein Lob, das nie irgend einem der heidnischen Heroen ist beygelegt worden."

„So erwarten auch (S. 104) die heidnischen Religionen insgemein, als letztes Ziel der Vollendung, den Sieg des Guten über das Böse, und eine allgemeine Aussöhnung und Wiedervereinigung aller getrennten und einander feindlich widerstreitenden Gegensätze. Da aber diese Religionen den Ursprung des Bösen nicht sowohl in dem freyen Willen der Kreatur, sondern entweder in der innern angebornen Natur des Geschöpfes oder gar in der Gottheit selber finden, so sind ihre Erwartungen von dem endlichen Siege des Guten mehr auf die Idee einer innern Nothwendigkeit, als auf die Idee einer freyen That der Liebe Gottes zur Errettung seiner gefallenen Geschöpfe gegründet, welches Letztere Grundlehre der alttestamentlichen Religion ist."

Allerdings macht sich im Judenthume gewaltig geltend das bloße opus operatum. Es werden in demselben alle religiösen Werke und Handlungen als reelle wirksame Wesentlichkeiten betrachtet, und sind dieselben hier, wie unser Verfasser S. 43—66 ausführlich nachweist, nach Inhalt und Form, nach Qualität und Quantität, nach Zahl, Maß und Gewicht, nach zeitlicher und räumlicher Ordnung streng, ja sogar noch strenger vorgeschrieben, als bey den übrigen Naturreligionen.

„Beyde, die bewußte und die bewußtlose Seite im Menschen, stehen eben, wie die Kabbalah lehrt, in inniger Wechselbeziehung, so daß die Kultur der einen zugleich auch veredelnd auf die andere einwirkt; daher im Judenthume nicht sowohl der äußere Leib als solcher, sondern vielmehr die Vervollkommnung des Seelenlebens in seinen innern und in seinen äußern Beziehungen beabsichtigt wird."

„Irdisches Wohlseyn, Freude und Fülle erscheinen auch hier, wie in allen Naturreligionen, als die höchsten, wünschenswerthesten Güter." Alles aber, dessen das Volk sich erfreute, sollte es genießen als vor dem Herrn. „Unter den freudigen Ergötzungen an den Festen des Herrn wird also keineswegs jener üppige bacchantische Sinnestaumel verstanden, wie wir ihn bey den Opfermahlen und Orgien der meisten heidnischen Völker finden, sondern es ist jene reine beseligende Freude, die bey den Jisraäliten aus dem frohen Gefühle der innigen Verbundenheit mit seinem

Gott hervorgehen soll; wie geschrieben steht: „Ihr Kinder Zions, frohlocket und freuet euch in Jehovah, euerm Gott!“ Alles, was das Volk besaß, das Land und dessen Früchte, sollte es auch (S. 114) nicht als sein Eigenthum, sondern als das Eigenthum der Gottheit, und sich bloß als einen durch die göttliche Gnade eingesetzten Nutznießer desselben ansehen. Darum sollte es auch nichts gebrauchen, ohne zuvor die Erstlinge der Früchte und des Viehes dem Herrn zu opfern.“ u. s. w.

Allerdings werden die Juden, sagt unser Verf. S. 69 u. 70., in ihren heiligen Schriften selbst als ein trotziges, rachgieriges, halsstarriges und übermüthiges Volk beschrieben. So mächtig aber auch der Hang zur Eitelkeit und aufblähenden Selbsterhebung bey demselben ist, und so gräuelhaft es in seiner frivolen Losgebundenheit werden kann, so groß ist auch wieder bey ihm die Fähigkeit einer unbegränzten Hingebung und Demuth; und so heftig dieses Volk in seinem Hasse seyn kann, so weich, so mild, so mitleidig, und wohlthätig ist es auch wieder auf der andern Seite. Diese vortrefflichen Charakterzüge, welche freylich der Welt nicht so in die Augen springen, als die erwähnten dunkeln Schattenseiten, und die nur demjenigen bemerkbar werden, der einen tiefen Blick in das Privatleben der Juden geworfen: diese Eigenschaften sind es, welche der Gottheit an dem Volke wohlgefallen; weßhalb auch dasselbe trotz allen seinen Vergehungen nicht auf immer verstoßen, sondern, wenn es sich wahrhaft bekehrt, zu Gnaden angenommen und einst mit Glanz und Herrlichkeit wieder bekleidet werden wird.“

Als besonders wichtig in dieser ersten Abhandlung ist noch eine Episode des Verfassers über den Partikularismus des Volkes Israel anzuführen, in Hinsicht auf welchen er den gelehrten, aber oft einseitigen Eisenmenger, der den Juden den zügellosesten Rigorismus und die feindseligste Richtung gegen die übrigen Völker zum Vorwurfe machte, durch die schlagendsten sonstigen Gründe und durch hinreichende Nachweisungen aus den jüdischen Schriften selbst widerlegt.

So liest man z. B. im M'drasch Thanchumah Fol. 251: „So gut wie Jisraäl die Gebote vollziehen, so vollziehen auch die Heiden die Gebote, und so wie Jisraäl loben den Allerheiligsten, so loben ihn auch die Heiden, wie es heißt: „Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist mein Name groß unter den Heiden.“ Der M'drasch Jalkuth Fol. 256 sagt: „Einstens wird der Höchstgebenedeyte vererben den Frommen unter den Heiden die kommende Welt, wie es heißt: „Deine Cohanim (Priester) kleiden sich mit Gerechtigkeit.“ Diese sind die Gerechten unter den Heiden, welche Priester oder ein Schmuck für den Ewigen genannt werden. „Sepher Mizwoth Gadol unter den Verbothen Fol. 2 sagt: „Wer einen Goi belügt, oder ihn beraubt, ihn betrügt, oder ihm sonst ein Unrecht thut, übertritt das Verbot: „Ihr sollt meinen Namen nicht entweihen.“ rc. rc.

Den sonstigen Inhalt dieses dritten Bandes bildet eine sehr ausführliche Abhandlung über die jüdische Lehre von der realen physischen und von der geistigen Unreinheit und deren beyderseitigen Reinigung und Versöhnung, welcher Gegenstand, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der ältern und neuern Gelehrten zu den allerschwierigsten und verwickeltsten Materien der ganzen jüdischen Theologie gehört. „Es kann bey unserm Verfahren, sagt Molitor S. 120, nicht die Absicht seyn, das Judenthum bloß in gewisse äußerliche Fachwerke geordnet darzustellen; wir müssen uns vielmehr bestreben, dasselbe auf eine getreue Weise aus sich selbst genetisch zu entwickeln. Da nun das Ziel der jüdischen Religion kein anderes ist, als den Menschen durch die Reinigung von dem Unreinen und Bösen zur Heiligung, und durch die Heiligung zur Vereinigung mit der Gottheit zu führen, so glauben wir das Judenthum in seinem innern wahren Wesen zu erfassen, wenn wir dasselbe nach diesen drey Momenten darstellen, 1) der Reinigung vom Unreinen und Bösen, worunter die Verbothe begriffen sind, 2) der Heiligung, und 3) der Vereinigung mit der Gottheit, so die Gebote enthält.“

Die physische Unreinheit oder Tumah, von welcher zunächst gehandelt werden muß, und die, nach der Kabbalah eine Folge der geistigen,

so wie diese wieder eine Folge des Falles ist, wird in zwey Hauptklassen, in die grobe, durch welche der Mensch ganz vor Gott vergräuelt wird, und in die feinere Unreinheit eingetheilt, welche doch in der Seele eine gewiße Trübheit hervorbringt und dadurch die Vereinigung mit der Gottheit verhindert. Die ganze Abhandlung über diese physische Tumah erweckt den höchsten Begriff von der Tiefe der Naturanschauung bey den alten Kabbalisten, welcher man sich erst in der neuern und neuesten Zeit einigermaßen wieder angenähert hat und hiedurch auch fähig geworden ist, die desfallsigen kabbalistischen Lehren zu fassen, eben hiemit aber auch den Schlüssel zu dem in der rationalistischen Periode ganz unverständlich gewordenen alten Testamente wieder zu gewinnen. Zum Beweise hiefür wollen wir hier nur auf den Grund einer größeren oder geringeren Verunreinigungsfähigkeit aufmerksam machen. „Je näher der Mensch, lehrt die Kabbalah, dem Heiligen steht oder je mehr er sich zu heiligen trachtet, desto höher steigert sich seine Sensibilität für jede, auch die leiseste Art von Trübung, wie wir an den Priestern und Nasiräern sehen. In einem gewissen Sinne verhält es sich auch so mit den äußern Dingen. Je näher und inniger der Mensch sich dieselben assimilirt, desto empfänglicher werden sie für die Tumah. Die dem Menschen innerlich verwandten, seinem leiblichen Wesen näher stehenden, ihm mithin organisch mehr unterworfenen Dinge sind also viel leichter und durch einen weit geringeren Grad von Tumah zu verunreinigen, als diejenigen, so dem Menschen organisch ferner stehen und eine größere Selbständigkeit in sich besitzen.“ Hieraus erhellet aber auch, daß die Tumah des menschlichen Leichnams bey weitem die der thierischen Cadaver übertreffen müsse. Da nämlich der Mensch, wie Barbanell bemerkt, das höchste, edelste und am feinsten organisirte Geschöpf ist, so entsteht aus ihm bey der Auflösung im Tode gerade das Allerunedelste. Daher behaupteten die spätern Thalmudisten und Kabbalisten, daß in den Leichen des heiligen Volkes ein weit höherer Grad von Unreinheit, als in den Leichen der Götzendiener läge, indem dieselben schon bey ihrem Leben mit der unreinen Seite in Verbindung gestanden.

Nicht minder reich an wichtigen, bedeutenden Aufschlüssen ist die Abhandlung über die geistige Tumah, über welche sich der Verfasser, so ziemlich nach der Ordnung der zehn Gebote fortschreitend, von S. 251 an ausspricht. „Die Sünde, lesen wir hier unter andern, macht, nach der Lehre der Kabbalah, nicht bloß einen Mum (Gebrechen) an dem göttlichen Ebenbilde, sondern ihre Wirkungen erstrecken sich auch auf die äußere Natur und gehen bis in die obern Regionen der Engel, ja selbst bis zur Gottheit hinauf und bringen hier durch ihre widernatürliche Erregung eine Art P'gimah (Verletzung) hervor. Diese P'gimah enthält aber ein großes Leiden für die Sch'chinah (worunter dasjenige zu verstehen, was J. Böhme die göttliche Sophia, Plato die göttliche Idealwelt nennt), indem sie dadurch geschwächt, verfinstert und in Strenge verwandelt wird; daher nicht geschmückt mit den guten Werken ihrer Kinder, dem himmlischen Gemahle entgegengehen, sich mit ihm von Angesicht zu Angesicht in Liebe vereinigen, und auf ihre Kinder überschwänglichen göttlichen Lebenseinfluß herabthauen, sondern bloß äußere Naturschepha, und oft nur sparsam, ihnen zufließen lassen kann; ja dieselben mit schweren Leiden züchtigen muß. Solches ist für den mütterlichen Geist eine große Betrübniß, wie der Thalmud bildlich sagt: „Wenn der Sünder gestraft wird, spricht die Sch'chinah, ich leide Schmerzen an meinem Haupte, ich leide Schmerzen an meinem Arme.“

Schon in diesen Worten, noch deutlicher wohl in den nachfolgenden ist auf die Leiden des Messias, der vor seiner leibhaften Erscheinung in der Sch'chinah steht, hingewiesen: „Die Füße der Sch'chinah, lehrt die Kabbalah, gehen in den Tod, welches ein großes Leiden für dieselbe ist.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nr. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition (von Professor Molitor zu Frankfurt am Main). Dritter Theil.

(Schluß.)

„Denn die Sch'chinah, so als das Licht in die Finsterniß eingegangen, um den Gefallenen wieder zu beleben, und stufenweise aus seinem Falle zu erlösen, muß jetzt aus Liebe zu dem Menschen gegen ihren Willen das Unreine und Böse toleriren und dem satanischen Wesen Lebensnahrung zufließen lassen, indem der Mensch zu tief in der Schlangenhaut verschlungen liegt und daher ohne seine gottähnliche Freyheit aufzuheben nicht auf eine gewaltsame plötzliche Weise von derselben befreyt werden kann. Daher müssen, wie die Kabbalah sagt, die Schalen wegen der innern Frucht erhalten werden. Dieses ist aber ein großer Schmerz für die Sch'chinah und darin bestehet das Hauptleiden ihrer Galuth d. i. ihrer Beraubung.

Der Mensch verursachte aber durch seine Sünde nicht bloß ein Leiden in der Gottheit, sondern auch in dem gesammten Universum. Ganz besonders ist dieses der Fall in der Welt Asiah d. i. in dieser irdischen materiellen Welt, wo die Natur voller Dissonanzen ist, und alle Wesen unter dem Fluche der Sünde des ersten Menschen seufzen, ja sogar noch immerfort, wenn die Söhne Adams sündigen, deren Schuld mittragen müssen, indem durch die Vergehungen der Menschen der obere Lebenseinfluß auf die Natur sich vermindert, und das Thier- und Pflanzenreich verkümmert. „Wisse, heißt es im Sepher Gilgukim Fol. 14, daß alle vier Welten standen viel höher, ehe Adam gesündiget. Nachdem er gesündiget hat, wurden sie erniedriget, und sanken herab von ihrem früheren Orte. Denn durch die Sünde von Adam erhielten alle Welten eine P'gimah. Aber nicht alle Zeiten sind sich gleich, sondern es gibt Verschiedenheiten (im Fallen und Steigen) nach den Sünden."

„Kehret der gefallene Mensch wieder in Reue zurück, so wendet sich die Gottheit, welche stets bereit ist, dem Sünder im Kampfe gegen das Böse beyzustehen, sammt den schützenden Engeln wieder zu ihm hin; und in demselben Maße, als der Mensch nach dem Guten verlangt, zieht er den Einfluß der obern Kraft wieder auf sich, und verwandelt die Finsterniß in Licht, die Strenge in Gnade. Wenn der Mensch, heißt es im Trakt. Joma Fol. 39, unten sich ein wenig heiliget, so heiliget man ihn oben viel. Auf solche Weise wird denn durch die Einkehr Gottes in den Menschen, der Satan aus seinem Innern vertrieben, und mit der Befestigung des Reiches Gottes, das Reich der Schlange überwunden. Dann steigen nach Tik. Sohar 44, 1 u. 46, 2) alle Welten empor, und die himmlische Mutter, die Kirche, verbindet sich mit ihrem Gemahl zur innigen Liebesvereinigung. Dann leuchten alle Zweige und Wurzeln wieder; es ergießt sich der Zufluß der Gnade in vollen Strömen, und herrscht Freude in der Gottheit und in allen Sphären der Schöpfung."

Wenn im Vorhergehenden auf die Leiden hingedeutet ist, welche sich, der Kabbalah zufolge, durch die Sünde über das ganze Universum ausbreiten, so handelt der Verfasser, in Darstellung der freywilligen Verunreinigungen, besonders von der Sünde der Abgötterey, dem Morde und der Unzucht, als worin nach der Lehre des Judenthumes die drey Hauptverbrechen des Menschen bestehen. Hiebey wird, nächst der Besessenheit und dem magnetischen Zustande, wovon die



jüdischen Lehrer behaupten, daß der Mensch hiebey immer einige Schuld trage und dem Satan desfalls irgendwie einen Achus oder Angriffspunkt gegeben habe, sehr ausführlich (S. 280 — 338) von der finstern Magie, besonders auch von der Citation der Verstorbenen gehandelt; eben so kommt hier das Ahndungsvermögen, die Vorbedeutung, die Sterndeuterey zur Sprache. Was die letztere insonderheit betrifft, so lehren die jüdischen Weisen, „daß mit dem Verbote derselben nicht gemeynt sey, als müsse der Jude die Astrologie durchaus verachten, und wenn ihm etwas von einem Astrologen gesagt wird, geflissentlich dagegen handeln. Der Jisraälit solle sich vielmehr in solchen Fällen allerdings die Sache in Gedanken nehmen, aber keineswegs dem unbedingten Glauben an die unabänderlichen Wirkungen der Gestirne Raum geben, sondern das Vertrauen fassen, daß Gott helfen und Alles zum Guten verändern könne. Ueberhaupt verkündigen alle Augurien nie mit völliger unbedingter Gewißheit die Zukunft. Denn wenn der Mensch sich bekehrt, so werden die obern strengen Beschlüße, wie die Kabbalah lehrt, wieder aufgehoben und in Gnade verwandelt.“

S. 339 ff. finden wir eine Auslegung des vierten Gebothes nach dem Talmud. Dann geht der Verfasser von S. 341 an auf die Lehre vom Mord und von S. 347 auf die Unzucht im allgemeinen wie im besondern Sinne des Wortes über. Der Kabbalah zufolge tendiret nämlich der Satan die reine Harmonie der Schöpfung auf dreyfache Weise, durch Erregung falscher Sympathie zu zerstören, indem er nämlich den Menschen erstens verführt, den allgemeinen Lebens-Siwug (Begattung) in der Natur, zweytens den besondern Geschlechts-Siwug der organischen Wesen, und endlich drittens das Werk seiner eigenen Fortpflanzung auf eine unnatürliche Weise zu verkehren. So sind z. B. als widernatürliche Verbindungen anzusehen, das im alten Testamente verbotene „Kochen des Zickleins in der Milch der Mutter, das Zusammenspannen heterogener Thiere bey der Arbeit, das zu nahe Nebeneinanderseyn einander widerstreitender Pflanzengattungen u. s. w. Bey dem Kochen des Zickleins in der Milch der Mutter wird nämlich die Milch, so das eigentliche Belebungs- und Ernährungselement für das Junge ist, auf eine ganz conträre Weise zur Zerstörung desselben angewendet; welches, da das Junge sowohl als auch die Milch durch den innern organischen Lebensgeist, der durch das Kochen nicht ganz entweicht, mit der Mutter in einer fortwährenden Verbindung steht, eine höchst widernatürliche Wirkung in beyden Wesen hervorbringt, die sich bis in die obern Principien erstreckt. In Hinsicht auf die verbothenen Heirathen mit ganz nahen Verwandten, um noch ein Beyspiel der Unzucht der dritten Art zur Sprache zu bringen, so bemerkt die Kabbalah, daß bey diesen Verbindungen eine gewaltsame Hemmung der Evolution Statt finde durch eine widernatürliche Involution, indem hier die Zweige, die sich auszubreiten bestimmt sind, wieder zu ihrer Wurzel zurückgebeugt würden.“

Ueber die ansteckende Gewalt des Bösen und die hievon abhängige immer weiter fortschreitende Propagation desselben lesen wir S. 382 ff. Folgendes: „Gleich der physischen strömt auch die geistige Tumah der Seele beständig von dem Menschen magisch aus, und es hat dieselbe sowohl für andere Menschen, als auch für andere äußere Dinge eine verunreinigende Kraft. Daher komme, heißt es hier weiter, das unangenehme, abstoßende und widrige, das der unverdorbene Mensch im Umgang mit Lasterhaften in sich verspürt, und das um so viel stärker von ihm empfunden wird, je feinfühlender er ist. Zudem gewinnt aber auch jede unrechte That, die von dem Menschen verübt, und jedes unsittliche Wort, das von ihm ausgesprochen wird, eine bleibende magische Existenz, welche alles um sich her verunreinigt. In einem Lande, wo große Verbrechen im Schwange gehen, werden daher alle Dinge, Häuser, Mobilien, Thiere, Pflanzen, der Erdboden und selbst die Luft verdorben. Deßhalb wurden z. B., wenn eine Stadt sich der Abgötterey ergab, nicht nur auf göttlichen Befehl die Einwohner, sondern alles Vieh getödtet, und alle Dinge, die darin waren verbrannt; die Stadt wurde geschleift, und durfte nie mehr aufgebaut werden.“ u. s. w.

Den übrigen Theil des Buches füllet dann noch die Darstellung der Reinigungs- und Versöhnungsmittel für die geistige Unreinheit, deren vorzüglich acht zu unterscheiden sind, als: das Sündopfer, die Reue, das Sündenbekenntniß, die Restitution des Schadens, die Strafen und Bußübungen, die Fürbitte und Aneignung fremder Verdienste und das große Werk der Errettung durch den Maschiah. Hinsichtlich der Vollziehung der Strafen des Himmels hier auf Erden finden wir unter andern, S. 456, folgende sehr tiefsinnige Bemerkungen: „Der Regel nach werden zu Vollziehern der Strafe solche Thiere und Menschen erwählt, die von Natur aus zur Strenge neigen, wie der Thalmud sagt: Man wälzt das Gute auszuführen dem Reinen, und das Böse dem Schuldigen zu. Daher darf kein Individuum in Israël Strenge ausüben, als der verordnete Richter, das Sinnbild der obern göttlichen G'burah, sodann die großen Heiligen, z. B. Moscheh, Aron u. s. w., welche sich vollkommen mit dem Himmel verbunden, und bey denen die G'burah reiner göttlicher Art geworden. Jene Israëliten aber, die sich freywillig, ohne Beruf zu Bothen der Strenge über ihre Brüder aufwerfen, handeln hiebey aus ihrer eigenen bösen Natur und werden gewöhnlich noch früher von der Strafe ereilt, als diese. Nur zuweilen macht Gott einen Israëliten dadurch zum Werkzeug der Strafe, „daß er es ihm zuschickt, einen andern unvorsätzlich zu tödten." Solches geschieht aber bloß dann, wenn beyde zugleich Züchtigung verdienen. Auch am Heiden soll der Israëlit kein Bothe der Strenge werden. Daher sind dem Volke Gottes alle Angriffskriege verbothen und nur die Vertheidigung erlaubt, ausgenommen jene heiligen Kriege, wo Gott selbst der Streiter ist. Selbst bey diesen heiligen Kriegen soll sich jedoch der Israëlit nicht der Strenge freuen, wie es im M'drasch Rabboth auf 2 Mos. 15, 1 heißt. Als Moscheh über den Untergang der Aegypter einen Triumphgesang anstimmte, sprach Gott zu ihm: Du singest ein Loblied, während meiner Hände Werke in dem Meere versinken. Daher wird auch jetzt noch in den letzten Tagen des Osterfestes das Hallel nicht vollständig, sondern stückweise, gesungen."

Sehr ausführlich wird dann noch von S. 521 an über die Strafen in der jenseitigen Welt gehandelt und hiebey auch die Einwirkung der Abgeschiedenen auf die noch Lebenden und umgekehrt der Lebenden auf die Dahingegangenen zur Sprache gebracht. Ueber das letzte und höchste Mittel der Reinigung und Versöhnung aber, über den Maschiah behält sich der Verfasser vor, in dem nächstfolgenden Bande, der die Lehre von der Heiligung umfassen soll, mit gebührender Ausführlichkeit zu handeln. Möge der baldigen Erscheinung desselben, so wie überhaupt der ganzen Vollendung des Werkes nichts hemmend in den Weg treten! So wenig unsere Anzeige die große Reichhaltigkeit und die hohe Bedeutsamkeit des Buches zur Anschauung zu bringen, sondern nur ganz allgemein anzudeuten vermochte, so dürften doch durch dieselbe alle diejenigen, welchen die Förderung der tieferen Natur- und Geschichtsforschung, besonders aber die Fortentwickelung der Philosophie, namentlich der Religions-Philosophie am Herzen liegt, zu dem nämlichen lebhaften Wunsche sich angeregt fühlen.

J. Hamberger.

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen. Mit sauber lithographirten Abbildungen. Bd. I. und II. Sondershausen, Druck und Verlag von F. A. Eupel. 1839 und 1840. (Redigirt von Fr. v. Sydow.)

Man würde vorliegendem Werke Unrecht thun, wenn man es, wie sein Titel allerdings zu fordern scheint, in die Reihe gewöhnlicher Unterhaltungsschriften stellen wollte; seinem Inhalte nach dürfte es in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums verdienen. Es enthält Darstellungen sachkundiger Männer über die historisch bedeutendsten Puncte Thüringens und des Harzes, namentlich über Burgen, Klöster, alterthümliche Ortschaften, Kirchen u. s. w., und zwar in der Tendenz, sowohl die Geschichte derselben, als ihre äußere Lage, ihre Ansicht und Umgebung, zur Anschauung zu bringen. Hiedurch schließt sich das Werk ge-

lehrten Reisebeschreibungen an: es giebt einerseits Blicke auf die äußere Beschaffenheit des Landes und die Lage seiner vorzüglichsten Orte, und erinnert auf der andern Seite an die hauptsächlichsten Facta, welche sich an ihnen ereignet haben; ein doppelter Dienst, welcher dem Historiker nicht unerwünscht seyn kann. Als einer Reisebeschreibung dieser Art wird ihm um so mehr Werth zugestanden werden müssen, da nicht ein Einzelner sie verfaßt hat, sondern ein Verein Gelehrter, von denen ein Jeder die Beschreibung der ihm am nächsten liegenden und interessantesten Puncte geliefert hat. Dem Anwohner einer merkwürdigen Stätte, dem Eingebornen, ist mancherley bekannt, was dem Reisenden, dem Fremdling, selbst wenn er mit einem Schatze von Gelehrsamkeit ausgerüstet ist, völlig entgeht, und wenn sich jeder an die Beschreibung dessen, was seiner Heimath angehört, begiebt, so wird es seiner Darstellung an Treue und Lebendigkeit nicht leicht fehlen.

Dazu kommt, daß das Werk in geschichtlicher Hinsicht nicht etwa bloß wiederholt, was schon anderwärts erzählt oder bemerkt ist; viele seiner Angaben ruhen auf Studien von Quellen, welche nicht allgemein bekannt sind, Ortschroniken, Urkunden, Inschriften, Ausgrabungen, bestehenden Einrichtungen, welche dem Historiker zur Kenntnißnahme mit Recht empfohlen werden dürfen; während es freylich eben so sehr als Pflicht angesehen werden kann, Bücher, wie das vorliegende, welche zur Belehrung weiterer Kreise der Gesellschaft geschrieben sind, mit kritischem Auge zu betrachten und wenn sie etwa hier und da einen Irrthum enthalten sollten, nicht ohne begleitende Anmerkungen in ihr Publicum zu entlassen.

Es sey erlaubt, in diesem Sinne die einzelnen Theile des Werks durchzugehen und besonders in der Kürze hervorzuheben, was sie Brauchbares darbieten. Den Anfang macht ein Ueberblick der Geschichte Thüringens von L. Storch: eine in der Angabe der Dinge genaue Arbeit, poetischen Schwungs in Sprache und Anschauung, durchweg bezeichnet durch Aeußerungen großer Anhänglichkeit des Verf. an sein Vaterland, ohne Zweifel gelungen, wenn sie weniger bilderreich wäre. Theilt man die ältere thüringsche Geschichte in vier Perioden, die erste: Thüringen als Königreich, die andere: Thüringen als fränkische Provinz und theilweis sächsische Besitzung, die dritte und vierte: Zeit der ältern und der jüngern Landgrafenlinie, so ist an der Art, wie der Verf. die erste, dritte und vierte Periode behandelt, schwerlich etwas auszusetzen; nur scheint in der zweyten die Bedeutung Thüringens für Deutschland, als eines Bollwerks gegen die Angriffe der slavischen Völkerschaften nicht stark genug hervorgehoben; wogegen es erfreulich ist, namentlich wenn man den geringen Umfang dieses Abrisses bedenkt, die oft verkannte oder doch nur kärglich gerühmte Wirksamkeit des Bonifacius in dieser Periode hier einmal freudig und dankbar anerkannt zu sehen. — Die Uebersicht der neuern Geschichte Thüringens vom Aussterben der jüngern Landgrafenlinie bis auf die neueste Zeit zeichnet sich durch besonders klare Darstellung der verschiedenen Abzweigungen des chursächsischen Stammhauses, welchem Thüringen 1440 als Erbe zufiel, aus. Dieser Abschnitt schließt mit einem Blicke auf das nicht bloß durch sein Alter ehrwürdige fürstliche Haus Schwarzburg.

In dem Ueberblicke des Harzes von Schönichen erhalten wir nächst einer Beschreibung seines Umfangs, seiner Gebirgsarten, seines Klimas und seiner Produkte einen werthvollen Versuch zur Geschichte seiner Kultur. Der Verf. nimmt an, daß das eigentliche Gebirg in den frühern Jahrhunderten Deutschlands unbewohnt gewesen sey, und dafür spricht allerdings die auffallende Erscheinung, welche er anführt, daß, soviel heidnische Grabmäler man bisher am Fuße des Harzes in Goslar, Blankenburg, Thale u. s. w. entdeckt hat, so wenig doch selbst nur die leiseste Spur davon auf dem Gebirg gefunden worden ist. Die Bevölkerung dieses letztern datirt der Verf. von der Zeit der Niederlagen, welche die Sachsen durch Karl d. Gr. erfuhren, in deren Folge sie, wie einst die Sigambrer vor Cäsar in sumpfige Waldgegenden, so vor ihrem Besieger in die Zufluchtsstätten der Berge entwichen. Schon zu jener Zeit existirten übrigens Bergwerke am Harz, wie aus der Erbtheilung Ludwigs des Frommen hervorgeht. Als zweyte Kulturperiode setzt er die Zeit der sächsischen Kaiser: Heinrichs I. Vorliebe für den Harz ist bekannt, und zu Otto's I. Zeit trat, wie Ditmar von Merseburg bemerkt, durch Entdeckung der reichen Silberbergwerke bey Goslar, das goldne Zeitalter in Deutschland ein; der Verf. weist mit Recht darauf hin, wie wichtig diese Entdeckung für die deutsche Geschichte geworden sey, indem nur durch sie die Gründung des Erzbisthums Magdeburg und der Bisthümer Meißen, Brandenburg u. s. w. für Otto I. möglich gewesen. Durch die Kriege Heinrichs IV., später Heinrichs des Löwen, durch die Unordnungen des Interregnums, im 14ten Jahrhundert durch die Pest ward die Kultur des Bergbaus im Harze bedeutend gelähmt, ja durch die letztere auf hundert Jahre unterbrochen; wogegen die seit Anfang des 16. Jahrhunderts, und mit Unterbrechung des 30 jährigen Krieges, durch die Fürsorge der verschiedenen Landesherren fortwährend im Steigen begriffen ist.

(Fortsetzung folgt.)

④elehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Souvenirs du Lieutenant-Général Comte Mathieu Dumas de 1770 à 1836, publiés par son fils. Paris 1839. 3 Bände 8.

Der Verfasser des Précis des évènemens militaires, ou Essais historiques sur les campagnes des années 1799 à 1807 (neunzehn Bände mit Karten und Planen) ist dem militärischen Publikum in Deutschland seit langer Zeit vortheilhaft bekannt. Die vorliegenden Erinnerungen, die er im höchsten Alter, fast erblindet, in die Feder gab, sind einem größern Kreise von Lesern zugedacht. Den größten Theil des ersten Bandes nehmen zwey Berufsreisen des Verf. ein; die erste nach Nord-America im J. 1780 mit dem kleinen Heere, welches Ludwig XVI. den Insurgenten zu Hülfe sandte; die andere mit einem geheimen Auftrage des französischen Ministeriums nach Candia und den benachbarten Inseln im J. 1783. Ist gleich die Erzählung von beyden nicht ohne Gehalt, so erscheint sie doch als überflüssig, da man sowohl von den Feldzügen der Franzosen in Nordamerica, als von dem Zustande Candia's und der Umgebung weit umfassendere Nachrichten hat. Größeren Werth erlangen diese Erinnerungen von dem Ende des ersten Bandes an, wo der Anfang der Revolution eintritt.

„Ich theilte mit ehrenwerthen Freunden, meinen alten Waffengefährten, die Hoffnung auf eine bessere Ordnung der Dinge. Es war die beste Zeit meines Lebens. Zwar bey der Gährung in den Gemüthern und bey den Stößen, welche die Grundlagen der alten Einrichtung bereits erlitten, hätte man eine allgemeine Erschütterung ahnden mögen. Einerseits die öffentliche Meynung, durch die Preßfreyheit gehoben, andererseits unzeitiger Gebrauch der willkührlichen Gewalt hatte den Zauber der Königsmacht gebrochen und ihre alten Triebfedern abgestumpft. Wenn ich mir aber heute noch den Zustand der Gesellschaft um die Zeit des Auftretens der Reichsstände vergegenwärtige, so erinnere ich mich nicht, Mißtrauen oder Furcht vor der Zukunft wahrgenommen zu haben. Der Vorwurf des Leichtsinnes und der Verwegenheit, den man jederzeit den Franzosen gemacht hat, war vielleicht nie so verdient wie damals. Man sprach von der Gründung einer neuen Staatsverfassung wie von einem Werke ohne Schwierigkeit, wie von einem natürlichen Ereigniß. In der Trunkenheit jener festlichen, hoffnungsreichen Tage faßten wir die Hindernisse kaum ins Auge, die erst zu besiegen waren, bevor es zu der ersten Grundlegung der Freyheit kommen konnte; bevor die Oberhand den Grundsätzen blieb, denen der Geist des Hofes, die bevorrechteten Stände, die großen Körperschaften, die alten Gewohnheiten feindlich entgegenstanden. Doch ich darf nicht vergessen, daß es mit diesen Denkwürdigkeiten nicht meine Absicht ist, die Geschichte meiner Zeit zu schreiben. Material genug ist schon bereit oder vielmehr aufgehäuft. Bedeutende Schriftsteller haben bereits diesen großen Vorrath bearbeitet; haben die allgemein als sicher anerkannten Thatsachen mit den Berichten und Angaben von Männern verschiedener Parthey und Meynung, Theilhabern oder Zuschauern des furchtbaren Schauspieles, verglichen; haben selbst dem Urtheile der Nachwelt vorgegriffen. Aufrichtig nach Maßgabe seiner Einsichten, Grundsätze und Neigungen, fällt jeder von diesen Geschichtschreibern der Revolution, mit dem erklärten Vorsatze der Unpartheylichkeit, sein bestimmtes Urtheil sowohl über die allgemeinen und besonderen Ursachen als über die unvermeidlichen Folgen der Begebenheiten. So kühn bin ich nicht; was ich gewiß bin selbst gesehen und gehört zu haben, darauf schränke ich mich ein und spreche mit der Taube bey Lafontaine:

„Ich war dabey, vernehmt wie mir geschah." I. 425.

Die Gesinnung und die Absicht, die sich in dieser Stelle so klar zu erkennen giebt, bewährt sich im Verfolge durchaus. Zunächst erzählt der Verf. was er, ein angehender General-Major, an den verhängnißvollen Tagen, dem 14ten July und dem 5ten und 6ten Oktober 1789 erlebt hat. Den schrecklichen Ausgang des letzteren schreibt er auf das Bestimmteste der nachläßigen und mangelhaften Besetzung einiger Zugänge zu dem Schlosse Versailles zu, die keineswegs von Lafayette, sondern von dem Befehlshaber der Haustruppen verschuldet gewesen sey. Darauf folgen die Arbeiten des Vfs. als General-Quartiermeisters der Pariser Nationalgarde, an deren Aufstellung er vielen Antheil hatte, und verschiedene Sendungen, worunter die so wichtige als traurige des bewaffneten Geleites für den unglücklichen König auf der Rückkehr von Varennes, wo der Vf. sich überzeugt fand, daß Ludwig XVI. nicht Frankreich zu verlassen, sondern nur seinen Wohnsitz an einem Gränzorte zu nehmen gedacht habe. Mit der Erwählung des Vfs. zum Mitgliede der zweyten National-Versammlung (assemblée législative 1791. 92), die er höchst ungern annahm, schließt der erste Band.

Schon im Eingange des andern, welcher ganz dem Zeitraume dieser zweyten Versammlung gewidmet ist, eröffnet sich das Geheimniß der herannahenden Umkehrung: einer herrschgierigen, kühnen Minderheit gegenüber eine furchtsame, träge Mehrheit. Pauci audent, omnes patiuntur.

„Die linke Seite, die in der ersten National-Versammlung die wahren Freunde der Freyheit eingenommen hatten, wurde in der zweyten von den hitzigsten Neuerern besetzt. Bey weitem zahlreicher waren aber die, welche in der Mitte Platz nahmen, verständige, gemäßigte Leute, dabey aber beynahe gleichgültige Zuschauer, die mit dieser mittleren Stellung und dem Scheine einer entschiedenen Mehrheit, den ihnen ihre vollen und gedrängten Reihen gaben, ihre Furchtsamkeit beschwichtigten. Uns gewissenhaften Freunden der neuen Verfassung blieben nur die Plätze, wo in der vorigen Versammlung die Anhänger der alten gesessen hatten. Es waren unserer 160 und wir durften nicht befürchten, daß auch nur Einer von uns abtrünnig würde. Auch wollten mehr als zwey Drittel der Versammlung aufrichtig die Erhaltung der constitutionellen Monarchie ohne die mindeste Aenderung des Grundgesetzes; das war das Begehren der Nation, die Pflicht ihrer Vertreter; allein um diese zu erfüllen war eine Kraft der Trägheit nicht zureichend, und der constitutionellen Parthey wäre es nur dann möglich geworden, die Menge der Lauen an sich zu ziehen und damit eine überwiegende Mehrheit zu gewinnen, wenn sie durch eine offene und kräftige Vollziehung der Gesetze unterstützt gewesen wäre. Das aber war sie nicht.“ II. 5.

Warum nicht? läßt der Verf. unerörtert. Es ist aber auch in dem ganzen Buche keine Spur von der Erkenntniß, welche freylich erst im Ablaufe der Revolution zur Reife und Ausbreitung gediehen ist: daß das Aufgeben der historischen Grundlage die besten Vorsätze unhaltbar macht; daß es durch die überdachtesten neuen Einrichtungen nicht zu vergüten ist, diesen vielmehr Ursache einer unheilbaren Schwäche wird, und den seiner Stetigkeit beraubten Staat einem unabsehbaren Wirbel maßloser Neuerung preis giebt. Darauf haben den Verf. alle seine Erinnerungen nicht geführt; der Greis bleibt den trügerischen Vorstellungen zugewandt, denen er als Jüngling hingegeben war.

Die Erinnerungen aus der zweyten National-Versammlung berühren natürlich sehr viel wohl bekanntes; jedoch ist der Verf., seinem Vorsatze gemäß, nur über seinen eigenen Antheil ausführlich. Dazu gehört der mit ihm und anderen Gleichgesinnten im July 1792 von dem General Lafayette verabredete Plan, den König zu der Armee an der Mosel in Sicherheit zu bringen. Es war an dem Gelingen nicht zu zweifeln, aber dieses allein noch übrige Rettungsmittel zu ergreifen, war Ludwig XVI. nicht zu bewegen. II. 360. Bey diesem Anlasse und bey mehreren anderen, wie II. 196, vertheidigt der Verf. das Andenken des unglücklichen Monarchen gegen das, nicht allein von Feinden unterhaltene, Gerücht, daß er auswärtigen Beystand gesucht habe; und erklärt die Memoiren Bertrand von Moleville's und der Campan für unzuverläßig. So groß der Unmuth ist, mit welchem er von den verderblichen Einbildungen und Vorurtheilen der Hofleute spricht, die Ludwig XVI.

umgaben, so entschieden drückt er an mehreren Orten seine Ueberzeugung aus, daß nicht Rückhalt aus eitler Hoffnung, sondern ein milder Sinn, Scheu vor Blutvergießen und religiöse Ergebung die Ursache der Unthätigkeit des Königs gewesen sey. Ueber den 10. August, welcher den Thron vollends umstürzte, hat der Verf. nichts zu berichten; er mußte sich bereits verborgen halten und auf die Flucht aus Frankreich denken.

Der dritte Band beschreibt zuerst diese Flucht, zunächst nach England, hierauf nach der Schweiz. Hier wartete der Verf. das Ende der Schreckenszeit ab; darauf kehrte er nach Frankreich zurück. Unter der dritten Constitution (1795) wurde er Mitglied des Rathes der Alten. Die Gewaltthat des 18. Fructidor traf auch ihn; doch wußte er sich der Verbannung nach Cayenne zu entziehen, indem er sich über Holland nach Holstein begab. Dort wurde ihm Friedrich Heinrich Jacobi ein „Schutzengel." III. 138. Durch ihn fand er bey dem Grafen Christian Stolberg die gastfreundlichste Aufnahme. In zweyjähriger Muße, die ihm durch die Gesellschaft ausgewanderter Landsleute und durch den Umgang mit edlen Deutschen erheitert wurde, begann er das kriegsgeschichtliche Werk, das ihm als Schriftsteller einen guten Namen gemacht hat.

In Folge der Erhebung Bonaparte's zum Staats-Oberhaupte kam der Verf. zu Anfang des Jahres 1800 in sein Vaterland zurück. Erst jetzt faßte er volles Zutrauen zu der neuen Ordnung. Im Jahre 1793, da er die erste Flucht antrat, hatte, auf sein Verlangen, seine Frau die gerichtliche Scheidung von ihm begehrt und erhalten, damit sie gegen die Bedrückungen, welchen die Angehörigen der Ausgewanderten damals und noch später ausgesetzt waren, gesichert bliebe. Zurückgekehrt im Jahre 1795, hatte er noch nicht gewagt, seinen Ehebund erneuern zu lassen; jetzt that er es mit Zuversicht. Er trat wieder in den Kriegsdienst als Brigade-General, stieg aber bald zum Divisions-General auf und wurde zugleich Staatsrath im ordentlichen Dienste. Den Beschluß seiner mannigfachen Anstellungen unter Napoleon machte das schwere Amt eines General-Intendanten der großen Armee auf dem Feldzuge nach Rußland und auf dem Rückzuge. Mit der Besatzung von Dresden wurde er als Gefangener 1814 nach Ungarn abgeführt. Der Pariser Friede machte dieser Gefangenschaft ein Ende. Unter der königlichen Regierung nahm der Verf. seine Stelle im Staatsrathe wieder ein, verlor sie in den „hundert Tagen," erhielt sie wieder unter der „zweyten Restauration," jedoch nur auf kurze Zeit, und war dann vier Jahre ohne Anstellung bis 1830, wo er nicht nur wieder Mitglied des Staatsrathes sondern auch der Pairskammer wurde und bis in sein 84stes Jahr thätig blieb.

Obgleich der Verf. über diese zweyte Hälfte seiner Laufbahn weniger ausführlich ist als über die erste, so ist gleichwohl seine Erzählung anziehend; ja sie bietet des Aufzeichnungswerthen verhältnißmäßig mehr dar als die vorhergehende. Der Verf. war dem K. Napoleon aufrichtig ergeben, war auch von ihm geschätzt, zog sich aber doch oft sein Mißfallen zu. Einmal, aus einem für ihn sehr ehrenvollen Anlasse, da er nach der Schlacht bey Wagram Commissär zur Vollziehung des Waffenstillstandes war.

„Die Gränzlinie war in der Convention sehr bestimmt gezogen; gleichwohl hatte ich, im Einverständniß mit dem österreichischen Commissär, nicht selten kleinen Ueberschreitungen in der Stellung der Vorposten zu wehren. Die auffallendste war die, welche der Fürst Joseph Poniatowsky auf der Gränze Galliziens verschuldete. Da einige Bataillone österreichischer Landwehr mit vier Kanonen sich nach Ungarn zurückzogen, überschritt er mit einer starken Truppe die Gränzlinie, nahm jenseits eine vortheilhafte Stellung, und wollte diese behaupten und die Bataillone, die er abgeschnitten hatte, als Gefangene behandeln, auch ihre Kanonen behalten. Ich legte die sehr gegründete Beschwerde des österreichischen Commissärs dem Major-General vor und fragte ihn, was ich dem Fürsten Poniatowsky schreiben sollte. Der Major-General antwortete, die Sache gehe ihn nicht an, da die Vollziehung des Waffenstillstandes mir auf meine Verantwortlichkeit anvertraut sey. Ich nahm keinen Anstand, dem Fürsten Poniatowsky den Befehl zu-

gehen zu lassen, den Vertrag zu beobachten, also die Gefangenen sammt den Kanonen herauszugeben und seine Mannschaft über die Gränzlinie zurückzuführen. Der Kaiser, welchem der Fürst unmittelbar seinen Einfall berichtet und die Vortheile geschildert hatte, die man daraus im Falle der Fortsetzung des Krieges ziehen könnte, mißbilligte mein Verfahren. Ich wurde von ihm darüber, in Gegenwart des Vicekönigs von Italien und des Major-Generals, zur Verantwortung gezogen. Heftig warf er mir und dem Major-General vor, wir suchten uns auf seine Kosten bey dem Feinde beliebt zu machen. „Was fällt euch Herren ein, über so wichtige Sachen aus eigener Macht entscheiden zu wollen? Seyd ihr oberste Befehlshaber und bin ich hier der Kartenkönig? Euer Briefbuch her, General Dümas." Ich übergab es und wies auf mein letztes Schreiben an Poniatowsky, er überlas es unter vielen Zeichen von Verdruß und warf das Briefbuch auf den Boden. Da ich seine Fragen über mehrere bey der Vollziehung des Waffenstillstandes streitige Puncte auf der Stelle beantwortete, so gab mir der Prinz Eugen, der mit ihm auf und ab ging, einen Wink, ich sollte nicht antworten; das war mir aber unmöglich. Berthier gab keinen Laut von sich. „Ihr meynt also gar wichtige Männer zu seyn, ihr Chefs des Generalstabes? Ich habe aus euch allzu große Herren gemacht, jetzt thut ihr Oesterreich schön. Hätte ein österreichischer General sich herausgenommen, solche Befehle zu geben, so würde er auf eine Festung geschickt. Die Chefs des Generalstabes sollen nur Werkzeuge seyn; ich kann, beliebt es mir, einen Ordonnanz-Officier, den jungen Marboeuf, der im Vorsaale ist, hereinkommen lassen und ihn zu meinem Major-General machen." Nachdem er uns so ausgezankt hatte, entließ er uns, und es war von der Sache nicht weiter die Rede." III. 385.

Als der Feldzug gegen Rußland beschlossen war, erhielt der Verf. den Auftrag, im nördlichen Deutschland alle nöthige Vorbereitungen zu treffen. Da war Berlin der Hauptpunct. Der Verf. hatte schon hier eine Ahndung von den Gegenwirkungen, welche die harten Maßregeln die er durchsetzen mußte, hervorbringen würden. Viel beunruhigender aber war Folgendes:

„Ich hatte gehört, der Staatsrath Niebuhr, mit welchem ich in Holstein wohl bekannt gewesen, sey in Berlin; ich versäumte nicht ihn aufzusuchen. Wir sprachen von dem bevorstehenden Kriege und dem wahrscheinlichen Angriffs-Plane Napoleons. Niebuhr sagte, seitdem er wisse, daß Barclay de Tolly oberster Befehlshaber des russischen Heeres sey, zweifle er nicht, dieser würde den Vertheidigungs-Plan ausführen, den er früher vorgeschlagen, da er mit einigen anderen Generalen den Tilsiter Friedensschluß widerrathen habe. Damals nämlich hatte Niebuhr zu Memel, wo der preußische Hof war und auch Barclay de Tolly schwer verwundet lag, vertrauten Umgang mit diesem General gepflogen. Er wußte noch alle Zweige dieses Planes anzugeben, der aus einer Berechnung von Rückzügen bestand, wodurch der russische Feldherr hoffte, die furchtbare französische Macht in das Herz Rußlands, selbst über Moskau hinaus, zu locken, sie abzumüden, von ihrer Operationslinie abzulenken, zur Erschöpfung ihrer Vorräthe zu bringen, unterdessen die russischen Reserven zusammenzuhalten, bis er zuletzt, mit Hülfe des strengen Winters, angriffsweise auftreten und dem französischen Kaiser an den Ufern der Wolga ein neues Pultawa bereiten könnte. Dieß war eine schreckliche und nur allzu richtige Weissagung. Ich fand sie so bestimmt und so richtig, daß ich nach meiner Rückkehr in das kaiserliche Hauptquartier nicht unterließ, den Fürsten von Wagram damit bekannt zu machen. Ohne Zweifel hat er dem Kaiser Kunde davon gegeben; aber mir wurde nichts darüber gesagt, und ich hütete mich wohl, die unheilvolle Vorbedeutung wieder zur Sprache zu bringen. III. 416.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nr. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

Unter diesem einfachen und bescheidenen Titel tritt ein Werk auf, das unter der Masse der zahlreichen und gegenwärtig meistentheils wirren philosophischen Literatur durch Besonnenheit und Gediegenheit sich vor andern auszeichnet. Es stellt nicht von vorne herein gleich ein neues System auf, dergleichen wir für jeden Tag des Jahres aufschießen und spurlos verwelken sehen, im Gegentheil will es die hauptsächlichsten Begriffe und Denkformen, wie sie von den griechischen Schulen bis auf die jüngsten Tage herab aufgestellt und bearbeitet worden, unbefangen prüfen und berichtigen und zurechtstellen; — es ist im vollen und besten Sinne des Wortes ein Werk der kritischen Philosophie, wiewohl es von Kants Kriticismus in vielen und wesentlichen Puncten abweicht und ihn oftmals, aber immer in würdiger Haltung und anerkennender Hochachtung, nachdrücklich bestreitet. Die Aufschrift: Logische Untersuchungen, wie bezeichnend sie auch gewählt ist, wird gleichwohl den wenigsten genügen, um zu errathen, was der Gegenstand und Inhalt dieser Untersuchungen sey. Sie beschäftigen sich nicht allein mit den gemeinläufigen Denkformen und deren festerer Begründung und Verknüpfung, sondern insbesondere mit demjenigen Theil des Vorstellungs- und Erkenntnißvermögens, welchen Kant transscendentale Aesthetik und transscendentale Logik genannt hat; doch auch über diese Theile greifen sie hinüber, ohne gleichwohl jemals der wesentlichen Beziehung auf die Logik zu vergessen. Diese logischen Untersuchungen der beyden Theile sind in 20 Abhandlungen abgetheilt, die von der Betrachtung der gemeinen formalen Logik und ihren Mängeln ausgehen, sich von da über alle hier vorkommenden Begriffe und Fragen historisch und kritisch, kürzer oder ausführlicher verbreiten und sich in den letzten beyden Abschnitten: Ueber das System, und: Ueber das Unbedingte und die Idee, abschließen und runden. Das Werk däucht mir wichtig genug, den Gang und die Hauptresultate dieser Untersuchungen in gedrängter Kürze darzulegen, da sie, wir wollen es zum bessern Geist der deutschen Forschung hoffen, nicht verfehlen werden, allgemeine Beachtung und Anerkennung sich zu erwerben, wenn gleich über manche Punkte auch ferner noch Verschiedenheit der Ansichten und Meynungen statt finden wird; wie ich denn gleich selber im Verfolg über mehrere Punkte meine Erinnerungen beybringen werde, die dem Verf. nur die Theilnahme an der Art und Weise seiner Untersuchungen, und an ihren Ergebnissen bezeugen sollen.

Nach einer kurzen Einleitung wird S. 4 — 22 die formale Logik betrachtet wie sie als Analytik zumal in der Kantischen Schule bearbeitet worden; es wird gezeigt, wie diese vermeynte Denk- und Wissenschaftslehre selber an vielen Orten unbedacht und ohne wissenschaftlichen Zusammenhang verfahre. „Die Logik abstrahirt von allem Inhalte, (sagt z. B. Mehmel S. 3;) sie behält von dem, worüber in den Wissenschaften und im Leben gedacht wird, nichts als die reine Denkhandlung selbst, und stellt diese in ihrem Wesen dar.“ Allerdings verfährt sie nahebey so, allein nur in so weit es eben angeht. Denn bey diesen reinen Denkhandlungen ließe sich schlechterdings nichts denken, wenn sich nicht immerfort, heller oder dunkler, Beyspiele des wirklichen Denkens unterschöben und zur Verdeutlichung präsentirten. Die formale Logik kann und

darf sich demnach aus der Wechselbeziehung mit dem Inhalte nicht völlig lostrennen, sondern muß sich den Zusammenhang mit der transscendentalen Logik frey erhalten und sich desselben klar bewußt bleiben.

Das Denken stellt der Verf. S. 5 vorläufig nach der Analogie mit den übrigen Sinnen und Gliedern, als den Sinn für den Grund der Dinge vor, und deutet hiemit eine vorherbestimmte Uebereinstimmung zwischen den Gedanken und den Gegenständen an, die auch von der formalen Logik stillschweigend vorausgesetzt, aber nicht nach Würden anerkannt und verfolgt wird. Sie sagt vom Begriff: er fasse ein Mannichfaltiges von Merkmalen in sich, und ein Mannichfaltiges von Vorstellungen unter sich; jene machen seinen Inhalt, diese seinen Umfang aus. Der Umfang eines Begriffes bleibt aber unverständlich, wenn nicht die innere oder äußere Erfahrung und die Anschauung zugezogen werden und beyhelfen, um aus der Gattung die Arten, oder hinwiederum aus diesen jene zu bestimmen. Zudem vermag sie für diese Ausscheidung von Merkmalen so wenig als für deren Zusatz Regeln und Gesetze aus sich selbst zu geben, sondern muß eben an die Gegenstände jedesmal verweisen. Der Begriff, wird ferner gesagt, ist eine Zusammenfassung einstimmiger Merkmale; allein über die Art der Zusammensetzung und Verknüpfung derselben, worauf doch überall das meiste, ja alles ankommt, wird nichts gesagt, noch viel weniger von der Wechselwirkung und dem Zusammenhang, in die sie kraft ihrer Vereinigung treten. Man hat diese Zusammensetzung von Merkmalen oft als eine Art arithmetischer, neuerlich gerne auch als eine Art multiplicativer Operation betrachtet, ohne daß durch diese Gleichnisse etwas gefördert worden, was auch selbst dann kaum viel mehr geschehen würde, wenn man die Geometrie und Analysis, die Functionen und Variationslehre ꝛc. zur Vergleichung und Veranschaulichung beyziehen wollte. Nicht besser als um die Lehre von dem Begriff steht es mit den logischen Principien der Identität und des Widerspruches. Wie Aristoteles beyde nicht sowohl als logische, denn als metaphysische Principien ansiehet, und sie beyde specificirt, nach Arten und Gebieten determinirt, darauf habe ich in diesen Blättern schon mehrmals hingedeutet; Hr. Tr. zeigt sehr schön, wie unberechtigt die Logiker das Princip der Identität mit dem der Einstimmung, das des Widerspruches mit dem der Gegensätze confundiren, und nach den Umständen auf Schleichwegen eines statt des andern unterschieben.

Ferner zeigt er, daß die sogenannten Kategorien von der formalen Logik nur anderswoher herübergenommen, von ihr selbst aber nicht abgeleitet noch gewährleistet werden. Kant hat die logische Function des Verstandes in Urtheilen zum Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe genommen; zu diesem Behuf hat er aber freylich selbst erst die bekannten vier Titel, jeden mit 3 Momenten hervorgehoben, und aus der logischen Tafel der Urtheilsformen die Kategorien abstrahirt; s. Kr. d. r. Vf., die transcendentale Analytik S. 70 flg. der ersten Ausgabe, S. 95 flg. der zweyten Ausgabe; er hat allerdings diese Formen, wie H. Tr. S. 15 sagt, sonach mehr bloß aufgezählt, denn als in sich nothwendig und vollständig begriffen. „Vergebens sucht man eine Stelle, wo er dieß leiste.“ — Wenn nicht an der vorerwähnten Stelle, so gewiß nirgends anderwärts in keiner seiner Schriften; jene Stelle thut aber, ohne Widerrede, der Forderung, wie sie Kant selber billig und gerecht finden würde, nicht genug. Soll aber Kant selber dieß nicht erkannt haben? einem so lange, so reiflich und tief forschenden Geiste darf man nicht leicht ein Versehen der Art zutrauen. Unstreitig zeigt sich hier in Kants System ein Gebrechen, eine Lücke; nur erhebt sich die Frage: findet diese Lücke in dem System, wie es Kant in sich trug, statt, oder nur in dem System, so weit wir es, in Schriften mitgetheilt, kennen? Ich glaube, nur das letztere. Da mir dieser Punct für die Beurtheilung der Kantischen Philosophie großes Gewicht zu haben scheint, und ich obige Meynung schon öfter gegen mehrere Freunde aussprach, ohne daß meine Bedenken erlediget wurden: so ergreife ich die Gelegenheit, hier nur einige derselben, und nur die äußerlichen, anzuführen; vielleicht daß Hr. Trend. sie heben kann, oder denselben gemäß sein Urtheil modificirt.

Daß die Kritik der reinen Vernunft nur den Boden reinigen und den Grund sichern sollte, auf

dem das Gebäude der Metaphysik aufgeführt werden könnte, dieß sagt Kant in der Vorrede selber deutlich, und wiederholt es an mehreren Stellen; die Kritik ist nicht Metaphysik, sie ist nur die unerläßliche Grundlegung derselben. „Wenn ein System der allgemeinen Metaphysik einmal zu Stande kommen soll (welches ganz vollständig zu bewerkstelligen, möglich, und für den Gebrauch der Vernunft in aller Beziehung höchst wichtig ist); so muß die Kritik den Boden zu diesem Gebäude vorher so tief, als die erste Grundlage des Vermögens von der Erfahrung unabhängiger Principien liegt, erforscht haben, damit es nicht an irgend einem Theile sinke, welches den Einsturz des Ganzen unvermeidlich nach sich ziehen würde.“ Dieß sind die Worte Kants in der Vorrede zur Kr. d. Urtheilskraft, S. VI., und ebd. S. X. am Schluße der Vorrede sagt er: „Hiemit endige ich also mein ganzes kritisches Geschäft. Ich werde ungesäumt zum Doctrinalen schreiten, um, wo möglich, meinem zunehmenden Alter die dazu noch einigermassen günstige Zeit noch abzugewinnen. Es versteht sich von selbst, daß für die Urtheilskraft darin kein besonderer Theil sey (vrgl. S. VI.), weil in Ansehung derselben die Kritik statt der Theorie dient; sondern daß nach der Eintheilung der Philosophie in die theoretische und praktische, und der reinen in eben solche Theile, die Metaphysik der Natur und die der Sitten jenes Geschäft ausmachen werden.“ Die Kritik der Urtheilskraft erschien zuerst im Jahre 1790; die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten aber 1785, und die Kr. d. pr. V. 1788; die Metaphysik der Sitten in 2 Theilen 1797; nach der Vorrede zum I. Theil und nach der Einleitung möchte man fast vermuthen, wenn der tiefe Denker nicht schon in so sehr vorgerücktem Alter gestanden hätte, so würde jene Einleitung etwas anders ausgefallen seyn. Doch lassen wir dieses bey Seite; so verspricht Kant a. a. O. im Jahre 1790 eine Metaphysik der Natur; nun haben wir zwar von ihm metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft; diese erschienen aber schon 1786; daß aber Kant außer und über diesen noch eine höhere Grundwissenschaft im Hinterhalt hatte, dieß lehrt der Augenschein in der ganzen Vorrede zu den metaphysischen Anfangsgründen, insbesondere aber lesen wir S. XXI.: „Aber außer jener innern Nothwendigkeit, die metaphysischen Anfangsgründe der Körperlehre nicht allein von der Physik, welche empirische Principien braucht, sondern selbst von den rationalen Prämissen derselben, die den Gebrauch der Mathematik in ihr betreffen, abzusondern, ist noch ein äußerer, zwar nur zufälliger, aber gleichwohl wichtiger Grund da, ihre ausführliche Bearbeitung von dem allgemeinen System der Metaphysik abzutrennen, und sie als ein besonderes Ganzes systematisch darzustellen.“ — Und am 13. Sept. des Jahres 1785 schreibt unser großer Lehrer an Schütz (in dessen Briefwechsel Bd. II. S. 207): „Ich bin aber eine Recension schuldig, dazu ich mich anheischig machte, theurer Freund. Sie werden mich entschuldigen, daß ich daran durch eine Arbeit, zu der ich mich theils durch den Zusammenhang meines ganzen Entwurfes, theils durch die Stimmung meiner Gedanken berufen fühlte, gehindert worden. Ehe ich an die versprochene Metaphysik der Natur gehe, mußte ich vorher dasjenige, was zwar eine bloße Anwendung derselben ist, aber doch einen empirischen Begriff voraussetzt, nämlich die metaphysischen Anfangsgründe der Körperlehre, so wie in einem Anhang die der Seelenlehre abmachen; weil jene Metaphysik, wenn sie ganz gleichartig seyn soll, rein seyn muß; und dann auch, damit ich etwas zur Hand hätte, worauf, als Beyspiele in concreto, ich mich dort beziehen, und so den Vortrag faßlich machen könnte, ohne doch das System dadurch anzuschwellen, daß ich diese mit in dasselbe zöge. Diese habe ich nun unter dem Titel: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft in diesem Sommer fertig gemacht, und glaube, daß sie selbst dem Mathematiker nicht unwillkommen seyn werden. Sie würden diese Michaelsmesse (1785) herausgekommen seyn, hätte ich nicht einen Schaden an der rechten Hand bekommen, der mich gegen das Ende am Schreiben hinderte; das Manuskript muß also schon bis Ostern (1786) liegen bleiben. Jetzt gehe ich ungesäumt zur völligen Ausarbeitung der Metaphysik der Sitten“ u. s. w. Der von Kant

oben versprochene Anhang: Metaphysische Anfangsgründe der Seelenlehre, ist nicht erschienen; denn das in der Vorrede zu den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft gelegentlich über die Naturlehre der Seele gesagte wird niemand für den in obigem Brief versprochenen Anhang zu halten geneigt seyn, und eben so wenig jene metaphysischen Anfangsgründe der Seelenlehre in der Kr. der r. V. S. 341 — 399 flg. der zweyten Ausgabe schon vorausgegeben sich bereden. Zum Ueberfluß sagt Kant selber öfters (Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft S. 116. 119. 121 x.): „Aus der allgemeinen Metaphysik muß hier der Satz entlehnt, oder zum Grund gelegt werden u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung der Burg Hohenstein, von Duval, giebt nach einem Blicke auf die mächtigen und für die thüringische Geschichte wichtigen Grafen von Hohenstein (1189 — 1593) in der Geschichte des Streites um ihren Nachlaß eine lebendige Anschauung vom Zustande des Rechts in Deutschland in der Zeit des 30jährigen Krieges. Nach dem Tode des letzten Grafen von Hohenstein nämlich bemächtigte sich Herzog Heinrich Julius von Braunschweig der Grafschaft, welche in Folge einer Erbverbrüderung rechtmäßig an die Grafen von Stolberg kommen mußte. Hierauf riefen diese gegen ihren mächtigen Nachbar die Hülfe des Reichskammergerichtes an. Wohl entschied dieses für sie, aber es war keine Macht da, welches seiner Sentenz Nachdruck hätte verschaffen können. Das Ende war, daß Kaiser Ferdinand II. die Grafschaft eigenmächtig an sich riß und sie einem seiner Kammerherrn, dem Grafen von Thun, um 60000 fl. einräumte. — Die Geschichte der Burg selbst, welche 1642 in der Christnacht, weil ihr die Brandschatzung des sächsischen Oberstan Vitzthum von Erlstädt unerschwinglich war, von den Sachsen mit Holzwerk umlegt und so in Brand gesteckt wurde, liefert ein Beyspiel der Grausamkeit, mit welcher der damalige Krieg geführt ward. Durch diesen Brand giengen auch die Documente des Stiftes Halberstadt, welche hierher gebracht worden waren, zu Grunde: die Burg aber liegt seitdem in Ruinen.

Reinhardsbrunn von L. Storch. Der Verf. führt bey seiner Beschreibung dieses herzoglich gothaischen Jagdschlosses hauptsächlich in die Zeit zurück, wo dasselbe ein Kloster war. Zwischen 1087 und 1097 von Ludwig dem Springer gegründet, ward es sowohl dessen als fast aller spätern thüringischen Landgrafen Lieblingsstätte und Begräbnißort. Indem der Verf. erzählt, was jeder derselben für das Kloster gethan, giebt er damit ein Beyspiel, mit welch außerordentlicher Freygebigkeit fromme Stiftungen in jener Zeit bedacht wurden; und reiht an diesen Faden zugleich eine Charakteristik der thüringischen Landgrafen, welche durch die speciellen Züge aus ihrem Leben, die er beybringt, so wie durch Berücksichtigung der Volkssagen über sie, vielfaches Interesse gewährt.

Giebichenstein von Duval. Der kurze Abriß der Geschichte dieser bekannten Burg, welche im 10. Jahrhundert durch Ridday von Merseburg sammt den Salzquellen zu Halle an Otto I. und im 11. durch Heinrich II. an das Erzstift Magdeburg kam, und der gewöhnliche Wohnsitz der dortigen Erzbischöfe war, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten, läßt die politische Bedeutung derselben erkennen: 1478 nahmen sie von hier aus sogar Halle in Besitz, und erbauten die Moritzburg daselbst.

Kloster Roßleben von Nebe. Aus der Geschichte dieses 1140 durch Graf Ludwig von Wippra gestifteten und reich dotirten Klosters wird besonders die große Veränderung der Dinge klar, welche mit dem Tode Herzog Georgs von Sachsen (1539) und dem Regierungsantritte seines Bruders Heinrich in den thüringischen und meißnischen Landen eintrat und für die Geschichte von ganz Norddeutschland höchst bedeutend wurde. Roßleben, 1525 von dem nahen Allstädt aus überfallen und geplündert, erhielt sich durch Georgs Schutz dennoch als Kloster bis 1539; aber nun ward es auf Befehl Heinrichs visitirt und durch den besondern Eifer seines Schirmvogts, Heinrichs von Witzleben auf Wendelstein, in eine gelehrte Schule umgestaltet. Der Verf. giebt einige Notizen über die Schicksale derselben, auch über ihren jetzigen Zustand. Ehrwürdig tritt uns darin die Erscheinung eines edlen Hauses entgegen: eben deren von Witzleben, welche, früher Schirmvögte des Klosters, seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag als sogenannte Erbadministratoren die vornehmsten Angelegenheiten der Schule geleitet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nr. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

(Fortsetzung.)

Nun sind die entlehnten Sätze zwar alle solche, die schon in der Kr. der r. V. untersucht worden sind; allein immer erhellet unwiderleglich, daß Kant auf der Grundlage der Kritik noch ein eigenes System der allgemeinen Metaphysik aufzuführen den Vorsatz hatte, woran ihn nur die kritischen Vorarbeiten und das vorgerückte Alter endlich verhinderten. In der systematischen Ausführung würden viele Gedanken Kants in einem andern Lichte und in einem andern Zusammenhang erschienen seyn, als in dem wir sie jetzt finden und verknüpfen. Ob Fichte's Auftreten etwas beygetragen, daß Kant mit der Bearbeitung des Systemes zurückblieb, daran zweifle ich; aber von Plato dünkt mir nicht unwahrscheinlich, daß er, der gleichfalls, wie Kant, in den meisten Dialogen mehr mit der Grundlegung und Bearbeitung der Grundbegriffe, als mit dem systematischen — (voreiligen) — Ausbau beschäftiget war, in der Entwicklung und Darstellung seiner Ideenlehre durch Euklides von Megara und andere Sokratiker, so wie durch Pythagoräer und den jungen Aristoteles veranlaßt worden ist, sie nach dieser und jener Seite hin anders zu begründen und abzuleiten, zu modificiren und theils zu beschränken, theils zu erweitern und mehrfältig anzuknüpfen. Plato erfuhr auch darin die Gunst des Schicksals, daß er unter seinen Altersgenossen, unter den ältern und jüngern gleichzeitigen, viele Mitforscher fand, die ihn erweckten und in freundlichem Verkehr und lehrreichen Gesprächen förderten, während Kant immer vereinzelt und auf sich selbst beschränkt dastand, brieflichen Verkehr aber nicht pflegte, wie aus seinem Verhältniß zu Lambert u. a. erhellet. Wir haben zwar Kants Vorlesungen über Metaphysik, Erfurt 1821 (herausgegeben von Pölitz, der aber weder hier noch in der Ausgabe von Kants Vorlesungen über philosophische Religionslehre ebdas. 1817 seinen Namen genannt hat); allein in diesen Vorlesungen hielt sich Kant an Baumgartens Metaphysik, und deutete sein System mehr an, als daß er es ausführte, so weit die nachgeschriebenen Hefte uns sehen lassen.

Doch zurück von dieser Abschweifung! „Die Logik ist sich an der Sprache bewußt geworden," sagt der Verf. S. 16 sehr richtig; — es kann mit Recht gefordert werden, daß die grammatische Form der Sätze in der Lehre des Urtheils eine Begründung finde. — Allein das Urtheil des Zweckes, der beabsichtigten Folge rc. findet in der formalen Logik nirgend seine Stelle;" eben so wenig die in allen Sprachen so wesentlichen Personalpronomina, die Relativa und Demonstrativa unter ihren Begriffen; überhaupt hat die bisherige Logik aus der Grammatik noch manches zu lernen und durch diese über sich selbst ins Reine zu kommen, dagegen sie auch mit Regulativen zu versehen. Wie in der Lehre von den Begriffen und Urtheilen, so weiset er eine gleiche Mangelhaftigkeit in der Lehre von den Schlüssen nach; die Unzulänglichkeit und Dürftigkeit der ehedem so beliebten Syllogistik wird allgemein gefühlt und anerkannt, und sie ist in zu große Geringschätzung gefallen, ohne daß etwas besseres an die Stelle gesetzt worden wäre. Denn die Analogie und Induction



werden zwar ziemlich allgemein als die besten, ja einzig sicheren heuristischen Methoden gepriesen, aber die Logik hat für deren tiefere Erkenntniß und gesicherte Anwendung noch gar wenig gethan; noch immer hat meines Wissens Fries in seinem System der Logik am besten und ausführlichsten über jene Methoden gesprochen; zu bedauern ist, daß Hr. Professor Drobisch diese Methoden nicht, wenigstens wie sie in der Mathematik gebraucht werden, vollständig erörtert hat. Wenn er S. 90 sagt: „sobald es die Logik unternimmt, unter dem stolzen Namen Heuristik Erfindungsregeln geben zu wollen, verräth sie durch die Dürftigkeit und Leere derselben sogleich, daß sie ihr eigenthümliches Gebiet überschritten hat:“ so däucht mir dieses kein hinreichender Grund, da ja ihr Gebiet gar nicht so scharf abgegränzt werden kann, und sie jedenfalls dadurch mehr gewänne, als wenn sie alte Regeln und Warnungen vor der Heterozetesis, dem Zirkelbeweis u. dgl. wiederholt, die doch auch nicht der reinen Wissenschaft angehören, und gleichwohl überall wiederkommen, ohne daß dabey mehr als eine Namenerklärung herauskäme.

Sodann zeigt Hr. Trend. die Differenz der Aristotelischen Logik von der formalen; Aristoteles hatte nicht die Absicht, die Formen des Denkens lediglich aus sich selbst zu begreifen; er betrachtet das Princip der Identität ꝛc. in der Metaphysik, nicht nur nach seiner logischen, subjectiven, sondern zugleich nach seiner realen und objectiven Bedeutung; die modalen Bestimmungen der Urtheile, namentlich die Nothwendigkeit und Möglichkeit werden von ihm als Begriffe erörtert, die in der Natur der Dinge wurzeln; der wahre Syllogismus muß, ihm zu Folge, in dem Mittelbegriff den Grund der Sache aussprechen u. s. w. Die weitere Entwickelung der Logik von Aristoteles an hätte ein ersprießlicheres und gründlicheres Wachsthum nehmen müssen, wenn nicht die beyden ersten Bücher der Analytik, die allerdings mehr formal und sprachlich sind, sehr frühe gewissermaßen als die ganze Logik, mit Hintansetzung der beyden letzteren, der Apodiktik oder eigentlichen logischen Erkenntnißlehre, angesehen worden wären. Zu dieser Ansicht trug das meiste bey die stoische Dialektik, die in der nächsten Zeit und Jahrhunderte lang die Herrschaft übte, und aus welcher in der älteren überlieferten Logik, wie sie z. B. in Platners Aphorismen vorgetragen wird, nahebey eben so vieles stammt, als aus der peripatetischen. Kants unsterblichem Geiste war es vorbehalten, der Schöpfer einer neuen Logik — der transscendentalen zu werden und auch hier auf die Wege der Hellenen zu gerathen, ohne daß er es wußte; denn bey Plato und Aristoteles ist sie als Erkenntnißlehre noch gar nicht oder nur wenig von der Metaphysik getrennt. Freylich für die formale Logik that er wenig, nach seiner von Jäsche herausgegebenen Logik zu urtheilen. Bardili hätte hier vielleicht von Hrn. Trend. noch erwähnt werden können; mir scheint er auf Hegel sehr nachhaltig gewirkt und Einfluß gehabt zu haben.

Zu Hegels dialektischer Methode wendet sich der Verf. in der zweyten Abtheilung S. 23 bis 99; sie verspricht all das zu leisten, was in der formalen Logik vermißt wird, und mehr; sie verspricht das Denken und Seyn in der Einheit und absoluten Congruenz zu entwickeln. Der Verf. prüft sie nach ihren Versprechungen und Versicherungen streng aber gerecht, und sehr ausführlich, da sie eben an der Tagesordnung ist, zumal in seiner Umgegend. Von dem Begriff der Negation, der in ihr die erste Rolle spielt und alles Leben ausquillt, hängt es ihr an, daß sie selber mehr negativen Werth und Gehalt hat, als daß sie positiven Gewinn für die Wissenschaft in sich trägt. Hegels ernstes und hochachtbares Streben hat bey seinen unmittelbaren Schülern meistentheils in eine ganz widerwärtige form- und gehaltlose Sophistik umgeschlagen, die einem selbst den Meister zu verleiden im Stande ist. Indessen sein Einfluß und Ruhm wird dauern, wenn das Gekrächze der Hegelschen gegenwärtigen Marktschreyer längstens verhallt und all ihr Geschwätz und Treiben vergessen ist; des Meisters Einfluß wird fortdauern, wenn auch von seinem Gebäude kein Stein auf dem andern bleiben wird. Und zu dieser Zerstörung tragen die angeblichen Anhänger und Vertheidiger desselben gerade selbst das meiste bey, indem sie verstandlos mit unverschämter, wie sie es genannt wissen möchten, geistreicher, in Wahrheit geistloser Frechheit und Gemeinheit alles in ihren Bereich

ziehen und umkehren möchten. Es ist nicht nöthig, bey diesem gelungenen Abschnitt länger zu verweilen; nur eines wünschte ich, daß die Hegelsche Dialektik einmal mit stäter Zuziehung der ältern griechischen Philosophie geprüft würde; da würde sich bald zeigen, daß Seyn und Seyendes Abstractionen, Allgemeinvorstellungen sind, nichts weniger aber als Formbegriffe, daß das Wort mehr als zweydeutig, daß es vieldeutig ist, und daß bey allen vieldeutigen oder homonymen vor allererst eben abgetheilt werden muß, was gerade im Griechischen sich auch in der Sprache recht herausgebildet hat, wo neben jenem substantiven Verbum mehrere andere theils ältere, theils jüngere, eben der Unterscheidung halber, erscheinen; man sehe, des Plato und Aristoteles zu geschweigen, nur Damascius S. 170. Οὐκοῦν τοῦτο λέγομεν εἶναι, ὃ δύναταί τι καὶ ἐνεργεῖ u. s. w. Es ließe sich ferner zeigen, daß was immer gedacht, oder auch nur vorgestellt werden soll, als eins gedacht und vorgestellt werden muß, daß demnach eines, Einheit, das erste unerläßliche Prädicat jedes Begriffes und Dinges sey u. s. w. Das gleiche wiederholt sich bey dem Werden, dessen Begriff und Formen bey den Alten auf einer viel zu tiefen Stufe stehen, als daß sie so frühe und gleich vom Anfang herein erscheinen könnten, wie bey Hegel. Es wiederholt sich das Gleiche ferner bey dem Begriff, als solchem, und könnte dieses an einer historischlexikalischen Verfolgung der Wörter εἶδος, ἰδέα, νόημα, λόγος, συλλογισμός, κατάληψις, ἐνθύμημα u. dgl. m. recht vor Augen gelegt werden. Die moderne Dialektik, die sich an alles andere vom Höchsten bis zum Niedrigsten macht, um es umschlagen und sich überschwingen zu lassen, hat sich doch noch nicht an die Mathematik gewagt; an dieser versagen ihre wörtelnden Kniffe; und doch, wenn irgend eine Wissenschaft, so wäre es schön, wenn die Geometrie rc. in dialektischen Fluß und Bewegung gebracht und belebt werden könnte, zumal sie in den Wörtern Fluxionen, Variationen, Differentialen und Integralen u. s. w. schon Hinweisungen giebt auf eine Anschauungs- und Denkweise, die freylich sogleich himmelweit verschieden sich zeigt von der dialektischen; eben darum aber kann ich in dieser nur einen propädeutischen und heuristischen Nutzen finden, ihr aber in ihrer jetzigen Gestalt noch keinen spekulativen Werth beylegen.

Da Rec. bey den polemischen Partien dieses Werkes nirgends verweilt, so sey es vergönnt, hier wenigstens einige Urtheile über den Gehalt und Werth der dialektischen Philosophie in einigen Zweigen anzuführen, weil darin zugleich die Gesinnung des Verf. sich zeigt. Nachdem der Verf. die dialektische Methode und ihre Entwickelungen in der Logik, Naturphilosophie, in Psychologie u. s. w. scharfsinnig verfolgt und geprüft hat, sagt er Seite 74 fg.

„Der dialektische Gang entfernt sich von der natürlichen Entwickelung am auffallendsten in der Ethik. Die Gesinnung ist auf dem Gebiete des menschlichen Handelns der tiefste Begriff. Es ist unmöglich die Gesinnung im letzten und höchsten Sinne ohne die Beziehung auf das Göttliche zu verstehen. Die dem Augenblick hingegebene Lust, wenn sie den Menschen regiert, ist keine Gesinnung; sie ist die Vergötterung des Thierischen. — — — Gesinnung in sittlicher Bedeutung entsteht erst da, wo die Vorstellung des über dem Menschen stehenden Göttlichen als das Bestimmende in das freye Bewußtseyn aufgenommen wird. Das Sittliche hebt erst mit diesem Grunde an. Dieß Göttliche kann in der dialektischen Betrachtung der Ethik keine Stelle finden. — — — Daher verzichtet sie, das Religiöse ins Ethische aufzunehmen. — Im Recht, — in der Moralität — und Sittlichkeit ist hier nirgends eine Beziehung auf das Göttliche. Zwar müßte sie namentlich im Gewissen erscheinen; denn es läßt sich geschichtlich darthun, daß der Begriff des Gewissens erst da in das ethische Bewußtseyn eintritt, wo sich der Einzelne in sich vor dem Göttlichen verantwortet, der persönliche vor dem persönlich gedachten Gott. Der einfache Begriff der Verpflichtung führt, tiefer geschöpft, auf etwas das über dem Menschen steht. Aber das Gewissen wird nur als das Denken genommen, als welches es sich weiß, und „daß dieses mein Denken das allein für mich verpflichtende ist. Hegel Phil. d. R. §. 136.“ — Wie stellt sich nun dieser ganze dialektische Weg zu der natürlichen Entwickelung? Geht diese von dem bloß legalen Standpunkte aus, und dringt durch den bloß moralischen zum religiösen durch? Dieser Weg wäre der Weg zum Unglauben. Die Entwickelung im Ganzen und im Einzelnen geschieht in so fern umgekehrt, als der Glaube das Sittliche hervortreibt. Unsere religiöse

Geschichte hebt zwar mit dem Gesetze des Judenthums an; aber es ist kein Gesetz schlechthin durch sich selbst; es wird gefürchtet, weil es von Gott geboten ist. Im Ursprung der Völker herrscht, wie im Kinde, die Pietät. Es ist der Anfang der sittlichen Gesinnungen im Kinde, wenn der Gedanke Gottes in ihm mächtig wird. — — Zu einer begreifenden Entwicklung des menschlichen Lebens reichen also die natürlichen Elemente nicht aus. — Der Mensch muß ein Göttliches haben, und sollte er sich auch die „erhabene Pflicht" zu seinem Gotte umsetzen. — — Der Staat wird aus dem Begriffe des Geistes erbauet, aber seine geistigste Seite, die Kirche, findet in ihm höchstens nebenbey eine Stelle. — — — Es ist in der That charakteristisch, daß in der Rechtsphilosophie §. 270 eine Anmerkung so beginnt: Es ist hier der Ort, das Verhältniß des Staates zur Kirche zu berühren u. s. w. Die ganze Kirche steht also außerhalb des Rechtssystemes und nur in einer polemischen Anmerkung als Anhängsel."

(Fortsetzung folgt.)

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung).

In der Staufenburg, beschrieben von Belani, lernen wir einen der Puncte kennen, welche König Heinrich I. liebte und oft besuchte. Nächst alten Ueberlieferungen beweisen dieß die Namen mehrerer dortigen Waldgegenden „der Heinrichswinkel," der „Kaisergarten," die „Heinrichshöhe." Auch die Bemerkung eines alten Kirchenbuchs in Alshausen, welche der Verf. mittheilt, bestätigt dieß; nach derselben gerieth Heinrich an der Stelle, wo jetzt die Kirche des Ortes steht, beym Kampf mit einer Bärin in Todesgefahr, woraus ihn Junker Heinemann von Gittelde errettete; das Fell des Thieres aber, heißt es weiter, sey lange Zeit in der Kirche zu Sinnertshausen aufbewahrt worden. Hiebey hätte der Verf. den König Heinrich nur nicht „römischen Kaiser" nennen sollen; diese Würde verschaffte sich bekanntlich erst Otto I. — Noch einer andern Merkwürdigkeit wegen wird Staufenberg in der Geschichte genannt: es war der geheime Aufenthaltsort jener Eva von Trotta, mit welcher Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig ein Verhältniß unterhielt; hierher war

sie geflüchtet, nachdem sie im Kloster Heiningen feyerlich ihre Exequien hatte begehen lassen. Ohne Zweifel war diese Geschichte der Erzählung werth; sie ist kein geringes Moment in der Entwicklung der Dinge von 1535 bis 1545; aber nicht so hätte die Geschichte erzählt werden sollen, wie der Verf. es thut: er nennt das Verhältniß ein solches „welches mit allem Zauber einer romantischen Saga in unsere kalte herzlose Zeit herüberklinge."

Die Veste Coburg von G. v. Heeringen. Gegründet, wie der Verf. in seiner ansprechenden Darstellung mit den Meisten annimmt, durch einen Grafen Cobbo, zur Zeit und auf Befehl Heinrichs I., war die Coburg mehrere Jahrhunderte lang die Residenz der mächtigen Grafen von Henneberg, späterhin, nachdem Thüringen an Sachsen gekommen, die Residenz sächsischer Landesherren, bis Herzog Johann Ernst in der Stadt Coburg sich einen neuen Wohnsitz, die Ehrenburg, baute (nach 1525). Das Merkwürdigste, was der Verf. mittheilt, ist ein Auszug aus dem Bericht eines Constablers, Conrad Rüger, über die Drangsale, welche Coburg im 30jährigen Kriege durch zweymalige Belagerung von Seiten der Kaiserlichen erlitten hat. Dieser Bericht liegt handschriftlich in dem Archiv der Veste, zugleich mit einem andern „vortrefflichen" von der Belagerung der Stadt und Veste Kronach und zeichnet sich durch eigenthümlich treuherzige Gesinnung und Sprache aus. Mit großem Wohlgefallen erzählt Rüger, wie er am 30. Sept. 1632 auf den Herzog von Friedland Feuer gegeben und gerade vor ihm in die Erde getroffen habe. — Auch die erwähnte Ehrenburg, welche ihren Namen von Carl V. erhalten haben soll, der nach der Schlacht bey Mühlberg daselbst eintraf, beschreibt der Verfasser; sie bietet geschichtlich Merkwürdiges nicht dar.

Eben so wenig die Burg Straußberg bey Sondershausen, welche der Verf. Duval, hauptsächlich der Schönheit ihrer Lage nach beschreibt. Sie war ein Lieblingsaufenthaltsort der Grafen von Hohenstein, später der Grafen aus dem Hause Schwarzburg.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nr. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

(Fortsetzung).

In Betreff der Wirkungen und Leistungen heißt es S. 90 fgg.

„Die dialektische Methode hat am meisten innerhalb der Theologie Anwendung gefunden; in der Physik und den Naturwissenschaften, wo es auf den factischen Bestand und die sinnige Deutung ankommt, kennen wir kaum ein Beyspiel; ein Versuch in der Grammatik ist auch nach dem Urtheile solcher, die der dialektischen Methode zugethan sind, fehlgeschlagen. In historischen Gegenständen hat man die Methode weniger straff angezogen und in mehreren Beyspielen wenigstens den alles beherrschenden Rhythmus der Dreyheit aufgegeben, damit aber auch das wesentliche Gepräge halb verwischt. Ein Werk historischer Forschung ist im ersten Theile von den Terminis und den Constructionen der dialektischen Methode voller, als in den folgenden, wo es allgemach in eine geistreich reflektirende Behandlung übergehet, und es spricht durch diese Thatsache über die Angemessenheit der Dialektik für geschichtliche Dinge das Urtheil aus. Die dialektische Nothwendigkeit und die lebendige Wirklichkeit verhalten sich in den strengeren Constructionen kaum wie die abstracte mathematische Formel zu dem einzelnen Fall, der unter sie gehört; das tiefste muß man erst hineinlesen. In der Theologie, die nach ihrem eigenthümlichen Gegenstande nicht eine solche Bestimmtheit der Anschauung haben kann, wie die übrigen Wissenschaften, giebt die Dialektik den Schein eines inneren Beweises; daher ist sie hier besonders willkommen gewesen. Indessen in wesentlichen Lehren haben diejenigen, welche der dialektischen Methode vertrauen, ein verschiedenes Resultat erhalten; und wenn dadurch eine Spaltung entstanden ist, so scheint dieß nur zu bestätigen, daß in die objective Dialektik subjective Ansichten hineinspielen, und daß es unmöglich ist, sie, wie sonst einen Beweis, zu einiger allgemeinen Klarheit zu bringen. Daß die Dialektik am meisten in der Theologie, und fast nur in der Theologie eine günstige Aufnahme fand, und wieder auch hier den lebhaftesten Widerspruch erfuhr, ist für jeden ein bedenkliches Zeichen, der den durchgehenden Wechsel der theologischen Ansichten mit dem Wechsel der philosophischen Systeme bemerkt hat. Die einzelnen Wissenschaften müssen die dialektische Methode von sich weisen, weil sie lehren will, ohne zu lernen, weil sie, sich im Besitze des göttlichen Begriffes wähnend, die mühsame Forschung in ihrem sichern Gange hemmt."

Im dritten Abschnitt S. 100 — 109 bestimmt der Verf. die nächste Aufgabe.

„Die formale Logik verfehlt das Ziel, indem sie den fertigen Begriff auf sich beschränkt, und nur sich selbst gleichsetzt, damit aber jede Entwickelung und jede Begründung abschneidet. Die dialektische Methode geht vermessen den entgegengesetzten Gang, indem sie nichts empfangen, sondern alle Wahrheit aus sich selbst schöpfen will und das Denken sich gleichsam selbst bebrüten läßt. Wenn jene Weise leer bleibt, diese aber anschauungslos und unbestimmt: so werden wir zunächst ein Princip zu suchen haben, das als eine Grundthätigkeit des lebendigen Denkens unmittelbar in die Anschauung führt. Dahin weiset uns die vorstehende Untersuchung des factischen Bestandes."

Diese Grundthätigkeit, zeigt Hr. Trend., ist die Bewegung; sie erzeugt dann auch Raum und Zeit; (Abschn. IV. und V. S. 110 — 122 und S. 122) flg.) Der sechste Abschnitt S. 194 flg. betrachtet die Gegenstände a priori aus der

Bewegung und die Materie; der 7. aber S. 278 — 333 die Kategorien aus der Bewegung. — Das Denken strebt nach Erkenntniß und nach dem Begriff eines Seyenden; beyde, Denken und Seyn, unter der Naturleitung vereiniget, trennen bey späterer Bestimmung und entzweyen sich, so daß die Hauptfrage der Logik wird: wie kommt das Denken zum Seyn? sie hat nicht die subjectiven Bedingungen des Denkens zum Augenmerk; denn diese überläßt sie der Psychologie, oder setzt sie vielmehr als aus dieser bekannt voraus; jene Frage verlangt die Erklärung der Art, wie das Denken seine Uebereinstimmung mit dem Seyn, d. i. die Wahrheit, hervorbringt? und zwar auf eine solche Weise, daß es selbst der Uebereinstimmung gewiß wird. Soll der Gegensatz zwischen Denken und Seyn vermittelt werden, so kann dieß nicht anders geschehen, als durch etwas jenen beyden Gliedern Gemeinsames. Dieses Gemeinsame kann keine ruhende Eigenschaft seyn, die dem Denken und Seyn zukäme, — denn eine solche würde still beharren — sondern sie muß eine beyden gemeinsame Thätigkeit seyn, und zwar eine ursprüngliche, dergestalt, daß sie, indem sie thätig ist, zugleich Grund des Erkennens ist, und Ursache und Wirkung hier übereinfallen. Eben darum wird diese Thätigkeit zugleich die allgemeinste und einfach seyn. — Nun alle Veränderungen in der gesammten Natur reduciren sich auf Bewegung; ohne sie keinerley Art von Veränderung. Ohne Bewegung, gegenbildliche, aber auch kein Anschauen, kein Denken und Vorstellen der Naturgegenstände; wir projiciren eine Art Raum und verzeichnen die Welt und die einzelnen Objecte, von Theil zu Theil fortschreitend, durch eine der äußern Erscheinung analoge Bewegung. Bewegung verräth uns jede Sprache aber auch in den Ausdrücken für die Thätigkeit des in sich zurückgezogenen Verstandes und für seine Begriffe; sie lassen sich nicht klar vorstellen ohne Bewegung, z. B. die Causalität, Ursache und Wirkung, Zweck und Absicht u. a. ganz abstracte Begriffe führen alle das Bild der räumlichen Bewegung wesentlich mit sich, sobald man über sie reden und bestimmt denken will. Freylich die eine geht in dem äußern Raume vor sich; die andere nur in dem Raume der Vorstellung; diese Verschiedenheit läßt jedoch der Verf. vorläufig auf sich beruhen.

Rec. hätte gewünscht, daß es dem Hrn. Trend. möchte gefallen haben, doch etwas mehr zu sagen, ohne darum eben in die Metaphysik überzugreifen. Es ist nicht zu läugnen, und schon die Wörter und Ausdrücke in den meisten Sprachen bezeugen es, daß in allem, was wir nur immer denken und vorstellen, und sey es das höchste, reinste und abstracteste, eine Art raumähnlicher Anschauung, Bewegung, Absonderung, Unterscheidung, Erörterung u. s. w. sich unterbreitet, daß wir ein reines Begreifen, eine reine Einsicht in was immer für einen Gegenstand, nicht zu haben vermögen, wenn sie alles raumartigen, bewegungsähnlichen sich entschlagen soll; es kommt dann nur zu einem nominalen und verbalen Denken einzig und allein der Wörter, die man zu verstehen meynt oder vorgiebt. Eben so wenig aber kann andrerseits geläugnet werden, daß wir ungeachtet dieses unausbleiblichen Außereinander der Merkmale, der Theilvorstellungen u. s. w. sie als ineinander und durcheinander zu fassen und zu begreifen uns bemühen, daß wir nach einer gleichsam punctuellen Einheit des Begriffes verlangen, darin seine Kraft und sein Leben sich concentrirt, daraus es in die Erscheinungen hervorbricht und sie für die Einsicht erhellet. Dieß sagt sehr gut Fichte zu Anfang der Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters; nur daß er sofort den schroffen Gegensatz des a priori und des a posteriori hereinzieht, wie er kaum angenommen werden kann. Jede innige Empfindung, jedes tiefere Gefühl, und erhebende Gedanke drängt sich wie in einem Punct zusammen, dem nur die Dauer fehlt, um ewige Seligkeit zu geben; wogegen das reflectirende und discursive Denken der Zeitlichkeit anheimfällt. Die reine vollkommene Energie des puren Geistes würde ich von der strebsamen Thätigkeit des entwicklungsfähigen und nach Vollendung trachtenden Geistes unterschieden haben. Jener bleibt immer bey sich, wie Plato sagt: *καὶ ὁ μὲν ἅπαντα ταῦτα διατάξας ἔμενεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει*, im Tim. S. 42 E. Aristoteles möchte dieses in sich verharren noch höher spannen in der Metaphysik B. 12. K. 7. Die Thätigkeit der endlichen Geister hingegen be-

darf der Erregung, der menschlichen von außen her zufolge seiner Verbindung mit der Natur, mit der Schöpfung; in dieser allerdings ist Bewegung, Ortsveränderung die erste wesentliche Thätigkeit; ihrer Wirkung ist in dem empfindenden Geiste die Gegenwirkung gleich und entgegengesetzt, wie das dritte Newtonsche Gesetz will, das auch hier seine modificirte Anwendung leidet; daraus erläutert sich für mich die apriorische Anschauung von Zeit und Raum, die in einer vorher bestimmten Harmonie begründet ist. Doch Hr. Trend. konnte zum Behuf dieser logischen Untersuchungen jenes angedeutete Gebiet füglich übergehen; ihm genügt für seinen Zweck der Nachweis, daß sie den obigen Forderungen an die Grundthätigkeit vollkommen entspricht; sie ist dem Denken und Seyn gemeinsam; sie kann eben so aus sich erkannt werden, wie sie aus sich selbst stammt; sie ist endlich eine einfache Thätigkeit. — Denn Zeit und Raum, die man für die Bewegung als Bedingungen vorauszusetzen pflegt, entstehen und sind nur in und mit der Bewegung zumal; „unsere Vorstellung des Raumes reicht nur so weit, als die Bewegung derselben ihn innerlich hervorbringt.“ S. 118; für unser Bewußtseyn ist die Bewegung das nothwendig erste, aus der sich erst die Vorstellung von Zeit und Raum herausbildet. Daher zählt Aristoteles π. ψ. II. 6, III. f. IV. s. 1. c. I. fin. unter den Gemeinempfindungen — κοιναὶ αἰσθήσεις — die alle Sinnenwahrnehmungen begleiten, ohne daß sie einem insbesondere angehören, oder durch ihn unmittelbar zugehören, überall voran die Bewegung, dann den Stillstand, die Ausdehnung (μέγεθος, die continuirliche Größe, der Raum) und den Umriß in ihr d. i. die Gestalt, die Einheit und Zahl überhaupt; er macht das Bewußtseyn der Zeit durchaus von dem Bewußtseyn der Bewegung abhängig ἀκρ. IV. 11. p. 82 u. 91 c. 14 sq.

H. Trend. begegnet einigen Anständen und Bedenken, die an dieser gewiß richtigen Ansicht genommen werden könnten, und wendet sich in der 5ten Abh. zu dem Nachweis, daß Raum und Zeit auch für die Welt der Dinge nicht der Bewegung vorangehen, nicht als Vorbedingungen gefordert werden, sondern mit ihr zumal da und integrirende Factoren derselben sind. Zuerst wendet sich der Verf. hier gegen Kants transscendentale Aesthetik, wonach Zeit und Raum nur subjective Anschauungsformen seyn, und uns nicht berechtigen sollen, sie zugleich als objectivgültig anzusprechen. — Wie die Acten vorliegen, so ist kaum in Abrede zu stellen, daß Kant die Uebereinstimmung des Subjectiven und des Objectiven, der Erscheinung und des Dinges an sich, aufhebt, ja unmöglich macht; indessen nach demjenigen, was vorhin in Betreff der allgemeinen Metaphysik Kants angezogen worden ist, halte ich dafür, daß Kant die hier zu fordernde Harmonie wohl gerne eingeräumt, ja vielleicht sogar deducirt haben würde; daß er aber gleichwohl in Betreff der treibenden Urkraft Bedenken gehabt haben möchte, d. i. der punctuellen Einheit. Auch der ehrwürdige Veteran Fries, das scharfsinnige Oberhaupt der Kantianer, äußert irgendwo, daß Zeit und Raum nicht bloße subjective Formen seyen, daß ihnen etwas objectives entspreche; nur eine Deduction giebt er nicht, wie dergleichen Fichte und Schelling im System des transscendentalen Idealismus versucht haben. Was nun Hr. Trend. S. 127 gegen die Kantische Ansicht zuerst vorbringt, daß hienach die Sicherheit der Geometrie mit dem Subjecte stehe und falle; daß der Raum, wenn er nur unsere — zufällige Form ist, einmal wechseln, andere Formen an seiner Statt treten können, „vielleicht geliebt es den Göttern, ein Raum mit zwey oder vier Abmessungen“: so selbst in diesem Falle bliebe ihre subjective Wahrheit eben allgemeine Wahrheit für die den so bestimmten Subjecten gegebenen Verhältnisse; und bringt denn nicht jede Erhebung des Gemüthes, jedes geistliche Lied auf eine Art Vernichtung von Zeit und Raum? ringt die Seele nicht nach Erledigung von jenen Formen? Doch hier handelt es sich um diese Formen als unumgänglich zur Naturkenntniß. — Und Linien und Flächen sind nur im Raum, haben aber nur eine und zwey Abmessungen.

(Fortsetzung folgt.)



Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Die Disburg, von L. Bechstein. Der Verf. beabsichtigt weniger eine Beschreibung dieses merkwürdigen Berges (bey Wohlmuthshausen an der Grenze von Unterfranken; er bildet einen Kegel von circa 2000 Fuß Höhe, mit einem Ringwall von Basaltwaken auf seinem Gipfel), als einen Beytrag zur Lösung des alten Streites: ob die Stelle bey Gregorius. Turon., nach welcher der Frankenkönig Chlodio eine Veste apud Dispargum gehabt hat, auf die genannte thüringische Disburg oder auf einen andern Ort, etwa Duisburg am Rheine zu beziehen sey. Er führt die Ansicht früherer Forscher an, Ditmars, Eccards, Falkensteins, welche sich für die Disburg entscheiden und bringt die Angabe des hennebergischen Geschichtschreibers Heine bey, daß selbst die Volkssage sie als den ehemaligen Sitz eines Frankenkönigs bezeichne. Zugleich theilt er einen Fund von Donops mit, welcher von der Ansicht ausgehend, die Disburg möge eine Stätte heidnischer Verehrung gewesen seyn, daselbst nachgraben ließ und allerdings Trümmer germanischer Urnen, eine bronzene Nadel und dergleichen entdeckte. Hiernach gesteht er zu, daß die Disburg allerdings ein Castell uralter Könige gewesen seyn könne, wie auch, daß sie eine Stätte heidnischer Dienste gewesen sey, bestreitet aber die Beziehung jener Stelle auf die Disburg aus dem einleuchtenden Grunde, daß bey Gregor ausdrücklich stehe, Chlodio habe apud Dispargum seine Burg gehabt, was nicht auf, sondern bey heiße, und wonach Dispargum als eine Stadt erscheine, neben welcher, nicht als ein Berg, auf welchem die Burg gewesen sey. Dabey hält er den Namen der Disburg dennoch für fränkischen Ursprungs, indem er meynt, derselbe sey beym siegreichen Vordringen der Franken in das mittlere Deutschland auf eine ähnliche Art mit herübergekommen, wie etwa die Namen inländischer Städte in ausländischen Colonien wiederkehren.

Walkenried, von Duval. Dieses Kloster, gestiftet 1127 durch Adelheid Gräfin von Clettenberg, 1137 durch Cölner Cistercienser ausgebaut, 1207 bis 1290 auf einer etwas andern Stelle mit großer Pracht von Neuem aufgerichtet, 1525 grausam verwüstet, 1556 in eine lutherische Klosterschule umgewandelt, 1620 in Folge des Restitutionsediktes Cisterciensermönchen mit Gewalt übergeben, 1631 beym Herannahen Gustav Adolphs von diesen wieder verlassen und von der lutherischen Schule wieder bezogen, 1637 von den Kaiserlichen geplündert, seit 1668, da die Schule eingieng, zur Ruine geworden, aus deren Quadern eine nicht geringe Zahl von Kirchen in benachbarten Städten und Dörfern erbaut worden ist, bietet, wie dieß die erwähnten Puncte erkennen lassen, merkwürdiger Schicksale sehr viele dar. Namentlich wird bey wenigen Klöstern ein solcher Reichthum an Gütern, Waldungen, Fischereyen, an Kapellen, Kirchen und Stiftshöfen gefunden worden seyn, als bey Walkenried zur Zeit seiner Blüthe. Dafür mag es nicht leicht ein Kloster geben, welches durch den Bauernkrieg ärger verwüstet worden wäre, als eben dieses: selbst an einem herrlichen Thurme ließen die Bauern ihren Grimm aus, durchsägten sein Holzwerk, knüpften ein Seil an seine Spitze nnd stürzten ihn zum Theil herab. Diese und andere lesenswerthe Specialitäten aus dem Bauernkriege theilt der Verf. aus Leukfeld. Ann. Walk. mit. Auch das, was über die Schicksale des Klosters nach dem Restitutionsedikt beygebracht wird, ist von allgemeinem Interesse.

Die Beschreibung der Teufelsmauer und der Gegensteine von Fr. v. Sydow enthält, da der Verf. auf die Frage nach ihrer Entstehnng nicht eingeht, nichts für uns Bedeutendes.

So auch die Geschichte des Klostes Worbis, von Kegel. Es ward 1311 durch Friedrich Grafen von Beichlingen gestiftet, 1540 durch das Erzbisthum Maynz wegen schlechter Verwaltung seiner Güter aufgehoben, 1580 ein Theil seiner übriggebliebenen Güter noch zur Gründung eines Jesuiten-Collegiums in Heiligenstadt verwendet, 1666 zu einem Franziskanerkloster gemacht, 1838 zu einem Zwangsarbeitshause umgestaltet.

Die Caltenburg. Der Verf., W. G. Bleichrodt, erinnert in seinem kurzen Aufsatze an eine Burg, deren Ruinen ehemals auf dem Berge gleichen Namens standen, und schreibt, kühn genug, ihre Erbauung dem Nero Claudius Drusus zu.

Die Kunitzburg, von H. Döring. Schon 1450 Ruine ward diese alte Burg, deren Erbauungszeit ungewiß ist, von Herzog Johann Wilhelm der Familie von Vitzthum zum Wiederaufbaue gegeben, damit sie im Kriege gegen Churfürst Friedrich benutzt werden könnte, aber sogleich nach dem zwischen beyden Brüdern geschlossenen Frieden wieder zerstört. Sie ist mithin nur für die Geschichte des thüringschen Bruderkriegs von Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

// Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nr. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

(Fortsetzung.)

Der Raum hat drey Strecken und sechs Richtungen, nur erst wenn er vom Verstande gefaßt, nur wenn er auf unsern lebendigen Leib und sein Gliederthum bezogen wird; an sich in der werdenden sowie in der vollendeten Anschauung ist er eben allerwärts hinergossen; der Verstand ist so geartet, daß er alles auf die Gerade bringen, an ihr messen muß, wo für die Anschauung Biegungen und Krümmen, Ball und Kugel da sind. — „Es ist der spannende Nerv in allem Erkennen, daß wir das Ding erreichen wollen, wie es ist; wir wollen das Ding, nicht uns.“ — Dawider könnte man anführen: te prendendo prendes rem; und „du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ In dem einen wie in dem andern Fall kommt alles auf die Art der vorherbestimmten Harmonie an; für den Hauptpunkt gilt mir hier, daß endlich wohl die Bewegung als Grundthätigkeit und von so apriorischer Natur als Zeit und Raum von Hrn. Tr. nicht allein anerkannt, sondern auch nachgewiesen ist; wiewohl, ich würde eher Veränderung gesagt haben, vielleicht nur weil mir unter diesen Ausdruck sich leichter unterordnen zu wollen scheinen die Ortsveränderung, die φορά und die ἀλλοίωσις.

Von Kant hinweg wendet sich Hr. Tr. gegen die von Hegel, C. H. Weiße, J. H. Fichte und Herbart gegebenen Bestimmungen der Bewegung, der Zeit und des Raumes, immer mit der ruhigsten Besonnenheit, Klarheit und Sicherheit der Consequenz. Am längsten verweilt er bey Herbart, mit Grund; denn nicht leicht findet man anderswo den Aufwand von Scharfsinn, um bloß und allein zu denken, und das Denken um alle Anschauung zu bringen. Das Seyn übrigens kann meines Ermessens im allgemeinen gar nicht anders denn als absolute Position — wogegen auch schon früher polemisirt worden, — ausgesprochen werden; nur kommt dann sogleich die Frage, ob sie bloß logisch und subjectiv gelten solle, oder ob sie auf reale und objective Geltung Anspruch mache und machen dürfe? wenn letzteres ausgemacht ist, so kommt erst das allgemeine Prädicat, Bewegung oder Rege und Thätigkeit, näher zu bestimmen, als die besondere und nothwendige Seyns-Art. Was außerdem gegen Herbarts Constructionen von Zeit und Raum ꝛc. entgegnet wird, damit stimmt Rec. durchaus überein, will aber nicht unbemerkt lassen, daß er Herbarts System mehr aus den Schriften der Anhänger, Röer, Drobisch, Strümpell und Hartenstein (Griepenkerl und Bobrik) kennt, als aus den Werken des Meisters selber; an diesem stößt ihn immer ein gewisser durchgehender Sneer gegen alle anderen Forscher zurück.

Von Herbart kehrt sich Hr. Trend. wider die Eleaten, namentlich wider Zeno, um seine Argumente gegen die Bewegung zu beseitigen. Jene Argumente alle fußen darauf, daß rein nur gedacht und dasjenige begriffen werden soll, was ohne die Anschauung des Stätigen überhaupt gar nicht in die Gedanken kommen kann; wozu noch die Zweydeutigkeit beyträgt, die in dem Begriff des Unendlichen steckt. Das Resultat der ganzen Untersuchung wird S. 181 mit den Worten ausgesprochen:

„Durch die Bewegung ist die Zeit im Raum, und der Raum in der Zeit. Zeit und Raum sind in der Bewegung so unzertrennlich in einander einge-

bildet und mit einander verwachsen, daß sie in einander verschwinden. In der Zeit und im Raume schauen wir die ursprüngliche Bewegung nach zwey verschiedenen Seiten an. Wir dürfen näher sagen: Die Zeit ist in der Bewegung das innere Maß; der Raum, welcher beschrieben oder durchlaufen wird, die äußere unmittelbare Erscheinung. Aber Bestimmungen wie innen und außen, Maß und Erscheinung, sind Unterscheidungen, die sich nur an der Anschauung und nur durch die eigene That der Bewegung erläutern."

Dieses Ergebniß wird auch durch die Sprachforschung erwiesen. Namentlich die Casus und Präpositionen bezeichnen zunächst eine Richtung, und sind dann erst der Ausdruck rein logischer Bestimmungen geworden. Bewegung, Raum und Zeit sind auch in den Anschauungen der Sprache allenthalben mit einander, und nirgends verläugnet der Ausdruck der Zeitverhältnisse, daß sie nach der Analogie des Raumes, und nirgends der Ausdruck der Raumverhältnisse, daß sie durch die Bewegung gedacht sind. — Darauf gründet sich die Liebhaberey für Etymologien bey den Philosophen von Heraklit und Plato herab bis zu den jüngsten präpositionalen Philosophastern in Deutschland; eben darauf aber auch die Möglichkeit der Erläuterung der Begriffe und Sätze durch Beyspiele, Gleichnisse u. m. a. der Art. Vielleicht ist für einige Leser die Anmerkung hier nicht uninteressant, daß schon Aristoteles gesagt hat: εἰ δὲ μηδὲν ἄλλο πέφυκεν ἢ ψυχὴ ἀριθμεῖν, καὶ ψυχῆς νοῦς, ἀδύνατον εἶναι χρόνον, ψυχῆς μὴ οὔσης. — ἀκρ. IV. 14. §. 131. Seite 92 Sylb. vergl. π. μνημ. c. 1 ψ. III. 3 §. 161 S. 56 ꝛc.; und daß sein Exeget Alexander von Aphrod. die Zeit entschieden für unsere subjective Zuthat angesehen hat, bey Themistius π. ψ. III. 10 fol. 94 R. l. 5: Die Thiere leben zum größesten Theil in der Gegenwart, kaum die eine und andere Art hat Vorsicht in die Zukunft, oder einige Erinnerung, Gedächtniß für das Vergangene; ἄνθρωπος δὲ μόνος τοῦ πρόσω καὶ ὀπίσω αἰσθάνεται· μόνος γὰρ ἔχει νοῦν, ᾧ τὸ πρότερον ἀριθμεῖ καὶ τὸ ὕστερον· ὁ δὲ ἀριθμὸς οὗτος χρόνος ἐστίν· ὥστε καὶ ποιητὴν εἰπεῖν τοῦ χρόνου τὸν ἄνθρωπον, ὁ ἐξηγητὴς Ἀλέξανδρος οὐκ οἴεται φαύλως εἰρηκέναι, ἄντικρυς ἐπίνοιαν ἡμετέραν ποιῶν τὸν χρόνον. Eben derselbe Alexander sagt: π. ψ. II. princ. fol. 142 R.: πολλά ἐστι τῶν ὄντων, ἃ τὴν μὲν ὕπαρξιν (i. e. τὸ ὅτι ἐστίν) ἔχει γνωριμωτάτην, ἀγνωστοτάτην δὲ τὴν οὐσίαν (i. e. τὸ τί ἐστιν)· ὥσπερ ἥ τε κίνησις καὶ ὁ τόπος, ἔτι δὲ μᾶλλον ὁ χρόνος· — ἔστι δὲ τί τῶν τοιούτων καὶ ἡ ψυχή. Anderwärts leitet er das Zählen und die Zahl ab vom Zeitwechsel in Tag und Nacht, Mond- und Sonnenlauf ꝛc. So bestimmt, wie hier die Zeit, erinnere ich mich nicht bey irgend einem Alten auch den Raum und die Bewegung für ein subjectives Gemächte, oder für eine noetische Zuthat erklärt gelesen zu haben; mir ist nicht unwahrscheinlich, daß darum nicht, weil sie zwey einander nicht verwandte Wörter hatten, den objectiven Raum, τόπος, und sein subjectives Gegenbild, μέγεθος, zu bezeichnen. Wenn sie alle Bewegung von der Seele, als der alleinigen Triebkraft ableiteten, so liegt dieß schon etwas ferner und auf einem andern Gebiet. Die hellsinnigen Griechen haben über die mehrerwähnten Begriffe so viel und vielleicht mehr noch als die Neueren gespähet und geforscht, und es verdienten ihre deßfallsigen Untersuchungen in alle Wege historisch verfolgt und von Aristoteles herab bis Damascius zusammengestellt und erklärt zu werden; Vieles hat Alexander erörtert, vieles uns Themistius in seinen Paraphrasen berichtet, noch mehr hat uns Simplicius in seinen Commentarien z. B. über den Raum S. 140, und über die Zeit S. 183 fgg. aus Damascius erhalten, was nicht alles metaphysischen Werthes entbehrt.

Bewegung, Raum und Zeit, fährt Herr Tr. fort, sind hienach reine Anschauungen, nicht so daß sie einen feindlichen Gegensatz gegen das Denken machen, sondern in wie fern sie in uns, von der Erfahrung nicht bedingt, als Bedingung der Erfahrung zu Grunde liegen. Sie sind subjectiv reine Anschauungen, ohne dadurch objectiv an Wirklichkeit einzubüßen. Demnächst versucht er zu erklären, warum die Zeit nur eine, die lineare Abmessung habe, der Raum aber deren drey, Länge, Breite, Tiefe, und nicht mehr und nicht weniger;

und schließt diesen Abschnitt mit einer Beurtheilung der von Kant und Hegel hierüber gegebenen Erklärungen. Sein eigener Versuch bauet auf die von dem Punkt ausgehende Anschauung, wie er sich hier drey Richtungen schafft und nicht mehrere schaffen kann. Rec. möchte erinnern, daß die Zeit wohl in der reinen Anschauung linear vorgestellt werden mag, daß aber die Gleichzeitigkeit in der erfüllten Zeit sich als Fläche vorzustellen scheint; daß so geläufig und nothwendig es für uns am Anfange ist, vom Punkt aus fortzuschreiten, es dem Mathematiker nicht unmöglich seyn dürfte, vom Unendlichen auszugehen und am Ende erst zum Punkt zu kommen; daß endlich die Bedeutung der Potenzen in der Geometrie und ihre Analogien in der Natur es verdienten, von einem philosophischen Mathematiker, wie Hr. Prof. Drobisch in Leipzig ist, besonders in Untersuchung genommen zu werden.

Wenn nach den bisherigen Erörterungen die Bewegung die gemeinsame Grundthätigkeit des Geistes und der Natur ist: so ergiebt sich leicht, wie eine apriorische, freygeschaffene Wissenschaft möglich ist, dergleichen wir an der Mathematik haben, welche ihre Objecte selbst hervorbringt, nicht sie als gegeben aufnimmt. Indessen auch dieses Aufnehmen vermittelst der Sinne, die Anregung derselben von Außenher, wird immer zugleich von jener ursprünglichen Thätigkeit begleitet; „die Bewegung (das Spontane) findet als der wesentlich mitwirkende Grund in der Thätigkeit der Sinne (dem Receptiven) sich wieder.“ Die Wahrheit dieses letzteren Satzes erweiset der Verf. durch die Betrachtung der beyden objectivsten Sinne, des Gesichtes und Getastes, nach den besten bisherigen physiologischen Untersuchungen derselben; wie es denn überhaupt als ein schöner Vorzug dieses Werkes gerühmt werden muß, daß, wo es nöthig und zweckdienlich ist, der abstracte Vortrag durch angemessene Beyspiele und Gleichnisse namentlich aus der Geometrie und Physiologie erläutert, und jede allgemeine Behauptung durch passende Fälle in concreto belegt wird. Die physiologischen Vorgänge werden sehr klar und besser als in manchen ähnlichen Werken aus einander gesetzt, besser als z. B. in Darwins Zoonomie, in Destutt de Tracy System der Ideologie, oder bey K. Hartmann der Geist des Menschen u. ä.

Das Ergebniß dieser physiologischen Betrachtung ist, daß sich die Elemente und die subjectiven Bedingungen des leiblichen Organs höchst vielfach verschlingen, um das objectiv einfachste Element der räumlichen Beziehungen zu erzeugen.

> „Wir müßten der Vorstellung eine hohe Kunst der schwierigsten Rechnungen zuschreiben, wenn sie, ohne den Halt der aus ihr selbst stammenden Richtung, diese variablen Elemente zu dem constantesten Product der unveränderten geraden Linie ausgleichen sollte. Die geometrisch schwierigeren Linien, wie der Kreis, die Curven, der Kegelschnitt, die Wellenlinien sind nach der Physiologie des Auges die leichteren.“ S. 205.

Dasselbige zeigt sich auf ähnliche Weise am Tastsinn widerholt. Wir finden hier Thatsache gegen Thatsache, einerseits die Thatsache der ganzen Geometrie, die sich auf der geraden Linie als der einfachsten Basis aufbauet, und die Thatsache des physiologischen Herganges, wodurch die gerade Linie zu einem zusammengesetzten Producte wird. —

> „Es läßt sich nicht absehen, wie der Geist aus dem verwickelten Vorgang des Organes auch nur das Motiv sollte empfangen haben, die einfache Vorstellung der geraden Linie zu bilden. Das Motiv liegt in der Natur der Sache, und nicht in dem hervorbringenden Apparat, indem die Vorstellung das Wesen der Sache unmittelbar durchschauend den Apparat, und nicht der Apparat die Vorstellung richtet.“ S. 207.

An dem räumlichen Gegenstande macht nächst der Form die Größe eine wesentliche Bestimmung; das Maß derselben liegt subjectiv und objectiv in den Sinnen, in der Bewegung der umtastenden Hand, des überblickenden Auges; und die productive Phantasie, welcher man seit Kant die Bewegung zuschreibt, ergiebt sich als der in der Wahrnehmung mitwirkende Grund. Alle diese schon von Aristoteles, als die den Sinnen gemeinsamen, bezeichneten Wahrnehmungen, Bewegung, Ruhe, Einheit, Zahl, Gestalt, Größe, Richtung werden hienach in allen Sinnen durch die ursprüngliche Bewegung vermittelt, und stellen sich als reine apriorische Begriffe heraus, wie sie die Mathematik braucht. Ich hätte gewünscht und fast erwartet, Hr. Trend. werde denselben noch einen weitern hinzufügen, den der Ordnung; er liegt zwar durchgängig allen Elementen und Zweigen der Mathematik zum Grunde, tritt aber herrschend hervor als reiner mathematischer Be-

griff in der Combinations und Permutationslehre, die ja doch nur in einer Anwendung der Arithmetik auf verschiedene Dinge und deren Lagen besteht; Aristoteles im 4ten Kap. der Kategorien, von der Größe, ordnet den Begriff der Lage — θέσις — zunächst der stätigen, den der Ordnung — τάξις — aber der discreten Größe unter. Wie viel dieser Begriff dem Plato galt, und den Griechen überhaupt, desfalls braucht nur an ihr Wort für Welt, an κόσμος, als den ἐξ ἀταξίας εἰς τάξιν ἀγόμενον erinnert zu werden. Auch die Lage als ein durchgängiger mathematischer Begriff, ist schon von den Alten angefangen und seit d'Alembert und Carnot weiter geometrisch behandelt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Nebra (beschrieben von Trautmann), wahrscheinlich eine Niederlassung der alten Thüringer Könige, auf einem steilen Felsenabhange zwischen Burgscheidungen und Memleben, ward 1341 wegen Landfriedenbruchs von Seiten seiner damaligen Besitzer, der Gebrüder Kunemund, auf Befehl Ludwigs des Bayern durch den Landgrafen Friedrich den Ernsthaften von Thüringen erstürmt; ohne weitere Bedeutung.

Quedlinburg, von Braungard. Die berühmte Pfalz Heinrichs I., von welcher Otto III. in einer Urkunde von 983 sagt: patres nostri nobilem hunc locum praecipue venerantes amabant, daher auch die Ruhestätte Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde, der Sitz des wichtigen von ihnen gegründeten Stiftes, die Stätte mehrerer Reichstage und Synoden, merkwürdig durch die Entwickelung seiner städtischen Einrichtungen, noch jetzt im Besitz interessanter Alterthümer, verdiente eine gründliche Darstellung ihrer Geschichte um so mehr, da eine gute Zahl von Quellen dazu vorhanden ist: alte Urkunden bey Erath, codex diplom. Quedlinb., das Chronicon Sax. Quedlinburgense aus dem 11ten Jahrh., Stellen bey Ditmar, Witichind u. a., und es auch an neuern Forschungen nicht fehlt. Die vorliegende Arbeit, welche mehr aufzählt als beschreibt, macht dieß ihrerseits auch wünschenswerth. Indeß sind doch auch aus ihr die bedeutendsten Dinge zu erkennen: die Verschwörung gegen Otto I., welche 941 zu Quedl. ausgeführt werden sollte, die Fehden der Stadt mit den Grafen von Reinstein im 14ten, mit den Herzögen Ernst und Albrecht von Sachsen im 15ten Jahrhundert. Das Brauchbarste ist die am Schluß beygebrachte Uebersicht der nach Ort und Name noch bekannten Dörfer, welche in Folge der Kämpfe Heinrichs IV. mit den Sachsen verödeten und theilweis Quedlinburg einverleibt wurden.

Die Rosenkirche zu Elende, in den ersten Jahrhunderten die Stätte eines heidnischen Dienstes, wie vermuthet wird, der Göttin Lara oder Lohra, an deren Stelle Bonifacius dem christlichen Cultus eine Wohnung bereitete. Er gründete daselbst eine Capelle Beatae Virginis in Miseriis. In der Nähe dieses Ortes wurde 933 ein Theil der gegen Heinrich I. herandringenden Ungarn von den Thüringern und Sachsen besiegt und es sind dort Haufen von Todtengebeinen gefunden worden, die aus jener Zeit stammen mögen.

Die Bergveste Buchfart bey Weimar, auch Bufart genannt, von welcher der Vf., Heinr. Döring, annimmt, daß sie im 10. Jahrh. gegen die Einfälle der Ungarn angelegt worden sey, ist besonders durch ihre an das alte Petra erinnernde Bauart merkwürdig. Ihre sämmtlichen Gemächer sind in Felsen eingehauen.

Die Geschichte des Schlosses Blankenburg bey Rudolstadt, von Hesse, ist eine lehrreiche Zusammenstellung dessen, was die zahlreichen dem Verf. zugänglichen Urkunden darüber dargeboten haben. Man wird von ihm erinnert, daß der tapfere und biedere Graf Günther von Schwarzburg, welcher nach dem Tode des Kaisers Ludwig von Bayern, 1349 gegen Karl IV. zum Kaiser erwählt wurde und die Krone „zu des Reiches Besten," wie er erklärte, annahm, 1304 in dieser Burg geboren ward, und nimmt nun die vorausgeschickte Schilderung ihrer Lage desto lieber auf. Was sonst der Verf. beybringt, bezieht sich auf die Spezialgeschichte des Hauses Schwarzburg, dessen verschiedene Theilungen und Erbstreitigkeiten, welche besonders im sächsisch-thüringschen Bundeskriege Wichtigkeit bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nr. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

(Fortsetzung.)

Allein ob zwar alle die vielerley und mannigfaltigen Eigenschaften, Wirkungen und Erscheinungen in der Welt, die uns von den Sinnen verkündiget werden, auf eine gemeinsame Einheit, auf die Bewegung zurückgehen: immer bleibt als noch unerhellt zurück das Substrat der Bewegung, die Materie. Der Verf. prüft hier zuerst die dynamische Ansicht Kants, demnach die Materie, wenn die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft (S. 67 erste Aufl., S. 59 der zweyten) als sein letztes Wort gelten sollen, als die Wirkung der Attractiv- und Repulsivkraft erscheinen würde. Nach Kant werden die Ansichten Schellings, Hegels und Herbarts erwogen, und das Unbefriedigende in jedweder derselben nachgewiesen. Der Verf. bekennt S. 222 das Unvermögen, „aus der Bewegung allein die Materie zu begreifen;" bekennt, „daß hier eine Lücke in der Ableitung bleibe, in welche sich etwas in der Erfahrung gegebenes einschiebt, ein Substrat, ein Residuum, das in der Vorstellung der Bewegung vorangeht und erst die Bewegung im Raume erzeugt, die bisher als das erste sich erwiesen hatte.

„Die älteste Philosophie sprach daher, indem sie die Materie zu begreifen suchte, nicht von der bloßen Raumbewegung, sondern von Verdünnung und Verdichtung (μάνωσις καὶ πύκνωσις). Die Vorstellung vollzieht gleichsam eine Schöpfung aus Nichts. Sie setzt, damit sie bewege, und bewegt, indem sie setzt. Nach diesem äußersten Ende der Abstraction dringt sich eine Einheit des Seyns und der Thätigkeit auf. Mag der Begriff diesen Widerspruch zerlegen und dadurch lösen wollen, er kehrt noch im letzten Elemente wieder, und die Anschauung ist von vorn herein mächtiger als das Bedenken des Verstandes. Wenn die Bewegung die Form der Dinge erzeugt, so erscheint uns nach der entwickelten Ansicht die Form als das a priori der Erkenntniß. Mit der Materie beschäftiget sich dagegen die gebundene Erfahrung; — dort die begränzende Form, hier der begränzte Stoff; — jene umfaßt und scheidet zugleich; sie hebt das Allgemeine des Ganzen hervor und beschreibt das Besondere der Theile, und fügt in klaren Umrissen die Glieder in einander. Da indessen die Form von innen wird, und nicht bloß äußerlich die Gegenstände umfaßt, da die Bewegung selbst das Wesen der Materie ist, und also die Form aus diesem Wesen unmittelbar hervorwächst: so hebt sich jener zuerst hervortretende Gegensatz auf, und die Glieder gehen in einander über. Es steigt daher die Bedeutung der Form. Materie und Form stehen sich nur in relativer Betrachtung entgegen. Je nachdem man die Form äußerlich und gleichsam als die bloße Oberfläche faßt, oder sie vielmehr aus der Bewegung entstehen läßt, und diese Bewegung in die Energien der Materie verfolgt, wird man das Reich der Form und damit den Umfang alles dessen, was einer apriorischen Erkenntniß zugänglich ist, beschränken oder erweitern." S. 223 flg.

Hienächst erinnert der Verf. an die schon bey den Alten zwiespältige Ansicht über den Ursprung der mathematischen Erkenntniß; Plato befaßte sie mit den Ideen unter den νοητοῖς; Aristoteles sah die mathematischen Objecte als ἐξ ἀφαιρέσεως, erwachsen aus einer eigenthümlichen Art von Abstraction an; man erräth aus dem bisherigen leicht, daß Plato dem Grunde nach näher zutraf; denn ihr apriorischer Ursprung wird bestätiget durch die Methode der Mathematik und ihr Resultat; jene geht vom Allgemeinen zum Besondern fort und hat



strenge Nothwendigkeit zur Gefährtin, dagegen in den Erfahrungswissenschaften die Beobachtung, Induction und Analogie nicht erlassen und nicht entbehrt werden können, und in ihnen nur vergleichungsweise Allgemeinheit und höchstens hypothetische Nothwendigkeit resultirt, nämlich Probe eben an der Erfahrung.

„Jeder nothwendige Schritt, den die mathematische Wissenschaft thut, entrückt sie dem Gebiete der bloßen Erfahrung. Mit unserer Ansicht von der Bewegung als der ursprünglichen That des Geistes und der Natur eröffnet sich auch eine andere Ansicht von der aus ihr hervorgehenden Mathematik.“ S. 226.

Nämlich statt daß gemeinhin die mathematischen Elemente, Einheit, Punct, Linie, Fläche, Raum u. s. w. als gegeben vorweggenommen werden, wird hier die Genesis des Geometrischen S. 226 flg. in Punct, Linie, Richtung u. s. w. aus der Bewegung, ihrer Hemmung und Zusammenhaltung erwiesen. Die den Raum erzeugende Bewegung schafft den Stoff der Figur; die gestaltende Gegenbewegung nach der Verschiedenheit, in der sie sich mit der ersten verschmilzt, schafft die Form, und die zusammenhaltende Durchdringung die Einheit des Ganzen.

„In wiefern alle drey Thätigkeiten wesentlich eins sind, kleidet sich das Gesetz (das bestimmend in der Figur entworfen ist) unmittelbar in die Anschauung, und die Anschauung regelt sich durch das Gesetz. Die Gleichungen der Curven sind solche Gesetze in eine Formel gefaßt. Wenn man sie auf die Anschauung anwendet, so stellen sie einzelne Sätze dar. Es haben sich Gesetz und Bild, Verstand und Anschauung auf das innigste durchdrungen. In diesem Gleichmaß des Gegenstandes liegt der Reiz und die bildende Kraft der Geometrie.“ S. 231.

Sofort wird gezeigt, wie auch die Zahl durch wiederholte Setzung in der Zeit, und durch Bewegung, wenn auch nicht diejenige, welche im Raum statt findet, entsteht; und wie die discrete Größe eine Continuität — als Ganzes, — und hinwiederum die continuirliche eine Discretion einschließt; wie daher die Arithmetik in Geometrie und diese in jene übergeht, d. h. angewandt werden kann; denn Rec. hat hier einiges Bedenken, das er jedoch unterdrückt, weil es dem Ganzen keinen Eintrag thut, nämlich nicht dem Satze: daß aus der schöpferischen Bewegung des Geistes (dem a priori) Raum und Zeit, aus dem Raume die Figur, und aus der Zeit die Zahl werden. Die ganze Abhandlung, meines Erachtens eine der verdienstlichsten und gelungensten, verdient als Einleitung, Zugabe oder Erweiterung der Philosophie der Mathematik, die Fries im ersten Theil seiner mathematischen Naturphilosophie aufgestellt hat, verbunden zu werden; möchte doch der würdige Veteran Anlaß und Gelegenheit finden, dieses treffliche Werk nochmal in einer neuen Bearbeitung zu geben.

Aus derselben Grundansicht zeigt Hr. Trend. ferner den apriorischen Ursprung der extensiven und intensiven Größe auf. Die langsamere Bewegung — auch nur in der Vorstellung — erzeugt in einer längern Zeit einen kleinern, die schnellere in einer kürzern einen größern Raum. Auf diese Weise stehen die beyden Factoren, die wir in der Bewegung unterschieden, in umgekehrtem Verhältniß. Ein solcher Bezug der erzeugenden Bewegung zu dem Producte derselben ist die Anschauung, die dem Begriff der intensiven und extensiven Größe allenthalben zu Grund liegt.

„Intensives und Extensives stehen hienach in einem Wechselverhältniß. Die intensive Bewegung weist auf ein äußeres Product des Extensiven hin, und die Ausdehnung auf die erzeugende Kraft zurück. Da die Glieder jenes Verhältnisses durch einen Exponenten gebunden sind, so wird die Intensität durch die Zahl gemessen.“ S. 243.

Es können daher intensive Größen, sagt Fries a. a. O. S. 69, erst dann in die Gewalt der Arithmetik gebracht werden, wenn sie wie der Grad der Wärme an der Scala des Thermometers, der Druck der Luft an der Scala des Barometers, durch die Vergleichung mit extensiven Größen meßbar geworden sind. So mit Licht und Farben und Tönen 2c.; mit Talenten sogar und Willenskräften. „Der intensivere Wille stellt sich in der rascheren That oder in dem sich steigernden und länger dauernden Widerstande dar.“ Intensive und extensive Größe sind ein und dieselbe Bestimmtheit, nur nach zwey verschiedenen Seiten hin. — An diese Erörterungen

knüpft der Verf. S. 245 bis 256 die Prüfung der von Hegel über diese Begriffe gegebenen dialektischen Bestimmungen; und leitet dann S. 257 flg. aus den bisher entwickelten Sätzen die Möglichkeit der angewandten Mathematik ab, die auch schon nach diesen kurzen Auszügen jedermann leicht einsehen wird. Dann wird die Frage beantwortet: wie sich die Gränzen der Philosophie und der Mathematik zu einander verhalten. Nach allem dem was vorhergegangen, sind Anschauung und Begriff einander nicht streng und schlechthin entgegengesetzt; jeder discursive Begriff ist nur ein abgekürzter Ausdruck des angeschauten, vor der Einbildungskraft näher oder ferner vorgehaltenen; die Mathematik bleibt vorzugsweise intuitive Wissenschaft, und erkennt das Allgemeine in dem Besonderen, ja im Einzelnen, weil sie selbstschöpferisch aus einfachen Elementen kraft des Gesetzes der Construction leicht alle möglichen Fälle und ihre Modificationen übersieht. So weit nämlich die Arithmetik und Geometrie wahrhaft intuitiv sind, beruhen sie meines Erachtens offenbar auf der Induction; die nur hier vollständig und entscheidend wie sonst in keinem Gebiet geführt werden kann, weil eben nur sie ein freyes Erzeugniß des Geistes sind, weil in diesem ihre Principien offen zu Tag liegen, während sie in allen anderen Wissenszweigen minder einfach sind und noch erst gesucht werden, oder doch, wo sie gefunden sind, noch in mühsamer, schwieriger Entwickelung begriffen sind.

„Wenn nun die Philosophie, heißt es S. 262 flg., die Aufgabe hat, das Ganze der Erkenntniß zu vertreten, indem sie den Anfängen der einzelnen Wissenschaften die Principien giebt, den Resultaten die Harmonie sichert, und die lebendige Wechselwirkung vermittelt: so ist sie eben so sehr eine Erkenntniß a posteriori, wie a priori; a posteriori, in wiefern sie an den übrigen Wissenschaften den nothwendigen Stoff der Arbeit hat; und a priori, in wiefern sie über den empfangenen Stoff hinausgehen muß, um das lebendige Band des Ganzen zu ergreifen und darzustellen. Es ist die schöpferischeste That von allen, daß das Stückwerk aufhöre, und darum ein herrlicheres a priori, als alle Erkenntniß; denn alles, was wir erfahren, ist Fragment, und jede philosophische Ansicht ist ein Versuch, aus dem Torso das Götterbild zu entwerfen, oder mit künstlerischer Divination die zerstreuten Glieder zu dem Einen schönen Leib zu fügen."

Daher bedarf die Philosophie mehr als jemals der Polymathie, wenn sie auf die anderen Wissenschaften den gebührenden fruchtbaren Einfluß haben soll, wie in diesen Blättern schon mehrmals wiederholt worden ist.

S. 264 — 267 wird der Einfluß gezeigt, den die mathematischen Anschauungen auf den ganzen Bereich des Denkens üben, und zwar nicht bloß in Bezug auf die Sache, die nachzubilden ist, sondern eben so sehr in Bezug auf den innern Vorgang und die selbstgeschaffenen Mittel des denkenden Geistes. All das leuchtet alsbald jedem ein, der sich deßfalls auch nur an der geläufigen Sprache des Denkens und der Logik zu besinnen vermag. Ob zwar nun aber Begriff und Anschauung einander fordern, so bleibt zwischen beyden doch ein beträchtlicher Unterschied darin, daß der Begriff das Allgemeine, die Anschauung das Einzelne besagt; sie stehen in einträchtigem Verband nur durch die stets dienstbare und geschmeidige Phantasie, die jede Art eben beliebiger und dienlicher Schemen vorstellig macht. „Das Allgemeine ist keine ruhende Substanz, sondern die durchgehende That, die sich immer neu vollzieht," sagt der Verf. S. 267, zwar in dem einen Betracht wahr, aber es bleibt doch immer ein Mißverhältniß zwischen beyden zurück, das sich nur aus der Einschränkung endlicher Geister und ihres An- und Durchschauungsvermögens erklärt. Und dieß wird auch schon dadurch bestätiget, daß auch der Verf. schon im Vorangehenden manchmal, und hier nicht unmittelbar herleitet, sondern in Analogien, wenn auch klaren einfachen und zutreffenden, erklärt; eben sie selber aber sind von der combinatorischen Einbildungskraft geboten nur zur Stellvertretung der reinen unmittelbaren Einsicht. Indem wir an das Allgemeine gewiesen sind, wird uns die Sprache möglich und nothwendig; sie wächset und bereichert und bildet sich bey jedem Volke nach Maßgabe der Zunahme seiner Allgemeinvorstellungen; selber die Thiergeschlechter scheinen, soweit ihr Schall nicht aus der jeweiligen gegenwärtigen Empfindung hervorgeht, desto weniger von innen heraus zu tönen,

je weniger sie Analoga von Allgemeinvorstellungen haben. Da der Verf. alles Bisherige aus der Thätigkeit der reinen transscendentalen Einbildungskraft abgeleitet, sie als den Anfang und die Bedingung alles Denkens, ja als das Ende zugleich aller Bildung nachgewiesen, so hat er nicht unterlassen, mehrmalen auf die nothwendige Zucht derselben durch die Geometrie und Mathematik aufmerksam zu machen und einzuschärfen, daß sie gesetzmäßig entwickelt werden müsse. Eben dieselbe, ja noch eine größere Zucht und Hut muß ihr zu Theil werden, daß sie sich auf dem Gebiete der Zwecke, des Ethischen und Aesthetischen gesetzmäßig entfalte und regle.

(Schluß folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Allstadt, von Reinicke. Dem Vf. standen zwar besondere Urkunden über die Geschichte dieses bekannten Ortes nicht zu Gebote, indeß hat er dafür desto genauer alle die zahlreichen gedruckten Quellen benutzt, in denen Allstadts Erwähnuug geschieht. Nach Grimm leitet er den Namen Allstadt von dem goth. alhs, ahd. alah i. e. fanum, überhaupt geweihete Stätte, ab, wie denn ein Alahstat in pago Hasforum vorkommt; im Gegensatz zu Sagittarius, welcher den Namen durch „Alemannesstadt“ d. i. Asyl für Alle, und zu Ditm. Merseb., welcher ihn durch „alte Stadt“ erklärt. Dabey ist nur zu bedenken, daß als alter Name des Ortes neben Alstede auch Altstedi und besonders Altenstettin und Altsett. in Urkunden vorkommt (cf. Zinkernagel, Handb. für Archivare p. 355), wodurch die Meynung Ditmars bestätigt wird. Der Vf. verweilt mit Vorliebe bey der wichtigsten Zeit, welche Allstadt erlebt hat, der Zeit der säch. Kaiser, unter welchen es, wie auch später, zu den fünf im Sachsenspiegel angeführten königlichen Pfalzen in Sachsen gehörte (die erste ist Gruna. Die andre werte, die ist nu zcu Gosler geleget. Walhusen die drite. Alstede die virde. Merseburg die vunfte.) Für diese Zeit stellt der Verf. die vorhandenen Diplome zusammen, welche von Heinrich I., den Ottonen, und besonders Heinrich II., später von Conrad II., Heinrich IV. und Lothar in Allstedt ausgefertigt und unterschrieben worden sind. Die weitern Nachrichten, die er hat, beziehen sich nicht sowohl auf Allstedt, als auf die Pfalzgrafschaft Sachsen, in welcher jenes lag. Höchst dürftig sind dagegen die Notizen, welche er über Thomas Münzer und den Bauernkrieg beybringt; gleichsam als ob er sich scheute, diesen Punkt als einen Gegenstand vaterländischer Geschichte anzuerkennen.

Die alte Stadt Ballenstadt am Harz, deren Name bis über die Zeit Carls des Gr. zurückreicht, denn Beringer von Ballenstadt war Einer der Sachsenfürsten, welche im Kampf gegen Carl den Gr. unterlagen, merkwürdig als ein Hauptort der Linie Anhalt, verdient eine ausführlichere Beschreibung, als die vorliegende, von Hofmann verfaßte, welche bloß Lage und Ansicht der Stadt und des Schlosses giebt.

Altenstein, von L. Storch. Aus der Geschichte dieser Burg, welche sonst auch Markgrafenstein hieß, und also schon durch ihren Namen darauf hindeutet, daß sie einst der Sitz thüringscher Markgrafen gewesen, ist das Merkwürdigste, daß sie im thüring. Grafenkriege 1346 bedeutend war; später ward sie der Sitz der edlen Hunde von Wenkheim, welche um die Zeit der Reformation mit den Churfürsten von Sachsen in enger Verbindung standen: Hans Hund war 1493 Begleiter Friedrichs des Weisen auf seiner Wallfahrt nach Palästina; Burkhard, des Ersten Bruder, brachte im May 1521 mit Kaspar von Berlepsch Luthern nach der Wartburg, und Christoph, Burkhards Sohn, gerieth in der Schlacht bey Mühlberg mit Churf. Johann Friedrich, den er tapfer vertheidigte, in die Gefangenschaft Carls V. Der Verf. giebt in diesem Aufsatze zugleich eine genaue Beschreibung der am Fuß des Altensteiner Berges liegenden, als Fundort antediluvianischer Knochenüberreste merkwürdigen Liebensteiner Höhle. Uebrigens wird auch diese Darstellung des Verf., namentlich seine Beschreibung der reizenden Umgebungen Altensteins, von einer Fülle poetischer Gefühle und Phantasien getragen: diese breiten ein sehr zartes, romanartiges, fast feenhaftes Gewebe über die vaterländischen Gegenden; wobey es vergnügt zu sehen, wie sich dieselben mit ihren tapfern Dörfernamen „Schweina,“ „Schmeerbach,“ welche doch auch genannt werden müssen, äußerst glücklich dagegen zu wehren wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nr. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen. Von Adolf Trendelenburg. 2 Bde. Berlin. 1840. 8.

(Schluß.)

Nachdem die aus der ursprünglichen Bewegung a priori hervorgehenden Gegenstände der Erkenntniß alle nach Möglichkeit abgeleitet sind, stellt der Verf. die Frage: ob es außer diesen mathematischen noch andere apriorische Erkenntnisse, ob es außer der bisher betrachteten ursprünglichen Bewegung eine gleich berechtigte und gleich ursprüngliche That des Geistes gebe, die ebenmäßig einer äußern That der Natur entspricht, und dadurch die Erkenntniß der äußern Welt vermittelt, indem sie gleichsam von der Natur zum Geiste und von diesem zu jener, über die beyde trennende Kluft die Brücke schlägt? Darauf antwortete Leibnitz schon: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, nisi intellectus ipse.

„Wenn der menschliche Geist sich verwirklichet, sagt der Verf. S. 273, so daß er seine vielseitige Bestimmung erreicht und seine Zwecke darstellt; so erhebt sich eine zweyte Welt mitten in der physischen, die ethische."

Diese Welt ist nicht minder gewiß als die äußere, und unmittelbar gegenwärtig; daher haben schon Hobbes und Locke die ethischen Begriffe mit den mathematischen gleich gestellt, und Kant hat das Princip der Ethik zu einer apriorischen Autonomie erhoben. Weil aber diese ethische Autonomie einen Stoff, an dem es sich vollziehe, und Zwecke, die es ordne, überhaupt die ganze Erfahrung und die ganze Welt als Material der Pflicht voraussetze: so fehlt hier, sagt der Verf., ein reines und ursprüngliches a priori, so daß die ursprüngliche Bewegung allein und ohne ihres Gleichen dasteht. Allein Ref. kann dem nicht völlig beystimmen; er kann zugeben, daß das religiös-ethische a priori dem mathematischen nicht gleich ist, sieht es aber für nicht minder ursprünglich an, sieht in ihm auch einen tieferen Grund als in diesem, so daß es, obzwar später zum Bewußtseyn kommend, doch das eigentlich und ursprünglich treibende ist; der unmittelbare Stoff ist das Gemüth, und dann erst die Welt; in der äußern Verwirklichung wird es viel mehr bedingt, als bey der Uebertragung der Bewegung in die Außenwelt der Fall ist. An dem ethischen Proceß, den jeder in sich vollführt, haben wir das reinste und klarste Zeugniß des Werdens und der Entwickelung, inniger als bey jeder anderen Entwickelung; und nur weil seine Anlage tiefer geht, kommt es später, scheinbar, auf den Schauplatz. Doch es ist hier nicht der Ort, darüber weitläufiger zu werden; auch glaubt Ref., daß er sich darüber mit dem Verf. leicht verständigen würde. — Dieses ethische a priori fällt nur nebenher hier herein. Daß die Wahrnehmung nicht befriedige, daß der Geist schon in der Beobachtung und vollends in der Erklärung und Ergründung über sie sich erhebe, das ist offenbar, und wenn er den Grund ergreift, so muß er aus demselben die Möglichkeit der erfahrenen Erscheinungen vorwegnehmen.

„Diese Anticipation, die den erkennenden Geist mitten in der Erfahrung auszeichnet, ist das schöpferische a priori, das immer durch die ursprüngliche Bewegung vermittelt ist. Jede Herrschaft, die der Geist über die Natur übt, ruht auf einem Gedanken a priori, der die Natur mit der Natur bändigt." S. 276.

Der Verf. unterscheidet hienach die Bewegung als das a priori vor der Erfahrung, die Erfah-

rung mittelst der Bewegung, und das vollendende a priori in der Erfahrung. Der Gang der Erkenntniß giebt diese drey wesentlichen Stufen an die Hand.

Da weder die Aufzählung der Kategorien des Aristoteles, noch Kants Herleitung derselben aus den Urtheilsformen, noch Hegels dialektische Abspinnung den Anforderungen Genüge thun: so versucht der Verf. kraft der bisherigen Untersuchungen eine Deduction der Kategorien, d. h. der nothwendigen Gesichtspunkte des Denkens, in der 7ten und letzten Abh. des 1ten Bandes. Die Bewegung erzeugt unmittelbar Raum und Zeit, Figur und Zahl. Diese Beziehung der erzeugenden zu der erzeugten Größe ergibt das Verhältniß der Causalität (der causa efficiens). — Die Bewegung gestaltet in der Geometrie, und in der Arithmetik, hier z. B. negative, potenzirte, logarithmische Größen ꝛc.; eben dadurch besondert und individualisirt sie mehr und mehr, von dem Allgemeinen herabsteigend. Die Vorstellung der Materie stammt zwar aus der Sinnenwahrnehmung; allein so wie der Begriff sie erfaßt, setzet sich ihr Wesen um in Bewegung; so weit diese sich erstreckt, eben soweit demnach die wirkende Ursache, die mit ihrer Wirkung in nothwendiger Beziehung — Relation — stehet, so daß eine die andere gegenseitig mißt. Wie sie nur durch die Bewegung sind, so sind sie auch immer in Zeit und Raum. — Die Bewegung hat vor allem die Richtung in sich und erzeugt zu allererst die gerade Linie; soll eine Figur werden, so muß die Bewegung abbrechen, zur Richtung muß die Hemmung hinzutreten, hier die Bewegung zur Ruhe bringen, in andrer Richtung von hier aus aber muß die Bewegung sich fortsetzen, und alles hiedurch Gesetzte muß festgehalten und in dem Ganzen zur Ruhe gebracht werden (vrgl. S. 228 fgg.). — Ein solches in sich abgeschlossene Ganze, — ideal oder real gefaßt, ist ein Ding; es wird als ein begränztes Ganze gedacht im Gegensatz gegen das, was es umfaßt, als beharrend aber im Gegensatz gegen die Bewegung, aus welcher es enspringt; gemeiniglich wird es Substanz genannt, ein gewordenes, bleibendes, das angehaltene Product der Causalität. Allein in diesem aus der Bewegung erzeugten Ding, in diesem zur Ruhe gekommenen Product ist darum doch nicht alle Bewegung verschwunden. Die Zahl kann Verbindungen eingehen, die Figur in neue Bewegung gesetzt werden und neue Linien und Figuren hervorbringen, z. B. das rechtwinkelige Dreyeck durch Drehung den Kegel, der Kreis die Kugel. Deßgleichen das Ding; — es wird Quelle neuer Bewegungen, „wie z. B. wenn es mit seiner Oberfläche die Wellen der Farben erregt, oder zitternd den Schall erzeugt, oder sich dehnend die Wärme ausströmt.“ Diese Bewegungen sind an die Vorstellungen des Dinges gebunden; eine solche an den Substanzen haftende Causalität nennen wir Qualität. S. 291. So vieles und vielerley unter diesem Namen untergebracht wird, sie alle laufen in die Vorstellung der Gestaltung und Erzeugung zusammen. „Das Qualitative ist mathematisch in den quantitativen Figuren und Zahlen das Gesetz der Erzeugung und Gestaltung.“ S. 292. vrgl. S. 264 fg.

Die Qualität ist Princip einer Bewegung, wie mathematisch, so physisch, und selbst bis in die Logik hinein, wo die Bejahung der erzeugenden, und die Verneinung der aufhebenden Bewegung entsprechen. — Mit den schon oben abgeleiteten Anschauungen und Begriffen der Figur und Zahl, der continuirlichen und discreten, der extensiven und intensiven Größe stehen wir ohnehin schon inmitten der Quantität. — Mit ihr steht das Maß in nächster Verbindung. Denn alle Größen, in wiefern sie durch den gemeinsamen Ursprung aus der Bewegung etwas Gemeinsames haben, können theils je mit ihres gleichen, Zahl mit Zahl, Linie mit Linie, theils mit den zusammengehörigen, wie die intensiven Grade mit den extensiven Producten verglichen, und durch eine angenommene Einheit gemessen werden. Es ist aber auch den Dingen selbst ein Maß eingeboren, ihre bestimmten Gränzen u. s. w. wie die Stöchiometrie und die Physik augenscheinlich machen; der letzteren fällt es anheim die physischen Grundmaße überall aufzufinden. Das Maß steht dem Zweck nahe, und in diesem Sinne hat Plato das Maß, den Grundzug des hellenischen Geistes, im Philebus hervorgeho-

ben. Das alte seit dem Eleaten bis Herbart viel besprochene Problem: Wie kann das Ding eines und Vieles seyn? löset der Verf. S. 202 flg. mit den Worten:

„Dasselbe Princip, die Bewegung, erzeugt die äußeren Gestalten, und bildet sie geistig nach. Wie in der äußern Natur die formende Bewegung am Stoffe haftend wird, so hält das Bewußtseyn die Bewegung und den Gang derselben in der Gestalt fest. Die Bewegung erfolgt nach und nach; aber die Wirkung, die mit der fortschreitenden Ursache untergehen könnte, wird in einem anschaulichen Ganzen zusammengefaßt. Die Bewegung erzeugt die Vielheit, aber die fixirte Bewegung ist die Einheit der Vielheit. Die logische Einheit ist die umspannende Form, welche die Theile zum Ganzen begreift. Das Ganze wird durch die Bewegung selbstthätig erzeugt; wenn es weitere Bestimmungen in sich aufnimmt, so bleibt doch immer die Grundlage dieselbe. Wird eine Thätigkeit als Einheit gefaßt, so geschieht es durch die stätig durchgehende Bewegung. So begreifen wir die objective Einheit durch die nachbildende That."

Rec. darf sich mit dieser Erklärung einverstanden bekennen, muß aber gestehen, daß ihm die vorgegebenen Widersprüche, die in dem einen Ding mit vielen Merkmalen und Bestimmungen sich finden sollen, niemals recht eingeleuchtet, immer mehr gesucht und aus Wörteleyen herausgeklaubt, denn als aus wahrem Erkenntnißtrieb hervorgegangen zu seyn gedäucht haben. Des Parmenides All Eins hat einen andern Sinn und kann erst in der apagogischen Abwehr des Zeno hieher gezogen werden. Trennen und Verbinden sind erste Handlungen des Verstandes und der Natur; die Abstraction ist im Menschen schon von der Natur durch die einzelnen Sinne mit ihren besondern Objecten eingeleitet; nicht minder ihre Verbindung, wenn Eins das erste und durchgängige Prädikat jeder möglichen Vorstellung ist; das numerische Eins, sehe man es als baare Abstraction oder wie man will, als reine apriorische Discretion an, ist ja hier doch nicht gemeynt, sondern die Verbindung, das beseelende thätige Band, die Copula, — ἐγχείρησιν naturae nennts die Chemie. — Und selber die numerische Einheit, dergleichen jede Zahl ist, wird im Fortgang und Durchgang durch die Operationen und Functionen qualificirt; sie werden positiv oder negativ, potential u. s. w., von den bestimmten und benannten Zahlen gar nicht zu reden; es ist die eigene, oder ihnen angethane Energie und Thätigkeit, — Bewegung will ich mit Hrn. Trend. sagen, — die jene Qualitäten und Bezüge erschafft. Die Bewegung erzeugt auch „die logische Einheit als ein Gegenbild des realen Ganzen. Was der Schwerpunct im physischen Körper ist, das ist die logische Einheit in den Vorstellungen." S. 304. Die logische Einheit ist das ἀδιαίρετον, als untheilbar gesetzte, jedes Begriffes, das Aristoteles ψ. III. 6. Metaph. Z. et Θ. 10 auch durch die Definition bewahrt und erhalten wissen will.

Die Vorstellung des geschlossenen Dinges (der Substanz), die Vielheit in der Einheit, die Theile in dem Ganzen, ja beyde Begriffe werden in dem Verhältniß der Inhärenz zusammengefaßt. Das Viele, die Theile, die Attribute, als inhaftend dem Ganzen ꝛc., haben wie dieses, wie die Substanz, einerseits Bestand und gleichsam Ruhe; denn diese ist nur eine vergleichungsweise Ruhe, in wie fern die Eigenschaften auch wieder als thätige Ursachen auftreten. Die Gesichtspuncte der Inhärenz und der Causalität gehen in einander über, wie auch die möglichen Umstellungen und Vertauschungen der kategorischen und hypothetischen Sätze und andere sprachliche Formen verrathen.

„Will man das Beharren der Substanz im Wechsel der Accidenzen zum Kennzeichen der ganzen Kategorie — der Inhärenz — machen, so liegt ein solches Gesetz nicht in der Ableitung. — Wie weit die Accidenzen die Substanz und die Substanz die Accidenzen bestimmen oder unberührt lassen, erhellt im Allgemeinen gar nicht, und ist erst Folge des das Einzelne durchdringenden Begriffes. Die zusammenhaltende Macht der Substanz ist hier noch allein die in der Bewegung wirkende Ursache." S. 306.

Die Theile im Ganzen, und die Eigenschaften in der Substanz stehen unter einander in Wechselwirkung; deßgleichen begegnen sich zur Wechselwirkung die Substanzen kraft ihrer thätigen Eigenschaften einander in einem gemeinsamen Medium zu einer größeren umfassenderen Einheit. Indessen „nur die Form der Wechselwirkung ist im Geiste durch die Bewegung vorangeboren; die Erfüllung

gehört der beobachtenden Wahrnehmung an." — Hiemit sind diejenigen wesentlichen Kategorien abgeleitet, die auf der Bewegung und deren Erzeugnissen ruhen. Sie ergeben sich alle aus einer ursprünglichen Thätigkeit, die in reines Anschauen und discursives Denken so aus einander geht, daß keines der letztgenannten beyden Glieder ohne das andere seine Dienste thun und zur Vollkommenheit gelangen kann; so sind sie subjectiv und ideal; sie sind und gelten aber auch objectiv und real, wenn analoge Bewegung als die erste Energie des Seyns vorausgesetzt wird. Eine Bestätigung der bisher abgeleiteten Stammbegriffe weiset der Verf. zum Schluß nach in den grammatischen Kategorien, wie sie in jeder Sprache da seyn müssen. Besonders wird der enge Zusammenhang hervorgehoben, der zwischen der Logik und der Syntax stattfindet, während bisher mehr die Etymologie in Betracht gezogen worden. Hiemit stimmt Rec. so sehr überein, daß wenn er mehr Erinnerungen hätte beybringen wollen, die meisten derselben aus der Betrachtung des Sprachgebietes hergenommen seyn würden; wie denn gleich die Unzertrennlichkeit des Anschauens und Denkens an jedem Satze, an jedem Worte, an jedem Elemente einer Sprache offen vorliegt. Es dürfen daher diese logischen Untersuchungen insbesondere auch jedem Philologen dringend empfohlen werden, der sich über die Sprache als angewandte Logik aufklären, und hinwiederum die Logik aus der Sprache berichtigen und erweitern will; die Sprache dient nicht allein der Erkenntniß, sondern auch dem Ethos und Pathos; aber auch diese und andere Dienste mehr thut sie nur unter der Bedingung, daß sie den logischen Gesetzen treu folgt und anschauliche Gedanken, Charaktere und Gefühle vergegenwärtiget.

Nachträglich muß bemerkt werden, daß von Seite 161 — 175 die Blattseiten verdruckt sind, man findet sich aber leicht zurecht, wenn man nur den gleichfalls verrückten Seitenzahlen nachgeht; das erste Blatt hat 161 und 166, das nächste 167 und 164 u. s. f. durch einander; aber der Text wird richtig fortgeführt auf S. 162, der Kehrseite von 165.

Die Uebersicht des wesentlichen Inhaltes im ersten Theil, und des darin befolgten Ganges nebst den dadurch gewonnenen Resultaten wird hinreichen, um ernstlich forschende Geister, sey es auf dem Gebiete der Logik, der Mathematik oder der Grammatik rc. zum Studium dieses trefflichen Werkes einzuladen, zumal es sich für viele auch dadurch empfehlen wird, daß es weder ein besonderes metaphysisches System voraussetzt, noch auf ein solches abzielt, als in soweit die Natur der hier betrachteten Objecte in die Transscendentalphilosophie nothwendig hinüberweiset. Wenn der erste Band vorzugsweise die mathematischen Kategorien, die reinen und angewandten herausgestellt hat, so kommen im zweyten Theil die noch bedeutenderen eigentlich logischen Untersuchungen, worüber ein zweyter Artikel demnächst berichten wird.

P. K.

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Glücksbrunn und Schweina, von demselben. Nach einigen kurzen Angaben über den Bergbau in Glücksbrunn theilt der Vf. zwey volksthümliche Merkwürdigkeiten mit, welche sich aus der Zeit des Mittelalters in dem Flecken Schweina erhalten haben: das s. g. Antoniusfest und die Stabgerechtigkeit. Jenes wird am Weihnachtsabend durch Aufthürmung einer Pyramide aus Feldsteinen, Absingen geistlicher Lieder und namentlich durch Anzünden vieler Fackeln von der Jugend des Ortes gefeyert; der Vf. meynt darin wohl nicht mit Unrecht das Ueberbleibsel eines vorchristlichen Feuerdienstes zu erkennen, von welchem auch in andern Gegenden Thüringens, besonders in der goldenen Aue, unverkennbare Spuren angetroffen werden. Die „Stabgerechtigkeit in den vier Altensteiner Dörfern," zu denen Schweina gehört, ist ein uraltes Zwangsrecht, welches diese vier Orte zur Erhaltung ihrer Gemeindeordnung ausüben, und wobey sie sich des Symbols eines weißen Stabes bedienen. Die Statuten dieser merkwürdigen Gerechtsame sind nach Angabe des Vf. 1652 im Druck erschienen und wieder abgedruckt in den Beyträgen zur Geschichte deutschen Alterthums, herausgegeben von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, Meiningen 1834.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

D. Junii Juvenalis Satirae cum commentariis Caroli Frid. Heinrichii. Accedunt Scholia vetera ejusdem Heinrichii et Ludovici Schopeni adnotationibus criticis instructa. Bonnae apud Adolphum Marcum. MDCCCXXXIX. 8. Volumen I. 440 S. Volumen II. 558 S.

Mit vorliegender Ausgabe des Juvenal wird dem philologischen Publikum ein Werk übergeben, dem es seit Jahren mit Erwartung und Verlangen entgegensah. Denn wie der verewigte Prof. Heinrich überhaupt unter den gründlichsten und gelehrtesten Kennern des Alterthums zählte, so hatte sich namentlich durch einige Programme und mehr noch durch vieljährige akademische Wirksamkeit sein Ruf als ausgezeichneter Erklärer in specie der römischen Satiriker in ganz Deutschland verbreitet, und je sparsamer er als philologischer Schriftsteller auftrat, desto gewisser glaubte man, daß er seine ganze Thätigkeit auf eine umfassende Ausgabe seines Lieblings-Dichters, des großen Juvenalis, concentrire, die er vor bereits 23 Jahren als „zum Druck bereit liegend“ und als „ehestens“ erscheinend angekündigt hatte, in Fr. A. Wolfs Analekten II. S. 511. Der Tod hat ihn gehindert sein Versprechen selbst zu lösen. Sein Sohn Carl Berthold, der philologischen Welt gleichfalls bereits bekannt durch eine gründliche Abhandlung über Chryse, hat der Pflicht sich unterzogen, die zurückgelassenen Schätze seines Vaters zum Gemeingut zu machen, mit Rath und That unterstützt, wie er sagt, von den Freunden seines Vaters Welcker, Näke und Schopen.

Die Ausgabe besteht aus zwey Theilen, deren erster den Text und die Scholien, der zweyte eine Abhandlung über die Satire und den Dichter, und einen Commentar enthält. Der Text ist laut der schön geschriebenen Vorrede hauptsächlich nach Ruperti abgedruckt, (obschon diesem Editor im Commentar gar wenig Achtung erzeigt ist) hie und da geändert nach H. Heinrichs Ansichten von Interpunction, von Orthographie und von Varianten, aber nicht nach seinen Conjecturen. Jeder Satire ist ein fein ausgearbeitetes lateinisches Summarium vorgedruckt. Den Scholien liegt die Ausgabe von Pithöus zu Grunde, die neuaufgefundenen von Cramer aus dem Codex von St. Gallen mit Benützung von Casp. Orelli's berichtigenden Nachträgen. Zu diesen Scholien kommen nun noch adnotationes criticae von C. Fr. Heinrich und Ludw. Schopen, welche allein über 100 Seiten füllen. Es wäre wohl zweckmäßiger für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt gewesen, wenn diese adnotationes unter und nicht hinter den Scholien ihren Platz gefunden. Denn da schwerlich jemand die Scholien um ihrer selbst lesen wird, sondern immer nur zum Verständniß des Juvenal, so ist es höchst lästig, an den verschiedenen Orten des nämlichen Bandes erst den Text, dann die Scholien zum Text, dann die Noten zu den Scholien zu vergleichen. Die Arbeit selbst aber ist höchst dankenswerth, denn die Scholien sind wie einerseits von hohem Werth für das Verständniß des Autors, so andererseits abscheulich corrumpirt.

Der Commentar ist in deutscher Sprache geschrieben; der Sohn vermuthet, sein Vater werde ihm das lateinische Gewand gegeben haben, so wie in den summariis geschehen, wenn er die Ausgabe selbst hätte besorgen können. Gewiß wäre dann die Form eleganter ausgefallen, denn so wie der Commentar vorliegt, gleicht er einem treu und gut nachgeschriebenen Collegienheft; und wenn die Vor-



rede nicht ausdrücklich besagte: Commentarii tam in Satiras quam in Scholia vetera a patre sic ut nunc eduntur MDCCCXI ac tribus sequentibus scripti sunt, so würden wir unbedenklich annehmen, daß ein solches Collegienheft wirklich zu Grunde liege, denn der Commentar trägt ganz diesen Character, mit seinen Vorzügen der Frische und Lebendigkeit, der Natürlichkeit und grata negligentia, wie mit seinen Nachtheilen, Scherzen, die sich als ἔπεα πτερόεντα vom akademischen Katheder herab in cordialer Stunde und bey einer familiaris interpretatio hingeworfen allerdings besser ausnehmen als schwarz auf weiß, z. B. S. 303 zu VII, 165:

> Stupende Geduld habe ich bewiesen und der Esel hat doch nichts profitirt;

zu III, 164:

> die Kerle haben gewöhnlich guten Appetit.

Bisweilen erstrecken sich diese Scherze auf Gegenstände, die man, wenn sie einmal der Erläuterung bedürfen, wenigstens lieber mit möglichst großem Ernst und Würde behandelt sieht; besonders in den Noten zu der sechsten Satire: S. 252 coll. S. 37, 258; Stellen, die nicht ganz zu dem Sinne, der sich hierüber S. 26 ausspricht, passen wollen. Doch sind sie nicht eben häufig.

Zu jener Familiarität stimmt auch die handfeste Form der Polemik gegen Achaintre und Ruperti, die der weiland Burmannischen und Klotzischen Manier nicht nachsteht und in unserem Zeitalter zwar auffällt, aber doch etwas mehr naiv-ergötzliches als eigentlich anstössiges an sich hat.

Dem Commentar geht eine zweytheilige Einleitung von 27 Seiten voraus, „von der Satire" und „von dem Dichter."

Die erste Hälfte derselben, „von der Satire," entwickelt deren Wesen als das „einer originalrömischen von den Römern selbst erfundenen und ausgebildeten Dichtart," in lichtvoller Darstellung. Hr. H. nimmt an, daß die satira ursprünglich einen **dramatischen** Character gehabt; wie die Atiliana, und er geht sogar so weit, zu behaupten, daß „die Mundart wohl eigentlich das einzige war, was die

Atiliana von ihrer ältern Schwester (der theatralischen satura) unterschied." (S. 9) Allein ein eigentliches Zeugniß hiefür bringt er nicht bey, und die Induction besitzt nicht stringente Kraft genug, um den Mangel einer bestimmten Tradition zu ersetzen.

Auch die Ableitung des hetrurischen Wortes hister, latinisirt histrio, wovon gelegentlich S. 4 gehandelt wird:

> das Wort ist verwandt mit instar, früher istar, und beydes von ἴσος, ἰσόω daher ἰσώτηρ zusammengezogen ἴστηρ assimilator

wird nicht überall Credit finden. Denn woher dann der Spirant h, der doch so wesentlich ist, daß unseres Wissens niemals istrio gefunden wird? Und woher kennt Hr. H. die angeblich alte Form istar statt instar? Ref. vermag den Stamm von hister gleichfalls nicht nachzuweisen; aber instar ist sichtbar mit instaurare und στηρίζειν, mithin eben so wie statua mit stare verwandt.

Was von Seite 16 an „über den Dichter" gesagt wird, verträgt keinen Auszug; wir heben aber folgende beachtungswerthe Stelle aus, S. 24 über den Bildungsgang des Dichters, der bekanntlich anfangs declamaverat animi causa:

> „Man macht sich von der Rhetorik und dem Talente der damaligen Declamatoren einen falschen Begriff, wenn man glaubt, daß sie überall nichts weiter gewesen sey, als eine schimmernde Afterkunst. Sie war freylich eine Kunst der Schule und übte sich an unwirklichen Gegenständen; aber eben dadurch kam sie der Dichtkunst näher und wurde auf gewiße Weise idealisch."

Ueber das was hier „idealisch" heißt, ließe sich nun freylich eine Controverse erheben, die bald zu der Frage führen würde, in wie fern die römischen Dichter dieser Periode überhaupt wirkliche Dichter heißen dürfen? ob zwischen römischer Rhetorik und Poesie ein wesentlicher Unterschied Statt fand? Hr. H. zweifelt nicht daran; und ereifert sich gewissermassen dafür:

> „durch die kunstmäßige Uebung im Reden sind Ovid und Juvenal Meister ihrer Sprache geworden. Macht der Glanz der Sprache, auch wenn er von

einem wahren Geist beseelt wird, allein schon den Declamator, so sind Tragödien wie die Schillerischen ebenfalls Declamationen."

Ref. gesteht nicht recht zu begreifen, was der letzte Satz und Gedanke hier bezweckt. Allerdings hat eine neue ästhetische Schule unsern Schiller aus der Reihe der wahren Dichter zu streichen gewagt, aber gewiß nicht wegen „des Glanzes seiner Sprache." Eine solche Absurdität ist keinem in den Sinn gekommen, darf deßhalb der Polemik auch nicht untergelegt werden. Wollte Hr. Heinrich die Frage, ob ein Satiriker und in specie Juvenal ein Dichter sey, überhaupt beantworten, so mußte er nothwendig ein wenig tiefer in die Aesthetik eingehen, in die Frage über das Wesen der Dichtkunst und die Stellung der Satire zu derselben. Ein Stehenbleiben bey dem Ausspruche der alten Philologen, wie S. 18, wo Jos. Scaligers allerdings treffender aber doch ziemlich auf der Oberfläche liegender Ausdruck „Juvenals Satiren seyen satirae tragicae" gerühmt wird, frommt der Wissenschaft nicht, und wenn dabey reflectirt wird:

„Scaliger und andere große Männer seines Zeitalters haben die moderne Aesthetik nicht dem Namen nach gekannt, sie kommen aber in solchen Dingen mit ihrem großen und sichern Verstand weiter, als mancher Aesthetiker neuerer Zeit mit seinem kleinen hat kommen können,"

so ist das nicht geeignet, der Achtung vor den altclassischen Studien Vorschub zu leisten. Oder will Hr. H. im Ernst verkennen, welch andere Gestalt die ästhetische Einsicht in das Wesen der classischen Poesie gewonnen hat, seit zuerst die Gebrüder Schlegel der stationären und blinden Bewunderung des classischen Alterthums und den vagen Declamationen über seine Unvergleichlichkeit und Unübertrefflichkeit eine durch Philosophie und umfassende Kenntniß der schönen Literatur und unbefangenen Kunstsinn geläuterte Kritik entgegen gesetzt haben? Freylich tritt Hr. H. dem jetzigen Jahrhundert gegenüber gern und fast überall als difficilis querulus laudator temporis acti auf! Das treffendste was diese Abhandlung zur Individualisirung von Juvenals Character enthält, dürfte folgendes seyn:

„Ein Character wie Juvenal will sich nur kraftvoll zeigen, nicht schön, er will ein Herkules seyn, kein Apollo, noch weniger die reizende Aphrodite; die Kraft selbst ist ihm die Schönheit."

Die Bemerkungen des Commentars selbst sind so allseitig als möglich, kritisch, grammatisch, antiquarisch, historisch, literarisch, ästhetisch, logisch, sogar moralisch und politisch, falls wir Anwendung der Textworte auf allgemeine und Zeitverhältnisse mit diesem Worte bezeichnen dürfen.

Den größten Werth scheint uns der antiquarische und überhaupt der realistische Theil des Commentars zu haben. Hier entwickelt Hr. H. eine große Kenntniß der öffentlichen und Privatalterthümer, namentlich auch des juristischen Theils derselben, wobey ihm der gelehrte und elegante Jurist Cramer in Kiel zur Seite stand; vrgl. S. 521.

Nicht minder dankenswerth ist die Nachweisung der Stellen älterer Autoren, auf welche Juvenal hie und da anspielt oder die er absichtlich nachahmt; z. B. gleich in der ersten Satire wird V. 7. Nota magis nulli domus est sua als Anspielung auf Cicero's Brief ad Quint. I. 1, 16 Quanquam illud existimo, quum jam tibi Asia sicut unicuique sua domus nota esse debeat erklärt, und gleich darauf das antrum Vulcani aus Virg. Aen. VIII. 416. Besonders wird viel dergleichen durch die spätern Dichter Valerius Flaccus und Statius erläutert, an welchen die geistreichsten Männer dieser Zeit, den Tacitus nicht ausgeschlossen, mehr Geschmack fanden, als wir nach ihrem vorliegenden Werth begreiflich finden.

Die Kritik dagegen verfährt oft etwas zu summarisch, fast tumultuarisch, nach Machtsprüchen mit energischer Abweisung der anders Denkenden. Auch die eigenen Verbesserungen des H. H. haben etwas gewaltsames, selbst wo sie dem Sinne nach treffend sind. Besonders geneigt aber ist er, Verse oder ganze Stellen, die ihm aus irgend einem Grund mißfallen, herauszuwerfen. „Dergleichen (heißt es S. 204) ist von den Mönchen in den Juvenal hineingemacht, und man kann wohl ein anderthalb dutzend Verse nachweisen, die untergeschoben sind." Ein frappantes Beyspiel führt er zu XIV, 188 an. Die eben dahin zielende Abhandlung von Pinzger: De versibus spuriis et male suspectis in

Juvenalis satiris. Vratislaviae 1827 finden wir nicht benützt noch berücksichtiget. Oft treffen beyde Gelehrte zusammen, aber Pinzger geht oft noch weiter.

Die grammatische Interpretation hat dem Ref. öfter als er erwartete, Anlaß zu Zweifeln oder Ausstellungen gegeben, ungeachtet Hr. H. geflissentlich und mit Vorliebe auf sprachliche Bemerkungen sich einläßt. Es scheint oft, als wenn er sich ungeachtet seiner unbestrittenen Kenntniß der Latinität von dem heutigen Stand namentlich der griechischen Sprachkunde und der schärferen philosophischen Auffassung der Sprachverhältnisse und Spracherscheinungen etwas zu fern gehalten hätte.

Ref. will an diese allgemeinen Urtheile eine Reihe einzelner Bemerkungen nach der Folge der Satiren anknüpfen, mit welchen er sein Urtheil zu motiviren hofft, und wenn sich dieselben vorzugsweise auf grammatische Meynungsverschiedenheiten beziehen, so glaubt er dieß der Achtung gegen Herrn Heinrichs anerkannte Tüchtigkeit schuldig zu seyn, damit die oben ausgesprochenen Desiderata dieses Inhalts nicht als nackter Tadel erscheinen.

Zu I. 11 heißt es „Monychus habe die erste Sylbe lang wie polypus, Polydamas, wobey die äolische Form auf ω zu Grunde liege.“ Wozu diese Umwege? die noch dazu zu einem falschen Ziel führen als sey *μόνος* der Stamm? Monychus ist eine Nebenform des homerischen *μῶνυξ* wie *φύλακος* von *φύλαξ*.

V. 45. ist der Conjunctiv premat für premit in den Text genommen „wegen der Symmetrie mit den übrigen, wo immer quum mit dem Conjunctiv.“ Aber gleich darauf folgt ja auch bibit und fruitur in einem Satz, der gewiß auch noch von quum abhängt. Der Conjunctiv ist kräftiger, da das einzelne Factum in Form einer Allgemeinheit hingestellt wird.

V. 49 ist fruitur dis iratis treffend erläutert durch Sen. Herc. F. iraque nostra fruitur. Ref. hat dieser Parallele seine frühere Ansicht über diese Stelle gern aufgeopfert; er setzte nämlich nach fruitur ein Comma, und faßte dieses Verbum absolut: er genießt das Leben, während die Götter ihm zürnen: wie Tac. Hist. III. 83 exsultabant, fruebantur, nulla partium cura, malis publicis laeti, und Plin. Pan. 34.

Eben so vortrefflich ist V. 51. Venusina lucerna als Beziehung auf Hor. Ep. II. 1, 112. Et prius orto Sole vigil calamum et chartas et scrinia posco erklärt.

Aber gleich darauf vermissen wir eine leichte Verbesserung der Stelle.

Haec ego non agitem? Sed quid magis Heracleas
Aut Diomedeas etc.

Hier ist nach quid magis gleichfalls ein Fragzeichen zu setzen.

Sat. III. 3. würde in gratum litus amoeni secessus ein Comma vor amoeni das Verständniß noch mehr erleichtern als die beygefügte Note, aus welcher nicht erhellt, daß der Genitiv amoeni secessus auf gleicher Stufe der Inhärenz mit gratum steht, nämlich als zweytes asyndetisch beygefügtes Epitheton.

Sat. IV. 5. Delicias viduae tantum aspernatur adulter wird sehr treffend erklärt durch Hinweisung auf das nitimur in vetitum. Dabey hätte grammatisch noch erwähnt werden dürfen, daß tantum nicht nach der gewöhnlichen Wortstellung, mit viduae, sondern mit adulter zu verbinden sey. Ueber die Aufnahme von aspernatur wollen wir nicht rechten; nur sollte Hr. H. die Lesart der Schol. und vieler Hdschr. spernatur nicht so gar weit wegwerfen. „Dieß ist gar kein Wort“ sagt er: und doch steht es nicht bloß bey den Glossographen, denen Hr. H. sonst oftmals ein Stimmrecht einräumt, sondern findet sich auch bey dem neugefundenen Fronto fragm. de eloquio p. 227 Si placebis tibi pio aliquo cultu parentis, pietatem spernabere? Weiter heißt es: „und als geträumtes frequentativum von spernere „gegen alle Regel.“ Mit nichten! ein Frequentativ es zu nennen liegt allerdings kein Grund vor, aber eine analoge Nebenform ist es wie parare von parĕre und fugare von fugere.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.



D. Junii Juvenalis Satirae cum commentariis Caroli Frid. Heinrichii.

(Fortsetzung).

Und wenn weiter gesagt wird: „von asper ist asperno eben so gebildet wie von alter alterno," so ist das eine zwar alte aber unglückliche Etymologie. Spernere heißt ursprünglich, wie auch die Lexica angeben, absondern und ist mit πέραν und fern verwandt. Das vorgesetzte s ist ein Rest der Präposition ex wie im italiänischen spedire, aus expedire.

IV. 13. Nam quod turpe bonis Titio Sejoque decebat Crispinum. Hiezu finden wir bemerkt: „besser liest man decebit i. e. facile decet." Warum das Imperfect hier, wo doch auf ein singuläres Factum hingewiesen werden soll, nicht statt finden könne, erfahren wir nicht, und wie das Futurum den Nebenbegriff der Leichtigkeit involviren solle, begreifen wir nicht.

IV. 25. ist aus einigen Mss. Hoc pretium squamae statt pretio aufgenommen. Mit Unrecht; denn hier ist der Plural von squama unerläßlich. Es wäre eine verkehrte Redefigur, wenn der Dichter dem Fisch nur Eine Schuppe zuschriebe, um seinen Unwerth noch mehr herauszuheben.

IV. 33. Sehr gut ist die aus Hdschr. entnommene Emendation farta de merce statt des sinnlosen fracta. „Die Rede ist von Fischen die in Tonnen auf einander gepropft werden."

Zu IV. 48. meynt H. H. foret sey eigentlich gegen die Grammatik, welche quum sint verlange; der Vers habe forent gemacht. Andere Ausleger werden über dergleichen von Hrn. H. hart gezüchtigt; hier irrt er selbst, indem er nicht bemerkte, daß auderent für ausi essent stehe, wie oft in hypothetischen Sätzen bald als bloße Licenz, bald um einer Kakophonie auszuweichen; (vrgl. Heindorf zu Hor. sat. p. 439), daß mithin der ganze Satz in die Vergangenheit gesetzt ist.

Zu Vers 96. Sed olim Prodigio par est cum nobilitate senectus ist allerdings „eine auffallende Verbindung eines Adverbiums der Vergangenheit mit einem Präsens." Allein die Erklärung „der Satz ist so gedacht: Aber freylich giebt es eine Zeit wo ein nobilis der alt wurde ein prodigium war" macht unseres Erachtens nichts klar. Es ist ein Gräcismus; denn die Griechen verbinden oft πάρος ꝛc. mit dem Präsens und muthen dem Adverbium zu, den mangelhaften Begriff des Verbi und seiner Tempusform zu ergänzen. So schon Homer Il. IV, 264 οἷος πάρος εὔχεαι εἶναι und selbst Cicero Tusc. 1, 19, 43. Ex hoc aere quem saepe jam appello.

Zu IV, 116 Der böse Catullus Messalinus wird unter anderem genannt:

> Caecus adulator dirusque a ponte satelles,
> Dignus Aricinos qui mendicaret ad axes,
> Blandaque devexae jactaret basia rhedae.

Ref. hoffte bey H. Heinrich eine befriedigendere Erklärung als bisher zu finden, was mit a ponte satelles gemeynt sey, aber auch dieser geht kurz und leicht darüber hin: „satelles minister, wie oft bey Cicero minister und satelles im bösen Sinn — a ponte wo er vormals bettelte, V, 8." Aus diesem letzten Citat lernt man nur, daß die Bettler oft bey einer Brücke ihr Standquartier hat-

ten, aber keineswegs daß Catullus ein solcher Bettler je gewesen sey. Allein läßt sich das ohne weitere Zeugnisse annehmen? Der Mann wird öfter genannt, aber keiner erwähnt dieses beyspiellosen Contrastes zwischen seinem vorigen und späteren Stand. Der berüchtigte Ventidius war doch etwas noch besseres gewesen als ein Bettler, und doch wird er selten genannt ohne Verhöhnung seiner Jugend-Verhältnisse. Ref. wagt die Vermuthung aufzustellen, daß a ponte satelles nichts als eine satirisch-poetische Umschreibung von pontifex seyn soll, zu welcher die bekannten Phrasen a manu, ab epistolis, a consiliis dem Dichter Anlaß und Berechtigung gaben. Mit nicht unähnlicher Laune wird V. 77 der praefectus urbis durch villicus urbis bezeichnet. Satelles heißt dieser pontifex in Beziehung zu Domitian, der selbst pontifex maximus war, und dirus, weil er ohne Zweifel in dieser seiner Stellung zu der Verurtheilung der unglücklichen Vestalin Cornelia mitgewirkt hatte, eine Schaudergeschichte, die damals ganz Rom erfüllte und auch in dieser Satire V. 8 berührt wird. Ob pontifex wirklich von pons herkomme oder nicht, geht den Dichter nichts an, er konnte aber darauf rechnen, daß jeder Leser bey a ponte eher an einen pontifex als an einen Straßen- und Brückenbettler erinnert wurde. So schließt sich auch der folgende Gedanke; daß „dieser a ponte satelles weit eher ein ad pontem mendicans zu seyn verdiente," weit besser an, als wenn er das letztere schon gewesen wäre und es nur wieder werden sollte. Wäre das letztere gemeynt, so hätte Juvenalis gewiß eine weit pikantere Wendung aufgefunden.

IV, 78 soll der Vers:

> Anne aliud tunc praefecti? quorum optimus atque

nicht vom Dichter seyn. Das wäre Schade; denn der vorhergehende Ausdruck positus modo villicus urbi bedurfte allerdings eines solchen Zusatzes, der die Ironie recht ins Licht stellte. Freylich hat nun der folgende Satz kein Subject, was wie H. bemerkt nicht fehlen darf. Aber da ist leicht zu helfen; man tilge nur das Colon nach sanctissimus, so wird interpres selbst zum Subject:

> Anne aliud tunc praefecti? quorum optimus atque
> Interpres legum sanctissimus omnia, quanquam
> Temporibus diris, tractanda putabat inermi
> Justitia.

Als Beyspiel einer vortrefflichen Erläuterung, wie sich deren in diesem Commentar unzählige finden, theilen wir die der dunkeln Verse V, 152 ff. mit den urkundlichen Worten des Verfassers mit.

> Tu scabie frueris mali quod in aggere rodit,
> Qui tegitur parma et galea metuensque flagelli
> Discit ab hirsuta jaculum torquere capella.

„Ein Scholium enthält den völligen Aufschluß über die Stelle mit drey Worten: qualem simia manducat. Die Rede ist von Affen. Dem Dichter schwebt eine Posse vor, die mit Affen häufig getrieben worden seyn mag. Der Affe wird als Soldat verkleidet und auf eine Ziege gesetzt und soll wie ein Reiter exerciren lernen. Dazwischen amusirt man sich mit ihm, indem man ihm schofle Aepfel zuwirft, die er begierig zerkaut. Die Worte in aggere sind auf den agger Tarquinii zu beziehen, wo immer viel Volk verkehrte. Zu VIII, 43. Horat. Serm. I, 8, 15. Cic. de rep. p. 135 mit Majus. Hier waren die castra praetoriana, wo die müssigen Soldaten sich vor den Augen des dort spazierenden Volkes mit diesen possirlichen Rekruten die Zeit vertreiben. Das Ganze ist also für ein oft gesehenes Soldatenspiel zu nehmen.

Diese Erklärung beruht zwar zuletzt auch auf einer Hypothese, aber auf einer so scharfsinnigen und anschaulich ausgeführten, daß man die schwere Stelle für evident aufgeklärt halten darf.

Zu V, 51 soll der Vers:

> Non eadem vobis poni modo vina querebar

unbeschreiblich matt, ganz überflüssig, mithin unächt seyn, wie auch schon Pinzger urtheilte. Uns scheint er zum Uebergang auf die noch ärgere In-

solenz, daß der vornehme Wirth seinen Gästen nicht bloß schlechteren Wein als sich selbst, sondern sogar schlechteres Wasser vorsetze, fast unentbehrlich. Denn jenes erste konnte auf Knickerey gedeutet und mit ihr gewissermassen entschuldiget werden; das letztere war aber eine handgreifliche Verachtung und absichtliche Demüthigung der Gäste, die mehr empören mußte als die schmutzigste Knauserey. Wer die Wörter vina und aquam mit der gehörigen Emphasis liest, kann unmöglich Anstoß nehmen! Eben so subjectiv und wie in einem Anfall von übler Laune ausgesprochen ist das Verdammungsurtheil über V. 66.

Maxima quaeque domus servis est plena superbis.

Es ist allerdings eine allgemeine Sentenz, und jede Sentenz kann in der Regel wegbleiben, ohne die historische Gedankenreihe zu zerstören; daraus folgt aber noch nicht, daß sie „eingeflickt" sey; und der satirischen Poesie ist die Neigung das allzu individuelle durch allgemeine Gedanken und Anwendungen zu heben und ihm dadurch eine Art Pathos zu verleihen, eigen und mit der tragischen Poesie gemeinsam.

V, 74 heißt es „Vis tu für annon vis tu?" Soll wohl nonne vis tu heissen, denn annon wäre hier unlateinisch.

Warum soll V, 90 Propter quod Romae cum Bocchare nemo lavatur für lavaretur stehen?

Vortrefflich ist die leichte Emendation von V, 10:

cum possis honestius illic

durch eine einfache Versetzung in:

possis cum honestius illic

nebst der Untersuchung über die vernachlässigte Elision des m. und den Hiatus überhaupt.

Zu V, 171 vertice raso spricht H. H. von der Sitte einen Narren als Kahlkopf zu denken und darzustellen, und fügt bey:

„daher das alte Zeitwort calvere und calvi zum Besten haben, prellen, gleichsam kahlköpfeln; und davon ist wieder gemacht cavillari, eigentlich calvillari."

Nach des Ref. Ansicht ist calvere die lateinische Aussprache von κολούειν verkürzen, welches allerdings mit calvus verwandt seyn mag, wie auch σκολλύς bey Hesychius den Kahlkopf und σκολύψαι unter anderem ἐκτίλλειν bedeutet. Allein cavillari hängt hiemit nicht zusammen, ist vielmehr das Diminutiv eines ganz andern Stammes, κόψαι, hauen, und verwandt mit σκώπτειν.

Sat. VII, 47 heißt es zu den Worten:

Quaeque reportandis posita est orchestra cathedris

„die Orchestra, das parterre noble für die vornehmeren Zuhörer (cum) cathedris reportandis." Erlaubt die Latinität diese Auslassung von cum? Wir halten cathedris lieber für den Dativ. Die Orchestra ist gelegt (mit Bezug auf die Bretter, mit denen der Fußboden bedeckt wurde wie mit einem Gerüste) und eingerichtet für die Fauteuils der Noblesse, welche gleichfalls wieder weggeschafft werden müssen.

Sat. VII, 138:

Sed finem impensae non servat prodiga Roma.

Dazu H. H. „die Verschwendung in Rom geht aber auch gar zu weit. Eine überflüssige höchst mattherzige Sentenz, die wohl in keinem Fall von Juvenal herrührt. Den Vers erkläre ich ohne alles Bedenken für unächt." Wir würden es gleichfalls thun, wenn die obige Uebersetzung die richtige wäre; aber das ist sie nicht. Schon der Sprachgebrauch ist dagegen. Nur als Plural kann finis das „rechte Maaß" bedeuten. Ref. übersetzt: Aber was es mit diesem Großthun für ein Ende nimmt, (nämlich Ueberschuldung und Bankerutt) darauf achtet das üppige Rom nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

— Bd. II. Sondershausen, von Fr. v. Sydow. Die Gründung dieses Ortes hängt nach der übereinstimmenden Erzählung mehrerer thüringschen Chroniken mit dem Fall des thüringschen Reiches aufs Engste zusammen: Sachsenburg und Sondershausen wurden zu einer und derselben Zeit von jenen Sachsen gegründet, denen der Frankenkönig Dietrich einen Theil des eroberten Thüringens als Lohn für geleistete Dienste überließ. Außerdem ist die Stadt dadurch merkwürdig, daß in ihrer Nähe die entscheidende Ungarnschlacht 933 geliefert ward; ferner, daß sie im Bauernkriege dem Thomas Münzer Vorschub leistete, wofür sie durch eine Geldbuße gestraft wurde. Sie ist seit 1248, ununterbrochen seit 1356 eine Besitzung des Hauses Schwarzburg, dessen eine Linie seit 1599 hier residirt und bis auf die Gegenwart das Bild einer milden geliebten Herrscherfamilie gewährt. Der Verf. giebt eine lange mit sichtbarem Wohlgefallen an seinem Gegenstande verfaßte Beschreibung der Stadt, des Schlosses und der Umgegend. Hierbey gedenkt er jener räthselhaften Antiquität, welche im Schloß zu Sondershausen aufbewahrt wird, des sogenannten Püstrich, welcher insgemein für ein Götzenbild der heidnischen Thüringer, richtiger wohl (vrgl. Wachter in seiner Thüringischen Geschichte) der in Thüringen um die Karolingische Zeit eingedrungenen Sorben, gehalten wird; und giebt davon eine Abbildung. Es wäre wohl der Ort gewesen, über den Namen eines dortigen waldumgebenen Platzes, welchen der Verf. beschreibt, „die Loh," einige Nachforschungen anzustellen; derselbe kehrt in dem Namen mehrerer Harzberge wieder und ist schon in alten Namen wie Arbalo, Hadeloha, erkennbar.

Steinbach, von C. Storch: Beschreibung dieses armen Fabrikortes in der Gegend von Altenstein: unter Hindeutung auf die Vermuthung, daß seine Bewohner vor Alters aus dem Harze eingewandert seyen. In den Sagen von Altenstein und der Umgegend deutet er zuerst auf die dunkle Parthie des vormaligen Hexenglaubens in dortiger Gegend, und weist aus dem Kirchenbuch in Schweina urkundlich nach, daß von 1628 — 1699 daselbst achtzehn Personen der Zauberey beschuldigt und hingerichtet worden sind. Er trägt hierauf einige der dortigen Jäger-, Hirten- und Bergmannssagen vor und verweist für andere auf L. Bechsteins Sagenschatz. Dazu fügt er zuletzt das Wichtigste aus den geognostischen Verhältnissen der Umgegend.

Blankenburg am Harz (beschrieben von Schönichen) ist einer der ältesten bekannten Orte des mittleren Deutschlandes. Heidnische Todtenurnen und Opfergeräthe, die man daselbst aufgefunden hat, beweisen, daß es schon vor dem 8. Jahrhundert bewohnt war. Ein Gaugraf von Blankenburg wird unter den Sachsenfürsten erwähnt, welche Karl der Große besiegte. Späterhin ward Blankenburg in dem Kriegszuge bedeutend, welchen Friedrich I. gegen Heinrich den Löwen unternahm: noch nennt man den Ort, „den Kaiserplan," wo Friedrichs Lager stand: nach dem tapfern Widerstande, den er fand, nahm er es endlich und zerstörte es fast ganz. Wie Quedlinburg, so hat auch Blankenburg einen Theil seiner Bewohner durch den Ruin umliegender Dörfer erhalten, und bewahrt das Andenken daran durch den Namen der „bäuerischen" Straße. Ihre Blüthezeit hatte Stadt und Schloß zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die Herzöge von Braunschweig, denen Blankenburg seit 1599 als zurückgefallenes Lehn gehörte, hier residirten. Der Verf. giebt einige sprechende Züge aus dem Leben jener Zeit. Bekannt ist, daß Ludwig XVIII. in den Jahren 1796 — 1798 hier verweilte: ein Felsen der Teufelsmauer, welche bey Blankenburg beginnt, erhält das Andenken an ihn auch im Volke. Dagegen überrascht es, zu erfahren, daß Blankenburg die Vaterstadt eines berühmten Theologen des Mittelalters ist: des Hugo a sancto Victore in Paris.

Die Wartburg, von C. Storch. In dieser Darstellung, welche mit einem Blick auf die für Deutschland so wichtige Geschichte der Wartburg anhebt, beschreibt der Verf. ihre noch vorhandenen gut erhaltenen, nur zum Theil neu errichteten Gebäude: den Eingang zur Burg; das uralte Ritterhaus mit seinen Erinnerungen an die Zeit der ältern Landgrafen und an Luthers Aufenthalt daselbst; das hohe Haus, worin die Fürsten Hof hielten und höchst wahrscheinlich die Minnesänger unter Landgraf Hermann ihre Wettkämpfe hielten, mit seiner Kapelle, seiner Rüstkammer, seinem Rittersaale; den alten das Burgverließ einschließenden Thurm; und weist hierauf, was besondern Werth hat, die Veränderungen nach, welche die Gestalt der Burg im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Hiemit will er indeß nur die Einleitung zu einer Geschichte der Wartburg, der heil. Elisabeth und des Sängerkriegs insonderheit, gegeben haben, welche in einem spätern Band des Werkes aufgenommen werden soll; wir sehen dieser Geschichte mit Freude entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

D. Junii Juvenalis Satirae cum commentariis Caroli Frid. Heinrichii.

(Fortsetzung).

Vers 148 heißt es, ein Advocat müsse nach Gallien oder Afrika gehen

si placuit mercedem ponere linguae

Hr. H. hat imponere aus den besten Hdschr. in den Text genommen mit der Erklärung: exspectare pro facundia mercedem. Aber wie kömmt imponere zu der Bedeutung von exspectare? es war vielmehr durch statuere zu erklären, wie im Quintil. XII. 7, 11. et ponentium periculis pretia, wo die Lesart gleichfalls zwischen imponentium und ponentium schwankt.

Zu V. 161 spricht Hr. H. über das doppelte an, welches scheinbar für utrum — an steht. Die grammatische Erörterung ist vollkommen richtig, nur hätte dieses an - an nicht mit dem homerischen μερμήριξεν ἢ — Ἀτρείδην ἐναρίζοι ἦε χόλον παύσειεν parallelisirt werden sollen; denn dieses ἢ — ἢ ist allerdings das, was an — an offenbar nicht ist, eine Doppelfrage, in welcher nur die Fragpartikel εἰ ausgelassen ist; wie auch wir sagen: er besann sich, sollte er entweder den Atriden tödten, oder seinen Zorn beschwichtigen.

Sat. VIII. 6. über den lächerlichen Ahnenstolz:

Quis fructus generis tabula jactare capaci
Corvinum posthac multa contingere virga
Fumosos equitum cum dictatore magistros.

Den zweyten dieser Verse, der freylich in vielen Mss. fehlt aber schon dem Scholiasten bekannt war, hält Hr. H. mit Ruperti für unächt, „als einen elenden Vers," indem er unter virga den Besen versteht, mit dem die Ahnenbilder abgekehrt wurden. Ref. versteht darunter eine Gerte oder ein Stöckchen, wie Sat. III. 317 und VIII. 153. Der römische Don Ranudo, der hier gemeynt ist, schlägt erst vor den Augen seines Gastes den großen Stammbaum auf und zeigt ihm den Corvinus unter seinen Ahnen verzeichnet, dann führt er ihn ins Atrium und stellt ihm die dort prangenden Ahnenbilder vor, und berührt dabey, nach Art eines Cicerone oder eines Bänkelsängers, jedes Bild von dem er eben spricht, mit seinem Stäbchen. Ref. sieht nicht ein, was an dieser malerischen Darstellung „erbärmliches" seyn soll; im Gegentheil scheint ihm die Verbindung von tabula jactare capaci fumosos etwas hart, denn nur die imagines im atrio waren räucherich, nicht die Namen auf dem Stammbaum.

Zu X. 54:

Ergo supervacua aut perniciosa petuntur

wird bemerkt: „Haec nach supervacua fehlt in der husumer Handschrift und allen andern und ist erst von den Editoren hineingesetzt worden zur Vermeidung des Hiatus in supervacua und aut. Dieser ist aber keineswegs ohne Beyspiel. Hier hat er seinen Grund darin, daß die Sylbe a gerade in die Cäsur fällt, wodurch manchmal sogar die kurze Sylbe lang wird." Hätte es Hrn. Heinrich doch gefallen, seine Behauptungen durch Beyspiele zu bekräftigen! Wir kennen allerdings Beyspiele genug von langen Vocalen, die in der Arsis auch vor einem Vocal nicht elidirt werden, z. B. Threicio aquilone; auch Beyspiele genug von kurzen Sylben, die in der Arsis und durch deren Kraft als Längen behandelt werden, z. B. subiit onus;



auch allenfalls von kurzen Sylben, die in der Thesis einen Hiatus bilden, male ominatis; aber kein Beyspiel, daß vocalis brevis ante vocalem vi arseos producatur, wie etwa in dem homerischen φίλε ἑκυρέ, wo überdieß das Digamma den Hiatus aufhebt. Ref. hat ehedem vorgeschlagen zu lesen

Ergo supervacua aut vel perniciosa petuntur

und darin eine Anspielung auf Sallust. Jug. I. erkannt: Quodsi hominibus bonarum rerum tantum cura esset quanto studio aliena ac nihil profutura multumque etiam perniciosa (so liest eine von Ref. verglichene Hdschr. statt des durchaus unpassenden periculosa) petunt. So würde Juvenals vel dem gleichbedeutenden etiam des Sallustius entsprechen, und von einem unwissenden Abschreiber als ein müssiges Synonymum von aut weggelassen seyn. Eine ähnliche Erinnerung an Sallustius findet sich Sat. XV. 147 in der Umschreibung des Thiers: cujus egent prona et terram spectantia. Aber auch supervacua haec hat nichts gegen sich. Dagegen der Hiatus der von Heinrich geschützten Vulgata ist um so unzulässiger als ihn der Dichter so gar leicht auf die eine oder andere der angegebenen Weisen vermeiden konnte. Es wäre zu wünschen, daß Hr. H. die Lehre vom Hiatus bey Juvenal in einer Collectivnote behandelt hätte; denn er zeigt sich nicht in seiner Ansicht consequent. Zu XIII., 65 heißt es: „puero aut ist die richtige Lesart, ein erlaubter Hiatus . . dem Juvenal sehr gewöhnlich." Und zu XIV. 49, puero obstet: „Man lese zur Vermeidung des Hiatus aus vielen Handschriften obsistat." Auch zu V. 16, p. 198 wird vom Hiatus gehandelt.

Warum ist X. 58, die offenbar falsche Interpunktion im Text geblieben?

mergit longa atque insignis honorum
Pagina; descendunt statuae restemque sequuntur.
Ipsas deinde rotas etc.

Der erste dieser Sätze gehört noch, wie der vorhergehende, zu der allgemeinen Ueberschrift des hier beginnenden Abschnittes. Mit descendunt aber führt uns der Dichter plötzlich medias in res des Beyspiels hinein, wie Sejans Ehrensäulen gestürzt werden. Deßhalb sollte jedenfalls das Punctum nach pagina, das Colon nach sequuntur stehn.

Und V. 67.

Gaudent omnes. Quae labra? Quis illi
Vultus erat?

als Frage gefaßt, wie es auch in der Erklärung geschieht: Was machte er für ein Maul? giebt gar keinen Sinn. Es ist ein Ausruf der gaudentium. Was für ein Hochmuth sprach aus seinem Mund und Blick! das ist nun anders!

Und VIII. 25.

sanctus haberi
Justitiaeque tenax factis dictisque mereris
Agnosco procerem

ist bemerkt: „Vordersatz mit ausgelassenem si." Diese Theorie von Ellipsen der Conjunctionen lautet seit G. Hermanns Verdiensten um die rationelle Behandlung der Grammatik etwas veraltet. Wo si ausgelassen scheint, was allerdings oft der Fall ist, muß der hypothetische Satz als Fragsatz gedacht und bezeichnet werden. Die griechische und deutsche Syntax giebt die Parallelen zu dieser einfachen Erklärung.

VIII. 167 ist über das befremdliche Indulge veniam pueris nichts bemerkt. Es sind wohl zwey Sätze: Indulge! veniam pueris! nämlich dato! oder rogo.

Die schwierige Stelle X. 84.

Quum timeo, victus ne poenas exigat Ajax
Ut male defensus.

bleibt sehr ungenügend erklärt, wenn man mit Hrn. H. unter dem Ajax den Tiberius versteht. Der Erklärer bietet zwar alles auf, ein tertium comparationis zu finden; und schließt dann mit dem Gemeinsatz: „Das victus muß man nicht so genau nehmen: alle Gleichnisse hinken ein wenig ꝛc." Aber die Unähnlichkeiten überwiegen hier, und wenn Juvenal wirklich den Kaiser unter Ajax gemeynt hätte, so wäre das eines der mißlungensten Gleichnisse, die je gemacht worden sind. Wäre Hrn. H. die Erklärung des gelehrten und geistreichen Mad-

vig bekannt geworden, er hätte seine eigene Lösung weit von sich geworfen und gewiß sein Gewissen erleichtert gefühlt. Sie steht in Madvigs Opusculis academicis p. 44. Nämlich Brutidius war ein Rhetor, Ajax ein beliebtes Thema der Rhetorschulen. Brutidius hatte sich an Ajax versündigt, indem er ihm in seinem Waffenprozeß eine schlechte declamatio oder Vertheidigungsrede in den Mund gelegt hat. Darob soll ihn der Schatten des Helden nun strafen, dadurch daß er ihn in Verhältniß zu Sejan und auf diesem Weg nun ins Unglück brachte. Natürlich ist dieser absichtlich frostige Scherz oder Spott nicht eine Zwischenbemerkung des Dichters selbst, sondern des Bürgers, dem Brutidius so eben todtenbleich begegnet war.

V. 107.

Unde altior esset
Casus et impulsae praeceps immane ruinae

soll ruinae der Genitiv seyn. Dann müßte er von casus abhängig gedacht werden. Die Wortstellung räth vielmehr es als Dativ zu fassen.

Der 146. Vers:

Quandoquidem data sunt ipsis quoque fata sepulcris

ist nach Hrn. H. „eine ganz überflüßige Nutzanwendung; ein matter Vers, den ich für unächt halte.“ Ref. muß wiederum Sachte! rufen. Eine Nutzanwendung soll er gar nicht seyn, aber was er seyn soll, das ist er auch, nämlich eine Steigerung. Der Ehrsüchtige opfert das Vaterland seiner Ruhmgier auf, warum? um auf einem Grabstein fortzuleben! und selbst dieser Grabstein vergeht, so gut wie er selbst, nur um einige wenige Jahre später.

So streng sonst Hr. H. den Gedankengang des Dichters fest hält, so trägt er doch zu V. 177:

Credimus altos
Defecisse amnes epotaque flumina Medo
Prandente et madidis cantat quae Sostratus alis

etwas ganz fremdartiges hinein, wenn er sagt: „Medo prandente, ein trefflicher satyrischer Zug! während der König sein prächtiges Mittagsmahl hielt, begnügten sich Menschen und Vieh, die Flüsse auszusaufen.“ Davon steht nichts im Text, und stünde es darin, so wäre es Schade. Unter Medo ist das Perser**heer** zu verstehn, nicht der Perser**könig**.

(Schluß folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Mallerbach, von Reinicke: kurze Hinweisung auf ein ehemaliges Kloster dieses Namens, welches 1525 von dem nahen Allstedt aus unter Münzers Anführung so zerstört wurde, daß jetzt nur geringe kaum bemerkbare Ueberreste von Mauerwerk den Ort bezeichnen, wo es stand.

Dornburg, von Hahnemann. Der Name, auch nach Wachter so viel als Thor-burg, deutet auf die Entstehung des Ortes in heidnischer Zeit; wie man denn noch jetzt eine kleine metallene Statue daselbst aufbewahrt, welche ein Bild Thors seyn soll. Wenigstens war schon unter den sächsischen Kaisern eine kaiserliche Pfalz daselbst. 965 hielt sich Otto I. hier auf; 980 hielt Otto II. und 999 Mathilde für Otto III. einen Reichstag hier. Das sogenannte alte Schloß ruht aller Wahrscheinlichkeit noch auf den Grundmauern dieses alten palatium. Außer diesem befinden sich noch zwey andere Schlösser in Dornburg: das eine Göthe's öfterer Aufenthaltsort, das andere Sitz des ersten Weimarischen Landtages 1818. Dem Verf. ist bey Erzählung dieser Notizen etwas Eigenes begegnet: die bekannte Geschichte von der Entführung Luitgardens, einer Tochter des Markgrafen Ekkard von Meißen durch Wirinharius, des thüringischen Grafen Lothar Sohn, welche nach Quedlinburg gehört, erzählt er von Dornburg. Die Stelle bey Ditmar lautet: commissa erat regni cura venerabili Abbatissae Mathildi — in cujus civitate Quidilingeburg nuncupata, puella haec educabatur. Fit publicus in Dornburg Abbatissae totiusque senatus in unum conventus. Interim Wirinharius — cum confratribus Henrico Friderico caeterisque militibus optimis, urbem praefatam ascendit sponsamque suam et reluctantem et clamantem vi auferens cum suis Wallibiki laetus et incolumis pervenit (bey Leibnitz rer. Brunsw. scr. I, 325). Daraus macht der Verf.: „Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen Luitgarde, welche sie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit sich hierher nach **Dornburg** genommen.“

Der Scharzfels und seine Umgebungen, von Duval. Dieser zu einem festen Sitze gleichsam geschaffene Fels, in der Nähe von Walkenried, soll eine Zufluchtsstätte für die von Karl d. Gr. bedrängten Sachsen gewesen seyn. Daß die Burg, deren Trümmer er trägt, wenigstens in ein hohes Alterthum hinaufreiche, beweist ein Brief Otto's I. worin er „Scartfelde" dem Kloster Pöhlde schenkt. Noch redet das Volk von der Unthat, welche Heinrich IV. von Goslar aus an der Gattin Albrechts von der Halden auf Scharzfels begangen, und wofür er durch den Fluch des Himmels in dem Ungehorsam seiner Söhne bestraft worden. Die Burg war so fest, daß sie selbst noch im 7jährigen Kriege Bedeutung erhielt: 1761 ward sie von den Franzosen hart belagert und nachdem sie nur durch Verrath hatte erobert werden können, geschleift. — Der Verf. beschreibt außerdem die Steinkirche, das Einhornloch und die Weingartenhöhle, drey merkwürdige zum Theil noch unerforschte Höhlen, die Königshütte, welche die bedeutendste Eisenhütte Hannovers ist, und die Römersteine, eine steile Klippe von Flötzkalk; und theilt die Sagen mit, welche vom Volk darüber erzählt werden.

Burgscheidungen, von Nobe. Eine der gelungensten Arbeiten des Werkes. Der Verf. beschreibt mit kurzen Worten die Ansicht des jetzigen Schlosses und Dorfes Burgscheidungen, und giebt dann eine ausführliche Geschichte des Ortes. Nach einer kurzen Erwähnung des Königs Basinus und seiner Gattin, der Mutter Chlodwigs, leitet er die Geschichte Hermanfrieds durch jenen merkwürdigen, von Cassiodor erhaltenen Brief ein, welchen Theodorich der Große zugleich mit seiner Nichte Amalberg an denselben sendete. Die weitere Geschichte: den Bruderkampf und Brudermord, den Amalbergs Herrschsucht verursachte, den Heereszug der Franken gegen die Thüringer und Hermanfrieds Lohn erzählt er mit den Worten Gregors von Tours. Hierauf giebt er die Spuren thüringscher Geschichte in den Gedichten des Fortunatus Pictav., und theilt in deutscher Uebersetzung zwey Elegieen desselben mit, worin die hl. Radegund die Vernichtung des thüringschen Volkes und ihres Hauses beklagt. Sodann die ausführlicheren Nachrichten über den Fall des thür. Reichs bey Whitichind, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung. Aus den spätern Schicksalen der Burg theilt der Verf. namentlich mit: wie sie im 9ten Jahrhundert dem Kloster zu Fulda zehntpflichtig war; wie sie zu Anfang der Regierung Ottos I. von seinem Bruder Heinrich gegen ihn vertheidigt wurde; wie sie darnach an Heinrich Billung kam; wie sie in den Kriegen Heinrichs IV. gegen Sachsen und Thüringen zweymal zerstört ward; ferner, daß sie zeitig an das Stift Bamberg gekommen (vielleicht schon unter Heinrich II.). und von diesem an verschiedene thür. Herrn als Afterlehen gegeben, 1468 von der Familie Honmb neu aufgebaut und seit 1722 von seinen Besitzern, den Grafen von Schulenburg, vielfach verschönert worden sey.

Die Lauenburg, von H. Döring. Merkwürdig als eine der Burgen Heinrichs des Löwen, welche er im Kampf gegen Friedrich I. verlor und wieder eroberte. Der bekannte Graf Albrecht von Reinstein, welcher sie im 14. Jahrhundert besaß, mußte sie 1338 um aus seiner Haft zu entkommen, an das Stift Quedlinburg abtreten.

Greifenberg, Kirchberg und Windberg, H. Döring. Diese drey Burgen, auch die drey Kirchbergischen Schlösser genannt, auf dem Hausberge bey Jena gelegen, waren in ihrer Blüthezeit, vom 12. Jahrhundert an, ein Besitzthum der Edlen Burggrafen von Kirchberg. Der Verf. giebt einen Abriß ihrer Geschichte: sie ist besonders wichtig für den thüringischen Erbfolgekrieg 1248. Burggraf Dietrich von Kirchberg war es, der im Treffen bey Mühlhausen den schwankenden Sieg für Heinrich den Erlauchten erkämpfte. Späterhin mußte Burggraf Otto IV. auf der Seite Friedrichs und Diezmanns, welche gegen ihren Vater Albrecht den Unartigen kämpften, erleben, daß seine Burgen von der Partey Albrechts, namentlich den Erfurtern, zerstört wurden (1304).

Das Dorf Ringleben, von Bleichrodt. Ringleben, zwischen den Pfalzen Tilleda, Wallhausen und Allstedt gelegen, war im Mittelalter Stätte eines sogenannten Königsstuhles, d. i. eines freyen Feldgerichtes. Noch trägt, wie der Verf. aus den Grund- und Lagerbüchern des Dorfes nachweist, eine Stelle in dortiger Flur den Namen Königsstuhl; auch giebt es daselbst vier Güter, welche durch ihre Namen „Freygüter" und durch ihre Gerechtsame die Spur der „Freyen," welche bey Abhaltung eines solchen Gerichtes thätig waren, bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Verf. gedenkt dabey der dortigen „quartalischen Gerichte," welche noch im 16. Jahrhundert durch die Schultheißen der vier Dörfer Ringleben, Udersleben, Esperstedt und Seehausen über alle im verwichenen Quartale vorgefallenen Händel abgehalten wurden und sogar das peinliche Halsgericht pflegten. Er hat diese brauchbaren Notizen aus der Ringleber Chronik des Pastors Schick vom Ende des 16. Jahrhunderts entnommen. Was seine Darstellung betrifft, so ist dieselbe nicht mit jener Ehrfurcht vor deutscher Geschichte und ihren Helden verfaßt, welche das erste Erforderniß eines Geschichtschreibers ist; wie dieß aus einigen niedrigen Ausdrücken hervorgeht, deren sich der Verf. namentlich am Schlusse seiner Arbeit bedient.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

D. Junii Juvenalis Satirae cum commentariis Caroli Frid. Heinrichii.

(Schluß.)

X, 338 wundern wir uns wiederum einer ungrammatischen Note zu begegnen. Zu den Worten

> Quicquid melius leviusque putaris,
> Praebenda est gladio pulcra haec et candida cervix

heißt es: „putaris der Optativus mit ἂν wird unabhängig von quidquid vom Gedanken selbst regiert." Hievon können wir kein Wort gelten lassen. Erstens ist putaris das futurum exactum, nicht der Conjunctiv, wofür es Hr. H. offenbar ansieht. Der Modus ist daher nicht nur nicht von quicquid, sondern auch nicht vom Gedanken regiert; denn es ist ja eben ein Idiom der lateinischen Sprache, daß sie das Verbum nach quisquis und quicunque etc. so wie nach sive als Indicativ denkt, ohne Ausnahme, so viel uns bekannt ist. Zweytens entspricht diesem putaris, auch wenn es der Conjunctiv wäre, keinenfalls der Optativ mit ἂν, sondern das Präsens im Conjunctiv mit ἂν, ὅπερ ἂν νομίζῃς, hier aber, da es Futur ist, der Aorist: ὅπερ ἂν νομίσῃς.

XIV, 24 haben wir uns umsonst nach einer Erklärung des carcer rusticus umgesehen, der nach dem Sinn der Stelle etwas ärgeres seyn müßte, als der carcer urbanus. Nun wissen wir wohl, daß unnütze Sclaven zur Strafe auf das Land zur Arbeit geschickt wurden, aber nicht auf das Land ins Gefängniß. Ref. hat deßhalb in einer Gelegenheitsschrift diese Stelle durch Aenderung der Interpunction zu heilen gesucht:

> Quem mire afficiunt inscripta, ergastula, carcer?
> Rusticus exspectas ut non sit adultera Larga etc.

Auf diese Weise ist rusticus von carcer getrennt, und beginnt die ganz neue Gedankenreihe, mit Anspielung auf das horazische:

> Rusticus exspectas, ut defluat amnis etc.

XIV, 45 ist procul hinc procul inde puellae stehen geblieben, und ohne Beseitigung des erhobenen Zweifels, was hier der Gegensatz von hinc und inde wolle. Wunderlichs Verbesserung procul ite puellae wie Ovid. Fast. II. 621 scheint unabweisbar.

Zu Sat. XIV, 68 wird eine Abweichung vom Sprachgebrauch sine omni labe statt ulla bemerklich gemacht, „das richtige ist, heißt es weiter, sine ullo periculo und in negativen Sätzen sine aliquo periculo," nach Heusinger. Aber auch von diesem letzten Gebrauch weist Hr. H. nach seiner umfassenden Belesenheit zwey Abweichungen aus Cicero nach, Off. II, 1, 8 und Divin. Verr. oder Caecil. 18. Aber die Regel ist nur nicht scharf genug ausgedrückt. Nicht in negativen Sätzen überhaupt steht sine aliquo, sondern nur wenn die Negation zu einem einzelnen Satztheil (wie dort zu dem Begriff sine periculo) gehört, das ist ein mächtiger Unterschied. Auf diese Weise gefaßt, erkennt man zugleich den Grund ohne alle Mühe; denn nun steht non sine aliquo periculo mit der gleichen Nothwendigkeit, wie das gleichbedeutende cum aliquo periculo, dagegen in den angeblichen Ausnahmen Cic. Off. II, 11. Ut ne illi quidem.. pos-

sint sine ulla parte justitiae vivere, und Caec. 18. Non potes eum sine ulla vituperatione accusare, würde sine aliqua durchaus fehlerhaft seyn, weil die Negation zum ganzen Satz gehört.

Sat. XIV, 150 ist nach dem Beyspiel der Vorgänger

Sed qui sermones! quam foedae buccina famae!

im Texte gelassen und mit keinem Wort erläutert. Ref. wäre begierig zu wissen, wie Hr. H. den zweyten Satz construirte; ob er quam mit foedae oder mit buccina verband. Beydes giebt keinen Sinn und — tertium non datur. Oder sollen die Worte des Schol. genügen: quam mala fama est avaris potentibus? Eine große Zahl freylich nicht sonderlich guter Handschriften giebt: quae foedae buccina famae! Hiemit wäre schon geholfen, aber da der Schol. und die guten Handschriften quam schützen, so vermuthet Ref.:

Sed qui sermones! quam foeda ea buccina famae!

Sat. XV, 171 bedauern wir den Conjunctiv crediderint noch zu finden mit der Bemerkung: „glauben wohl gar; ein modus potentialis." Nach unserm Gefühl enthält dieser Modus eine Meiosis, welche dem Geist und Zweck der ganzen Satire schnurstracks entgegen ist. Die Aegyptier hatten wirklich und factisch (nach Inhalt der Satire) ein Beyspiel von Menschenfresserey gegeben, daher es V. 13 von ihnen heißt: Carnibus humanis vesci licet, ganz assertorisch. Was mochte den Dichter wohl bewegen, diesen Gedanken am Schluß, im resumé, welches doch besonders die Kraft liebt, bloß problematisch auszusprechen? Es muß offenbar crediderunt heissen.

Die sechzehnte Satire hält Hr. H. mit andern Gelehrten für unächt, und sucht es in einem Prologus und Epilogus aus äusseren und inneren Gründen zu beweisen. Der Hauptbeweis bleibt nun freylich ein mehr oder weniger subjectiver:

So wie der Kenner der Malerey an der Wahl des Gegenstandes, an der Zeichnung, an dem Colorit, an dem ästhetischen Character des Ganzen unächte Gemälde erkennt, mit eben der Sicherheit erklären wir, allein nach ihrer ganzen poetischen Beschaffenheit, nach Stil und Darstellungsart, diese Satire entschieden für untergeschoben,

aber desto mehr Lob verdient die Unbefangenheit, womit er alle objective Beweise, welche für seine Ansicht zu sprechen scheinen, als bloße Scheinbeweise darstellt und ihre Autorität zurückweist.

XVI, 18 muß in den Worten justissima centurionum Cognitio est igitur de milite wohl besser esto igitur gelesen werden: gesetzt auch, daß die Untersuchung gerecht geführt werde. Hr. H. nimmt an diesem est keinen Anstoß; desto ausführlicher behandelt er die folgenden Verse:

Tota cohors tamen est inimica, omnesque manipli
Consensu magno efficiunt curabilis ut sit
Vindicta et gravior quam injuria.

Nachdem er die Erklärungsversuche der Scholiasten, Ruperti's, Heineke's kurz abgefertigt hat, schlägt er vor, et nach vindicta zu streichen und dann zu construiren: efficiunt ut sit vindicta gravior quam injuria curabilis; „sie nehmen eine Rache, die empfindlicher ist als das Loch im Kopf war, das wieder zuheilt." Diese Construction hält Ref. für rein unmöglich, wenn der Verfasser dieser Satire irgend nur ein leidlicher Scribent war, wofür ihn Hr. H. doch immer noch anerkennt. Uns scheint die Stelle gar nicht so schwer und dunkel als den Editoren. Vindicta ist nicht die Rache, welche der bestrafte Soldat an seinem Kläger nimmt, sondern die Strafe, die der Soldat für seine Insolenz erlitten hat oder die Rache, die zur Genugthuung des civilistischen Klägers an dem Soldaten genommen wird. Diese Strafe wird ihm von seinen Kameraden curabilis gemacht, d. h. sie sorgen, daß er seine Strafe wenigst fühlt; durch welche Mittel, läßt sich auf mancherley Weise denken; durch lustige Gesellschaft, die sie ihm leisteten, wenn er in Haft kam; durch Collationen, wenn er etwa um Geld gestraft wurde; durch politische Demonstrationen und Ehrenbezeuglungen, wenn seine Bestrafung irgend beschimpfender Art war. Zwar sollte eigentlich nach der alten lateinischen Wortbildungslehre curabilis nur heilbar bedeuten, während

es hier fast im Sinn von curula stehen müßte; allein für diese Katachrese der Endung — bilis giebt es in und schon vor Juvenals Zeitalter mehr als ein Beyspiel; z. B. favorabilis schon bey Vellejus, begünstigt, expetibilis in Tac. Ann. XVI, 21 erwünscht.

Ein Register zum Commentar schließt das inhaltsreiche Werk, welches in der Geschichte des Verständnisses dieses großen Satirikers unstreitig Epoche macht, nachdem derselbe in den letzten Decennien fast ausschließlich in die Hände von Auslegern gefallen war, denen es theils an dem nöthigen Scharfsinn, theils an der hier wie irgend unerläßlichen umfassenden Belesenheit mangelte.

Die Buchhandlung hat das ihrige gethan, das Werk würdig auszustatten.

L. D.

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Fortsetzung.)

Dürrenberg, von Trautmann. Kurze Beschreibung der daselbst am 15. September 1763 begonnenen großen Saline. Der Ort, nahe bey Keuschberg gelegen, ist zugleich dadurch merkwürdig, daß man in seiner Nähe eine Anzahl heidnischer Gräber, Urnen und Geräthe, eine Stunde südlich davon einen heidnischen Opferaltar entdeckt hat.

Kiffhausen, von Hesse. Der Verf. beginnt die Geschichte dieser Burg mit einem mißbilligenden Hinblick auf die alte, neuerdings durch Wilhelm wieder aufgebrachte Meynung, daß sie ihre Entstehung den Römern verdanke, und läßt dafür selbst den Umstand nicht gelten, daß in ihrer Nähe römische Münzen aufgefunden worden, indem er einwendet, dieselben könnten von Deutschen als Beute dahin gebracht worden seyn. Den Namen der Burg leitet er im Gegensatz zu Andern, welchen Kiffhausen so viel als Streithausen bedeutet, von Kippe, Koppe, Gipfel, ab. Zunächst giebt er die Geschichte des nahen Tilleda, welches schon im Breviarium des Lullus, also im 8. Jahrhundert als eine der Ortschaften erwähnt wird, welche nach Hersfeld zinspflichtig waren; später war es eine kaiserliche Pfalz, worin sich nachweislich mehrere der sächsischen, salischen, schwäbischen Kaiser öfters aufhielten; Heinrich VI. söhnte sich hier mit Heinrich dem Löwen aus. Aus der Geschichte der Burg Kiffhausen ist das erste Gewisse, daß sie 1118 nach der Schlacht am Welfesholze von den Sachsen zerstört worden. Später war sie im Besitz der Grafen von Beichlingen. Ende des 14. Jahrhunderts kam sie an die Grafen von Schwarzburg. Indeß lag sie schon um die Zeit der Reformation wüste und verödet. Der Verf. gedenkt am Schlusse der merkwürdigen Sage von Friedrich Barbarossa und beweiset, daß sie schon im 14. Jahrhundert vorhanden war.

Die Gleichen bey Göttingen, von Belani. Die Nachkommen des Grafen Elle von Reinhausen, der sie gegen Ende des 11. Jahrhunderts inne hatte, verwandten alle ihre Güter zur Gründung eines Stiftes zu Reinhausen. Im 13. Jahrhundert kam auf Grund alter Urkunden die Familie Uslar in den Besitz beyder Burgen und behielt sie bis 1451, wo die eine ihrer Linien, die von Altgleichen, aus Feindschaft gegen die andere, ihre Besitzungen den Herzogen von Braunschweig als Lehn antrug, die Linie von Neugleichen aber ihr Gut dem Landgrafen von Hessen verkaufte; noch jetzt steht Neugleichen unter hessischer, Altgleichen unter braunschweigischer Landeshoheit.

Eine bedeutende Arbeit ist die Geschichte der Schwarzburg von Hesse. Er leitet sie mit einer Beschreibung des Schwarzathales und seiner erhabenen σκοπιαὶ καὶ πρώονες ἄκροι καὶ νάπαι ein. Den Namen der Schwarza hält er für slavischen Ursprungs, für dasselbe Wort mit Swarczawa, einem bekannten mährischen Flußnamen; und erklärt das Bestehen eines slavischen Wortes an dieser Stelle aus dem Umstande, daß in dieser Gegend nachweislich bis ins 11. Jahrhundert Slaven gewohnt haben, ja das Saalfeldische noch 1077 als Land der Slaven bezeichnet worden sey. Er theilt die Ansicht der thüringischen Geschichtschreiber, daß die Schwarzburg, wie mehrere Burgen an den Ufern der Saale, schon in hohem Alterthume, zur Zeit der Frankenkönige gegen die Einfälle der slavischen Stämme gebaut und bewacht worden sey, wie denn unter den sächsischen Kaisern thüringsche Markgrafen bestimmt geschichtlich hervortreten. Der erste Graf von Schwarzburg, welcher seinem Namen nach vorkommt, ist Sizzo III., in einer Urkunde von 1123. Von ihm an ist die Schwarzburg fast ununterbrochen bis auf den heutigen Tag der Wohnsitz seines Geschlechtes gewesen, und ist also eine Wiege der Väter in der Art, wie kaum ein anderes Schloß in deutschen Landen. Aus der Geschichte dieses Hauses, welches 1349 durch die Erwählung Günthers von Schwarzburg zum deutschen Kaiser ein allgemeines Interesse gewinnt, theilt der Verf. einen merkwürdigen Vertrag der Grafen Johann II. und Günther XXII. vom J. 1370 mit, worin sie die Räume des Schlosses unter sich theil-

ken, ein brauchbares Actenstück über die Einrichtung der Schlösser in jener Zeit. Hierauf giebt er in kurzen Umrissen die Geschichte des Schwarzburger Hauskrieges 1447 — 1451, wichtig besonders dadurch, daß in ihm zugleich ein anderer Krieg entschieden wurde: der sächsische Bruderkrieg. Die neuern Schicksale Schwarzburgs haben nur locale Bedeutung.

Stolberg, von Schönichen. Dieser Aufsatz beschäftigt sich weniger mit der Geschichte des berühmten Grafengeschlechts Stolberg, als mit der dem Verf. zugänglicheren Geschichte der Kirchen in der Stadt und dem Schlosse Stolberg. In Bezug auf jene macht er auf das Gräfliche, noch undurchforschte Archiv aufmerksam; die Geschichte der Erbauung und der Schicksale der dortigen Kirchen hat kein allgemeines Interesse. Indeß giebt es manches Merkwürdige in Stolberg: die Schloßbibliothek, worin viel alte Bibelausgaben und eine Sammlung von 20,000 Leichenpredigten; ein altes Broncebild, welches wahrscheinlich den Götzen Crodo vorstellt, vorlängst unter dem Schlosse ausgegraben, und Anderes, was der Verf. bemerkt.

Paulinzelle, von Hesse. Eine kritische Zusammenstellung dessen, was sich bey Nicol von Syghen und Johann von Trittenheim über die Geschichte des Klosters, besonders über seine Stifterin Paulina vorfindet. Diese war die Tochter Morichos, eines Ritters zu Heinrichs IV. Zeit, wahrscheinlich aus dem Geschlecht der edlen Herren von Querfurt, und stiftete das Kloster um 1090, nach der kaiserlichen Bestätigungsurkunde vom Jahre 1114 im Walde „Louba", im Gau Langewitz, worin die Grafen von Schwarzburg ihre Besitzungen hatten. Von Hirschau aus ward das Kloster besetzt. Der Verf. giebt aus Urkunden die Reihe der Aebte in Paulinzelle, von Gerunus an (1114) bis auf Johann V. (1528), unter welchem es aufgehoben wurde. Graf Heinrich XXXIV. von Schwarzburg verwendete zu dieser Zeit die Mönche zu Geistlichen in seinen Pfarrstellen, und der Verf. macht auf die zwischen ihm und dem Abte darüber gewechselten Schriften als auf einen nicht unwichtigen Beytrag zur Reformationsgeschichte Thüringens aufmerksam. Auch die Mißverhältnisse, in welche der Graf dadurch zu Carl V. gerieth, sind für die Geschichte jener Zeit merkwürdig. — Zuletzt beschreibt der Verf. die Ruinen der ehemaligen Klosterkirche, und zeigt wie ihre Bauart einem Style angehöre, in welchem das Neugriechische durch das Arabische Element inficirt sey.

Sangerhausen, von Fr. Sydow. Diese Stadt, bereits 933 bey Gelegenheit eines Jagdzuges, den Heinrich I. unternommen, erwähnt, ist besonders für die Macht der ältern thüringschen Landgrafenlinie wichtig geworden: 1040 brachte es die Markgräfin Cäcilia von Braunschweig als Heirathsgut an Graf Ludwig mit dem Barte, dem Stammvater der ältern Landgrafen. Ludwig der Springer stiftete zum Dank für seine Befreyung aus der Gefangenschaft eine Kirche daselbst, die St. Ulrichskirche, mit da noch vorhandener Inschrift: Suscipe sancte domum, quam vinctus compede vovi. Im J. 1202 „nahmen sich die Thüringschen Grafen und Jungkern Keyser Philip dem Schwaben zum besten darumb (um die Stadt) an" und streiften aus dem festen Schloße weit und breit umher. Merkwürdig ist, daß Sangerhausen 1453 Sitz einer höchst verderblichen mehr als carpocratianischen Ketzerey ward, welche der Verf. nach einer Reinhardsbrunner Klosternachricht beschreibt. Noch steht das Schloß, welches von Ludwig dem Springer bewohnt ward; es ist eng und unbequem und beweist, wie wenig Ansprüche die Fürsten des Mittelalters an ihre Wohnungen machten. — Der Verf. folgt in seinen Angaben der Sangerhäuser Chronik von Samuel Müller, aus dem J. 1731.

Dieß sind die Bestandtheile des vorliegenden Werks. Sie ruhen fast ohne Ausnahme auf gründlichen Studien, und es möchten wenige Arbeiten darunter gefunden werden, welche nicht irgend etwas lehrreiches beybrächten. Dabey ist nicht zu verschweigen, daß sich in mehreren erhebliche Mängel finden, besonders was die Beschreibung von Gegenden und den Vortrag solcher Begebenheiten anlangt, welche mehr als andre die Phantasie anregen. Um die Schönheit einer Gegend, eines Ortes hervorzuheben, begnügen sich Einige der genannten Verfasser nicht, ihren Gegenstand selbst reden zu lassen, sondern strömen einen solchen Erguß von Gefühlen und Empfindungen über den Leser aus, daß dieser bisweilen davor aufseufzen möchte, und namentlich mancher in die Prosa eingestreuten nicht unprosaischen Verse äußerst gern entriethe. Das Jagen nach romantischen Situationen, welches ebenfalls von Mehrern geübt wird, ist nicht gut: es trübt das Auge für die Geschichte und reißt leicht in Irrthümer, ohne des übrigen Schadens zu gedenken, welcher dem größern Publikum dadurch geschieht.

Daß die Arbeiten von der Redaction ohne alle Ordnung an einander gereiht, man kann sagen, durch einander geworfen sind, gereicht ihr gewiß nicht zu Lob. Für Leser, welche die Gelegenheit des Landes kennen, mag diese Ordnungslosigkeit hingehn; für den Minderkundigen, der die Bergzüge des Harzes und die Hügelreihen des thüringschen Landes nicht aus eigner Anschauung kennt, wird selbst die Beyhülfe einer Charte nicht hinreichend seyn, um ihm nach der Lektüre des Werks ein Gesammtbild des in seinen Hauptpuncten beschriebenen Landes zu vermitteln.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nr. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die homerische Theologie, in ihrem Zusammenhange dargestellt von Carl Friedrich Nägelsbach, Professor am K. B. Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg im Verlage von Johann Adam Stein. 1840. XXXIII. 350. S. 8.

Für jeden denkenden Mann, nicht nur für den Gelehrten, ist die Frage von Bedeutung, wie sich das Gottesbewußtseyn in den Gemüthern derjenigen gestaltete, welche von der Erkenntniß des einen, wahren Gottes abgeirrt, an seiner Statt Gebilde des menschlichen Geistes verehrten, die das Gepräge des endlich Unvollkommenen so sehr an sich tragen, daß kaum eine Spur des wahrhaft Göttlichen in denselben bewahrt scheinen möchte; und es hat also wohl Jeder auf allgemeinen Dank Anspruch zu machen, der es unternimmt, die Anklänge an die wahre und reine Gottesidee auch in diesen Verunstaltungen derselben aufzusuchen, und nachzuweisen, wie verschieden sie sich in den verschiedenen Zeiten und Völkern zeigen, und wie sie sich nicht nur in den Ansichten von der Gottheit selbst, sondern auch im geistigen und sittlichen Leben der Menschen kund geben.

Eine Untersuchung dieser Art hat Herr Professor Nägelsbach in dem vorliegenden Werke unternommen, indem er sich dabey auf die homerischen Gedichte, und zwar auf die Iliade und Odyssee beschränkte, doch nicht ohne die erfreuliche Aussicht zu eröffnen, dieselbe später von ihm auch weiter ausgedehnt zu sehen.

Auf den ersten Blick möchte ein solches Unternehmen die Besorgniß zu begründen scheinen, daß in den Dichter von dem christlichen Standpuncte aus Ansichten hineingetragen würden, welche demselben gänzlich fremd wären. Wer indessen das Verfahren, das Hr. N. eingeschlagen hat, nur einigermaßen zu prüfen sich die Mühe nehmen will, wird leicht finden, daß dieses nicht der Fall ist, indem er überall von den Worten des Dichters selbst ausgeht, und dieselben nur in der Bedeutung nimmt, welche eine genaue Prüfung derselben in sprachlicher Hinsicht, so wie die Combination mit anderen ähnlichen Stellen ergiebt, nirgends aber einen verborgenen Sinn hinter denselben sucht.

Er spricht sich darüber in der Einleitung auf eine Weise aus, welche in dieser Beziehung jeden Verdacht benehmen muß. Die homerischen Gedichte sind ihm nicht ein Product der Reflexion, sondern vielmehr der unmittelbaren Einheit von Natur und Kunst; der Dichter erscheint ihm weder als ein priesterlich geweihter Weiser, der im Hintergrunde eine von ihm erkannte Geheimlehre hat, deren Hülle er nur dem Volke gönnt, noch als ein verständig aufgeklärter Mann, der, weit entfernt, die Götterfabeln, welche er erzählt, zu glauben, sie nur als poetischen Zierrath oder höchstens zur Einkleidung moralischer und physikalischer Lehren braucht; sondern vielmehr als der Repräsentant des Bewußtseyns seiner Zeit, dessen Wissen dem Inhalte und Stoffe nach von dem Wissen der Menschheit, die er darstellt, sich nicht unterscheidet. Er giebt also keine vom Dichter durchschaute Symbole zu, wohl aber Spuren symbolischer Mythen orientalischen und altpelasgischen Ursprungs, welche dieser nicht als Geheimlehren mittheilte, die er zu deuten verstand, sondern nur, weil er sie in dem Glauben seiner Zeitgenossen vorfand, so daß er wohl in Einigem weniger wußte, als er sagte, nimmermehr aber weniger sagte, als er wußte, und



macht darauf aufmerksam, daß, was sich von eigentlicher Lehre findet, in der Form der Allegorie, als menschlicher Ausdruck menschlicher Anschauung vom Göttlichen, oder der Gnome, als Resultat eines erfahrungsmäßigen Wissens, erscheint. Die Theologie des Dichters ergiebt sich ihm demnach nicht durch Deutung und Entzifferung, sondern durch Beobachtung und Vergleichung, und durch Erkenntniß der Einheit des religiösen Bewußtseyns, welches den vielgestaltigen Erscheinungen desselben zu Grunde liegt, und er geht darauf aus, „das Wissen des homerischen Menschen von der Gottheit, und die Wirksamkeit, die Bethätigung dieses Wissens im Glauben und Leben“ zu erforschen.

Daß sich hier und da solche Ausdrücke finden, welche ihre volle Geltung nur innerhalb des Christenthums haben, liegt in der Natur der Sache, da es unserer Sprache so wenig möglich ist, die dem Alterthum eigenthümlich angehörigen Begriffe ganz genau zu bezeichnen, als rein christliche Begriffe in altgriechischen Wörtern eine vollkommen genaue Bezeichnung finden. Man darf aber nicht glauben, daß sofort auch eine vollkommene Gleichstellung der mit gleichen Worten bezeichneten Begriffe des Christenthums und des Alterthums angenommen würde; vielmehr wird an mehreren Stellen, wie in der Anmerkung zu S. 268, ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck streng genommen nicht genau auf den antiken Begriff passe. Dagegen hat sich Ref. nur eine Stelle angemerkt, an welcher ihm in der Annahme der Identität eines antiken Wortes mit einem christlichen Begriffe zu weit gegangen zu seyn scheint, nämlich S. 288, wo Hr. N. nachdem er die Stelle Od. σ. 141: τῷ μήτις ποτὲ πάμπαν ἀνὴρ ἀθεμίστιος εἴη, ἀλλ' ὅγε σιγῇ δῶρα θεῶν ἔχοι, ὅ, ττι διδοῖεν, hinzusetzt: „Es ist bemerkenswerth, daß diese Stelle die Meynung widerlegt, als habe die klassische Gräcität für Demuth keinen Ausdruck.“ Wer dieses läugnet, kann nur den christlichen Begriff der Demuth im Sinne haben, und mit diesem möchte σιγῇ, auch abgesehen davon, daß nur in dieser adverbialen Form eine solche Bedeutung dafür in Anspruch genommen werden kann, keineswegs so zusammen fallen, daß es als adäquater, nicht nur approximativer, Ausdruck dafür gelten könnte, da σιγῇ, wie Hr. N. selbst sagt, nur bedeutet, „ohne sich laut und breit zu machen,“ also den Gegensatz von εὔχομαι, (der bey Homer so gewöhnlichen Aeußerung des Selbstgefühls, welche S. 277, wo dieses Wort nur einmal gelegentlich vorkommt, wohl hätte ausdrücklich als solche bezeichnet werden dürfen), bildet, als Product der Scheu und Furcht, einem mächtigen Gotte gegenüber, dessen Unwillen man vermeiden möchte, (vrgl. Il. δ, 431, σιγῇ δειδιότες σημάντορας), nicht als Product der Erkenntniß der eigenen Unwürdigkeit, welche das ganze Innere durchdringt, und eine freye Ergebung in einen höheren, heiligen Willen erzeugt, und also das Innerliche der christlichen Demuth nicht zu bezeichnen vermag.

Auf Iliade und Odyssee hat sich Hr. N. beschränkt, weil er bey dem Versuche, die Hymnen, die Gedichte Hesiod's und der späteren Epiker beyzuziehen, bald sah, daß in denselben ein bedeutender Fortschritt der Gotteserkenntniß sich zeige, so daß sie eine abgesonderte Behandlung erforderten, und nur hier und da sich vergleichungsweise mit jenen Gedichten in Beziehung bringen ließen. Ueber die Behauptung, daß die beyden Gedichte nur von verschiedenen Verfassern herrühren könnten, spricht er sich, indem er die Akten nicht für geschlossen hält, nur in so weit aus, daß er sich gegen die Annahme eines wesentlichen, nicht bloß durch poetische Motive herbeygeführten, Unterschiedes der religiösen Vorstellungen in denselben erklärt, und allerdings zeigt die Vergleichung des ganzen Buches, daß die Stellen, welche aus dem einen und dem anderen dieser Gedichte in Bezug auf eine und dieselbe Frage beygebracht werden, fast durchaus zu einer gleichen Entscheidung hinführen. Nur in einigen Fällen sah sich Hr. N. veranlaßt, auf bedeutende Verschiedenheiten hinzuweisen, und zwar meist an solchen Stellen, die schon von Alters her nicht ohne Grund für unächt erklärt worden sind; in einigen anderen Fällen hätten noch Nachweisungen dieser Art gegeben werden können, wenn auch nur um den Verfechtern der gegentheiligen Ansicht zu zeigen, daß die Abweichung nicht aus bloßem Versehen unbeachtet geblieben ist, so S. 78, wo

nicht bemerkt ist, daß Amphitrite nur der Odyssee angehört.

Die Prüfung der Ansichten des Hrn. N. wird dadurch erleichtert, daß er überall die Stellen, auf welche sie sich gründen, eingeschaltet hat, was übrigens auf eine so geschickte Weise geschehen ist, daß sich das Ganze keineswegs so unangenehm liest, als es bey andern Werken, in denen die Beweisstellen mit den Worten des Verfassers verbunden sind, oft der Fall ist. Das Nachschlagen des Einzelnen wird durch eine in Form einer Disposition vorausgeschickte Inhaltsangabe bequemer gemacht, welche so ausführlich und zugleich so übersichtlich ist, daß sie ganz geeignet ist, die Stelle eines Registers zu vertreten.

Nachdem Ref. sich hiemit über Zweck und Einrichtung des Werkes ausgesprochen hat, kann er nicht umhin, auch in die einzelnen höchst interessanten Untersuchungen einzugehen, und er glaubt damit nicht nur denen einen Dienst zu erweisen, welchen ein Studium derselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu ferne liegt, wenn er ihnen die Hauptresultate derselben vor Augen stellt, sondern auch den Männern vom Fache, welche denselben noch nicht die verdiente Berücksichtigung geschenkt haben, wenn er sie auf dieselben aufmerksam macht, und dadurch veranlaßt, zum Behufe einer genaueren Prüfung und der Vergleichung mit den Worten des Dichters, welche hier keine Aufnahme finden können, das Werk selbst zur Hand zu nehmen, welches namentlich denen, welche die homerischen Gedichte mit der Jugend zu lesen berufen sind, außer dem Genusse, den es durch die Gründlichkeit der Untersuchung und die geistvolle Anordnung und Durchführung derselben ihnen selbst verschaffen wird, bey dem Unterrichte, wenn es auch nur zu einzelnen Andeutungen benutzt wird, die Mittel an die Hand gibt, denselben mehr zu beleben, und dem besseren Theile der Schüler ein neues Interesse an dem Vater der Dichter abzugewinnen.

Zuerst tritt uns natürlicher Weise die Frage entgegen, welche Vorstellung von der Gottheit der Dichter in seinem Zeitalter vorfand? Auf eine vollkommen einleuchtende Weise wird dieselbe dahin beantwortet, daß die Vorstellung der von Homer geschilderten Menschheit von dem einzelnen Gotte einerseits immer vom Menschlichen aus, und nicht über das Menschenideal hinaus geht, daß sie aber andrerseits etwas Uebermenschliches haben will, was ihr nicht bey der unmittelbaren Natürlichkeit menschlicher Wesen stehen zu bleiben erlaubt, woraus sich im Leiblichen ein Aufsteigen von dem Maße des Menschlichen, im Geistigen ein Herabsteigen vom Gottesideal ergiebt, das sich nicht innerhalb einer bestimmten Gränze festzustellen vermag, sondern eine Reihe von Widersprüchen erzeugt, indem die Forderung des Menschengeistes in Absicht auf das Wesen seines Gottes weiter geht, als sein Vermögen, derselben durch Gebilde seiner eigenen Phantasie zu genügen.

Es werden nämlich den Göttern im Allgemeinen menschliche Maße und Verhältnisse gegeben, in einzelnen Fällen erscheinen sie aber gigantisch; sie bedürfen Schlaf und Nahrung, wie die Menschen, zur Erhaltung ihres Leibes, welcher aber nicht der grob irdische des Menschen ist, sondern nach der Grundvorstellung von der Gottheit ein unsterblicher seyn muß, weßhalb auch ihre Nahrung als eine solche gedacht wird, welche den Menschen nicht nährt, und gleichsam nur der Unsterblichkeit zur Stütze dient; die Thätigkeit ihrer Sinne und ihre Bewegung ist qualitativ die menschliche, quantitativ aber weit über diese erhaben.

Die Gottesidee erfordert die Eigenschaften der Allwissenheit und Allmacht. Theoretisch werden beyde den Göttern beygelegt, in der Thätigkeit der Einzelnen zeigt sich aber sehr oft das Gegentheil. Sie wissen nichts von Dingen, welche sie ganz nahe angehen, und sie bedürfen, um die besten Mittel und Wege in einem bestimmten Falle zu finden, des Nachdenkens, wie die Menschen, und im Handeln sind ihnen, und zwar nicht nur durch Zeus und die Moira, vielfach die Hände gebunden.

Dagegen sind sie, wenn auch nicht Schöpfer, doch Herren der Natur; auch das Leblose erkennt sie als Gebieter und huldigt ihnen; sie können Eingriffe thun in den Gang der unorganischen, wie der organischen Natur, die sie nach Belieben umzu-

schaffen vermögen, so wie sie dem Leblosen Leben zu verleihen im Stande sind, und sie thun Alles ohne die Mühe, welche es den Sterblichen verursachen würde. Jedoch sind sie keineswegs über alle Noth der Sterblichen erhaben, sie erdulden körperliche Schmerzen, und leben unter sich in Hader und Streit, und mancherley Sorgen preisgegeben; selbst sittlich erscheinen sie nicht frey, indem sie die Menschen verführen, beneiden oder ihnen gegenüber sich unversöhnlich zeigen, obgleich sie in ihrer Handlungsweise das Gute ehren und das Böse strafen.

Der wesentliche Unterschied des Gottes vom Menschen besteht in der Unsterblichkeit; mit dieser giebt der Gott sich selbst und sein innerstes Wesen auf; daher der höchste Schwur bey der Styx. Diese Unsterblichkeit einst erschaffener Götter ist aber nur zeitliche Fortdauer einer unzerstörbaren Leiblichkeit, die, ähnlich, wie der Leib des Menschen, wie schon oben bemerkt wurde, eine Nahrung von außen durch Nektar und Ambrosia bedarf. Sie macht also den Gott nicht zu einem sich selbst genügenden Wesen, sie erhebt ihn aber doch so weit über den Menschen, daß er dessen Schicksale und Zustände, im Einzelnen, wie in Bezug auf ganze Völker und Staaten zu leiten vermag, doch nicht immer ohne eigenes Interesse, und nicht ohne die Menschen vielfach zu bethören, woraus klar wird, daß das Dämonische bey Homer noch in das Göttliche eingeschlossen ist.

Was die einzelnen Götter betrifft, so läßt sich auch hier erkennen, wie die Menschheit sich nach dem Verluste der Erkenntniß des einen, wahren Gottes zunächst der Gewalt der Naturmächte preisgegeben fühlte, und nach und nach von diesen zur Verehrung anderer, mehr persönlicher, höherer Mächte übergieng, von denen sie sich dann beherrscht glaubte, ohne die Erinnerung, daß nicht immer die Mächte der Ordnung und Gesetzmäßigkeit walteten, gänzlich zu verlieren. Die gestürzten Naturgewalten erscheinen repräsentirt durch die Titanen, deren Ursprung nicht, wie bey Hesiod, von Uranos und Gaia, sondern von Okeanos und Tethys abgeleitet wird. Uranos erscheint bey Homer nicht als Person, wohl aber Gaia, der als männlicher Gott Helios zu entsprechen scheint, während der Selene nirgends, als einer Göttin, gedacht wird. Jene, wie die Gottheiten der Nacht, des Schlafes und des Todes, ferner Eos, und die Gottheiten der Gewässer und der Winde, sind in Zeus' Weltordnung mit aufgenommen, und stören dieselbe nicht. Sie werden aber nicht mit den Naturgegenständen, denen sie angehören identificirt, und zwar werden nicht diese, sondern der Gott, als das Ursprüngliche gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. In monatlichen Lieferungen.

(Schluß)

Trotz dem kann man das Werk nur mit Dank annehmen: es führt durch seine einzelnen Darstellungen die Hauptgegenden jenes merkwürdigen Landes mit ihren historischen Erinnerungen im Ganzen sehr treu und lebendig vor Augen.

Für die Fortsetzung des Werkes möchte besonders Zweyerley zu wünschen seyn: erstens, daß die Redaction für die Beschreibung der wichtigen Punkte Thüringens, welche noch nicht dargestellt sind, z. B. Freyburg, Pforte, Jena, Rudolstadt, auf der andern Seite Querfurt, Beichlingen, Memleben, Wendelstein; ferner Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach u. s. w. (denn durch die Beschreibung von Sondershausen und Sangerhausen ist das Werk auch für jene Städte verbindlich gemacht) Männer suche, welche der Sache gewachsen seyen — ein Geschäft, welches bey der großen Anzahl gelehrter Schulen in Thüringen, an welchen zum Theil sehr gelehrte Forscher arbeiten, nicht schwierig seyn kann; und zweytens: daß die bisherigen Mitarbeiter für das Werk vor Allem das immer im Auge haben, was wirklich von Bedeutung ist: das historische und antiquarische Element, und daß sie, wo dabey Gegenden zu schildern sind, die Aeußerung subjectiven Gefühls mehr als in diesen Arbeiten in Maaß und Schranken halten. Die einzelnen Darstellungen werden dadurch zugleich gründlicher und anziehender und so das Ganze in seinem Werthe bedeutend erhöht werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nr. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die homerische Theologie, in ihrem Zusammenhange dargestellt von Carl Friedrich Nägelsbach, Professor am K. B. Gymnasium zu Nürnberg.

(Fortsetzung).

Unter den Gottheiten der Gewässer wird dem Proteus und Atlas eine besonders genaue Betrachtung gewidmet, aus welcher auf eine jedenfalls sehr scharfsinnige Weise das Resultat gezogen wird, daß beyde Repräsentanten der Schiffahrt seyen, jener, mit seiner Tochter Eidothea, im Osten, der Heimath der Schiffahrt; dieser, mit seiner Tochter Kalypso, im Westen, wohin die Schiffahrt nur mit großer Gefahr zu dringen vermag. Uebrigens verwahrt sich Hr. N. gegen die Ansicht, als müsse Homer von dieser Bedeutung der Mythe ein Bewußtseyn gehabt haben, und nimmt an, daß dieß einer der Punkte sey, in denen der Dichter mehr sage, als er wisse.

Als ein Gegensatz zu diesen Naturgottheiten erscheinen die Götter unkörperlicher Zustände, Eris, Phobos u. dgl. Sie sind nicht wirkliche Personen, sondern nur allegorische Personificationen des abstracten Begriffs, mit dem sie eins sind.

Dieser pantheistischen oder pandämonistischen Seite der homerischen Weltanschauung steht als herrschende Richtung die polytheistische gegenüber, welche den Gott von der Welt und ihren Zuständen zu befreyen sucht, so daß er, weder Symbol noch Allegorie, ein Individuum wird, welches das, worin sich seine Wirksamkeit im Besondern äußert, als Amt und Beruf übt; doch auch thun kann, was an sich einer andern Gottheit zusteht. Die einzelnen Götter erscheinen gegen einander in dem Verhältnisse eines politisch gegliederten Staates; die olympischen Götter bilden als die βασιλῆες eine βουλή; dieser steht als ἀγορά die Versammlung sämmtlicher Götter zur Seite, zu welcher auch die Flußgötter und Nymphen geladen werden. Das herrschende Princip ist das aristokratische. Zeus ist der stärkste und mächtigste, der eigentliche König, gegen den aber andere Götter beständig ankämpfen, indem sie sich der Unterordnung zu entziehen suchen, zunächst Here, die gleichberechtigte Gattin und Schwester, welche ihm Ares, den Krieg gebar, und sich als die schwächere beständig mit Poseidon und Athene gegen ihn verbindet, von denen jener als Bruder rechtlich Ansprüche auf Gleichheit und Selbständigkeit macht, diese, die vorgezogene Lieblingstochter des Zeus, die er gewähren zu lassen nicht umhin kann, seine von ihm ausgeschiedene, persönlich gewordene Metis, oft auch für ihn und mit ihm zusammen wirkt. An diesem Kampfe, der nur in der Ilias hervortritt, nimmt Apollo, den die Zenodotische Lesart (Il. α. 400.) statt Athene unter den Gegnern des Zeus nennt, keinen Antheil. In voller Willenseinheit mit diesem, seine Unterordnung stets erkennend, ist er das Organ des Zeus für die Menschen, als Weissager.

Diesen Hauptgöttern schließen sich andere an, wie dem Ares, dem kampfrüstigen und streitsüchtigen Sohne des Zeus und der Here, als Gegenbild Hephaistos, der lahme und versöhnende; dem Apollo, dem Geschlechte nach gegenüberstehend, Artemis; dem Zeus und der Here, die der Erhaltung und Vermehrung der Familie vorstehen, in ähnlicher Sphäre Aphrodite, als Vorsteherin der sinnlichen Seite des Geschlechtsverhältnisses; dem Zeus, als Götterkönig, sein politisch exekutives Organ, Hermes. Die letzteren vier, welche als Kinder des



Zeus in ihren Bereichen eigentlich nur den Götterkönig repräsentiren, erscheinen nur als Ausfluß seines Wesens; aber auch die Thätigkeiten der übrigen werden auf Zeus, als deren Urquell, zurückgeführt, worin sich eine der homerischen Weltanschauung eingepflanzte monotheistische Tendenz verräth.

Die übrigen olympischen Gottheiten reihen sich den genannten als weniger individualisirte Genien an, oder dienen zur Vervollständigung der olympischen Hofhaltung. Von den nicht olympischen, oberweltlichen Gottheiten erscheinen Demeter und Dionysos als wirkliche Götter.

Von den Mysterien des ersteren hat aber Homer keine, und von den Orgien des zweyten nur eine geringe Kunde. In der Unterwelt sind Aides und Persephone, welche bey Homer nicht als liebliche Jungfrau, sondern nur als furchtbare Beherrscherin der Todten erscheint, dasselbe, was Zeus und Here im Olymp sind. In ihrem Dienste stehen die Erinnyen, welche Hr. N. als die Rächerinnen des Frevels, der die natürliche Weltordnung zu zerstören droht, dem Abschnitte über „die praktische Gotteserkenntniß" (S. 226 f.) aufbehalten hat.

Zu einer eben so interessanten, als gründlichen Untersuchung giebt Hrn. N. die Moira Veranlassung. Er findet, nach Betrachtung des Gebrauches der Wörter αἶσα und μοῖρα, daß sie eben so wohl mit Zeus identisch erscheint, als diesem übergeordnet, so daß er und die übrigen Götter als Vollstrecker ihres Willens und ihrer Werkzeuge auftreten und das ὑπέρμορον verhindern, welches durch eine übermäßige Anstrengung der menschlichen Kraft herbeygeführt wird, der die Moira selbst, als eine unpersönliche Macht, nicht zu widerstehen vermag, und er erkennt in dem Glauben an eine Moira, die ihre Persönlichkeit nur in dem höchsten Gotte findet, einen weiteren Versuch, das Bedürfniß des Menschengeistes nach monotheistischer Weltanschauung zu befriedigen. Die Κῆρες werden mit Nitzsch nicht als eigentliche Schicksalsgottheiten, sondern nur als Personificationen der Todesarten dargestellt.

Hierauf bietet sich die Frage dar: Wie ist der Dichter zu seinem Wissen von der Gottheit gekommen? Hr. N. bahnt sich den Weg zu deren Beantwortung dadurch, daß er untersucht, worauf bey demselben überhaupt das Wissen beruht. Er erkennt bey ihm als Grund desselben durchaus nur die Erfahrung und schließt daraus, daß dem homerischen Menschen sein Wissen von der Gottheit als ein rein historisches, durch den Verkehr der Götter mit der Menschenwelt entstandenes gelten müsse. Dieser Verkehr der Götter mit der Menschenwelt ist in steter Abnahme begriffen. Zur Zeit, welche der Dichter besingt, geschehen keine Vermählungen mehr und den greisen Peleus hat seine göttliche Gemahlin Thetis bereits verlassen; ein persönlicher Verkehr der Götter mit den Menschen, wie er bey Minos Statt fand, welcher der Redegeselle des Zeus hieß, ist bereits zur Ausnahme geworden; zur Zeit des Dichters selbst aber ist er ganz erloschen. Was dieser davon weiß, ist ihm aus der Vorzeit durch die von Munde zu Munde gehenden Geschichten zugekommen, die er mit Hülfe der Muse fixirt.

Zu der von dem Dichter besungenen Zeit bedient sich Zeus zum Verkehre mit den Menschen der Athene und des Apollo, oder des Hermes und der Iris, welche letztere bloß zur Verkündigung des Willens des Göttervaters gebraucht wird, während die andern bey Vollziehung der ihnen gegebenen Aufträge selbst handelnd auftreten. Die übrigen olympischen Götter verkehren nur höchst selten mit den Menschen, die nicht olympischen gehen aber ganz gewöhnlich menschliche Verbindungen mit ihnen ein.

Die Götter verkehren aber mit den Menschen theils unverwandelt, meist sichtbar, nur Einzelnen hier und da sichtbar, theils verwandelt, momentan beym Kommen und Verschwinden, oder dauernd, in Thier- und Menschengestalt, indem sie die letztere bald nur als Hülle gebrauchen, bald der angenommenen Persönlichkeit gemäß handeln. Der Mensch erkennt den Gott leicht, wenn dieser sich nicht absichtlich unkenntlich macht, was auf eine gewisse Vertrautheit des Menschengeschlechtes mit den Göttern hindeutet.

Sie geben ihren Willen aber auch kund durch Wahrzeichen, selten durch widernatürliche Wunder-

erscheinungen, öfter durch Donner und Blitz, den Regenbogen, Adlerflug, was von dem Glauben an unmittelbar göttlichen Ursprung solcher Erscheinungen und an die stete Achtsamkeit der Götter auf das Geschick der Menschen zeugt. Die Deutung ist in vielen Fällen von selbst gegeben, in anderen muß die Kunst der Mantik zu Hülfe genommen werden, die in Folge unmittelbarer Eingebung geübt wird. Das Wahrzeichen kann aber dadurch seine Bedeutung verlieren, daß höhere Mächte entgegen treten, daß es der Mensch für zufällig hält, daß es doppeldeutig ist, oder daß die Gottheit den Menschen dadurch irre führen will; daher fühlt er das Bedürfniß, weitere Offenbarungen der Gottheit aufzusuchen; er findet sie in der Ὄσσα, dem Gerüchte, dessen Ursprung nicht zu erforschen ist, und in den Träumen; ferner in Ahnungen, welche namentlich vor dem Tode eintreten, oder durch einen Wahrsager, der durch Zeus und Apollo inspirirt ist, und mit der Gottheit so in Verkehr tritt, daß er zu ihr emporgehoben wird, nicht sie zu ihm hernieder steigt; endlich selbst durch redende Thiere. Höheren Glauben haben die Orakel, die jedoch bey dem Dichter noch sehr zurücktreten. Die sichersten Offenbarungen des Willens der Götter liegen aber in ihren Werken, in dem Gange der Ereignisse, und diese Art der Offenbarung bildet gleichsam den Uebergang zum Christenthum, in welchem sie die unterste Stuffe einnimmt.

Ferner ergiebt sich nun die Frage, von welchem Einflusse auf das Leben und die Handlungen der Menschen diese Gotteserkenntniß und Offenbarung ist? Die Offenbarungen enthalten keine Lehre und allgemein gültige Vorschrift; die Menschen müssen also ihr Verhalten nach ihrem Bewußtseyn vom Göttlichen oder nach dem Gewissen einrichten. Der Mensch fühlt sich zunächst durch sein Bedürfniß von der Gottheit abhängig; die Anerkennung dieser Abhängigkeit spricht er durch das O p f e r aus, dessen Vollbringung ein Zeichen gottesfürchtiger Gesinnung ist. Das Opfer wird, so fern es ein öffentliches ist, durch den Priester gebracht; es kann aber auch durch andere vollzogen werden, da die Priester, deren Bestimmung jederzeit eine locale ist, nicht die einzigen Vermittler zwischen den Göttern und Menschen sind, und keineswegs eine geschlossene Kaste bilden.

Den häuslichen Cultus übt dagegen der Hausvater aus. Ein Bewußtseyn von der Wahrheit, daß das reinste Opfer das des eigenen Willens sey, ist dabey nicht vorhanden; wo sich Beyspiele von Verläugnung des eigenen Willens dem göttlichen gegenüber finden, sind sie nicht von eigennützigen Motiven frey. Zuversicht und Vertrauen auf die Macht der Götter hegen aber pflichtmäßig auch die stärksten Helden. Dieß ruft das G e b e t hervor, in welchem die Bitte die Hauptsache ist, deren Erhörung den Göttern oft wie eine Art von Pflicht nahe gelegt wird; doch fehlt die Garantie dafür, da sie von subjectiver Zu= oder Abneigung abhängt, weßhalb sich bey dem Menschen nicht eine freye Ergebung in den göttlichen Willen findet, die ein Pietätsverhältniß erzeugen könnte, sondern nur eine passive Ergebung, die sich im Unmuth bisweilen in ein Schelten gegen die lieblose Gottheit umkehrt, der übrigens noch die Moira zur Seite steht, welcher gegenüber nur starre und dumpfe Resignation statt findet. Die Pietät gegen die Gottheit im Allgemeinen wird noch dadurch zu nichte gemacht, daß der Mensch im Vertrauen auf den einzelnen Gott, dem er sich ergeben hat, oft die andern gering achtet, ja sogar sich thätlich an ihnen vergreift.

Andern Menschen gegenüber erscheint die Handlungsweise bestimmt durch das eigene Gewissen, die Scheu vor den Menschen und die Furcht vor den Göttern. Die Sphären des Rechts, der Sittlichkeit und der Religion sind noch nicht geschieden. Eine Haupttugend ist aber die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die religiös bekräftigt wird durch den S c h w u r, dessen Verletzung die höchste denkbare Strafe in Aussicht stellt. An diese Ehrlichkeit schließt sich das nackte Hervortreten der Leidenschaften an, von welchem H. N. im Folgenden handelt, wo er die Handlungsweise der von Homer geschilderten Menschen in ihren allgemeinen profanen Verhältnissen zu anderen Menschen betrachtet. Daran reiht sich die Betrachtung derselben im Pietätsverhältniß außerhalb des sittlichen Institutes an, wo von der Freundschaft, von der Achtung vor den gottgelehr-

ten Sängern, vor dem Alter und vor den Todten die Rede ist; ferner innerhalb des sittlichen Instituts, in der Familie, dem Staate und den Völkerverbindungen; endlich die Erörterung des sittlichen Berufes des Mannes, welcher in der Tapferkeit gefunden wird.

Diese Untersuchungen ins Einzelne zu verfolgen, würde uns zu weit führen, da sie zu der eigentlichen Aufgabe des Buches nicht in unmittelbarer Beziehung stehen. Jedoch ist Ref. weit entfernt, die Aufnahme dieser Untersuchungen in den Abschnitt „über die praktische Gotteserkenntniß“ Hrn. N. zum Vorwurfe zu machen, da er, gewiß nicht mit Unrecht, die ganze Gestaltung der menschlichen Lebens-Verhältnisse als aus dem Gottesbewußtseyn hervorgehend betrachtet, und demnach sich um so mehr veranlaßt sehen mußte, dieselben hier zu beleuchten, da im folgenden Abschnitte „von der Sünde und Sühnung,“ dessen engen Zusammenhang mit der Hauptuntersuchung niemand in Abrede stellen wird, das Einzelne großentheils auf diesem beruht, indem, wie dort gezeigt wird, die Sünde nach der Ansicht des Dichters nicht sowohl in dem Uebermuthe eines die Gottheit beleidigenden, mit ihr in die Schranken tretenden Menschen, als in der Verletzung der sittlichen Weltordnung liegt. Als Ursache derselben erscheint die Bethörung (ἄτη), welche von den Göttern ausgeht; doch sucht das Gewissen des Menschen eine andere Quelle derselben im Menschen selbst; und erkennt an, daß, wenn auch der sittliche Charakter des Menschen durch Herkunft und Schicksale im Allgemeinen bestimmt wird, doch diejenige Macht, welche die mögliche Sünde zur wirklichen macht, das Ich selbst ist, so fern es sich lossagt von den göttlichen Ordnungen und sich selbst zum Gesetze seines Thuns macht, wodurch das an sich untadelige Selbstgefühl gesteigert wird zur Selbstsucht, welche weder Satzungen der Götter, noch Rechte der Menschen scheut, wenn es gilt, dem eigenen Ich genug zu thun. Dieß tritt nach dem Dichter dann ein, wenn der Mensch nicht fähig ist, seinen hochherzigen Sinn zu bezwingen, wie dieß vor Allem bey Achilles der Fall ist.

Wer die Collision dieser Selbstsucht mit der göttlichen Weltordnung meidet, bewahrt sich vor der Sünde, und dazu fordert auf das Beyspiel der Götter, der Zorn derselben im Uebertretungsfalle, und die aus der von den Göttern verhängten Wandelbarkeit der menschlichen Dinge hervorgehende Pflicht der Demuth, (um den oben besprochenen Ausdruck hier mit Hr. N. zu gebrauchen). Ferner tritt den selbstsüchtigen Bestrebungen des Einzelnen auch das menschliche Gesammt-Gewissen, das Bewußtseyn des Rechten, das im Menschen lebt, als Motiv, die Sünden zu scheuen, gegenüber, so wie auch das eigene sittliche Gefühl. Dieselben Rücksichten geben auch einen positiven Antrieb zur Vollbringung des Rechten, doch treten auch Motive der bloßen Nützlichkeit dabey hervor. Die begangene Sünde wird meistentheils auf die Bethörung von Seite der Götter geschoben; doch kann der Mensch der Zurechnung nicht entgehen. Die göttliche Strafgerechtigkeit dient zum Stachel des Schuldbewußtseyns. Die Strafe dient sowohl zur Vergeltung als zur Abschreckung; abgewendet wird sie durch die Sühnung, welche Unterlassung, oder wo möglich Gutmachen des Vergehens, Opfer und Gebet erfordert, wobey noch gewisse symbolische Gebräuche vorkommen. Bey jedem Sühnopfer ist aber, wenn nicht besondere Weisungen durch Wahrsagung u. dgl. zu Grunde liegen, nur die Möglichkeit der Vergebung vorhanden, da diese von der Laune der Götter abhängt, das menschliche Leben erscheint also als ein Leben ohne Gewißheit der Gnade.

Ueberhaupt ist das Leben der homerischen Menschen, so reich an Lust und Genuß es auch außer dem Kampfe zu seyn scheint, wegen des Mangels einer Vorsehung, welche die Schicksale des Menschen endlich zum Besten leitet, nichts als ein haltloser Wechsel von Freud und Leid, der zwar theilweise in ihrer Hand liegt, so fern sie das Unglück durch ihre Schuld herbeyführen, ja in einzelnen Fällen sogar ihr Schicksal selbst wählen dürfen, im Allgemeinen aber sie zu einem Spiele des Geschickes macht, ohne daß sie sich der Liebe und Gerechtigkeit eines weisen Willens getrösten können, der ihnen statt des Begehrten das Gemäße gäbe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nr. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rettung der aristotelischen Poetik. Ein kritischer Versuch von H. Düntzer. Amica veritas. Braunschweig, Verlag von H. C. E. Meyer sen. 1840. IV. 239.

Die Münchner Gel. Anzeigen haben von der neuen Behandlung der aristotelischen Poetik durch Hrn. Ritter gleich nach dem Erscheinen seiner Ausgabe Kunde gegeben *) und nachgewiesen, daß eine Kritik in diesem Geiste unternommen, nicht zur Erkenntniß des Autors, wohl aber zur Vernichtung des Bestehenden führe, dazu jedoch nicht im Werke selbst irgend eine gegründete Veranlassung liege, sondern nur Vorurtheil und Mangel an Einsicht auf solche Abwege geleitet habe; daher denn auch Entstehung und Fortbildung eines jeden Irrthums aufgedeckt werden könne. Uns schien dieses Verfahren strenge zu ahnden, weil es von einem Philologen ausgegangen war, der sich in der Erklärung der Schriften des Alterthums nie von der erforderlichen Besonnenheit entfernen soll; daß Hr. Gruppe in seiner Ariadne ähnliche Interpolationen in der Poetik gefunden zu haben glaubte, konnte stillschweigend übergangen werden; dieser ist nicht Gelehrter vom Fache, sondern Dilettant und sein Buch eine Fundgrube von Irrthümern, dessen Namen unwillkührlich an das Labyrinth erinnert, worin man sich so leicht ohne einen rettenden Faden zu erblicken, verirrt. Als Zeugniß unserer Behauptung haben wir einige von den Stellen, auf welche Hr. Ritter das bedeutendste Gewicht legte, näher erläutert, und die vermeynten Schwierigkeiten, welche die Unächtheit begründen sollten, einfach gehoben, dabey aber bemerkt, daß eine vollständige Widerlegung aller Vermuthungen den Umfang eines Buches erfordern würde. Die Richtigkeit dieser Angabe ist jetzt durch Hrn. Düntzer thatsächlich bestätiget; einen andern Ausspruch aber des Ref., daß eine solche Widerlegung nicht nothwendig sey, ließ der jugendliche Eifer des Verfassers, der auch auf diesem Gebiete sich zeigen zu können hoffte, nicht gelten. Wir wenigstens zweifeln, daß er sich seine Aufgabe recht deutlich gemacht hat. Polemische Schriften der Art wirken des Guten wenig, und größer ist der Nachtheil; schon das ist ein Uebel, daß die Masse immer zunimmt, und ein aufmerksamer Leser der aristotelischen Poetik genöthigt ist, alles was seine Vorgänger ihm überliefert haben, kennen zu lernen; dadurch wird das Studium erschwert und nur im Falle schwierige Fragen zur völligen Entschiedenheit gebracht sind, bedarf es keiner Entschuldigung. Daß durch seine Arbeit dieses geleistet sey, weiß Hr. D. mit liebenswürdiger Naivität und Bescheidenheit auszusprechen:

> Freylich wird man sagen können, wir hätten diese Arbeit eher einem der tüchtigern Kenner der aristotelischen Philosophie überlassen sollen; aber diese haben auf die Poetik weniger das Augenmerk gerichtet und vielleicht hat auch unsere sorgfältige Betrachtung der Schrift, wie es in der Wissenschaft zuweilen der Fall ist, sich eines besondern Glückes zu erfreuen. Dankbar werden wir die Belehrung der Kenner des Aristoteles entgegen nehmen und uns freuen, sollten sie unserer Auffassung der Poetik ihren Beyfall schenken.

Ehe der Verfasser zur Erklärung der Poetik übergeht, wird das Verhältniß dieses Buches zu einem andern Werke des Aristoteles περὶ ποιητικῆς in drey Büchern auf folgende Art festgestellt: diese drey Bücher handelten: 1) über den Ursprung der Poesie aus dem Innersten der menschlichen Natur überhaupt, über den Unterschied zwischen dem

*) Gel. Anz. 1839. Nr. 47 — 50.

wahnsinnigen, begeisterten und besonnenen Dichter. 2) Ueber die Gefühle und Empfindungen, welche die Poesie zu erregen hat, über die κάθαρσις, das lächerliche u. s. w. 3) Ueber poetische Darstellung und Sprache, die διάνοια und λέξις.

(Schluß folgt.)

Die homerische Theologie, in ihrem Zusammenhange dargestellt von Carl Friedrich Nägelsbach, Professor am K. B. Gymnasium zu Nürnberg.

(Schluß.)

Um so verwundender trifft sie der Schmerz, obgleich sie denselben mit einem gesunden, von Empfindeley freyen, Gefühle aufnehmen, und nöthigt sie zur tiefen Klage über das Elend des Einzelnen, wie des Geschlechtes, zumal da sie das Unglück als Folge des göttlichen Zornes betrachten, von dem sie nicht wissen, ob sie ihn zu versöhnen vermögen, aber sich sagen müssen, daß sie ihn, zum Theil durch die Götter selbst verführt, verdient haben. Daher heißen die Sterblichen, den seligen Göttern gegenüber, δειλοὶ βροτοί, und die Verstorbenen καμόντες, welche gelitten haben. In diesem alles wahren Trostes beraubten Zustande gewährt der Tod, als eine alles Leid wenigstens negativ überwindende Macht, die einzige feste Hoffnung, weßhalb sich Unglückliche nicht selten den Tod wünschen, ja sogar in Manchen der Gedanke des Selbstmordes sich regt. Allein der Tod macht in so fern nach ihrem Glauben nur noch unglücklicher, als er Selbstbewußtseyn und Persönlichkeit ganz vernichtet. In den Hades geht nämlich nur die ψυχή, das Princip des animalischen Lebens, das geistige Leben hat ein körperliches Princip, die φρένες, und ein unkörperliches, θυμός, welches aber, wie die nach Bethätigung strebende Kraft, μένος, und die Denkkraft, νοῦς, so enge mit jenem zusammenhängt, daß mit dem Tode des Körpers auch alles geistige Leben aufhört. Die Abgeschiedenen sind Schattenbilder, die nur durch den Genuß des Blutes augenblicklicher Wiederbelebung fähig sind. Das Unerklärliche der Geisterwelt führt dabey auf manche Widersprüche; sie haben etwas Leibliches, das mit dem Schwerte abgewehrt werden kann; es wird ihnen gewissermassen eine geistige Existenz zugeschrieben, wenn Minos unter ihnen als Richter auftritt, und sie erscheinen als höhere Wesen, so ferne ihnen Spenden, ähnlich wie den Göttern, dargebracht werden; endlich ist eine Theilung zwischen Tod und Unsterblichkeit der Zeit nach möglich, wie bey Castor und Polydeukes, oder dem Orte nach, wie bey Herakles, dessen Leib, der als das wahre Ich angesehen wird, bey den Göttern, das εἴδωλον aber im Schattenreiche wohnt; ja der Mensch kann auch ganz unsterblich gemacht werden, wie Menelaus, der lebendigen Leibes in die elysischen Gefilde versetzt wird; worin sich die Sehnsucht nach unsterblichem, unvergänglichem Wesen und die Ahnung einer wirklichen Unsterblichkeit des Menschen aufs deutlichste kund giebt.

Hiermit schließt das Werk. Da Ref. nicht im Stande war, die in demselben niedergelegten mühevollen Untersuchungen so bis ins Einzelne zu verfolgen, daß er dafür stehen könnte, daß auch nicht eine Stelle aufzufinden wäre, welche denselben in einem Hauptpuncte eine andere Wendung geben könnte, so maßt er sich nicht an, ein allgemeingültiges Urtheil über dasselbe fällen zu wollen, obgleich er für seine Person in die Gründlichkeit und Redlichkeit des Verfassers ein zu festes Vertrauen setzt, als daß er glauben könnte, dieser habe, bey seinen umfassenden Vorstudien, auf dem bestimmt abgegränzten Felde etwas Bedeutendes ganz übersehen, oder gar, als für seine Ansicht nicht passend, absichtlich bey Seite gelassen. Ref. kann also nur sagen, daß er sich durch das hier Ausgesprochene nicht nur im Allgemeinen sehr angezogen fühlte, und manchfache Belehrung aus demselben schöpfte, sondern auch in einzelnen Fällen, wo er Hrn. N. nur mit einem gewissen Widerstreben folgte, bey einer weiteren Untersuchung des Gegenstandes nicht auf die Nothwendigkeit, von der hier aufgestellten Ansicht abzugehen, geführt wurde. Ein solcher Punct ist die Annahme der wirklichen Verwandlung der Götter in Thiergestalten. Einzelne Stellen scheinen hier eine entgegengesetzte Ansicht zu begründen, so

Od. α. 320 ὄρνις δ᾽ὣς ἀν᾽ ὀπαῖα διέπτατο, verglichen mit Od. ζ. 20 ἡ δ᾽ ἀνέμου ὡς πνοιὴ ἐπέσσυτο δέμνια κούρης, von welcher Stelle Hr. N. S. 15 selbst sagt, es sey hier nur die Vorstellung der Unkörperlichkeit eines Traumbildes auf die Göttin übergetragen, und mit Il. ν. 531. Μηριόνης δ᾽ἔξαυτις ἐπάλμενος αἰγυπιὸς ὥς. Eben so Il. η, 58 f. Κὰδ δ᾽ ἄρ᾽ Ἀθηναίη τε καὶ ἀργυρότοξος Ἀπόλλων Ἑζέσθην, ὄρνισιν ἐοικότες αἰγυπιοῖσιν, verglichen mit Il. ε. 781 f. Ἕστασαν . . . Εἰλόμενοι, λείουσιν ἐοικότες ὠμοφάγοισιν. Nicht so fügt sich aber, wie auch Hr. N. bemerkt, einer andern Erklärung die Stelle: Od. χ. 240 f. Αὐτὴ αἰθαλόεντος ἀνὰ μεγάροιο μέλαθρον Ἕζετ᾽ ἀναΐξασα χελιδόνι εἰκέλη ἄντην, wo sich etwa nur der Ausweg denken ließe, daß statt ἄντην ein auf ἀναΐξασα bezogenes Wort da gestanden habe, ähnlich, wie es φ, 411, von der Bogensehne heißt: Ἡ δ᾽ὑπὸ καλὸν ἄεισε χελιδόνι εἰκέλη αὐδήν. Dazu kommt noch, daß in der eben angeführten Stelle das Verbum ἑζέσθην nicht nachdrücklich genug ist, daß man bey der Annahme einer bloßen Vergleichung die Worte ἐοικότες αἰγυπιοῖσιν darauf beziehen könnte, so daß man vielmehr für diesen Fall noch ein Wort erwartete, welches das Herabspähen auf die Kämpfer bezeichnete, wie es in der dieser gegenüber angeführten Stelle heißt: λείουσιν ἐοικότες ὠμοφάγοισιν ἢ συσὶ κάπροισιν τῶν τε σθένος οὐκ ἀλαπαδνόν. Es ist daher der Annahme solcher Verwandlungen nicht wohl auszuweichen, und dieß als eine der Sonderbarkeiten zu betrachten, zu welchen die Voraussetzung der Leiblichkeit der Götter hinführte. Athena und Apollo wollen den Kampf aus der Nähe überschauen, dieß können sie nur in der Vogelperspective, von einem hohen Puncte auf dem Schlachtfelde aus, oder in der Luft schwebend; Beydes läßt sich mit den menschenähnlichen Körpern der Götter nicht wohl vereinigen; sie werden daher als Vögel auf einem Baume sitzend gedacht, und so auch in andern Fällen, indem ihnen immer die Gestalt beygelegt wird, welche zu der Thätigkeit oder zu dem Zustande, den sie beabsichtigen, am beßten paßt. Dahin rechnen wir ferner die Erklärung der Worte Il. ε. 845 f. αὐτὰρ Ἀθήνη δῦν᾽ Ἄϊδος κυνέην, als sprichwörtliche Redensart, nach Art des: λάϊνον ἕσσο χιτῶνα (Il. γ, 57), da die Analogie der Tarnkappe im Nibelungenliede hier auffordert, an eine wirkliche unsichtbar machende Bedeckung zu denken, die dazu diente, daß die Göttin sich vor dem Gotte verbergen konnte, während sie sich vor den Menschen auch ohne dieselbe unsichtbar oder unkenntlich machen konnte. Allein die übereinstimmende Erklärung der Scholiasten, hier und bey Hesiod (Scut. 227, eine Stelle, welche an sich eben so gut gegen, als für die Ansicht des Hrn. N. gebraucht werden könnte), und der Umstand, daß Athene den Helm mitten im Kampfe hätte aufsetzen müssen, ohne daß der Dichter nach seiner sonstigen Weise angiebt, daß sie ihn mit sich genommen hätte, erlaubt, außer den von Hrn. N. angegebenen Gründen, kaum an etwas anderes zu denken, als an eine nebelartige Umhüllung, wie sie nach dem Scholiasten des Hesiod dort ebenfalls Athena dem Perseus verlieh. Apollodorus dagegen (Biblioth. I. 6. 2. §. 5. Ἑρμῆς δὲ τὴν Ἄϊδος κυνέην ἔχων κατὰ τὴν μάχην Ἱππόλυτον ἀπέκτεινεν) scheint an den wirklichen Helm des Hades zu denken, den dieser (cf. I. 2. 1. §. 3.) von den Kyklopen erhalten hatte.

Daß sich Ref. nicht in allen Einzelheiten der Ansicht des Hrn. N. anschließen kann, läßt sich leicht denken. So S. 218, wo es sich um die Sittlichkeit der Frauen bey Homer handelt und Hr. N. auf die auffallende Erscheinung zu sprechen kommt, daß fremde Gäste von den Frauen und Töchtern des Hauses gebadet zu werden pflegen, und dieß so zu erklären sucht, daß er annimmt, der Badende habe sich erst in eine Wanne mit kaltem Wasser gesetzt, aus der er nur mit Haupt und Schultern herausgeragt habe, die Bedienende habe ihn darauf mit warmem Wasser über Haupt und Schultern begossen, und ihm dann die Kleider hingelegt, die er bey dem Heraussteigen angezogen habe. Hr. N. beruft sich nämlich auf die Analogie des Fußbades, welches Eurykleia (Od. τ, 386) dem Odysseus bereitet, um zu beweisen, daß zuerst kaltes Wasser in der Wanne war, wenn der Badende

hineinstieg. Allein dort wird nicht gesagt, daß Odysseus erst die Füße in das kalte Wasser gestellt, und Eurykleia dann das warme Wasser nachgegossen habe, sondern nur, daß sie bey der Mischung zuerst kaltes, dann warmes Wasser in das Becken gegossen habe; ferner hätte, wenn die Wanne fast ganz mit kaltem Wasser angefüllt gewesen, und über Kopf und Schultern (nach Od. κ. 362) zu einer angenehmen Temperatur gemischtes Wasser übergegossen worden wäre, für das ganze Bad nicht der rechte Wärmegrad erreicht werden können. Es ist also auch abgesehen davon, daß das Wasser in einer Wanne eben nicht als Umhüllung betrachtet werden kann, das Räthsel hiermit noch nicht gelöst. Wenn sich aber in den einzelnen Stellen keine Spur von Badgewändern findet, und das λοῦσε sich auch nicht wohl für λοῦσαι ἐκέλευσε nehmen läßt, wie läßt sich dann dieses Verfahren der Verschämtheit gegenüber, welche Odysseus (ζ. 221) vor den Dienerinnen der Nausikaa beweist, so daß uns nicht wohl verstattet ist, das Ganze als aus der Einfachheit der Sitten zur Zeit Homers hervorgehend zu betrachten, auf eine einiger Massen einleuchtende Weise erklären? Will man nicht, wozu das Erscheinen des Odysseus vor der Nausikaa und ihren Dienerinnen (ζ. 128) zu berechtigen scheint, an eine partiale Badekleidung denken, so bliebe noch übrig, daß man sich die Wannen bedeckt vorstellte; wogegen sich freylich auch das Stillschweigen des Dichters geltend machen ließe.

Doch wir wollen denen, welche dieses Werk allein durch diese Blätter kennen lernen, den Eindruck der in demselben mitgetheilten Untersuchungen nicht durch Besprechung solcher Einzelnheiten und Kleinigkeiten verkümmern, welche, ob richtig oder unrichtig, an dem Werthe des Ganzen wenig ändern. Daß dieser hoch anzuschlagen sey, wird niemand in Abrede stellen; denn, wenn auch das hier Besprochene schon mehrfach gelegentlich angeregt, und theilweise schon auf eine befriedigende Weise behandelt worden ist, so geschah dieß doch nirgends in dieser bestimmten Beziehung auf unsern Dichter, was allein möglich macht, die Betrachtung nach allen hier zu berücksichtigenden Seiten hinzuwenden, oder in diesem Zusammenhange, wie hier; und dieser Zusammenhang ist es gerade, welcher die Aufhellung noch so vieler einzelner Puncte bey weitem überwiegt. Es erscheint uns nämlich hier gleichsam ein Stadium vor die Augen gestellt, welches das Gottesbewußtseyn in der Heidenwelt durchlief, und zwar bey dem Volke, welches das Höchste erreicht hat, zu dem der Mensch ohne Erkenntniß des einen, wahren Gottes gelangen kann; und zu einer Zeit, in welcher die Entwickelung der Gotteserkenntniß noch frey, in dem Gesammtbewußtseyn des Volkes begründet, nicht durch Theoreme und Philosopheme Einzelner von ihrem, so zu sagen, naturgemäßen Gange abgeleitet war; es wird uns ferner das scheinbare Spiel der griechischen Götterlehre als ein ernstes Suchen nach dem verlorenen, wahren Gotte dargestellt, und, werden diese Untersuchungen weiter fortgesetzt, so wird dadurch vorzüglich das Alterthum dem Christenthum gegenüber in das rechte Licht gestellt, so daß es diesem nur zur Folie dient, indem es zeigt, daß selbst der mit den schönsten und reichsten Gaben ausgerüstete Menschengeist nicht im Stande ist, zu der Erkenntniß vorzudringen, welche durch die Offenbarung uns verliehen worden ist; und in Folge dessen müssen auch die Klagen derer verstummen, welche die Philologie als der Theologie feindselig hinstellen, und in dem Lesen der Alten mit der Jugend eine Gefahr für die religiöse Bildung derselben erblicken.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nr. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Rettung der aristotelischen Poetik. Ein kritischer Versuch von H. Düntzer.

(Schluß.)

Dagegen sey unser vorliegendes Buch eine ganz selbständige Schrift; daher erkläre sich, warum Einzelnes übergangen sey, wie die κάθαρσις, nämlich weil Arist. diese bereits ausführlich in jenen drey Büchern dargelegt habe. Dagegen behandle Ar. hier die Composition der Dichtwerke und halte sich deßhalb hauptsächlich an den Mythos, der die Seele der ganzen Composition sey; daneben behandle er auch noch die Charactere, die ebenfalls einen Haupttheil der Composition ausmachen, und dann die Sprache, in so fern sie den Mythos und die Charactere auf entsprechende Weise zur Darstellung bringe. Den Grund der Poesie, ihre verschiedenen Zwecke oder vielmehr die Gefühle, die sie erwecken solle, und wie diesen Gefühlen die Sprache angepaßt seyn müsse, habe Aristoteles in dem größeren Werke behandelt. Hier gründe er sich auf diese und ziehe gleichsam die Regeln aus dem dort Gefundenen aus — kurz es sey mehr ein belehrendes Handbuch, worauf man bey der Composition zu sehen habe, als eine tiefe Erforschung des Wesens der Poesie selbst. Daraus erkläre sich auch, warum dasjenige, worauf Aristoteles überall das meiste Gewicht lege, der Mythos sey.

Diese Ausscheidung der zwey Werke περὶ ποιητικῆς ist dem Verfasser ein willkommenes Mittel, alle Fragen über den Mangel des Zusammenhanges in unserem Buche — und darin hat man von jeher die größte Schwierigkeit der Erklärung gefunden — mit der einfachen Behauptung niederzuschlagen, darüber sey im ausführlicheren Werke gesprochen, hier in dem kleinen Compendium sey dieses oder jenes übergangen oder nur gelegentlich zur Sprache gebracht, und so weiß er alles Auffallende und Verkehrte zu rechtfertigen. Leider aber ist jenes ausführliche Werk über die Poetik (im Gegensatze von unserer Schrift) durch kein Zeugniß begründet und der ausdrücklichen Aussage des Aristoteles geradezu entgegen, nichts als eine müßige Erfindung des Herrn Düntzer, die weder innere noch äußere Wahrscheinlichkeit in sich trägt. Den strengen Beweis davon haben wir, da dieses das wesentlich neue im Buche ist und andere es leicht eben so bequem als Hr. D. finden möchten, auf Kosten jener angeblichen Autorität die falschesten Urtheile zu verbreiten, anderswo geführt. *) Es muß daher nach wie vor angenommen werden, daß unser Werk das einzige aristotelische über die Theorie der Poesie, wenn auch unvollständig erhalten, und ein anderes außer diesem von Aristoteles nicht verfaßt und den Alten nicht bekannt war.

Den bey weitem größten Raum nimmt der Inhalt der aristotelischen Poetik ein S. 19 — 115, welchem S. 117 — 239 kritische Bemerkungen und Erörterungen beygefügt sind. Hr. D. liefert eine vollständige Exegese jedes einzelnen Capitels in aller Fülle und Breite und weiß dem überlieferten Texte der Art das Wort zu reden, daß sämmtliche Schwierigkeiten der frühern Herausgeber verschwinden und alles in Ordnung zu seyn scheint; ich sage scheint; denn im Grunde hat die Kunst dieser Paraphrase

*) In Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissenschaft; damit schien uns Hrn. Düntzers Schrift hinreichend gewürdigt; obige Anzeige ist nur durch besondere Aufforderung von Seite der Redaction der Gel. Anz. veranlaßt worden.

die wunden Flecken nur weniger sichtbar gemacht, nicht aber gehoben; die Täuschung verschwindet, so wie man das Original zur Hand nimmt und vergleicht; damit kehren alle alten Zweifel und Bedenken wieder, welche die frühern Bearbeiter von jeher geäußert haben und die Poetik allerdings häufiger als sonst ein Buch des Aristoteles mit sich bringt. Wir wenigstens, die wir zusammenhängende Gliederung und strenge Durchführung dieser in allen Schriften unsers Meisters finden, suchen diese an vielen Orten der Poetik auch mit Hilfe Hrn. D. vergebens. Wer kann z. B. glauben, daß Cap. XII., welches die äußerlichen Theile der Tragödie (*κατὰ τὸ ποσόν*), von welchen jeder für sich besteht, vom Prologos bis zum Exodos aufzählt, aber sonst auch nichts als aufzählt, mitten in der Lehre vom Mythos (einem der Theile *κατὰ τὸ ποιόν*) seinen geeigneten Platz hat? Nach Hrn. D. der sprachwidrig die *μέρη τραγῳδίας* den vorher erwähnten *μέρη μύθου* gleichstellt, ist alles einfach; erst stellt Arist. die Arten der Mythen in Hinsicht der Verwicklung dar, und daran knüpft sich ganz natürlich die Art, wie der Mythos in der Tragödie sich gliedert! woraus dann folgen würde, daß die Stasima, Kommoi u. a. Glieder des Mythos sind. Solche Lösungen werden niemanden zufrieden stellen, sie heben nicht die Schwierigkeiten, sondern mehren sie noch.

Viele Störung verursacht in der Mitte des Buches die gewöhnliche Folge, nach welcher Cap. 14. die Lehre vom Mythos feyerlich geschlossen und auf den zweyten wichtigen Theil der Tragödie, die *ἤθη*, übergangen wird, während Cap. 15. so fort ohne Bemerkung, als müßte es so seyn, von der *ἀναγνώρισις*, einem Theile des *μῦθος*, gesprochen ist, und in den nächsten Kapiteln wieder die Theorie des *μῦθος* erscheint, was man zu thun und zu meiden hat. Da es vergebens ist, durch subtile Erklärung die Richtigkeit der bestehenden Ordnung zu erweisen (bey Aristoteles will Gedanke und Zusammenhang nicht wie z. B. in den Reden des Thukydides erst lange aufgesucht seyn, sondern giebt sich immer von selbst), so haben wir nothgedrungen eine Umstellung gewagt, welche alle Härte und Schwierigkeit entfernt, dem Autor sein gewöhnliches Verfahren herstellt, und auch von andern als unerläßlich anerkannt worden ist. Hr. D. vertheidigt die gewöhnliche Folge, was sehr lobens- ja selbst wünschenswerth ist; denn nur wenn die äußerste Noth drängt und keine andere Hilfe mehr bleibt, ist es erlaubt zu solchen Umstellungen seine Zuflucht zu nehmen, und wir sind gewiß zuerst bereit eine gegründete Fürsprache billigend anzuerkennen. Es wird darüber S. 69 bemerkt:

> Der Zusammenhang erklärt sich ganz leicht durch folgende Betrachtung. Aristoteles hat zuerst dargethan, von welcher Art der darzustellende Mythos seyn müsse in Hinsicht der Einheit der Handlung und des zu erregenden *φόβος* und *ἔλεος*; dann zeigt er, welcher Art die *ἤθη* seyn müssen. Diese nun zusammen, *μῦθος* und *ἤθη*, bilden den vom Dichter auf seine Weise zu bearbeitenden Stoff — und Arist. sieht sich hier veranlaßt, einige Bemerkungen zu machen über das, was bey der Darstellung der Tragödie die Sache des Dichters, er spricht von der Erfindung und Behandlung des ihm vorliegenden Stoffes. Und zwar Cap. 16. über die Art, wie der Dichter einen Hauptpunct des tragischen Effects, die *ἀναγνώρισις*, zu erwirken hat, Cap. 17. über die lebendige Darstellung, Cap. 18. über die Schürzung und Lösung nebst einheitlicher Verbindung zu einem Ganzen. Ohne weitern Uebergang, der in der Sache selbst liegt, beginnt Arist. hier, wie nicht selten, indem er an eine vorhergehende Erörterung anknüpft.

Damit ist nur das ungenügende der gewöhnlichen Stellung dargethan, keineswegs diese gerechtfertigt; recht anschaulich tritt dieses durch die Schlußformel Cap. 14. hervor *περὶ μὲν οὖν τῆς τῶν πραγμάτων συστάσεως καὶ ποίους τινὰς εἶναι δεῖ τοὺς μύθους, εἴρηται ἱκανῶς*· wie kann A. *εἴρηται ἱκανῶς* sagen, wenn er bald nachher wieder vom Anfange mit der Lehre *πῶς δεῖ συνιστάναι τοὺς μύθους* beginnt? und wo hat Hr. D. ähnliche Beyspiele in diesem Autor gefunden? Hier kann man, zumal bald nachher die *διάνοια* und *λέξεις* erwähnt werden, der Annahme nicht ausweichen, daß die Cap. 6. angeführten *μέρη τραγῳδίας*, abgesondert, wie die Eintheilung ja selbst nothwendig machte, behandelt werden, und damit ist nach unserm Urtheile jede Möglichkeit entfernt, innerhalb dem Gebiete des einen Theils ohne dringende Veranlassung den längst abgeschlossenen

frühern wieder von neuem aufzunehmen. Hr. D. hat das widersinnige der gewöhnlichen Ordnung durch nichts gehoben, und ich wünsche, daß andere gründlicher und überzeugender die Vertheidigung führen mögen.

Wenn man den neuen Erklärungen des Hrn. D. so häufig widersprechen muß, so ist es die Sprache die dazu nöthigt; der Verf. scheint dieser in dem erforderlichen Grade nicht ganz mächtig zu seyn, noch weniger hat er sich die Individualität seines Autors eigen gemacht. Er hält sich ängstlich an die handschriftliche Ueberlieferung und sucht alles ungriechische auf gut Glück zu deuten. Dieses Extrem ist nicht minder zu tadeln, als wenn man, wo alles heil und gesund ist, ändern und zeigen wollte, wie auch glänzender Scharfsinn in die Irre gehen kann; denn es hindert das richtige Verständniß und das Eindringen in den Gedanken des Schriftstelles. Wenn aber selbst offene Anklage gegen die erhoben wird, welche das Element der Sprache weit besser als der Verf. handhaben S. 6:

> Es ist zu bedauern, wenn selbst geistreiche Philologen, wie Bergk und Schneidewin, kaum einen Schriftsteller lesen können, ohne nach Art eines Correctors nach Irrigem zu jagen; es ist bey vielen so, als ob die Lust am Schriftsteller nur hierin bestehe! Hinc illae lacrimae.

so scheint uns darin nur ein stillschweigendes Bekenntniß eigener Schwäche zu liegen. Wir wenigstens gestehen, daß uns eine Emendation des Hrn. Bergk gewöhnlich mehr Gefallen abnöthigt, als zehn Explicationen des Hrn. D., in welchen nach einem beliebten Ausdrucke die Stelle zum erstenmal richtig gedeutet ist; gewiß ist dieses ein Gebiet, in welchem der Verfasser noch große Fortschritte machen kann. Beyspiele wird ein kundiger Leser des Aristoteles leicht finden, hier genüge ein einziges. Cap. XXIV. sagt Arist., daß die epische Poesie die nämlichen Eigenschaften enthalte, wie die Tragödie, dieselben vier εἴδη, sie sey ἢ ἁπλῆ ἢ πεπλεγμένη ἢ ἠθικὴ ἢ παθητική, ferner dieselben μέρη, nur nicht die μελοποιΐα und ὄψις, also μῦθος, ἤθη, διάνοια, λέξις, alles das habe Homeros zuerst und recht gut in Anwendung gebracht: οἷς ἅπασιν Ὅμηρος κέχρηται καὶ πρῶτος καὶ ἱκανῶς. καὶ γὰρ καὶ τῶν ποιημάτων ἑκάτερον συνέστηκεν ἡ μὲν Ἰλιὰς ἁπλοῦν καὶ παθητικόν, ἡ δὲ Ὀδύσσεια πεπλεγμένον· ἀναγνώρισις γὰρ διόλου καὶ ἠθική. πρὸς δὲ τούτοις λέξει καὶ διανοίᾳ πάντας ὑπερβέβληκεν. Hier bietet sich der Sinn so einfach und natürlich dar, daß noch niemand ein Bedenken getragen hat; dagegen erinnert Hr. D. S. 97:

> Diese Erklärung kann mir, obgleich man nach der gewöhnlichen Verbindung nicht anders zu erklären weiß, nicht ganz genügen; denn da er eben vier εἴδη genannt hatte, wie sollte er denn jetzt bloß zwey Hauptarten annehmen? Arist. will zeigen, daß sowohl das Einfache, als das Verflochtene, Ethische und Pathetische bey Homer sich schon auf passende Weise verbunden zeige. Ich nehme nun συνέστηκεν in prägnanter Bedeutung für wohl komponiren, oder ergänze das vorhergehende ἱκανῶς zu ihm. „Denn beyde Gedichte hat er ordentlich komponirt; die Ilias ist nämlich u. s. w. So, denke ich, wird den Worten keine Gewalt angethan, wie es der Fall ist, wenn man τῶν ποιημάτων ἑκάτερον alle obigen Arten des Epos übersetzt — wer kann dieses anders als auf Ilias und Odyssee beziehen! — und es kommt ein ganz passender Gedanke heraus.

d. h. Hr. D. hat συνέστηκεν entweder für den Aorist gehalten, oder sich nicht erinnert, daß das Perfectum nur intransitive Bedeutung habe. In derselben Stelle aber hat er die richtige Verbindung erkannt: πεπλεγμένον (ἀναγνώρισις γὰρ διόλου) καὶ ἠθική, nur ist ihm Castelvetro längst zuvorgekommen, welcher mit Recht ἠθικόν verbessert, während Hr. D. verkehrt genug ἠθική zu schützen sucht. Homer kennt alle Arten, seine Ilias ist ἁπλοῦν καὶ παθητικόν, die Odyssee πεπλεγμένον καὶ ἠθικόν, aber Hr. D. fordert unmögliches, nach ihm soll dasselbe Gedicht die entgegengesetzten Eigenschaften haben, zugleich ἁπλοῦν und πεπλεγμένον seyn!

Bey dieser entschiedenen Richtung des Hrn. D. abergläubisch an dem überlieferten Buchstaben zu haften, darf man nicht erwarten, daß, wo Vorgänger das wahre eingesehen und nachgewiesen haben, er dieses anerkennt; er vertheidigt hartnäckig das falsche, um jeder Aenderung auszuweichen, z. B. Cap. VIII., wo die Einheit des Mythos gelehrt wird: μῦθος δ' ἐστὶν εἷς, οὐχ ὥσπερ τινὲς

φοῦνται, ἐὰν περὶ ἕνα ᾖ· πολλὰ γὰρ καὶ ἄπειρα τῷ γένει συμβαίνει, ἐξ ὧν ἐνίων οὐδέν ἐστιν ἕν· οὕτω δὲ καὶ πράξεις ἑνὸς πολλαί εἰσιν ἐξ ὧν μία οὐδεμία γίνεται πρᾶξις. Hier wird jeder an τῷ γένει Anstoß nehmen und die Verbesserung des Victorius τῷ γ' ἑνὶ (wobey nur γ' unrichtig ist) als treffend anerkennen; dagegen Hr. D. in seiner schwerfälligen Paraphrase eine uns unverständliche Erklärung giebt: Denn wie vieles in seiner Art, der Art nach Unbegrenztes, Unbestimmtes, also ganz Verschiedenartiges sich ereignet, aus dem, wenn man einiges herausnimmt zur Behandlung, dennoch kein Ganzes sich ergiebt, so kann auch eine Person Vieles thun, aus dem, wenn man es verbindet, noch keineswegs ein Ganzes, eine μία πρᾶξις hervorgeht; wozu S. 143 die Bemerkung gemacht ist:

> Victorius fand statt γένει in einer Handschrift γ' ἑνί, *) was Hermann und R. nicht hätten aufnehmen sollen. Dann würde, wie R. bemerkt, ein ganz falscher Gegensatz hervortreten. Arist. will hier nur sagen, wie, wenn man aus allem, was geschieht, Einzelnes herausnimmt, daraus noch keine Einheit sich bildet, so auch nicht aus einander gereihten Handlungen einer Person. Ueber γένυς vrgl. Top. I. 5. und oben Cap. 1. τῷ γένει ἕτερα

ganz einfach wird von dem allgemeinen, was einer Person zutreffen kann, auf das specielle, die Handlungen derselben übergegangen, weder hier noch dort ergiebt sich ein nothwendiger Zusammenhang. Aehnlich Physik. II, 5 τὸ δὲ κατὰ συμβεβηκὸς ἀόριστον· ἄπειρα γὰρ ἂν τῷ ἑνὶ συμβαίη. Auch mußte die Form ἄπειρα τῷ γένει durch Beyspiele begründet werden, denn was soll die Berufung auf Topik, wo von γένος im allgemeinen gesprochen wird? der dem Arist. sonst gebräuchliche Ausdruck τῷ γένει ἕτερα ist nicht gleichbedeutend und Cap. 1., worauf der Verf. sich beruft, selbst unsicher. Dort wird die Verschiedenheit der Künste aus der Verschiedenheit der Nachahmung abgeleitet: διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων τρισίν· ἢ γὰρ τῷ γένει ἑτέροις μιμεῖσθαι ἢ τῷ ἕτερα ἢ τῷ ἑτέρως καὶ μὴ τὸν αὐτὸν τρόπον. Betrachtet man diese Stelle genauer, so wird man γένει nicht nur müßig, sondern selbst unrichtig finden; ich vermuthe τῷ ἐν ἑτέροις μιμεῖσθαι, dieses ist die dem Arist. gewöhnliche Ausdrucksweise, so gleich nachher ἅπασαι μὲν ποιοῦνται τὴν μίμησιν 'EN ῥυθμῷ καὶ λόγῳ καὶ ἁρμονίᾳ und am Schluße dieses Capitels ταύτας μὲν οὖν λέγω τὰς διαφορὰς τῶν τεχνῶν 'EN οἷς ποιοῦνται τὴν μίμησιν. Cap. III. καὶ γὰρ 'EN τοῖς αὐτοῖς καὶ τὰ αὐτὰ μιμεῖσθαι ἔστιν, am deutlichsten daselbst: ἐν τρισὶ δὴ ταύταις διαφοραῖς ἡ μίμησίς ἐστιν, ὡς εἴπομεν κατ' ἀρχάς, 'EN οἷς τε καὶ ἃ καὶ ὥς. und damit ist eben auf obige fragliche Stelle hingewiesen, zum deutlichen Beweise, daß dort nicht γένει ἑτέροις, sondern ἐν ἑτέροις, geschrieben stand, vergl. Cap. VI.. Nur einmal steht der Dativ allein, aber auch in etwas verschiedenem Sinne und nicht von derselben Sache Cap. VI. οἷς μὲν γὰρ μιμοῦνται, δύο μέρη ἐστιν, ὡς δὲ μιμοῦνται ἕν, ἃ δὲ μιμοῦνται, τρία.

Obschon fast jedes Blatt Veranlassung zu gegründeter Gegenrede genug giebt, so sind wir doch weit entfernt, Hrn. D.'s Unternehmen für ganz erfolglos zu erklären; seine Widerlegung von Ritters Hypothesen muß meistens als gelungen anerkannt werden, aber diese Phantasieen waren solcher Anstrengung nicht werth, und der Verf., glauben wir, würde weit besser gethan haben, erst nach einem ernsteren Studium des Aristoteles — wir haben hier nur die Frucht des ersten Umgangs mit der Poetik des Philosophen — mit erläuternden Beyträgen aufzutreten; wir hoffen jedoch, daß dieser Anfang ihn zu näherer Bekanntschaft mit den Werken des Stagiriten führen wird, und werden dann mit Freude seinen Forschungen entgegensehen.

Spengel.

*) Nicht in einer Handschrift fand Victorius γ' ἑνί, sondern es ist dessen gründlich dargelegte Emendation; die Flüchtigkeit des Hrn. D. ließ ihm wahrscheinlich die Worte Ritters: Victorius γ' ἑνί pro γένει a se inventum commendavit, arg mißverstehen.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.